# Reisen

und

# Länderbeschreibungen

der

## älteren und neuesten Zeit,

## eine Sammlung

der

interessantesten Werke über Länder- und Staaten-Kunde, Geographie und Statistik.

---

Herausgegeben

von

**Dr. Eduard Widenmann,**

Redacteur des Auslandes,

und

**Dr. Hermann Hauff,**

Redacteur des Morgenblattes.

---

**Vierunddreißigste Lieferung.**

Stuttgart und Tübingen,

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1850.

# Die Entdeckungsexpedition

der

## Vereinigten Staaten

in den Jahren 1838 bis 1842

unter

## Lieutenant Charles Wilkes.

Von ihm selbst beschrieben und nach der Originalausgabe
abgekürzt übersetzt.

---

## Zweiter Band.

---

Stuttgart und Tübingen,
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1850.

# Vorrede.

Wir haben dem, was wir in der Vorrede des ersten Theils bemerkt, nur wenige Worte beizusetzen, und dieß Wenige soll nur bestimmt seyn, die vorgenommenen Auslassungen und Abkürzungen, wodurch mehr als dritthalb Bände des Originals auf Einen Band in der Uebersetzung ermäßigt wurden, zu rechtfertigen. Der Inhalt des vorliegenden Bandes umfaßt den Aufenthalt der Expedition auf der noch so wenig bekannten Fidschi-Gruppe, dann auf den Sandwichinseln, an der Nordwestküste Amerika's, und endlich die Heimfahrt über die Philippinen, den Sulu-Archipel, Singapore und das Cap nach New-York. Der erste Abschnitt, der Aufenthalt auf der Fidschi-Gruppe, ließ, weil dieser Theil Oceaniens einer der mindestbekannten ist, am wenigsten Abkürzung zu, schon mehr der zweite über die Sandwichinseln, obwohl hier die Expedition auf den Gipfel des Mauna-Loa, die in wissenschaftlicher Hinsicht am interessantesten ist, nicht umgangen werden durfte. Der Aufenthalt an der Nordwestküste Amerika's ist sehr abgekürzt, und namentlich das besondere Capitel über die Indianer jenes Landstriches ganz gestrichen, weil Capit. Wilkes seitdem, veranlaßt durch die Besetzung des Oregongebiets und Californiens von Seite der Vereinigten Staaten, selbst eine neue Schrift über die dortigen Indianerstämme erscheinen ließ, und dabei bemerkte, er habe mit vielen und beachtenswerthen Einzelnheiten über jene Indianerstämme zurückgehalten, weil er nicht geglaubt, daß jene Länder sobald von den Vereinigten Staaten besetzt werden würden. Wer sich näher um Geschichte und Ver-

hältnisse der in raschem Verlauf hinsterbenden Stämme des amerikanischen Westens bekümmert, muß dieß neue Werk des Capit. Wilkes zur Hand nehmen. Das Capitel über die spanische Geschichte Californiens ist gleichfalls so gut wie ganz gestrichen worden, da es wenig anderes mittheilt, als was seit der Entdeckung des Goldreichthums dieses Landes schon in vielen Schriften mitgetheilt worden. Aus leicht begreiflichen Gründen wurde auch die Colonialgeschichte Singapore's und des Caps übergangen, da Wilkes in dieser Beziehung nichts Neues lieferte. Das Wesentliche aus dem fünf Bände starken Werk hoffen wir immerhin mitgetheilt, und dadurch den naturhistorischen und ethnologischen Forschungen von Dana, Pickering und Hale die nöthige historische Grundlage geliefert zu haben. Die Werke dieser drei Männer, welche leider in einem Format (Quart) und mit einem typographischen Aufwand erschienen sind, der sie vielen Lesern fast unzugänglich macht, bleiben ohne die Begleitung der Geschichte der Reise, welche hiezu das Material lieferte, höchst unvollständig, namentlich das Werk von Dr. Pickering (Races of Man) und Dr. Hale (United States Exploring Expedition. Ethnography and Philology. By Horatio Hale). Besonderes Interesse verdient das Schlußcapitel des Werkes von Wilkes: Strömungen und Wallfischfang, das so gut wie ganz unverkürzt gegeben wurde, und so ziemlich das Ergebniß der bisherigen Forschungen über die Strömungen im Ganzen und den Kreislauf der Gewässer des Meeres zusammenfaßt.

Augsburg, im Juli 1850.

**Der Uebersetzer.**

# Inhalt des zweiten Bandes.

# Die Entdeckungsexpedition

der

# Vereinigten Staaten.

## Erstes Capitel.

### Ovolau im Jahre 1840.

Am 4 Mai mit Tagesanbruch steuerte das Geschwader aus dem Hafen von Nukualofa, passirte durch eine schmale Wasserstraße über die Riffe hinaus und wandte sich mit Beisetzung aller Segel gen Westen, wobei der Wind von O. N. O. wehte. Um Mittag hatten wir die Inseln Honga Tonga und Honga Hapai nördlich von uns; beide liegen hoch und sind von Tonga 27 Meilen entfernt. Am 5 sahen wir die Schildkröten-Insel und bestimmten ihre Lage zu 178° 33′ W. L. und 19° 48′ S. B.; *) sie hat das Aussehen eines kleinen runden Knollen. Der Wind blies frisch von S. O. und nachdem es dunkel geworden, beschloß ich beizulegen, um den Anbruch des Tages, in einiger Entfernung von den südlichen und östlichen Inseln der Fidschi-Gruppe, abzuwarten. Seit unserer Abfahrt von Tonga zeigten sich bei der Mannschaft in Folge der Bisse, welche sie erhalten, viele Geschwüre, die, entzündet, schwer zu heilen und bei den anscheinend Gesündesten vorherrschend waren. Gerade mit Tagesanbruch bemerkten wir ein Eiland und zu gleicher Zeit eine große Sandbank etwa eine halbe Meile von uns entfernt; hätte die Dunkelheit eine halbe Stunde länger angedauert, so wären wir ohne Zweifel auf die letztere aufgefahren, da ich mich derselben auf noch nicht fünf Meilen nahe glaubte. Unsere unerwartete Nähe wurde durch eine starke nördlich gehende Strömung verursacht.

*) Spätere Beobachtungen des Porpoise stellten die Länge zu 178° 37′ 13″ W. und die Breite zu 19° 50′ S. fest.

Um 6 Uhr Morgens begannen wir unsere Beobachtungen, und um 8 Uhr gab ich dem Porpoise ein Zeichen, er möge sich von uns trennen, damit Lieutenant-Commandant Ringgold die erhaltenen Befehle ausführe. Wir setzten unsere Fahrt in Begleitung des Peacock und Flying-Fish fort. Ich hatte eine Karte des vergleichsweise unbekannten Meeres, welches wir zu durchschneiden im Begriff waren, ausgearbeitet, allein das Wetter war drohend und da wir erst am Morgen durch ein Beispiel erfahren hatten wie gefährlich das Meer sey, so hielt ich es für klug mich fern zu halten, was ich um 2 Uhr Nachmittags that.

Um 5 Uhr wurde vorwärts und am Lee-Bug Land gemeldet; es stellte sich heraus, daß es die Insel Totoia war, die, wie ich nun fand, 30 Meilen abseits der ihr von frühern Seefahrern zugeschriebenen Stelle lag. Ich entschloß mich mit einemmale in die Gruppe zu segeln, indem ich mich überzeugt fühlte, daß wir auf diese Weise viel Zeit gewinnen und wahrscheinlich auch ruhigeres Fahrwasser finden würden; die Gefahren welche wir zu bestehen haben mochten, waren auf den beiden Wegen wohl gleich groß. Es blies nun ein frischer Wind, was uns nöthigte drei Reffe in den Marssegeln zu nehmen. Es ist durchaus kein Vergnügen über ganz unbekannten Grund hinzufahren, besonders in einer finstern Nacht, vor einem frischen Wind, mit einer Schnelligkeit von sieben bis acht Meilen in der Stunde. Die See war ungewöhnlich leuchtend, und die Nacht durch Regen und Nebel äußerst unangenehm. Der Peacock und Flying-Fish folgten uns. Der Morgen stellte sich schön ein und mit Tagesanbruch waren wir nahe bei dem Hufeisen-Riff, das uns allen unbekannt war außer Tom, der glaubte, daß wir wenigstens 20 Meilen von demselben entfernt seyn müßten. Wir fanden uns nun mitten unter einer Anzahl schöner Eilande, nämlich *) Goro, Vanua-levu und Somu-somu rechts von uns; Nairai, Ambatiki und Matuku links von uns, während wir Ovolau, Wakaia und Mokungai gerade vor uns hatten; sie waren alle von weißen runden Riffen eingeschlossen. So schön war ihr

---

*) Bei der Orthographie der Namen der Fidschi-Gruppe folgte ich der Aussprache und nicht der eigentlichen Construction der Sprache, die in einem folgenden Capitel erläutert werden wird.

Anblick, daß ich mich im Geiste kaum zur Anerkennung der wohlbekannten Thatsachen bringen konnte, daß sie der Aufenthalt einer rohen, wilden und hinterlistigen Race von Kannibalen seyen.

Jedes Eiland hat seine eigenthümliche Schönheit, doch das Auge sowohl als der Geist fühlten sich am meisten befriedigt und angezogen durch den Anblick von Ovolau, das, als wir näher kamen, mehr einen Anschein von Cultur hatte als die übrigen; es ist auch am höchsten, zerrissensten und pittoreskesten. Des schwachen Windes wegen erreichten wir diesen Abend den Hafen von Levuka nicht mehr, und brachten die Nacht auf der offenen See zwischen Ovolau und Wakaia zu. Am 8 Mai, mit Tagesanbruch, waren wir dem Hafen nahe und steuerten ihm nun mit vollen Segeln zu. Um 9 Uhr waren wir beim Eingang angelangt, und da der Wind nur schwach wehte, so gebrauchte ich, indem wir eine nur 800 Fuß breite Durchfahrt zu passiren hatten, die Vorsicht die Boote auszusetzen und sie vor uns her zu senden um uns zu bugsiren. Anfänglich ist es nicht wenig beängstigend sich diesen Einfahrten bei einem schwachen Winde und oftmals bei einer starken entweder herauskommenden oder hineingehenden Strömung zu nähern. Das Schiff schwankt und wird herumgeschleudert, wie es sich den Riffen nähert, an welchen das tiefblaue Wasser des Oceans als weißer Gischt hinauf zischt, und wo man keine Sicherheit hat, bis der Eingang erreicht ist, wo sich ein schönes und ruhiges Bassin vor den Blicken aufthut.

Die merkwürdige Eigenthümlichkeit dieser Korallenhäfen, wenn ich sie so nennen darf, ist, daß man in dem nächsten Augenblick wo man das Meer verlassen hat, ebenso sicher ist wie in einem künstlichen Dock. Dieß ist hauptsächlich bei dem Hafen von Levuka der Fall. Der Strand war mit Eingebornen bedeckt, die unsere Annäherung mit ihrer gewohnten Neugierde beobachteten, und es machte uns Vergnügen das Beifallsgeschrei der am Gestade versammelten Menge zu hören, wenn sie die Matrosen, welche sämmtlich weiß gekleidet waren, am Takelwerk hinaufeilen sahen, um die Segel einzuziehen.

Bei unserer Anfahrt an den Ankerplatz sahen wir ein kleines Boot, in welchem sich David Whippy, einer der vornehmsten der weißen Ansiedler, mit einem seiner nackten Kinder befand. Dieser Mann war wegen der schlechten Behandlung, die er an

Bord erfahren hatte, von einem Schiffe, das mit dieser Gruppe Handel trieb, geflohen, befindet sich jetzt schon seit achtzehn Jahren auf dieser Insel, und ist der angesehenste Mann unter den Weißen. Er wird als ein königlicher Botschafter oder Maticum Ambau betrachtet, und steht bei den Häuptlingen in großem Ansehen. Er spricht ihre Sprache gut und ist ein kluger ehrlicher Mann, der den Charakter der Eingebornen ganz genau kennt. Ich hatte schon lange von seinem guten und ausgezeichneten Charakter gehört. *) Er kam augenblicklich an Bord, um uns zu bewillkommnen, und nachdem wir in der Nähe der Stadt Anker geworfen hatten, brachte er uns Tui Levuka, den Häuptling der Stadt Levuka. Dieser Würdenträger war ein starker, wohlgestalteter, stämmiger und athletischer Mann, der fast ganz nackt ging, mit Ausnahme eines knappen Maro mit langen hinten und vorn herunterhängenden Enden weißer Tapa, und eines ungeheuern Turbans von weißer wolliger Tapa um den Kopf. Diese Turbane bezeichnen die Häuptlinge und haben oben häufig einen kleinen Kranz von Blumen. Sein Gesicht war von glänzendem Schwarz und für diese Veranlassung eigens gemalt; er hatte etwas gutmüthiges in seinem Ausdruck und schien nach wenigen Augenblicken schon sich vollkommen behaglich zu fühlen. Der herkömmlichen Sitte gemäß machte ich ihm ein Geschenk von zwei Wallfischzähnen und zwei Faden rothen Tuchs, womit er sehr zufrieden war; er schlug seine Hände mehreremale zusammen, was bei ihnen ein Zeichen des Dankes ist. Sein Haar war gekräuselt, und auf der einen Seite hatte er eine kleine 12 oder 14 Zoll lange Nadel von Fischbein stecken; er ließ mich nicht lange im Zweifel darüber, wozu dieselbe benützt werde, denn er handhabte dieselbe fortwährend um sich damit auf dem Kopf zu kratzen, da ihm das Ungeziefer nicht wenig lästig seyn mochte. Er zeigte sich sehr bereitwillig alles für mich zu thun, und sagte mir, daß jedes Stück Land, das ich einzunehmen wünsche, den Landsleuten seines Freundes Whippy zu Diensten stehe. Hr. Drayton machte während unsers Aufenthalts ein Daguerreotyp-Bild von ihm, während er gegen einen Baum lehnte.

---

*) Seit unserer Rückkehr ist er zum Viceconsul auf der Fidschi-Gruppe ernannt worden.

Ovolau ist der hauptsächliche Wohnplatz der Weißen auf dieser Gruppe, deren Verhalten und gute Aufführung ich im allgemeinen lobend erwähnen muß; auf meiner ganzen Reise fand ich keine braveren Männer wie hier. Ich bat sie uns während unseres Aufenthalts als Dolmetscher zu dienen, was uns im Verkehr mit den Eingebornen zum großen Nutzen gereichte.

Ich veranlaßte den Häuptling sogleich eine Botschaft nach Ambau zu schicken, um den König Tanoa von meiner Ankunft und meinem Wunsche ihn zu sehen zu benachrichtigen. Damit erreichte ich den doppelten Zweck: daß ich von vornherein eine gewisse Autorität über ihn in Anspruch nahm und zugleich auch (wie ich erfuhr) der Landessitte gemäß handelte; allein ich zweifelte ob er kommen werde, da er schon alt und ein mächtiger Häuptling war. Doch dachte ich, daß es den Versuch lohne, da, wenn er wirklich gehorchte, dieß als eine Anerkennung meiner Superiorität betrachtet werden würde, was mir bei allenfalls vorkommenden Streitigkeiten von großem Nutzen seyn mußte. Außerdem hoffte ich dadurch die Ehrfurcht der Eingebornen vor uns bedeutend zu erhöhen.

Die Stadt Levuka enthält ungefähr vierzig Häuser; sie liegt auf der Ostseite der Insel Ovolau in einem ruhigen und friedlichen Thale, umgeben von einem dichten Gehölz von Cocosnuß- und Brodfruchtbäumen, durch welches ein Bach frischen klaren Wassers nach dem Strand hinläuft; gegen Westen erheben sich zerklüftete vulcanische Felsen und bilden den Hintergrund.

Das Fachwerk der Häuser ist von dem Holze des Brodfruchtbaumes gefertigt und innen mit Rohr ausgefüllt, während das Dach mit wildem Zuckerrohr bedeckt ist. Sie sind gewöhnlich von länglichter Form, 20 bis 25 Fuß lang und 15 Fuß breit.

Das ansehnlichste und merkwürdigste Gebäude ist das Mbure- oder Geisthaus, das auf einem aufgeworfenen und ummauerten Hügel erbaut ist; seine Verhältnisse sind außerordentlich seltsam, da es fast zweimal so hoch als an der Basis breit ist und ein eigenthümliches, spitzzugehendes Dach hat; das Stück Holz, welches als First dient, steht an jedem Ende 3 bis 4 Fuß vor, ist mit einer Menge weißer Muscheln (Ovula cypraea) bedeckt, und hat zwei lange Stangen oder Spieße, welche es in rechten Winkeln durchschneiden. Am Ende der Bedachung sind die Dächer

fast aller Häuser etwa einen Fuß dick, stehen 18 Zoll bis 2 Fuß vor und bilden dadurch Abläufe, welche sie vor der Feuchtigkeit schützen. Sie haben meist zwei Thüren und in der Mitte einen aus einigen wenigen Steinen aufgerichteten Feuerplatz; das Geräthe besteht aus einigen Gefäßen, Matten, verschiedenen großen Krügen aus Lehm und vielen Trinkgefäßen, da sie das Töpfergeschäft ungemein stark treiben. Die Schlafstätte ist meist einen Fuß höher als der übrige Theil des Bodens.

Da ich den Plan, welchen ich bei der Erforschung dieser Gruppe verfolgen wollte, bestimmt festgesetzt hatte, so wollte ich einige der Hauptpunkte sowohl mir als den Officieren fest einprägen, und ordnete deßhalb an, daß mich eine große Partie von jedem Schiff am folgenden Morgen auf einen der hohen Piks der Insel, Andulong genannt, begleiten sollte, auf welchem Ausfluge wir die Barometer u. s. w. mitnahmen um seine Höhe zu messen. Ferner ließ ich einen Befehl ergehen, daß alle Officiere, wenn sie das Schiff verließen, stets bewaffnet seyn sollten, da ich mich überzeugt hielt, daß jede Vorsicht getroffen werden müsse, um Ueberraschungen irgendwelcher Art vorzubeugen; ferner schärfte ich ihnen möglichste Umsicht und Wachsamkeit ein, die, wie ich aus einigen Fällen, welche mir Whippy und Andere erzählten, ersah, höchst nothwendig war, und endlich befahl ich noch, daß die Boote beider Schiffe sich zum Behuf der anzustellenden Beobachtungen in Bereitschaft halten sollten.

Ich erfuhr, daß etwa vierzig Weiße ihren Aufenthalt hier genommen hätten, allein wir fanden nur zwölf, welche alle mit eingebornen Weibern verheurathet waren und große Familien hatten.

Wir fanden hier eine kleine Sloop vor Anker liegen, ein Vorrathsschiff des Leonidas, Capitän Eagleston, der sich auf einem andern Eilande befand, um die gefangenen Holothurien zur Aufbewahrung zu bereiten; sie war unter der Aufsicht ihres ersten Officiers, Hrn. Winn, der auf den verschiedenen Inseln Schildpatt einhandelte. Er berichtete mir, daß einer seiner Leute von dem Boote weggelockt, ermordet und wahrscheinlich aufgefressen worden sey: dieß soll nahe bei Muthuata, an der Nordseite von Vanua-levu vorgefallen seyn. Hr. Winn hatte

mit nur vier oder fünf Mann in diesem kleinen Boote, denn Schiff konnte man es nicht nennen, an der Gruppe herum Handel getrieben; in einem kleinen Schiffchen oder eigentlich einem Kahn, der nur einen Mann faßte, war ein Matrose ans Ufer geschickt worden mit dem Auftrag sich zu erkundigen, ob die Eingebornen etwas zum Eintauschen hätten. Bei seiner Landung wurde er vom Strande weggeführt und kehrte nicht mehr zurück. Dieser Vorfall erregte später unsere Aufmerksamkeit und unser Benehmen in Bezug auf denselben wird an dem gehörigen Orte besprochen werden.

Am Morgen des 9 Mai zeigte sich das Wetter schön, und um $7\frac{1}{2}$ begaben wir uns alle mit unsern Instrumenten an das Land. Auf dem Schiff wurde der Befehl zurückgelassen, auf ein von der Spitze des Andulong gegebenes Zeichen Kanonen abzufeuern. Ich stellte beide Barometer auf, und machte verschiedene Vergleichungen, übergab aber später einen derselben einem Officier, um damit halbstündliche Beobachtungen anzustellen. Dann machten wir uns auf nach dem Andulong-Pik, der anscheinend nur eine kurze Wegstunde entfernt war. Unsere Gesellschaft bestand aus 25 Officieren und den Naturforschern; einige, welchen ein so sehr ermüdendes Klettern ganz ungewohnt war, blieben zurück und mußten umkehren, und selbst der Stärkste unter uns mußte sich nicht wenig anstrengen, um alle die Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich uns auf unserm Wege von allen Seiten entgegenstellten: da mußte man einen 15 bis 20 Fuß hohen senkrechten Abhang erklimmen, dort einen schmalen Berggrat übersteigen und dann wieder plötzlich in eine tiefe Schlucht hinabsteigen. Der ganze Weg war in Zwischenräumen mit Weinreben bedeckt und das Gehen sehr gefährlich durch die Menge vorstehender Wurzeln und den schlüpfrigen Schlamm; auch Wasser sprudelte fortwährend über unsern Pfad aus zahlreichen kleinen Bächen, welche die Schluchten hinab sich ergossen. Der letzte Abschnitt des Bergs war jäh und spitzig, und zu unsern Füßen breiteten sich auf beiden Seiten mehrere hundert Fuß tiefe Abgründe aus. Beim Hinaufsteigen bemerkte ich, daß unsere eingebornen Führer, wenn sie an einen gewissen Ort kamen, ein Blatt abpflückten und zu Boden warfen; auf meine Frage erwiderte mir Whippy, daß an dem Platze ein Mann erschlagen worden sey. Dieß

wurde als eine Ehrfurchtsbezeugung gegen denselben angesehen, und wenn es unterlassen wird, so glauben sie, daß sie selbst bald getödtet werden. Nach der Anzahl der Plätze zu schließen, an welchen diese Sühnopfer gebracht wurden, haben viele Schlachtopfer auf diesem Wege ihren Tod gefunden. Der Pfad, welchem wir über den Berg folgten, war die Straße nach den innern Städten, und die Bewohner dieser Berge stehen bei der Kannibalen-Bevölkerung der Küste in dem Rufe großer Wildheit! Gerade vor Eintritt der Mittagszeit erreichten wir die Spitze des Andulong, und es gelang uns die Meridianbreite zu ermitteln. Die Scene, welche sich jetzt vor uns aufthat, war wahrhaft schön; die malerischen Thäler der Insel Ovolau lagen in ihrer ganzen Ausdehnung vor uns ausgebreitet, hie und da Flecke angebauten Landes in bunter Mischung mit Cocosnuß- und Brodfruchtbaumwäldchen; wir sahen die Städte in fast unzugänglichen Lagen und, ihr kleines Gebiet überschauend, rings um uns erhoben sich die verschiedenen Bergspitzen, alle in den groteskſten Formen zerklüftet und durchbrochen, und nur eine von ihnen, die von Dille-ovolau, überragte den Berg, auf welchem wir uns befanden, um etwa 200 Fuß; rings in der Runde, auf weiten Abständen, sah man die verschiedenen Eilande der Gruppe und die phantastischen nadelförmigen Piks von Vanua-levu ganz deutlich, obgleich sie 60 Meilen entfernt waren. Die einzelnen Riffe konnte man, da sich das Wasser an ihnen brach, meilenweit verfolgen, bis man sie im dichten Nebel aus dem Gesicht verlor. Das Geschwader lag ruhig unter uns, und jede Gefahr, welche die Sicherheit eines Schiffes bedrohen konnte, war so deutlich bemerkbar, als ob dieselbe schon auf unserer Karte bezeichnet wäre. Ich hieß nun jeden Officier eine Reihe von Winkeln zwischen all den Punkten, Piks und Inseln beobachten und die Namen derselben verzeichnen; diese erhielt man durch die Dolmetscher. Dann wurde der Barometer aufgestellt und mit den Beobachtungen begonnen. Das Zeichen wurde jetzt gegeben, und auf dem Schiffe Kanonen abgefeuert, wobei wir die Zeit bemerkten, welche von den Augenblick an verging wo wir den Blitz sahen, bis zu dem wo wir den Schall hörten. Auch die Vertiefungswinkel wurden von allen Gegenständen genommen. Die Resultate dieser verschiedenen Beobachtungen ergaben die

Höhe des Andulong zu 2070 Fuß. Wir blieben bis gegen Sonnenuntergang auf dem Gipfel, und erhielten viele Nachrichten über die Lage aller der Inseln und Riffe, welche uns rings umgaben, was uns für das weitere Fortschreiten unserer Arbeiten von großem Nutzen war.

Das Niedersteigen erwies sich noch als weit beschwerlicher und gefährlicher wie das Aufsteigen, und die Schlüpfrigkeit des Pfades brachte uns häufig in Berührung mit scharfen Felsen. Ich sah noch bei keiner Gelegenheit einen Trupp Menschen so unbeholfen als uns im Vergleich mit den Eingebornen und den weißen Ansiedlern, welche gleich Gemsen über die Felsen hineilten. Die Dunkelheit überfiel uns, noch ehe wir die Stadt erreicht hatten; es kamen übrigens viele Eingeborne mit Fackeln, die aus trockenen Cocosnußblättern gemacht waren, um uns auf dem Wege zu leuchten, und so erreichten wir unsere respectiven Schiffe, zwar ohne Unfall aber sehr ermüdet. Unsere Sammlungen wurden mit vielen neuen Gegenständen vermehrt, und ich glaube alle waren zufrieden eine Gelegenheit gehabt zu haben, von einem so erhabenen Standpunkte aus dieses Labyrinth von Inseln, Riffen und Sandbänken beobachten zu können.

Die Insel Ovolau ist acht Meilen lang, von Norden nach Süden gerechnet, und bei sieben Meilen breit von Ost nach West; sie ist von vulcanischer Bildung und ihre Felsen bestehen aus Conglomerat oder Puddingstein; sie ist hoch und durchaus zerrissen. Die Thäler dehnen sich auf kurze Entfernungen in das Innere hinein aus und sind nur wenig eben, dagegen aber ausnehmend fruchtbar, mit einem tiefen und fruchtbaren Boden, und sehr gut angebaut. Die Häfen werden alle durch die Riffe gebildet, und wenn dem nicht so wäre, so fänden sich nur wenige auf der Insel vor; der von Levuka ist sicher, hat guten Ankergrund und ist leicht zugänglich.

Da Ovolau mir der geeignetste Punkt für meinen Zweck schien, so wählte ich für mein Observatorium einen vorspringenden, etwa 30 Fuß über das Gestade sich erhebenden Punkt aus, wo hinreichender Raum zur Aufstellung unserer Zelte und Häuser war. Ich erhielt auch einige Acker Landes von dem Häuptling zur Anlegung eines Gartens, der wohl eingezäunt

und der Leitung unseres Horticulturisten, Hrn. Brackenridge, unterstellt wurde.

Am 11 wurden die Instrumente, Zelte u. s. w. gelandet und aufgestellt. Die Eingebornen waren äußerst erstaunt ein Dorf oder eine Stadt, wie sie es nannten, in wenigen Stunden aufgerichtet und alles völlig geordnet zu sehen; noch mehr aber erregten die Schildwachen, welche aufgestellt waren, um jeden Unberufenen fern zu halten, ihre Neugierde.

Nachdem alle die nöthigen Anordnungen getroffen waren, wurden mehrere Cutters zur Aufnahme verschiedener Inseln abgeordnet, ihnen Lootsen und Dolmetscher mitgegeben, und den Officieren die strengste Vorsicht in Bezug auf die Eingebornen anbefohlen. Ich muß gestehen, daß ich große Besorgniß für die Sicherheit unserer Partien in den Booten hegte, und gab deßhalb sehr ausführliche Befehle, um jede Mißdeutung zu verhindern und dem Gutdünken der die Boote befehligenden Officiere so wenig Spielraum wie möglich zu lassen. Sie waren alle wohl bewaffnet und die Boote mit Enternetzen versehen; denn ich war überzeugt, daß jede Unachtsamkeit oder Mangel an Vorsicht unvermeidlich das Verderben, wenn auch nicht der ganzen Abtheilung, so doch eines Theils derselben nach sich ziehen würde; der erst ganz kurz bei dem Begleitschiff des Leonidas eingetretene Vorfall bewies, daß das mindeste Vertrauen, welches man den Eingebornen schenke, mit großer Gefahr verbunden sey, und daß man einem so verrätherischen Volke unter keinen Umständen trauen dürfe. Ein Abgehen von diesen Vorschriften und ein übel angewendetes Vertrauen, das wohl darin seinen Grund hatte, daß wir schon so vielen Gefahren glücklich entgangen waren, verursachte uns, wie ich mit Bedauern sagen muß, vor unserem Abgang von dieser Gruppe einen Verlust, und lehrte uns, wenn gleich zu spät, die Nothwendigkeit den Befehlen des Officiers, derselbe mag gegenwärtig oder abwesend seyn, strenge zu gehorchen.

Während wir am 12 im Observatorium beschäftigt waren, sahen wir das Canoe Tanoa's, Königs von Ambau, um die Südspitze der Insel herumsteuern. Es sah sehr hübsch aus mit seinem ungeheuren Segel von weißen Matten und die von der Segelstange herabhängenden Wimpel zeigten alsbald an, daß es

einem großen Häuptling angehöre. Das Canoe, welches der ohnehin schönen Scenerie noch einen eigenen Reiz verlieh und rasch herangefahren kam, war 100 Fuß lang, mit einem mächtigen Luvbaum und mit einer großen Anzahl (2500) Muscheln der Cypraea ovula geschmückt; seine Schnelligkeit war fast unbegreiflich, und man erstaunte allgemein über die Geschicklichkeit, mit der es geleitet wurde und landete. *) Tanoa stieg ans Land in Begleitung seines Gefolges, das meist aus Tonga-Männern bestand, von denen vierzig sein Canoe leiteten und steuerten. Kurz nachdem er gelandet, gesellte sich Hr. Vanderford zu ihm, der hier Schiffbruch gelitten hatte und seit zehn Monaten unter seinem Schutz lebte. Dieses Zusammentreffen war höchst seltsam. Der alte Häuptling ging auf ihn zu, blieb vor ihm stehen und schaute ihn von allen Seiten an ohne übrigens Notiz von ihm zu nehmen, indem er that als ob er ihn nicht sehe; nun trat Hr. Vanderford auf ihn zu, klopfte ihm auf den Rücken und nannte ihn beim Namen, worauf sie herzlich zu lachen begannen. Hr. Vanderford sprach viel von der Güte, die Tanoa während seines Aufenthaltes unter dem Volke von Ambau gegen ihn gehabt: es ist wahr, er nahm ihm alles bis aufs Hemd, aber dann beschützte er ihn gegen die Angriffe anderer. Bald darauf kam ein großes doppeltes, ausschließlich mit Tonga-Männern bemanntes Canoe an mit den zwei Häuptlingen Lajika und Tubou Totai, nebst einem Gefolge von etwa 500 Personen, welche Tanoa in Ambau einen Besuch abgestattet hatten. Sie waren die Söhne des Tubou Ninha, und Neffen des berühmten Finau. Tubou Totai sagte mir, daß er und seine Brüder mehrere Jahre auf den Fidschis gewohnt hätten, daß sie auf einigen der östlichen Inseln sich mit dem Bauen von Canoes beschäftigten, und es sie gewöhnlich sieben Jahre koste, bis sie dieselben geendigt hätten und zurück wären.

Tanoa begab sich nach dem Mbure oder Rathhaus, wo alle Fremden empfangen werden. Hier setzte er sich nieder, mit den Vornehmsten seines Gefolges um ihn her, worauf sein Redner

---

*) Man sagte mir, daß Tanoa sich häufig das Vergnügen macht Canoes zu überfahren und es den betreffenden Eigenthümern überlasse den Schaden so gut wie möglich auszubessern.

oder erster Minister eine Anrede hielt, nach deren Beendigung ein Händedrücken stattfand; diese Rede wurde von einem der angesehensten Bewohner der Stadt erwidert. Folgendes ist die gewöhnliche Art und Weise dieser Ceremonie. Der ankommende Gast erstattet augenblicklich einen gedrängten Bericht über alles was er gethan, seit sie einander zum letztenmal gesehen, was mit vielen Complimenten endet; darauf erwidert der Wirth mit gleich schmeichelhaften Worten, indem er ihm alles Glück und Wohlseyn wünscht. Nachdem diese Ceremonie vorüber war, schickte Tanoa den David Whippy ab, um mich von seiner Ankunft zu benachrichtigen, worauf ich den Lieutenant Carr alsbald an ihn sandte, um ihn zu besuchen und zu benachrichtigen, daß am andern Morgen mein Boot am Ufer für ihn bereit seyn werde. Nun wurden, der einheimischen Sitte gemäß, den Levukiern Speisen gebracht, und zwar in zwei großen Körben, in deren jedem sich ein gebratenes Schwein, Yams, Taro, Brodfrucht u. s. w. befanden, was der Gesellschaft vorgesetzt wurde; diese Gabe war wieder von einer Rede begleitet, welche der erste Minister gleichfalls erwiderte; dann folgte ein Händedrücken und die Festlichkeit endete mit einem Ava-Gelage.

Als am andern Morgen das Boot landete, warteten die drei Häuptlinge bereits am Strande, und kamen alle an Bord, indem das große Canoe dem Boot folgte; alles war vorbereitet sie auf eine ausgezeichnete Weise zu empfangen, die Salutschüsse ausgenommen. Tanoa kam zuerst auf das Schiff, wo ich ihn mit den Officieren auf dem Gange erwartete. Wie er auf das Deck kam, war er augenscheinlich sehr überrascht, hauptsächlich als er die Seesoldaten, welche das Gewehr präsentirten, und so viele Officiere sah. Der für ihn neue Anblick meines gro- Neufundländer-Hundes, welchem die etwas schwarze Gestalt Sr. Majestät nicht eben besonders zu gefallen schien, der Lärm der Trommeln und der Bootmannspfeifen, dieß alles zusammen flößte ihm einigermaßen Furcht ein und er ließ die Neigung blicken, sich wieder fortzubegeben, indem er sich dicht an der Schiffswand hielt. Er war nach der Sitte dieser Gruppe fast ganz nackt, indem er nur einen schmalen Taro um seine Lenden, hinten und vorne mit langen Zipfeln, und einen großen faltigen Turban von Tapazeug um seinen Kopf gewunden hatte,

der sein Gesicht fast ganz verdeckte; dasselbe war mit Oel und Elfenbeinschwärze überschmiert, ebenso sein langer Bart, dessen natürliche Farbe, wie man mir sagte, grau war. Er ist etwa 65 Jahre alt, groß, schlank und vom Alter ziemlich gebeugt; von seinem Nacken hing auf die Brust herab ein aus Perlmutter, Schildkrötenschale und Elfenbein gefertigter, nicht sehr fest zusammengefügter, etwa Teller großer Schmuck (Diva ndina genannt); an seinen Armen trug er Spangen von Muscheln (Ygato), aus der Trochus-Muschel in der Form von Ringen geschliffen. So weit man sein Gesicht sehen konne, drückte es Geist und Schlauheit aus, und er soll einen sehr lebendigen Verstand haben. Er ist ungefähr 5 Fuß 10 Zoll groß, und hat ein schmales Gesicht; seine Züge nähern sich eher der europäischen Form, und haben durchaus nichts negerartiges. Sein Haar ist kraus; er spricht durch die Nase oder vielmehr so als ob er sein Zäpfchen verloren hätte; sein Leib ist, wie allgemein bei diesem Volke, merkwürdig haarig. Nachdem ich ihn den Officieren vorgestellt und sein Gefolge empfangen hatte, führte ich ihn nach dem Hintertheil des Decks, wo Matten herumgelegt waren und wir uns niederließen um einen Rath zu halten, denn ich wünschte vor allem das Geschäft abzumachen, um dessentwillen ich hauptsächlich diese Unterredung gesucht hatte, nämlich: die Festsetzung von Regeln und Bestimmungen über den Verkehr mit fremden Schiffen, ähnlich denen, welche ich im verflossenen Jahre auf der Samoa-Gruppe eingeführt hatte. David Whippy wurde mein Dolmetscher; doch Tanoa hielt es unter seiner Würde die Verdolmetschung durch Whippy allein zu erhalten, obgleich er alles was dieser sagte vollkommen gut verstand, denn Whippy spricht ihre Sprache vollkommen gut. Aber er hatte seinen „Rede erklärenden Rath," Malani-vanua Vakanduna, oder ersten Minister, der ein ausnehmend gutmüthig und verständig aussehender Mann war. Whippy gab seinen Namen als Korotum-vavalu an und sagte, daß er großen Einfluß auf den König habe. Es war lustig mit anzusehen, wie sie die Geschäfte betrieben, und zu erfahren, daß Tanoa's Würde verletzt würde, wenn er sich mit unserm Freund Whippy als Dolmetscher unterhielte; allein nicht als ob er etwas gegen Whippy

gehabt hätte (wie mir Tubou Totai erklärte), sondern weil es seinem Rang und seiner Stellung unangemessen sey.

Als ich von Regeln und Bestimmungen sprach, schien Tanoa ziemlich verwirrt und dumm zu werden, allein ich schrieb dieß dem Umstand zu, daß sie sich in der vergangenen Nacht bei dem Ava-Gelage alle übernommen hatten. Er schien den Zweck meiner Vorschläge nicht zu begreifen, oder konnte, wie der Dolmetscher es ausdrückte, „den Gedanken nicht fassen." Dieß kann übrigens nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß es die erste Handlung der Art war, zu welcher man ihn aufforderte. Tubou Totai aber, der auf seinen Reisen sich einige Kenntnisse gesammelt hatte, begriff ihren Sinn schnell und durch seine Erläuterungen faßte auch Tanoa bald den Gegenstand auf und hörte mit Aufmerksamkeit dem Vorlesen derselben Satz für Satz zu. Darauf machte er Zeichen, daß er sie verstanden habe, gab seine Zustimmung und Einwilligung zu denselben und unterzeichnete sie am nächsten Tage, indem er sein Zeichen darunter machte. Das Document, welches er aufbewahren sollte, rollte ich auf und steckte es in ein glänzendes zinnernes Futteral, das er mit großem Stolz zu betrachten schien.

Obgleich ich mir nicht augenblicklich viel gutes von diesen Bestimmungen versprechen konnte, so war ich doch überzeugt, daß sie dazu dienen würden, sowohl die Eingebornen als die Schiffscapitäne etwas im Zaum zu halten und ein besseres Vernehmen zwischen denselben herzustellen; auf jeden Fall war es ein Anfang und machte ihnen deutlich, daß wir gegen sie gerecht zu seyn wünschten. Ich sprach vermittelst seines Dolmetschers viel mit ihm über die Nothwendigkeit die Weißen zu beschützen und diejenigen zu bestrafen, welche sie im Falle eines Schiffbruchs mißhandeln und berauben. Er hörte mir aufmerksam zu und sagte „er habe dieß immer gethan; mein Rath sey sehr gut, allein er brauche ihn nicht; ich soll denselben dagegen in vollem Maaße seinem Sohne Seru geben und ernst mit ihm reden; dieser werde in kurzer Zeit König seyn und brauche denselben."

Es wurden nun passende Geschenke an Tanoa und sein Gefolge ausgetheilt, in Shawls, Aexten, Accondions, Hobeleisen, Wallfischzähnen und einer Menge anderer Gegenstände, darunter eine Büchse mit Windsor-Seife, Tabak, eine Muskete, eine

Taschenuhr u. s. w. bestehend, die von ihnen mit Händeklatschen entgegengenommen wurden. Es war meine Absicht gewesen sie an Bord mit Reisbrod und Syrup zu bewirthen; allein es waren ihrer so viele, daß ich beschloß es ihnen an das Land zu senden, und sie am Schiff nur mit etwas schwachem Whisky und Wasser statt Ava bewirthete, was ihnen sehr viele Freude machte. Die Seesoldaten mußten vor ihnen Uebungen vornehmen und beim Schall der Trommel und Pfeife hin- und hermarschiren, was sie ungemein ergötzte. Nachdem sie so drei Stunden an Bord gewesen waren und gehört hatten, daß die Lebensmittel an das Land gebracht worden seyen, wünschten sie sich zu entfernen und wurden demgemäß gelandet. Die Tongesen sangen ihren Bootgesang, während sie in ihrem Canoe dahin ruderten; diese Sitte besteht jedoch, den Aussagen Whippy's zufolge, bei den Fidschis nicht.

Ich habe kaum schönere Leute gesehen als diejenigen waren, welche Tanoa's Gefolge ausmachten. Es war ein auffallender Contrast zwischen den Tongesen und den Fidschis. Die erstern sind nämlich helle Mulatten, die letztern ganz schwarz, und ihre ganze Körperbildung schien überhaupt einen andern Ursprung zu verrathen. Die Tongesen haben kleine Glieder und wohl ausgebildete, abgerundete Muskeln, während die Glieder der Fidschis groß und muskulös sind; die letztern sind auch schlank und augenscheinlich zu schwerer Arbeit und einem harten Leben tauglich. Auch die Verschiedenheit in den Gewohnheiten ist gleich groß. Bei den Tongesen machte sich eine natürliche Grazie, verbunden mit schönen Formen, so wie ein gleichsam anerzogenes gutes Benehmen bemerkbar; bei den Fidschis dagegen trat ein Gefühl der Macht und Unabhängigkeit hervor, das Achtung verlangte. Sie fallen augenblicklich als eigenthümliche Race auf und gleichen den übrigen polynesischen Insulanern keineswegs, indem sie eine große Rührigkeit sowohl des Körpers als des Geistes entwickeln. Dieß mag großentheils ihren beständigen Kriegen zugeschrieben werden, so wie der Nothwendigkeit fortwährend auf der Hut gegen Ueberfälle zu seyn. Die Tongesen gewährten einen angenehmen Anblick, allein die Fidschis boten mehr Interesse; der Contrast war etwa wie zwischen einem wohl erzogenen feinen Herrn und einem Bauer.

Die Beobachtungen wurden nun begonnen und ich wählte Lieutenant Perry und Hrn. Eld zu meinen Beiständen. Ich hatte während dieser Beschäftigung hinlänglich Muße von David Whippy Erkundigungen einzuziehen, der nicht bloß die einheimische Sprache vollkommen gut erlernt hatte, sondern auch Kenntniß der Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche der Eingebornen zu haben schien.

Ovolau ist in vier Districte getheilt, nämlich: Levuka im Osten, Fokambo im Südwesten, Barita im Südosten und Vaki Levuka im Nordwesten; außerdem gibt es noch eine innere oder Gebirgsregion, von den Eingebornen Livoni genannt. Levuka ist mbati den Häuptlingen von Ambau, Fokambo und Barita sind ygali derselben Macht; Vaki Levuka dagegen ist ygali von Levuka, während die Gebirgsgegenden unabhängig und räuberisch sind. Das Wort mbati bezeichnet verbündet, oder unter Schutz stehend, obgleich nicht völlig unterworfen. Ygali bedeutet, daß sie Unterthanen sind und einen jährlichen Tribut zahlen oder die Anforderungen der Häuptlinge erfüllen müssen, wenn immer dieselben gemacht werden.

Tui Levuka ist der vornehmste Häuptling von Ovolau; seine Macht erstreckt sich über acht Städte auf der Ostseite. Er ist den Weißen sehr gewogen, und wird von diesen als ein gutherziger und ehrlicher Häuptling geschildert; er ist zwischen 40 und 50 Jahre alt, hat ein angenehmes Gesicht und genießt in seinem Dorf große Popularität. Es gewährte einen heitern Anblick die Geschäftigkeit und Verwirrung zu sehen, mit der er die von uns verlangten Lebensmittelvorräthe, in Yams, Taro u. s. w. bestehend, zusammenzubringen suchte; er war indeß sehr thätig und zog sich mit Hülfe Whippy's auch sehr gut aus der Sache, obgleich nicht ohne große Furcht und Zittern, da er glaubte wir würden ihn verantwortlich machen, wenn unser Eigenthum bestohlen oder beschädigt oder einem unserer Leute bei den verschiedenen Beschäftigungen, welche alle zur gleichen Zeit verrichtet wurden, als: Wasser und Holz holen, Gärten anlegen, Umzäunungen errichten, Städte (wie er sich ausdrückte) bauen, Markt halten und den ganzen Tag um Speere, Keule, Muscheln u. s. w. handeln, eine Unbill zugefügt würde. Er hatte auch große Angst darüber, daß er die Eifersucht der übrigen Ambau-Häuptlinge

erregen möchte, welche, wie er meinte, mit scheelen Augen die Vortheile betrachten, die ihm unser langer Aufenthalt brächte, und ihm ihr Mißfallen zuzögen. Er war mir von großem Nutzen, und konnte sicher darauf zählen, daß er mir täglich seinen Besuch in dem Observatorium abstattete, so daß, wenn Whippy mir auf irgend eine Frage bezüglich der Inseln keine Auskunft geben konnte, Tui Levuka stets bei der Hand war um die Lücke auszufüllen.

Der übrige Theil der Insel steht unter den Ambau-Häuptlingen, oder ist, wie sie sich ausdrücken, Ambau ygali, mit Ausnahme der Bergbewohner, welche leicht für jeden Theil Partei ergreifen und allen Erzählungen nach sehr roh sind. Tui Levuka ist eigentlich nie förmlich in seine Würde eingesetzt worden, dagegen wird er wegen seines Muths und Talents als Anführer hoch geachtet. Der Umstand, warum diese Ceremonie nicht stattfand, ist der, daß die Ambau-Häuptlinge vor fünfzehn Jahren, also im Jahre 1825, sich durch eine List in den Besitz von Ovolau gesetzt hatten, das damals zu Verata gehörte, mit welchem Ambau im Krieg lag. Die Verata-Häuptlinge hatten vorher stets die Häuptlinge installirt, allein seit sie Ovolau verloren haben, weigern sie sich diese Ceremonie vorzunehmen, und die Ambau-Häuptlinge wagen nicht dieselbe zu üben, aus religiösen Bedenklichkeiten und aus Furcht dadurch ihre Götter zu beleidigen.

Die Inseln Wakaia und Mokungai, nahe bei Ovolau stehen unter Tui Levuka; sie haben nur wenige Einwohner. Tui Levuka's ältester Sohn ist der Häuptling von Wakaia.

Die Stadt Levuka ist weit größer als man glauben würde, wenn man sie vom Meer aus sieht. Viele Häuser liegen auf der Seite des Hügels. Ihre Lage ist reizend; es läuft ein schöner Bach mitten durch sie, der von den nahen Bergen kömmt und dessen Wasser vielfach zur Befeuchtung der Tarofelder benützt wird, welche nebst den Yamsgründen die hauptsächlichste Sorgfalt der Einwohner in Anspruch nehmen. Die Eingebornen baden sich auch beständig darin und sind, was ihren Körper betrifft, ausnehmend reinlich. Das Vergnügen, welches ihnen das Baden gewährt, wird selbst von denen getheilt, welche sie im Wasser schäckern sehen.

Die Fidschi-Gruppe besteht aus sieben Districten und steht unter vielen Häuptlingen, nämlich: 1) Ambau, 2) Rewa, 3) Verata, 4) Muthuata, 5) Somu-somu, 6) Naitasiri, 7) Mbua. Alle die kleinern Häuptlinge auf den verschiedenen Eilanden sind diesen mehr oder weniger unterworfen, und je nachdem die eine oder andere Partei im Krieg die Oberhand gewinnt, wechseln sie ihre Herren. Krieg ist die beständige Beschäftigung der Eingebornen, und nimmt ihre ganze Zeit und alle ihre Gedanken in Anspruch.

Ambau ist gegenwärtig der mächtigste unter diesen Districten, obgleich er selbst nur ein kleines Eiland an der Küste und mit Vitilevu verbunden; allein er ist der Wohnsitz der meisten großen Häuptlinge, und auch Tanoa, der mächtigste Häuptling aller Inseln, lebt, wie ich schon vorher bemerkt, hier. Die ursprünglichen Bewohner von Ambau werden Kai Levuka genannt und stammen von Tonga. Während der Abwesenheit der meisten Bewohner auf einer Handelsreise nach Lakemba kamen jedoch die Bewohner von Moturiki, einem benachbarten Eiland, nach Ambau und nahmen von ihm Besitz, von welcher Zeit an die Kai Levuka ein gebrochenes Volk geblieben sind; sie haben noch ihren ursprünglichen Namen, aber sind jetzt nur noch wandernde Handelsleute, die keinen bestimmten Wohnsitz und etwas von dem Charakter der Juden an sich haben. Sie wohnen meist in Lakemba, Somu-somu, Vuna, und gelegentlich auch auf andern Inseln. Der Tauschhandel befindet sich größtentheils in ihren Händen; ihr erblicher Häuptling wohnt in Lakemba; sie sind sehr geachtet und wenn sie Ambau besuchen, so werden sie auf das beste bewirthet, in Anerkennung ihres ursprünglichen Rechts auf das Land. In Ambau gibt es jetzt zwei Classen, die eine bekannt unter dem Namen Kai Ambau, oder ursprüngliches Volk von Ambau, und die andere als Kai Lasikau, welche von einer kleinen, in der Nähe von Kantavu gelegenen Insel vor etwa 60 Jahren hieher versetzt wurden, um für die Häuptlinge zu fischen; sie werden als niedriger denn die Kai Ambau betrachtet, sind aber nicht gerade Sklaven. Etwa acht Jahre vor unserer Ankunft entstanden zwischen den beiden Classen Mißhelligkeiten, in deren Folge Tanoa verjagt wurde und in einem andern Theil seines Gebiets Zuflucht suchen mußte.

Nach den Aussagen Whippy's regierte zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts Bamivi in Ambau; auf ihn folgte Ulivou. Zu dieser Zeit war Verata die bedeutendste Stadt der Fidschi, und ihre Häuptlinge hatten die Oberherrschaft; diese Stadt liegt etwa acht Meilen von Ambau in Vitilevu, und die Inseln Ovolau, Goro, Ambatiki, Angau und andere waren ihr unterworfen, so wie auch Rewa. Die Einführung der Feuerwaffen brachte eine große Umänderung in den Machtverhältnissen hervor; dieß geschah im Jahre 1809. Die Brig Eliza, welche auf dem Riff von Nairai Schiffbruch litt, hatte Gewehre und Pulver an Bord. Nairai stand zu dieser Zeit in Abhängigkeit von Ambau, und die Matrosen zeigten, um ihr Leben zu retten, den Eingebornen den Gebrauch der neuen Waffe. Unter der Schiffsmannschaft befand sich auch ein Schwede, Namens Charley Savage, der mehrere Jahre lang eine wichtige Rolle auf der Gruppe spielte. Diese Leute gesellten sich zu dem Ambau-Volk, unterrichteten es in dem Gebrauch der Muskete und standen ihm in seinen Kriegen bei. Zu dieser Zeit war Ulivou Häuptling von Ambau, benützte ihre Dienste mit Freuden und gab ihnen viele Vorrechte, so z. B. soll Charley Savage 100 Weiber gehabt haben! Indem er alle in seine Hände gegebenen Vortheile benützte um seine eigene Macht auszudehnen und die von Verata zu beschränken, gelang es ihm endlich, theils durch Intriguen, theils durch offenen Kampf, dem letztern alle von ihm abhängigen Gebiete zu entreißen und den Häuptling von Verata auf die Herrschaft über die eigene Stadt zu beschränken.

In der ersten Zeit von Ulivou's Regierung brach eine Verschwörung gegen ihn aus, allein er entdeckte sie noch zu rechter Zeit und konnte die Rebellen von Ambau verjagen. Sie flohen nach Rewa, wo sie einen schwachen Versuch zum Widerstand machten, den er jedoch überwältigte. Dann flohen sie nach Goro, wo er sie wiederum aufsuchte, nach Somu-somu verfolgte und auch von da vertrieb. Nun wendeten sie sich zunächst nach Lakemba, mit der Absicht eine große Flotte von Canoes zusammenzubringen und sich auf Vitilevu Verbündete zu gewinnen; allein sie wurden auch hier verfolgt, auf die offene See getrieben und hier vollständig vernichtet. Dadurch wurde Ulivou's Autorität vollends befestigt und die letzte Periode seiner Regierung war

durch keine Störungen oder Aufstände gegen seine Herrschaft mehr bezeichnet. Er starb im Jahre 1829. Sein Bruder Tanoa, der gegenwärtige König, befand sich zu jener Zeit in Lakemba, einer der östlichen Inseln, und war, den Aussagen Whippy's zufolge, mit dem Bau eines großen Canoe beschäftigt, das er Ndranuivio (das Via-Blatt, eine große Pflanze der Arum-Species), nannte. Als er die Nachricht bekam, schiffte er sich augenblicklich nach Ambau ein, und fand bei seiner Ankunft alle Häuptlinge geneigt ihn als König anzuerkennen. Er soll zuerst die Würde ausgeschlagen haben, damit „sie nicht einen Narren aus ihm machen;" aber durch Versprechungen und Ueberredung vermochte man ihn endlich dazu sie anzunehmen. Demzufolge wurden Vorbereitungen zu seiner feierlichen Einsetzung getroffen. Diese Ceremonie wird von dem Levuka-Volke, den ursprünglichen Bewohnern von Ambau, in Gemeinschaft mit dem von Kamba vorgenommen, das eine Stadt nahe bei der Kamba-Spitze, dem östlichsten Punkt Vitilevu's und etwa 10 Meilen östlich von Ambau, bewohnt. Sobald die Häuptlinge von Ambau einen König erwählt haben, stellen sie ein großes Ava-Gelage an, und der erste Trunk wird dem neuerwählten Häuptling dargebracht, der den Titel Vunivalu erhält. Einige Zeit nachher wird das Kamba- und Levuka-Volk herbeigerufen, um die Installation vorzunehmen und ihm den königlichen Titel zu verleihen. Man erzählt, daß während die Vorbereitungen zu dieser Cermonie getroffen wurden, die Ambau-Häuptlinge nicht Ruhe hatten, sondern beschlossen, die stets mit Ambau rivalisirende und etwa 15 Meilen weiter gegen Süden liegende Stadt Rewa zu bekriegen. Tanoa aber war dem Volk dieses Districts wohl geneigt, da er ein Vasu von Rewa war. Es gibt drei Arten von Vasus, Vasu-togai, Vasu-levu und Vasu. Der erste ist der höchste Titel und wird erhalten, wenn die Mutter Königin von Ambau ist. Vasu-levu ist der, dessen Mutter an einen der großen Häuptlinge von Rewa, Somu-somu oder Muthuata vermählt ist, und der Name Vasu allein erstreckt sich auf die kleinern Häuptlinge, ja selbst bis zum gemeinen Volk herab. Mit diesem Titel sind Rechte und Privilegien von großer Ausdehnung verbunden, und er wird ausschließlich von der Mutter abgeleitet, die entweder eine hohe Häuptlingin oder die Frau eines der regierenden Könige seyn

muß. Er gibt der betreffenden Person ein Recht zu seinem Gebrauch sich alles anzueignen, was einem Einwohner des Geburtsorts seiner Mutter gehört, ja verleiht ihr sogar das Vorrecht dem regierenden Häuptling selbst Gegenstände zu nehmen, einen so hohen Werth sie auch immer haben mögen. Im Verlauf dieser Erzählung werden einige Beispiele von der Ausübung dieses Rechts angeführt werden. Tanoa wandte daher alles an was in seiner Macht stand, um einen Ausbruch zu verhindern, allein ohne Erfolg, und er sah sich genöthigt den Krieg wirklich zu unternehmen. Er ermunterte, ja unterstützte sogar die feindliche Partei heimlich, was bekannt wurde und bei Häuptlingen und Volk von Ambau großes Mißvergnügen erregte. Trotzdem gelang es ihm aber am Ende einen Waffenstillstand herbeizuführen, worauf er die Häuptlinge und das Volk von Rewa einlud ihn zu besuchen und sie mit großer Auszeichnung empfing. Dieß brachte seine neuen Unterthanen sehr gegen ihn auf, und als er den Leuten, welche ganz kürzlich noch seine Feinde gewesen waren, sogar sein großes Canoe Ndranuivio schenkte, wuchs die Entrüstung so sehr, daß sich ein Complot zu seiner Ermordung bildete, woran die ersten Häuptlinge theilnahmen. Tanoa, welcher von ihrem Plane unterrichtet wurde, ergriff keine offenen Maaßregeln um denselben zu vereiteln, sondern scheint bloß auf seiner Hut gewesen zu seyn.

Im dritten Jahre seiner Regierung, während er sich in Ovolau befand, um nach seinen Yamspflanzungen zu sehen, brach die Rebellion aus. Er erhielt alsbald die Nachricht hievon und floh nach Goro, wohin ihn seine Feinde verfolgten; nun setzte er seine Flucht bis Somu-somu fort, wo das Volk ihm stets freundlich gesinnt und anhänglich gewesen war. Hier fand er Schutz, da seine Vertheidiger seinen Feinden überlegen waren. Die Verschwornen versuchten übrigens, sie dahin zu bringen ihren König aufzugeben, indem sie vorgaben, daß sie nichts weiter wünschten als daß er zurückkehre und über sie regiere; doch dem Volk von Somu-somu däuchte dieß ein viel zu seichter Vorwand, als daß es demselben Gehör geschenkt hätte. Nach Tanoa's Verjagung setzten die Rebellen seinen Bruder Komainokarinakula als König ein. Tanoa blieb drei Jahre unter dem Schutz des Häuptlings von Somu-somu und setzte ihn aus Dankbarkeit hiefür über alle

windwärts gelegenen Inseln, nämlich: Lakemba, Naiau u. s. w. Während der Zeit führte Tanoa fortwährend eine Art Fehde gegen die Rebellen mit Hülfe der Bewohner der östlichen Gruppe und von Rewa, die ihm treu geblieben waren, und ermunterte sie zum Ausharren, indem er die von den erstern ihm gezahlten Abgaben unter seine Anhänger vertheilte.

Als Tanoa einst im Begriff war nach Lakemba zu segeln, hinterbrachte man ihm, daß sein auf Naiau, einer nahen Insel, wohnender Neffe Nona von den Häuptlingen bestochen worden sey ihn zu ermorden. Er hielt auf die Nachricht hin in Naiau an, und als sein Neffe sich ihm mit anscheinender Freundschaft näherte, ließ Tanoa ihn nebst seiner ganzen Familie und allen seinen Anhängern ergreifen und ermorden.

Tanoa, dessen Macht sich indessen immer mehr verstärkte, beschloß nun den Krieg mit mehr Thätigkeit zu führen. Zu diesem Zwecke siedelte er, nachdem er alle seine Kräfte gesammelt hatte, nach Rewa über und begann geheime Intriguen um seine Feinde zu unterminiren und zu theilen. Dieß gelang ihm so gut, daß er in kurzer Zeit alle ihre Verbündeten, die Städte des Hauptlandes oder der großen benachbarten Insel, ja selbst einige Häuptlinge von Ambau gewonnen hatte. Das letztere gelang ihm durch den Einfluß seines Sohnes Ratu Seru, den man während des ganzen Kriegs in Ambau geduldet hatte, obgleich mehrfache Versuche auf sein Leben gemacht worden waren, die jedoch durch seine und seiner Anhänger unermüdliche Wachsamkeit stets vereitelt wurden. In der letzten Zeit war er stets mit seinem Vater in Verbindung gestanden, der ihn mit denjenigen Artikeln, welche den Reichthum der Eingebornen ausmachen, wohl versorgt hielt. Diese wurden nun in reichlichen Spenden unter die Lasikaus oder Fischer vertheilt, welche er dadurch größtentheils für seine Sache gewann. Nachdem alles dieß gehörig vorbereitet war, wurde an einem bestimmten Tage das Signal gegeben, worauf sich die meisten Verbündeten für Tanoa erklärten. Während die rebellischen Häuptlinge noch in Bestürzung über dieses unerwartete Ereigniß waren, erhoben sich die Lasikaus und griffen sie an. Es entstand ein harter Kampf, allein die Fischerleute bauten eine Mauer, die ihren

Stadttheil von dem des Ambau-Volkes trennte, legten Feuer an ihrer Feinde Quartiere und zerstörten diese. Die letztern flohen nun nach dem Hauptland über den schmalen Isthmus, fanden hier aber bereits den König mit seinem Heer, der alle, welche aus Ambau entkommen waren, erschlug. Hierauf zog Tanoa im Triumph in Ambau ein, empfing von allen benachbarten Städten ihre Unterwerfung und übernahm nach einer Abwesenheit von fünf Jahren die Regierung wieder. Diese Herstellung des Königthums fand im Jahre 1837 statt. Nachdem Tanoa solchergestalt sich wieder im Besitz der Gewalt fand, sendete er, um seine Feinde vollends zu vernichten, Botschafter mit Geschenken in die verschiedenen Städte, wohin die Rebellen geflohen waren, mit dem Auftrag sie dort umzubringen. Dieß gelang ihm auch, und so wurden ihre frühern Freunde noch die Werkzeuge der Strafen. Doch that Tanoa alsdann jedem weitern Morden Einhalt, allein es waren alle vornehmsten Häuptlinge, welche sich ihm widersetzt hatten, mit Ausnahme Masomalua's von Viwa, erschlagen worden. Tanoa's Autorität wurde nun in allen seinen früheren Gebietstheilen wieder anerkannt, was jedoch die kleinen Fehden nicht beendigte, denn die drei ersten Städte Ambau, Rewa und Naitarsi sind häufig im Krieg unter einander, obgleich sie durch Schutzbündnisse eng mit einander verbunden sind. Hier ist in Wirklichkeit der große Sitz der Macht auf dieser Gruppe, obgleich er gelegentlich wechselt. Diese drei Plätze bilden miteinander ein Dreieck, indem die beiden ersten an der Nord- und Südküste liegen, Naitarsi aber im Innern, am Wailevu oder Peale's Fluß. Dergleichen Reibungen kommen namentlich häufig zwischen Ambau und Rewa vor. Tanoa nimmt daran keinen Antheil, sondern wenn er glaubt, daß sie lange genug mit einander gekämpft hätten, so schickt er an das Rewa-Volk eine Botschaft, „sie möchten kommen und um Verzeihung bitten," nach der Fidschi-Sitte, was sie denn auch stets unweigerlich thun, selbst wenn sie siegreich sind.

Hr. Brackenridge, unser Garten-Culturist, war bald emsig mit Herrichtung eines Gartens für unsere Sämereien beschäftigt. Es lag mir daran, daß dieß sobald wie möglich geschehe, damit wir noch vor unserer Abreise von der Insel denselben in einem gedeihlichen Zustande sehen könnten, und ich fühle mich ihm

sehr verpflichtet für den Eifer welchen er dabei an den Tag legte. Etwa zwanzig Eingeborne waren mit Anfertigung des Gehegs beschäftigt, indem der Häuptling befohlen hatte, daß jeder zwei Faden davon anfertige. Einige jäteten das Unkraut aus und andere schafften Pfähle und Rohr aus den Bergen herbei. Hr Brackenridge bezeichnete die Linie für die Umzäunung, allein man konnte sie nicht dazu bewegen ihr zu folgen oder irgend welche Regelmäßigkeit zu beobachten, da jeder seinen Theil ganz nach eigenem Gutdünken machte; diese Theile wurden später zusammengefügt, wodurch man einen Zickzack bekam. Das Gehege ward aus einer Art Dolichos verfertigt, die, gleich Weidengeflecht verarbeitet, einen dichten Zaun gab, der seinen Zweck vollkommen erreichte.

Das Umbrechen des Bodens geschah vermittelst eines langen zugespitzten Pfahls, welchen sie mit beiden Händen in die Erde stießen, dann mit Gewalt auf das obere Ende drückten, und so große Stücke Erde aufwarfen, die sehr hart war. Der so aufgelockerte Boden wurde sodann von zwei Matrosen mit Spaten vollends zugerichtet; der Mittelpunkt des Gartens war eine Bewahrstätte für ihre Todten gewesen, auf der früher sehr viele Steine aufgehäuft waren, die jetzt zerstreut herumlagen. Die Eingebornen wurden angewiesen, dieselben in der Mitte auf einen Haufen zusammenzutragen. Sie gruben eine Zeitlang, wahrscheinlich ohne einen Gedanken zu haben, daß hier je ein Mensch begraben worden sey; allein als sie dem Steinhaufen nahe rückten, stießen sie plötzlich auf ein Hinderniß und begannen unter einander zu murmeln, indem sie die Worte mate mate aussprachen. Sie waren jetzt nicht mehr zu bewegen weiter zu arbeiten, bis ihnen David Whippy erklärte, daß man nicht in der Richtung der Gräber fortgegraben wissen wolle, dieselben vielmehr heilig gehalten werden sollten. Mit dieser Auseinandersetzung schienen sie sehr wohl zufrieden zu seyn und arbeiteten nun wieder rüstig fort. Wir pflanzten eine große Menge Sämereien, ferner verschiedene Arten von Pflanzen und Früchten. Für das Umzäunen und Umgraben des Gartens gab ich durch Uebereinkunft eine Flinte, wobei, wie ich glaube, auch der Preis für den Grund und Boden mit eingeschlossen war!

Den Tag nach Tanoa's Besuch erhielt ich von ihm ein königliches Geschenk von zehn Schweinen, einer Quantität Yams, Taro, Brodfrucht u. s. w.

Unser Aufenthalt in Ovolau währte sechs Wochen. Während dieser Zeit ereigneten sich folgende Vorfälle. Am 19 langte Seru, der Sohn Tanoa's, von Ambau an, in der Absicht mich zu besuchen. Ich schickte ihm und seinem Gefolge augenblicklich eine Einladung, mich am folgenden Tag im Observatorium zu besuchen, worein er willigte. Seru ist sehr hübsch, groß, gut gewachsen und athletisch, zeigt auch in seinem Gesichtsausdruck sowohl als in seinem Benehmen viel Verstand. Seine Züge und Gestalt gleichen denen eines Europäers, und er hat anständige und gefällige Manieren. Die Instrumente in dem Observatorium erregten seine Verwunderung und Neugierde. Gleich den übrigen Eingebornen glaubte er sie seyen zu dem Zwecke da, um nach dem großen Geiste zu sehen, und in Folge hievon zollte er ihnen die größe Achtung und Ehrfurcht. Diese Ansicht ersparte uns viele Mühe, denn sie wagten es nicht sich den Instrumenten zu nähern, und obgleich einige von ihnen stets die ihnen vorgeschriebene Gränzlinie überschritten, so kam doch nie einer ganz heran. Sie benahmen sich immer höflich und sagten, sie kämen bloß um zu sara-sara (sie anzusehen).

Nachher nahm ich Seru mit an Bord des Vincennes, wo ich ihm, der Bitte seines Vaters nachkommend, gute Rathschläge ertheilte, denen er große Aufmerksamkeit zu schenken schien. Man hatte mir gesagt, daß er wahrscheinlich ein stolzes und anmaaßendes Benehmen an den Tag legen werde; allein dem war nicht so. Weit eher schien er das, als was ihn sein Vater bezeichnet hatte, nämlich „jung und munter.“ Er wurde mit derselben Aufmerksamkeit empfangen wie sein Vater. Das Abfeuern der Geschütze schien ihn sehr zu beschäftigen, und er drückte den Wunsch aus, daß ich damit noch länger fortfahren lassen möchte; allein ich war nicht geneigt ihm größere Ehre zu erzeigen als seinem Vater, da ich wußte wie genau sie auf alle Formen sahen. Die ganze Gesellschaft, ihn selbst nicht ausgenommen, legte mehr Vergnügen an den Tag und war freigebiger mit ihrem Ausrufen von vi naka! vi naka! und whu! als das Gefolge des Königs, wie man es auch von jüngern Leuten

Leuten nicht anders erwarten durfte. Seru ist sehr klug; er zerlegte ein ihm gegebenes Gewehr so schnell und mit so vieler Geschicklichkeit, als ob er ein Büchsenmacher wäre. Sein Ambati (Priester) war bei ihm, und der ganzen Gesellschaft schien das Schiff ungemein gut zu gefallen. Im ganzen machte mir sein Besuch sehr viel Vergnügen; bald darauf aber besuchte er während meiner Abwesenheit das Schiff wieder und legte dabei ein von dem frühern so sehr verschiedenes Benehmen an den Tag, daß er zurechtgewiesen werden mußte. Ich erfuhr auch etwas, was wohl beweisen möchte, daß der Ruf, in welchem er steht, wohl begründet ist. Bei einer Gelegenheit hatte er dem Häuptling einer Insel (ich glaube Goro) die Weisung zukommen lassen, eine Anzahl Cocosnußöl auf eine bestimmte Zeit für ihn bereit zu halten. Nachdem der von ihm festgesetzte Termin bald vollends um war, begab sich Seru nach der Insel und fand, daß sein Befehl nicht ganz vollzogen war. Der alte Häuptling der Insel stellte wegen Mangel an Zeit die Unmöglichkeit vor, versprach dabei aber das Verlangte sobald wie möglich herbeizuschaffen. Seru erwiederte ihm darauf, er sey ein großer Lügner, versetzte ihm, ohne weiter ein Wort zu sprechen, einen Schlag auf den Kopf und tödtete ihn auf der Stelle. Dieß ist nur eines der vielen Beispiele von der ganz willkürlichen Ausübung ihrer Gewalt über die Vasallen.

Während ich eines Tages in meinem Observatorium beschäftigt war, erstaunte ich nicht wenig, einen Mann, den ich für einen Fidschi hielt, in mein Zelt treten zu sehen, was von sehr geringer Beachtung der bereits erwähnten Gränzlinie zeugte. Seine Farbe überraschte mich jedoch, da sie weißer war als die aller der Eingebornen, die ich seither gesehen. Er war ein kleiner runzlichter alter Mann, schien aber große Stärke und Lebendigkeit zu besitzen. Er hatte einen Bart, der bis zur Mitte des Oberkörpers reichte, und nur wenig Haare von rothgrauer Farbe auf dem Kopf. Er ließ mir keine Zeit zum Fragen, sondern redete mich alsbald in breiter irischer Mundart mit bedeutend vorklingendem milesischem Dialekt an. Er hieß Paddy Connel und hatte mir in wenigen Minuten seine ganze höchst abenteuerliche Lebensgeschichte erzählt, die darauf hinausging, daß er bei der ersten irischen Rebellion war, nach Neu-Süd-Wales

exilirt wurde, von da auf ein englisches Schiff und mit diesem nach den Fidschi-Inseln kam, wo er nun schon seit vierzig Jahren unter den Wilden lebte.

Paddy war ein lustiger Geselle und besaß eine genaue Kenntniß des Fidschi-Charakters. Einige Weiße sagten mir, er sey selbst ein mehr als halber Fidschi; in der That schien es ihm Vergnügen zu machen zu zeigen, wie nahe er ihnen in seinen Gefühlen und in seinen Neigungen verwandt sey, und gleich ihnen schien er seine Hauptaufmersamkeit auf Spielereien zu haben. Er machte mir einen drolligen Bericht von seiner täglichen Beschäftigung und endigte damit, daß er sagte, er wünsche weiter gar nichts als für seinen kleinen Knaben, auf welchen er deutete, eine Axt, wofür er jedoch weiter nichts als einige alte Hühner anzubieten hatte. Auf meine Frage, ob er denn sein Feld nicht baue, erwiederte er mit Nein; er finde es weit angenehmer sein Leben damit hinzubringen, den Fidschis Geschichten zu erzählen, was er für sie noch immer gut genug mache. Dieß und die Sorge für seine zwei kleinen Jungen, für seine Hühner und seine Schweine, wenn er gerade welche habe, gäben ihm hinlängliche Beschäftigung und ausreichend zu leben. Er hatte lange in Rewa gewohnt und war erst ganz kürzlich nach Levuka gekommen, war aber seiner Intriguen wegen von den Weißen nach der Insel Ambatiki verjagt worden. Diese schienen einmüthig den Entschluß gefaßt zu haben, daß, wenn er sich nicht entferne, sie ihrer eigenen Sicherheit wegen genöthigt seyen ihn zu ermorden. Ich konnte indessen weder Whippy noch Tom bewegen mir die nähern Umstände anzugeben, welche diesen Entschluß veranlaßt hatten, und Paddy wollte mir auch nicht mehr mittheilen, als daß sein Aufenthalt in Ambatiki ein gezwungener und er dort wie außerhalb der Welt sey, da er nichts zu thun habe als Schweine, Geflügel und Kinder aufzuziehen. Der letztern hatte er nicht weniger als achtundvierzig, und er sprach die Hoffnung aus noch so lange am Leben zu bleiben, bis das halbe Hundert voll sey. Er hatte hundert Weiber gehabt.

## Zweites Capitel.

Sitten auf der Fidschi-Gruppe im Jahre 1840.

Ehe ich zu der Erzählung der von dem Geschwader auf der Fidschi-Gruppe unternommenen Arbeiten übergehe, möchte es dienlich seyn etwas über das Volk zu berichten, das die Inseln bewohnt aus denen diese Gruppe besteht. Ein Leser, der mit dessen Sitten und Gewohnheiten unbekannt ist, kann kaum die Schwierigkeiten würdigen, mit denen die Vollziehung unserer Pflichten verbunden war, noch die Hindernisse, welche unser Vorwärtskommen verhinderten.

Obgleich die Fidschi-Bewohner, wie wir sehen werden, in verschiedenen nützlichen Künsten beträchtliche Fortschritte gemacht haben, so sind sie doch in mancher Beziehung die roheste und wildeste Race, welche es gegenwärtig auf dem Erdball geben mag. Der Verkehr, welchen sie mit Weißen gepflogen, hat wohl einigen Einfluß auf ihre politische Lage ausgeübt, scheint aber die barbarische Wildheit ihres Charakters nicht im geringsten gemildert zu haben. Auf dieser Gruppe kann man den Wilden in seinem Naturzustande sehen, und eine Vergleichung seines Charakters mit dem der Eingebornen derjenigen Gruppen, auf welchen das Evangelium mit Nutzen gepredigt worden ist, wird unsere Leser in den Stand setzen den Werth der Bemühungen der Missionäre besser zu schätzen, als dieß auf irgend eine andere Weise geschehen könnte.

Die Fidschi-Insulaner sind gewöhnlich über Mittelgröße und zeigen eine große Gesichtsverschiedenheit. Unter ihnen sind die Häuptlinge besonders groß, wohlgebaut und muskulös, während die niedrigeren Classen die von schwerer Arbeit und kärglicher Nahrung herrührende Magerkeit an den Tag legen. Ihre Farbe liegt gewöhnlich mitten inne zwischen der der schwarzen und kupferfarbigen Race, obgleich man Beispiele von beiden Extremen findet, ein Beweis daß sie von zwei verschiedenen Racen ab-

stammen. Die eine derselben, die kupferfarbige, ist ohne Zweifel dieselbe, von welcher die Tongesen stammen.

Nicht ein einziger Fidschi-Insulaner gleicht jedoch den Eingebornen von Tonga in Bezug auf Körperschönheit. Die Gesichter der Mehrzahl sind lang, mit einem großen Mund, guten und schönen Zähnen, so wie einer wohlgeformten Nase. Doch sind Beispiele von schmalen und hohen Stirnen, platten Nasen, dicken Lippen, mit einem breiten und kurzen Kinn durchaus nicht selten; indeß haben sie nichts von dem Neger-Typus an sich. Selbst das krause Aussehen des Haares, das fast allgemein ist und auf den ersten Anblick hin als eine bestimmte natürliche Charakteristik erscheint, mußte ich, nachdem ich mit ihren Sitten genauer bekannt geworden war, natürlichen Ursachen zuschreiben. Außer den langen buschigen Backen- und Schnurrbärten, welche die Häuptlinge stets tragen, haben sie sehr viele Haare auf ihren Körpern. Dieß, nebst dem eigenthümlichen Verhältniß zwischen den Schenkeln und Waden ihrer Beine, bringt sie den Weißen näher als jede andere der von uns besuchten polynesischen Racen. Die Augen der Fidschi-Insulaner sind gewöhnlich schön, nämlich schwarz und durchdringend. Einige haben übrigens auch rothe und blutunterlaufene, was wohl von dem häufigen Genusse der Ava herrührt. Der Ausdruck ihrer Gesichter ist meist unruhig und argwöhnisch; sie sind scharf beobachtend und schnell in ihren Bewegungen. Das Haar der Knaben ist kurz abgeschnitten, während man das der jungen Mädchen wachsen läßt. Bei den letztern sieht man sie zu natürlichen mehrere Zoll langen Ringellocken angelegt, die nach allen Seiten von dem Oberkopf herabfallen. Die natürliche Haarfarbe der Mädchen kann man nur schwer angeben, denn es herrscht bei ihnen die Sitte sie mit Kalk und Farbe zu beschmieren, wodurch sie weiß, roth, braun oder schwarz werden, je nach dem Geschmack des Individuums. Wenn die Knaben heranwachsen, so wird das Haar nicht länger abgeschnitten, sondern mit großer Sorgfalt wischartig ausgebreitet. Die Häuptlinge besonders schenken ihrem Kopfputz besondere Achtsamkeit, zu welchem Zwecke sie alle Barbiere haben, deren einziges Geschäft die Sorge für die Häupter ihrer Gebieter ist. Man hält das Amt dieser Diener für so heilig, daß ihre Hände für jede andere Beschäftigung tabu sind,

und sie nicht einmal ihre Nahrung selbst zu sich nehmen dürfen. *) Um den Kopf eines Häuptlings in Ordnung zu bringen, bedarf es mehrerer Stunden, und dabei wird das Haar so eingetheilt und zubereitet, daß es von allen Seiten des Kopfes in Büscheln herabfällt, die oft acht Zoll von einander entfernt sind. Der Bart, welcher gleich sorgsam gepflegt wird, reicht oft bis zur Brust herab, und wenn ein Fidschi-Insulaner diese wichtigen Bestandtheile seiner Person wohl geordnet hat, so gebahrt er sich mit einem Bewußtseyn, das ungemein lustig anzuschauen ist.

Das Haar wird beim Zurichten gehörig mit Oel eingeschmiert, das mit einer kohlenfarbigen Schwärze vermischt ist, bis es vollkommen damit gesättigt ist. **) Sodann nimmt der Barbier die aus einem langen und schmalen Schildkrot- oder Beinstäbchen bestehende Haarnadel, und zupft damit fast jedes einzelne Haar. Dadurch wird es kraus und aufrechtstehend. Der Haarbüschel wird dann platt gedrückt, bis er das Aussehen einer ungeheuern Perrücke hat. Ist dieß zu Ende, so wird ein Stück Tapa, so fein wie Fließpapier, in leichten Falten darum gewunden, um das Haar gegen Staub und Nebel zu schützen. Diese Bedeckung, welche einem Turban gleicht, heißt Sala, und darf von niemand anders als von Häuptlingen getragen werden. Jeder Versuch eines kai-si oder einer gewöhnlichen Person diesen Kopfputz anzunehmen, würde augenblicklich mit dem Tode bestraft werden. Wenn man die Sala in Acht nimmt, so kann man sie drei bis vier Wochen tragen, und das Haar wird nicht bälder wieder frisch hergerichtet, als bis man sie wegnimmt; allein die vornehmen Häuptlinge und Dandies lassen selten einen Tag hingehen, ohne die Sala zu wechseln und ihr Haar frisch in Ordnung bringen zu lassen.

Die Fidschi-Insulaner sind ungemein veränderlich in ihrer Gesinnung. Sie lieben den Scherz, lachen sehr gerne, und können sich in einem Augenblick einer ausgelassenen Lustigkeit hingeben, von der sie in derselben Minute zu wahrhaft dämonischem

*) Diese Barbiere werden A-vu-ni-ulu genannt, und es gibt deren bei jedem Haushalt eines Häuptlings zwei bis zwölf.

**) Das Oel gewinnt man, indem man eine Nuß, maiketu genannt, auspreßt; das Schwarz wird aus der Laudi-Nuß gemacht.

Zorn übergehen, den sie durch Blicke an den Tag legen, welche von denen, so sie gelten, namentlich wenn sie sich in der Gewalt der wüthenden Eingebornen befinden, durchaus nicht mißverstanden werden können. Ihre Wuth macht sich selten in Worten Luft, sondern hat den Charakter der Bosheit. Ist ein Häuptling beleidigt, so spricht er selten ein Wort, sondern steckt Stäbe in die Erde, um die Ursache seines Zornes stets in der Erinnerung zu behalten. Die, welche diesen Zorn veranlaßt haben, wissen nun, daß es Zeit ist ihn durch Sühngeschenke zu besänftigen, wenn sie die bösen Folgen vermeiden wollen. Sind dieselben zur Zufriedenheit des beleidigten Großen ausgefallen, so nimmt er die Stäbe weg, zum Zeichen daß er versöhnt ist.

Den Berichten Whippy's zufolge, der ausgezeichnete Gelegenheit hatte sie kennen zu lernen, sind die Fidschi-Insulaner dem Diebstahl ergeben, äußerst heimtückisch, und, bei all ihrer Wildheit, feig. Ihr allgemeinster und am meisten ausgebildeter Charakterzug ist ihre Neigung zum Lügen. Sie sagen selbst dann lieber eine Unwahrheit, wenn die Wahrheit besser für ihre Zwecke passen würde, und im Gespräch mit ihnen kann man nur dadurch die Wahrheit erfahren, daß man sie warnt nicht gleich einem Fidschi-Mann zu reden, oder, mit andern Worten, keine Lügen zu sagen. Geschicktes Lügen wird als eine Vollkommenheit betrachtet, und wer darin Gewandtheit besitzt, ist sicher, überall wohin er kommt ein bequemes Unterkommen und einen freundlichen Empfang zu finden. Ihre eigene Schwäche in dieser Beziehung macht sie nicht argwöhnisch, und sie glauben nicht leicht etwas, wenn es nicht sehr übertrieben ist.

Habsucht ist ohne Zweifel einer der hervorragendsten Züge des Fidschi-Charakters und die Ursache vieler Verbrechen. Man hat mir indeß versichert, daß ein Weißer mit Sicherheit von einem Ende der Insel zum andern reisen könne, vorausgesetzt daß er nichts bei sich habe was ihre Begierde reizen könnte. Dieß mag wahr seyn, allein es ist dabei zu bemerken, daß sie auch nach dem werthlosesten Erzeugniß unserer Industrie lüstern sind. Bei all dieser Gefahr todtgeschlagen zu werden, kann man übrigens sicher auf gastfreundliche Aufnahme und Bewirthung in ihren Häusern rechnen, und sich auch, so lange man darin ist,

für vollkommen sicher halten. Derselbe Eingeborne, welcher einige Yards von seinem Hause entfernt einen kommenden oder gehenden Gast um eines Messers oder einer Art willen ermorden würde, wird denselben mit Gefahr seines eigenen Lebens vertheidigen, sobald er die Schwelle seines Hauses überschritten hat.

Das Volk der Fidschi-Gruppe theilt sich in eine Unzahl Stämme, die von einander unabhängig und einander feindselig sind. In jedem Stamme bestehen bestimmte Rangstufen. Die Classen welche man alsbald unterscheidet, sind: 1) Könige, 2) Häuptlinge, 3) Krieger, 4) Grundbesitzer (matanivanua), 5) Sklaven (kai-si). Die letztern haben dem Wort nach wenig Einfluß; allein auf dieser Gruppe reicht, wie in andern Ländern, die bloße Macht der Ueberzahl hin, um die vorgeschriebenen Rechte der höheren und weniger zahlreichen Classen zu paralysiren oder zu überwältigen. Dieß war der Fall in Ambau, wo das Volk vor nicht zu langer Zeit sich erhob und seine Könige davonjagte.

Einer der eigenthümlichsten Gebräuche der Fidschi-Insulaner, über dessen Ursprung man sich nur schwer einen vernünftigen Grund denken kann, ist derjenige, welcher dem Mitgliede eines andern Stammes, welches Vasu (Neffe) genannt wird, gewisse Rechte verleiht. Um einen Begriff von dem Wesen dieses Rechts und von der Art, mit welcher es ausgeübt wird, zu geben, will ich den Fall Tanoa's anführen. Dieser, obgleich der mächtigste Häuptling der Gruppe, sieht sich gezwungen den Thokanauto (den Fremden besser unter dem Namen Philipps bekannt) als Vasu-togai von Ambau anzuerkennen, der in Folge davon das Recht hat, alles was er braucht, von da, ja von Tanoa selbst, holen zu lassen. Als mich Tanoa zum erstenmale besuchte, gab ich ihm nebst andern Geschenken auch eine von Hall's Patent-Flinten. Davon hatte Thokanauto kaum gehört, als er sogleich beschloß, dieselbe in seinen Besitz zu bringen, und Tanoa hatte kein anderes Mittel sich das Gewehr zu erhalten, als daß er es von Ambau wegsandte. Als Rivaletta, Tanoa's jüngster Sohn, mich eines Tags in dem Observatorium besuchte, hatte er die Flinte bei sich und sagte mir, daß sein Vater sie in seine Hände gelegt habe, damit man sie nicht von ihm verlangen könne. Als Thokanauto mich später besuchte,

besaß er eine von den Uhren, welche ich Seru gegeben hatte, und sagte mir ganz offen, daß er auch noch das Gewehr bekommen werde. Während er in Levuka war, eignete er sich ein Canoe mit dem ganzen Inhalt zu, und überließ es dem frühern Besitzer zu sehen auf welche Weise er nach Ambau zurückkommen könne. Dieser beklagte sich auch nicht im mindesten, sondern schien dieses Ereigniß als etwas ganz Gewöhnliches zu betrachten.

Wenn ein Vasu-togai oder Vasu-levu einer Stadt oder eines Districts dahin auf Besuch kommt, so wird er mit größeren Ehrenbezeugungen als selbst der regierende Häuptling empfangen. Alles beugt sich in Gehorsam vor seinem Willen, und er wird mit Händeklatschen und dem Gruße „O sa vi naka lako mai vaka turanga Ratu Vasu-levu" (Heil! gut ist die Hieherkunft unsers edlen Herrn Neffen!) empfangen. Wenn der Vasu-levu von Mbenga dorthin kommt, so werden ihm fast göttliche Ehrenbezeugungen erwiesen, denn man glaubt, daß er in directer Linie von den Göttern abstamme.

Die feindseligen Gesinnungen der verschiedenen Stämme gegen einander machen den Krieg zur Hauptbeschäftigung aller Männer auf der ganzen Gruppe, und wo man so geneigt zu einem Angriff auf seine Nachbarn ist, da hält es nicht schwer plausible Gründe zum Beginnen von Feindseligkeiten zu finden. Die Kriege der Fidschi-Insulaner entstehen gewöhnlich aus einer zufälligen Beleidigung oder einem Mißverständniß, welche Gelegenheit die mächtigere Partei zur Ausbreitung ihrer Herrschaft oder Vermehrung ihres Besitzthums benützt. Dieß wird manchmal auch durch bloße Drohungen erreicht, indem man die schwächere Partei so lange schreckt, bis sie die Forderung an Gebiet oder anderm Besitzthum bewilligt. Wenn die Drohungen ihren Zweck verfehlen, so wird eine förmliche Kriegserklärung durch einen Beamten gemacht, der in seinen Verrichtungen den Herolden (feciales) der Römer gleicht. Jede Stadt hat einen solchen, der in großer Achtung steht und dessen Worte stets für wahr gehalten werden. Erscheint er in der Stadt der Gegenpartei, wo er stets mit der größten Aufmerksamkeit empfangen wird, so führt er eine Ava-Wurzel mit sich, welche er den Häuptlingen überreicht, indem er sagt: „Korai sa tatau, sa kalu" (ich

wünsche euch guten Tag; es ist Krieg). Die übliche Antwort darauf lautet: „Sa vi naka, sa lako talo ki" (es ist gut, kehre nach Haus zurück). Nun werden auf beiden Seiten Vorbereitungen getroffen, und wenn sie einen redlichen offenen Kampf führen wollen, so schickt die eine Partei der andern einen Boten und läßt fragen, welche Stadt sie zuerst anzugreifen gedenken. Die Antwort ist manchmal wahr, dient aber in vielen Fällen bloß dazu ihre wahren Absichten zu verbergen, im letztern Falle jedoch selten mit Erfolg; im erstern erscheinen beide Parteien auf dem bestimmten Platze.

So lange sie sich auf den Krieg vorbereiten und während der Dauer desselben enthalten sie sich jeder Gemeinschaft mit den Weibern, und man erzählte mir Beispiele, wo diese Enthaltsamkeit mehrere Jahre lang währte.

Wenn eine aus mehreren Stämmen zusammengesetzte Kriegsschaar in die Nähe des Feindes kommt, so hält der Bunivalu oder General an jeden einzelnen Stamm eine Anrede, wobei er alles anwendet, wodurch er ihre Tapferkeit anspornen zu können glaubt, Lob, Hohn oder Ermahnungen. Nachdem er seine Streitkräfte gemustert hat, ruft er: „Gebt Acht!" Darauf klatschen alle in die Hände. Dann sagt er ihnen, sie sollen sich auf die Schlacht vorbereiten, worauf sie antworten: „Mana ndina" (es ist wahr).

In einigen Theilen der Gruppe werden die Streitkräfte in Schaaren geordnet, von denen jede ein Banner oder eine Fahne hat, unter der sie fechten. Der Stock dieser Fahnen (druatina) ist etwa 20 Fuß lang und die Wimpel selbst, welche eine entsprechende Größe haben, sind aus Tapa gefertigt. Als ein Beispiel führen wir die Eintheilung der Streitkräfte von Rewa in vier Schaaren an, nämlich: 1) Das Valevelu oder des Königs eigenes Volk, das im Rang am höchsten ist und in der größten Achtung steht. 2) Das Niaku ne tumbua, das Volk des Bunivalu oder fechtenden Häuptlings. 3) Die Kai-Rewa, oder die Grundbesitzer von Rewa. 4) Die Kai-Ratu, welche aus den Abkömmlingen von Häuptlingen mit gemeinen Weibern bestehen. Die Fahnen werden durch Abzeichen von einander unterschieden; die der Valevelu hat vier oder fünf senkrechte schwarze Streifen, je einen Fuß breit, mit gleichen weißen

Zwischenräumen; der Rest der Fahne ist weiß. In der Fahne der Vunivalu sind die schwarzen und weißen Streifen horizontal. Die Fahne der Kai-Rewa ist durchaus weiß. Die Kai-Ratu haben als Fahnen einfache Streifen von Tapa, oder sie reihen sich unter die Fahne eines Häuptlings. Jede der drei ersten Schaaren hält sich abgesondert und ficht unter ihrer eigenen Fahne an dem Platze, welchen der Befehlshaber ihr anweist. Die Fahne des letztern ist stets die längste und höchste, mag er nun ein König oder bloß ein Vunivalu seyn. Der Posten eines Fahnenträgers wird als die größte Auszeichnung betrachtet und wird nur den tapfersten und thätigsten Männern anvertraut. Eroberte Fahnen werden stets als Trophäen in dem Mbure aufgehängt. So sah ich in dem von Levuka viele kleine, die, wie mir Whippy sagte, den Gebirgsbewohnern im Innern der Insel abgenommen worden waren.

Die Städte sind gewöhnlich mit einer starken, aus Brodfrucht- oder Cocosnußbäumen gefertigten Verpallisadirung befestigt, und von einem zum Theil mit Wasser gefüllten Graben umgeben. Meistens haben sie zwei Eingänge mit so schmalen Thüren, daß nur eine Person passiren kann. Das Dorf Waitora, etwa zwei Meilen nördlich von Levuka gelegen, wird von den Eingebornen für einen sehr starken Platz gehalten. Dasselbe wurde von den HH. Hale und Sandford besucht, welche folgende Beschreibung davon gaben. Es liegt auf einem Hügel, und man kann sich ihm nur auf einem schmalen Pfad längs der schlüpfrigen Kante eines felsigen Berggrats nähern. Am Ende dieses Pfades befindet sich ein freier Platz von der Größe eines Jaucherts, der mit einer steinernen Mauer umgeben und innen mit Häusern ausgefüllt ist. In der Mitte erhebt sich ein etwa 20 Fuß hoher und 100 im Gevierte haltender Felsen, auf dessen Spitze man durch eine natürliche Treppe gelangt, die von den in den Felsenspalten festsitzenden Wurzeln eines Banianenbaumes gebildet wird. Der Baum selbst mit seinen zahlreichen Stämmen überragt und überschattet den ganzen Felsen, in dessen Mitte ein Haus steht, das zwei Fidschi-Trommeln enthält, auf deren Schall hin die Eingebornen sich zu Hauf versammeln.

Belagerungen solcher befestigter Ortschaften währen selten lange, denn wenn der angreifende Theil nicht sogleich erfolgreich

ist, so wird er durch den Mangel an Lebensmitteln, an welchen sie selten für mehr als zwei bis drei Tage Vorrath haben, zum Rückzuge genöthigt. Obgleich solche Berennungen von kurzer Dauer sind, so währt der Krieg doch oft sehr lange fort ohne ein entscheidendes Resultat. Wenn eine der beiden Parteien Frieden wünscht, so schickt sie einen Gesandten, der einen Wallfischzahn als ein Zeichen der Unterwerfung mit sich führt. Die siegreiche Partei verlangt von der besiegten häufig, ihr das Recht auf den Boden abzutreten, in welchem Falle die letztere einen Korb voll mit Erde aus ihrem Districte sendet; die Annahme desselben ist das Zeichen des Friedens, aber von der Zeit an verpflichten sich die Besiegten zur Bezahlung eines jährlichen Tributes. Neben dieser Last lassen ihnen die mächtigeren Stämme oftmals sagen, daß sie schon seit geraumer Zeit her kein Geschenk mehr erhalten hätten, und wenn diese Mahnung keinen Erfolg hat, so folgt der Botschaft auf dem Fuße eine bewaffnete Streitmacht, von welcher der widerspänstige Stamm oder Ort manchmal völlig vernichtet wird. Ein solcher Bote führt ein Stück Ava mit sich, welches er dem Häuptling der Stadt in in der Rathsversammlung überreicht, der es brauen läßt, worauf die Botschaft ausgerichtet wird. Wenn aber eine Botschaft nach Ambau oder an einen höheren Häuptling gesendet wird, so hat der Bote stets ein Geschenk von Lebensmitteln oder andern werthvollen Gegenständen bei sich.

Ist eine Stadt genöthigt um eine Capitulation zu bitten, um das Leben der Bewohner zu schonen, so müssen die Häuptlinge und vornehmsten Einwohner auf Händen und Füßen zu ihren Siegern hinrutschen, um Verzeihung bitten und um Gnade flehen. Ferner werden die Töchter der Häuptlinge herbeigebracht und den Siegern angeboten, von den niederen Classen dagegen einzelne zum Opfer für die Götter ausgesucht. Allein selbst solche harte Bedingungen genügen nicht immer, sondern es werden oft sämmtliche Einwohner kaltblütig hingeschlachtet oder zu Sklaven gemacht. Um ein solches fürchterliches Schicksal von sich abzuhalten, suchen die meisten schwachen Stämme sich dadurch Sicherheit zu verschaffen, daß sie sich auf hohen und fast unzugänglichen Felsen ansiedeln. Einige derselben sind so steil, daß es außer den Eingebornen wohl niemanden gelingen würde

sie zu ersteigen; allein von ihnen sieht man selbst Weiber an den fast senkrechten, oft 50 bis 60 Fuß hohen Felswänden, mit Wasser-, Yams- und andern Lasten hinaufklettern.

Stämme, welche keinen solchen Zufluchtsort haben, müssen unter dem Schutze eines mächtigen Häuptlings Zuflucht suchen, wofür sie ihren Beschützern im Kriege Beistand leisten müssen. Dazu werden sie durch einen Boten aufgeboten, der einen Wallfischzahn mit sich führt und häufig die Anzahl der Männer bestimmt, welche sie zu schicken haben. Eine Weigerung würde Krieg über sie bringen und wird daher selten gewagt. In neuester Zeit gibt es jedoch einen Fall, wo eine solche Hülfe ungestraft von Tui Levuka verweigert wurde, welchen die weißen Ansiedler überredeten, den von Ambau aus an ihn ergangenen Aufforderungen nicht zu gehorchen. *) Nach diesem Schritt fühlte das Volk von Levuka die Nothwendigkeit sich zur Vertheidigung zu rüsten, indem es seine steinernen Mauern ausbesserte und in seine Schlupfwinkel in den Bergen Lebensmittel schaffte. So hielten sie sich lange Zeit auf ihrer Hut, wurden jedoch nicht angegriffen.

Die Religion der Fidschi-Insulaner, so wie die religiösen Gebräuche derselben, sind von denen der hellfarbigeren polynesischen Völkerschaften wesentlich verschieden. Sie haben eine Tradition von einer großen Ueberschwemmung oder Sündfluth, die sie V a l a v u - l e v u nennen, und folgendermaßen erzählen: nachdem die Inseln durch das erste Menschenpaar bevölkert waren, fand ein großer Regen statt, durch welchen dieselben endlich ausgerottet wurden; allein ehe sich die höchsten Oerter mit Wasser bedeckten, erschienen zwei große doppelte Canoes; in einem derselben befand sich Rokora, der Gott der Zimmerleute, in dem andern Rokola, sein erster Geselle, welche einige Leute aufnahmen und so lange an Bord behielten, bis die Wasser wieder

*) Dieß ist nicht das einzige Beispiel, wodurch die weißen Ansiedler einen heilsamen Einfluß ausgeübt haben. Es ist ein Glück für die Eingebornen, daß diejenigen, welche bei ihnen angesiedelt sind, einen Charakter zeigen, der auf ihre Besserung hinarbeitet. Doch gibt es auch einige Ausnahmen, durch deren böses Beispiel die Eingebornen zu vielen Excessen verleitet wurden.

fielen, worauf sie auf der Insel wiederum ans Land gesetzt wurden. Es wird erzählt, man habe in frühern Zeiten stets Canoes in Bereitschaft gehalten, für den Fall, daß eine neue Wasserfluth entstünde. Die solchergestalt geretteten Personen, acht an der Zahl, wurden in Mbenga gelandet, wo der höchste ihrer Götter zuerst erschienen seyn soll. Kraft dieser Tradition haben die Häuptlinge von Mbenga den Rang vor allen übrigen, und stets eine wichtige Stellung unter den Fidschis eingenommen. Sie nennen sich Ngali-duva-ki-langi (dem Himmel allein Unterworfene).

Das Pantheon der Fidschi-Gruppe enthält viele Gottheiten: die erste derselben ist Ndengei. Er wird in Form einer großen Schlange verehrt, und soll in dem unter der Herrschaft von Ambau stehenden, an der Westgränze von Vitilevu gelegenen District Nakauvaudra wohnen. Zu dieser Gottheit begibt sich, ihrem Glauben zufolge, der Geist unmittelbar nach dem Tode, entweder zur Reinigung oder Bestrafung. Von diesem Tribunal begibt er sich sodann zurück und bleibt in der Nähe des Mbure oder Tempels seines früheren Wohnortes. Es dürfen jedoch nicht alle Geister nach dem Richterort des Ndengei kommen, denn auf dem Weg dahin soll ein ungeheurer, mit einer großen Axt bewaffneter Riese fortwährend auf der Wacht stehen, und mit seiner Waffe alle, die sich ihm nahen, zu verwunden suchen. Die auf solche Weise Verwundeten dürfen sich dem Ndengei nicht zeigen, sondern müssen in den Bergen herumwandern. Ob der Geist verwundet werde oder nicht, hängt nicht von seinem Verhalten im Leben ab, sondern dem Streich zu entgehen wird einzig und allein für eine Sache des guten Glückes angesehen. Außer der völligen Schlangenform wird Ndengei manchmal auch nur mit dem Kopf und dem halben Körper dieses Reptils dargestellt, während der übrige Theil seiner Figur aus einem Stein, als Zeichen der ewigen Dauer, besteht.

Niemand kennt den Ursprung Ndengei's, allein viele versichern, daß er von Sterblichen schon gesehen worden sey. So soll er schon unter der Gestalt eines Mannes, nach Art der Eingebornen in Masi (weiße Tapa) gekleidet, auf dem Strande nahe bei Ragi-ragi erschienen seyn. Von da begab er sich nach Mbenga, wo er sich, obgleich es ihm der felsigen Ufer

wegen nicht gefiel, zu erkennen gab und von wannen er sich nach Kantavu begab. Da er an diesem Ort keinen Gefallen fand, so ging er nach Rewa, wo er seinen Wohnsitz aufschlug. Hier gesellte sich ein anderer mächtiger Gott, Warua genannt, zu ihm, dem er endlich seinen Wohnort abtrat auf die Bedingung hin, daß er die ausgesuchtesten Bissen von allen Nahrungsmitteln, als die Köpfe der Schildkröten und Schweine, erhalte — welche deßhalb noch immer geheiligt sind. Unter dieser Vergünstigung beschloß er nach Verata überzusiedeln, wo er seither wohnt, und durch seinen Einfluß hält man Verata für unüberwindlich.

Zunächst im Rang stehen in ihrer Mythologie die beiden Söhne des Ndengei, Tokairambe und Tui Lakemba. *) Diese machen die Vermittler zwischen ihrem Vater und den niedrigeren Geistern. Sie sollen unter der Gestalt von Menschen an der Thüre von ihres Vaters Hütte stehen, wo sie die Gebete und Bitten der hingeschiedenen Seelen empfangen und ihrem Vater überbringen. Die Enkel des Ndengei stehen in der dritten Rangstufe. Deren sind es unzählige, und jeder hat eine besondere Pflicht zu erfüllen, von welchen die gewöhnlichste darin besteht, über Eilande und Inseln zu wachen. Eine vierte Classe besteht aus den entfernteren Verwandten des Ndengei. Diese führen die Aufsicht über abgesonderte Stämme, von deren Priestern sie zu Rath gezogen werden. Ihre Jurisdiction erstreckt sich nicht über ihren eigenen Stamm hinaus, und sie besitzen keine andere Macht, als welche ihnen von den höheren Gottheiten verliehen wurde.

Nebst diesen wohlwollenden Wesen glauben sie noch an bösartige und feindliche Götter. Diese wohnen in ihrem Hades, welchen sie Mbulu (unter der Erde) nennen. Hier herrscht ein grausamer Tyrann mit grimmigem Aussehen, welchen sie Lothia heißen. Samuialo (Seelenzerstörer) ist sein College, und sitzt auf dem Rand einer ungeheuern heißen Höhle, in welche er die abgeschiedenen Seelen hineinwirft. Diese Glaubensansichten sind vorherrschend, aber nicht allgemein. So wird z. B. der Gott von Muthuata Radinadina genannt, und für den Sohn Ndengei's

*) Einige sagen, er habe nur einen Sohn, Mautu (die Brodfrucht) genannt.

angesehen. Hier wird auch Rokora, der Gott der Zimmerleute, in Ehren gehalten, und weiter noch verehrt man Rokavona, den Gott der Fischer.

Das Volk von Lakemba glaubt, daß hingeschiedene Seelen nach Namukalivu, einen Ort in der Nähe des Meers, gehen. Hier üben sie eine Zeitlang dieselben Verrichtungen wie im Leben, worauf sie nochmals sterben und nach Mbulu gehen, wo sie den Samuialo treffen. Diese Gottheit hat die Macht, alle welche er hiezu auswählt, zu ergreifen und in einen feurigen Schlund zu werfen. Auf Kantavu haben sie gar keinen Gott, der die hingeschiedenen Seelen in Empfang nähme, sondern glauben, daß diese in das Meer gehen, wo sie von dem großen Geiste geprüft werden, der sodann diejenigen bei sich behält die ihm gefallen, die andern aber auf ihre Heimathinsel zurückschickt, um bei ihren Freunden zu wohnen. Eine weitere Glaubensansicht geht dahin, daß die hingeschiedenen Seelen zum Gott Taseta gehen, der, sobald sie sich nähern, einen Speer nach ihnen wirft. Gibt der Geist irgend ein Zeichen von Furcht, so zieht er sich das Mißfallen des Gottes zu, geht er aber muthig vorwärts, so wird er freundlich aufgenommen.

Auf Vanua-levu glaubt man, daß die Seelen der hingeschiedenen Freunde nach Dimba-dimba gehen, einem Landstrich, welcher die Ambau-Bay bildet. Hier nimmt man an, daß sie in das Meer steigen, wo sie in die zwei Canoes des Rokavona und Rokora genommen und nach den Wohnungen des Ndengei geführt werden. Wenn ein scharfer Wind weht und Stürme, mit Donner, Blitz und Regen vermischt, herrschen, dann sagen die Eingebornen, daß die Canoes abfahren.

Einige wenige Eingeborne verehren einen bösen Geist, welchen sie Ruku batin dua (den einzahnigen Herrn) nennen. Er wird in Gestalt eines Mannes dargestellt, der Flügel statt der Arme hat und mit Klauen versehen ist um seine Opfer zu fassen. Sein Zahn wird als so groß dargestellt, daß er bis an die Spitze seines Kopfes geht und man sagt von ihm, daß er durch die Luft fliege, und dabei Feuerfunken sprühe. Die Gottlosen, welche ihm gehören, soll er im Feuer rösten. Diejenigen welche ihn nicht verehren, nennen ihn Kalou-kana oder Kalou-du.

In Rewa glaubt man, daß die Geister zuerst nach der Wohnung Ndengei's gehen, der einige von ihnen sodann den Teufeln zur Nahrung gibt, die übrigen aber nach Mukalou, einer kleinen Insel bei Rewa, sendet, wo sie bis zu einem bestimmten Tag bleiben, an dem sie alle zur Vernichtung verurtheilt sind. Diese Urtheilssprüche des Ndengei scheinen nur seiner Laune, nicht aber irgend einem Verdienst der Hingeschiedenen beigemessen zu werden. Diese Ansicht von einem zweiten Tode wird durch folgende Anekdote verdeutlicht, die Hr. Vanderford erzählt. Dieser Officier wohnte nach seinem Schiffbruch mehrere Monate lang bei Tanoa, dem König von Ambau. Während dieser Zeit fand ein großes Fest statt, welchem viele Häuptlinge anwohnten, die auch zum Schlafen da blieben. Vor dem Schluß der abendlichen Vergnügungen hatte einer von ihnen die nähern Umstände erzählt, unter welchen er einen benachbarten Häuptling erschlagen hatte. Während der Nacht hatte er Gelegenheit das Haus zu verlassen, und sein Aberglaube spiegelte ihm vor, er sehe den Geist seines Opfers, nach dem er seine Keule warf, und den er auch seiner Versicherung nach tödtete. Wie er nach Hause zurückkehrte, weckte er den König und alle übrigen Bewohner auf, denen er erzählte was er gethan habe. Der Vorfall wurde von allen als sehr wichtig angesehen und bildete den Gegenstand einer gründlichen Berathung. Am Morgen ward die Keule gefunden, aufgehoben, mit großem Pomp und Gepränge in das Mbure gebracht, und daselbst als Denkwürdigkeit aufbewahrt. Alle schienen dieses Tödten des Geistes als eine vollständige Vernichtung der Persönlichkeit zu betrachten.

Unter andern Formen des Aberglaubens in Bezug auf Geister herrscht auch die der Seelenwanderung. Die Anhänger dieser Ansicht glauben, daß die Geister unter verschiedenen Gestalten in den Dörfern herumwandern, sich nach Gefallen sichtbar oder unsichtbar machen können und an besondern Plätzen versammeln, wo die Eingebornen, wenn sie vorübergehen, stets ein Opfer an Zeug oder Lebensmitteln niederlegen. Dieser Aberglaube ist Schuld daran, daß sie Nachts und besonders wenn es sehr finster ist, nur höchst ungerne ausgehen.

Ein weiterer mehr allgemein verbreiteter Glaube ist, daß der Geist eines berühmten Häuptlings nach seinem Tod in einen

jungen Mann seines Stammes gehen und ihn zu muthigen Thaten anfeuern könne. Solchergestalt bezeichnete Personen werden als höchst begünstigte angesehen, mit großer Achtung behandelt und ihren Ansichten wird, außerdem daß sie namhafte persönliche Vorrechte genießen, große Beachtung geschenkt. Im allgemeinen wird der Uebergang vom Leben zum Tod als einer von Mühsal zum Glück betrachtet, und man sagte mir, daß unter zehn gewiß neun den Tod herbeiwünschen, um den Gebrechen des hohen Alters oder den Leiden der Krankheiten zu entfliehen.

Die Gottheiten, welche wir angeführt, werden von Priestern bedient, Ambati genannt, und in Gebäuden verehrt, welche den Namen Mbure oder Geisthäuser tragen. Jede Stadt hat wenigstens Ein solches Gebäude, oft aber mehrere, welche auch zur Bewirthung der Fremden, so wie zum Abhalten von Berathungen und andern öffentlichen Versammlungen dienen. In diesen Mburen findet man Bilder, allein sie werden, obgleich als Zierathen hoch geschätzt und heilig gehalten, doch nicht als Götzen verehrt, und nur bei besonders feierlichen Veranlassungen, wie z. B. Festen u. s. w. vorgezeigt. Die Ambati oder Priester haben großen Einfluß auf das Volk, welches dieselben bei jeder Gelgenheit zu Rathe zieht; doch handeln sie meist in Uebereinstimmung mit den Häuptlingen, wodurch die Vereinigung von Macht entsteht, durch welche die Inseln regiert werden. Jeder Häuptling hat seinen Ambati, der ihn überall hin begleitet. Das Volk ist ungemein abergläubisch, und es gibt nur wenige Geschäfte, bei welchen der Ambati nicht mehr oder minder betheiligt ist. Er wird in seinem eigenen Districte für heilig gehalten, da man ihn als den Stellvertreter des Kalou oder Geistes betrachtet. Hr. Hunt benachrichtigte mich, daß die Eingebornen die Idee des guten Gottes selten von der des Priesters trennen, dem sie fast göttliche Ehrerbietung erweisen. Wenn indeß der Verkehr mit den Weißen auch keine andere Wirkung hervorgebracht hat, so ist dadurch doch die Scheu vor der Priesterschaft in etwas vermindert worden; denn wo immer Fremde hinkommen, da bemerkt man in dieser Hinsicht eine auffallende Veränderung.

Das Amt eines Ambati ist gewöhnlich erblich, kann jedoch in einigen Fällen als selbstgewählt betrachtet werden. So z. B. wenn ein Priester ohne männliche Erben stirbt, so suchen Ehrgeizige

oder welche ein müßiges Leben führen wollen, seine Stelle zu bekommen. Um seinen Zweck zu erreichen, nimmt der Bewerber eine geheimnißvolle Miene an, spricht unzusammenhängend, und behauptet, daß kommende Ereignisse ihm von dem Kalou enthüllt worden seyen, den er selbst gesehen und gesprochen zu haben vorgibt. Macht er eine solche Prophezeihung in Bezug auf einen Gegenstand, welcher das Volk sehr interessirt, und trifft das Ereigniß zufälligerweise ein, so hält man seine Ansprüche für wohlbegründet. Ehe er jedoch als Ambati anerkannt wird, muß er sich noch einer weitern Prüfung unterwerfen und öffentlich beweisen, daß der Kalou mit ihm in Verkehr steht. Diesen Beweis will man in gewissen Schauern erblicken, welche unfreiwillig zu seyn scheinen und welche nur ein ausgelernter Gaukler zuwege bringen kann. Ich hatte während meines Aufenthaltes in Levuka Gelegenheit eine solche Feierlichkeit mit anzusehen. Whippy benachrichtigte mich davon, nachdem er sich überzeugt, daß das der Prüfung vorhergehende Opfer in Bereitschaft war. Dieses Opfer bestand in einem Schwein, einem Korb mit Yams und einer gewissen Anzahl Bananen. In vorliegendem Falle hatte der Ambati erfahren, daß er zu Rathe gezogen und der Person des Seru (Tanoa's Sohn) beigegeben werden sollte, für welchen auch die Prophezeihung verlangt wurde.

Bei solchen Gelegenheiten kleiden sich die Häuptlinge in der Frühe schon in ihre Gala-Kleider und verfügen sich mit großem Gepränge nach dem Mbure, wo sich der Priester befindet. Manchmal wird er vorher davon benachrichtigt; aber meist erfährt er ihre Ankunft nicht früher, als bis er das Opfer erhält. Der Betrag dieses Opfers steht ganz in dem Belieben desjenigen, der es darbringt. Die Häuptlinge und das Volk setzen sich in buntem Gemisch in einen Halbkreis, dessen offene Seite von der Person eingenommen wird, welche die Ava bereitet. Diese Art des Sitzens gilt als eine Handlung der Demuth seitens der Häuptlinge, welche als den Göttern wohlgefällig betrachtet wird. Wenn alles in Bereitschaft ist, so übergibt der vornehmste Häuptling, wenn die Veranlassung feierlich ist, einen Wallfischzahn. Der Priester nimmt ihn in seine Hände, betrachtet ihn mit niedergeschlagenen Augen fest und bleibt eine Zeitlang ganz ruhig. In wenigen Minuten sieht man sein Gesicht sich verzerren, was

nach ihrem Glauben ein Zeichen ist, daß der Gott in seinen Körper einzieht. Seine Glieder zeigen dann zunächst eine heftige Muskelbewegung, welche zunimmt, bis sein ganzer Körper verrenkt ist und zittert, wie von einem heftigen Fieber geschüttelt; die Augenballen rollen und treten hervor; das Blut scheint mit Gewalt gegen den Kopf hin und zurück zu wogen; Thränen entströmen seinen Augen; seine Brust hebt sich schwer; seine Lippen werden schwarzgelb und seine Reden verwirrt. In kurzem gleicht sein Körper ganz dem eines Rasenden. Endlich strömt starker Schweiß aus allen seinen Poren, wodurch er erleichtert und der Paroxysmus allmählich vermindert wird. Darauf versinkt er wieder in einen Zustand der Ruhe, wobei er nach allen Seiten um sich blickt, bis er plötzlich den Boden mit einer Keule schlägt, zum Zeichen daß der Gott wieder von ihm fort ist. Alles was der Priester in diesem Zustande der Aufregung sagt, wird als eine directe Antwort der Götter auf die Gebete derjenigen betrachtet, welche das Opfer dargebracht haben. Die Lebensmittel, aus welchen das Opfer besteht, werden nun ausgetheilt und Ava bereitet, aber im größten Stillschweigen gegessen und getrunken. Der Priester nimmt an dem Mahle Theil, und ißt immer äußerst gierig, um sich von seiner Erschöpfung zu erholen und zu stärken. Seine Muskeln treten indeß selten auf einmal in den früheren ruhigen Zustand, sondern zittern noch eine geraume Zeit nachher fort.

Hat der Bewerber um das Amt eines Ambati eine solche Ceremonie mit Erfolg überstanden, und hält man die ihm von dem Gott eingegebene Antwort für richtig, so wird er als zum Priester tauglich betrachtet und kann Besitz von den Mbure nehmen. Man kann übrigens leicht sehen, daß der Häuptling es ist, der in Wirklichkeit die Ernennung vornimmt. Das Individuum, welches dazu auserwählt wird, steht immer mit ihm auf gutem Fuße und ist weiter nichts als sein Werkzeug, so daß beider Absichten durch ein gutes Einverständniß erreicht werden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Ambati und die Bewerber um die Priesterwürde vollendete Gaukler sind; allein sie werden von ihren Anstrengungen oft so sehr angegriffen, daß die Muskelbewegungen in Wirklichkeit unfreiwillig werden, und sie wirklich wie von einer übernatürlichen Macht bewegt erscheinen.

Durch die Gewandtheit, mit welcher die Ambati ihre Gaukeleien treiben, erlangen sie großen Einfluß auf das gemeine Volk, allein sie sind, wie bereits bemerkt, nur die Werkzeuge der Häuptlinge. Wenn die letztern zum Kampf ausziehen oder ein anderes wichtiges Unternehmen vorhaben, so bitten sie den Priester den Geist sogleich in sich einziehen zu lassen, indem sie ihm zu gleicher Zeit ein Geschenk machen. Der Priester fängt nun bald an zu zittern und Schauer zu bekommen und theilt den Willen Gottes mit, der stets mit den Wünschen des Häuptlings übereinstimmt. Manchmal kommt es auch vor, daß es dem Priester mißlingt, sich in Convulsionen zu versetzen; allein dafür gibt es bei einem so tief in Aberglauben versunkenen Volk leicht eine Ausrede; die gewöhnliche Entschuldigung besteht darin, der Kalou sey mit dem Opfer nicht zufrieden.

Die Häuptlinge selbst versicherten mich, was auch Whippy bestätigt, daß sie wenig Achtung vor der Macht der Priester hätten, und sie bloß dazu benützten, das Volk leichter regieren zu können. Die Ambati sind gewöhnlich die schlauesten und gescheidtesten Mitglieder der Gemeinde, und die Gründe für ihre innige Verbindung mit den Häuptlingen hinreichend klar; ohne den Einfluß des Aberglaubens, dessen Agenten sie sind, könnte der Häuptling unmöglich regieren, während die Ambati, ohne Unterstützung durch das Ansehen des Häuptlings, ihre Mummereien wohl nicht unentdeckt treiben könnten. Wenn die Häuptlinge die Dienste der Priester nicht brauchen, so sind letztere häufig in Verlegenheit um ihres Lebensunterhalts willen. In diesem Fall nehmen sie zu der Furcht des Volkes ihre Zuflucht und drohen diesem, unter andern Einschüchterungen, auch damit, daß sie einzelne von ihnen aufessen würden, wenn man ihre Bitten nicht erfülle. Um dieser Drohung Nachdruck zu verschaffen behaupten sie im Traume mit ihrem Gott in Verbindung zu seyn, und versammeln dann das Volk, um diesem die Botschaft der Gottheit mitzutheilen. Eine solche Botschaft weissagt immer Unglück. Die einfältigen Eingebornen werden dadurch veranlaßt Opfer darzubringen, die der Priester stets zu seinem eigenen Gebrauch verwendet.

Der Priester von Levuka behauptet Orakel von einem Miniatur-Mbure zu erhalten, das er in einem Schreine hinter

dem Geisthause aufbewahrt. Es ist etwa vier Fuß hoch, die Grundfläche hat fünfzehn Zoll im Gevierte, es ist innen hohl, hat an einer Seite ein Ohr, und an der andern einen Mund und eine Nase. Dieses Orakel ist mit Scharlachtuch bedeckt, auf dem mit weißen, erbsengroßen Perlen phantastische Figuren eingestickt sind. Für den Priester ist dieß eine Art Faullenzer; denn statt bei gewöhnlichen Veranlassungen die vorbeschriebene Ceremonie durchzumachen, flüstert er bloß in das Ohr seines Kastens und versichert, die Antwort darauf zu erhalten, wenn er sein Ohr an den Mund desselben halte.

Die Veranlassungen, bei welchen die Priester in Schauer verfallen müssen, sind meist folgende: eine gute Yams- und Taro-Ernte zu erflehen; beim Ausziehen zum Kampf; für glückliche Reisen; für Regen; für Stürme, damit Boote und Schiffe ans Ufer getrieben werden und die Eingebornen sich ihrer Ladung bemächtigen können; für die Vernichtung ihrer Feinde. Wenn die Gebete der Abwehr einer Hungersnoth gelten, so befiehlt der Priester dem Volk im Namen Ndengei's nach Haus zurückzukehren, der dann auf seine Bitten sich umwende, und dadurch ein Erdbeben verursache, auf welches ein fruchtbares Jahr folgt.

Wenn beschlossen ist ein Ofer darzubringen, so wird das Volk versammelt und von einem Häuptling angeredet. Sodann setzt man eine Zeit für die Ceremonie fest, bis zu welcher Zeit ein Tabu auf Schweine, Schildkröten u. s. w. gelegt wird. Am festgesetzten Tag bringt jeder Mann seine Quote an Lebensmitteln und einen Wallfischzahn, wenn er einen solchen hat. Der Häuptling nähert sich in Begleitung der Uebrigen dem Mbure, und während er betet, bringt das Volk seine Gaben dar. Dann kehrt es nach Haus zurück und das Opfer wird von dem Priester vertheilt.

Außer dem gelegentlichen Zurathziehen des Gottes durch die Ambati sind noch religiöse Feste festgesetzt. Eines derselben, das jedoch nur in den dem Tui Levuka unterworfenen Districten gefeiert werden soll, findet im Monat November statt und währt vier Tage. Beim Beginn desselben begibt sich ein einflußreicher Matani-vanua (Grundbesitzer) gerade mit Sonnenuntergang nach der Außenseite des Koro oder der Stadt, wo er mit lauter Stimme den Geist des Himmels anruft und für eine gute Ernte so wie

für andere Segnungen betet. Darauf folgt ein allgemeines Zusammenschlagen der Stöcke, Trommeln und Muscheln, das etwa eine halbe Stunde dauert. Während der vier Tage wohnen die Männer in dem Mbure, wo sie sich von dem Balolo *) nähren, einer eigenen Art von Salzwasserwurm, welcher in dieser Jahreszeit einen Tag lang erscheint; die Weiber und Kinder aber bleiben in den Häusern. Es ist keine Arbeit erlaubt, kein Geschäft wird vorgenommen, und diese Vorschrift so genau beobachtet, daß man nicht einmal ein Blatt abpflückt, ja selbst den Unrath nicht vom Haus wegschafft. Mit Anbruch des fünften Tages ist die ganze Stadt in Aufruhr, und Männer und Knaben springen herum, indem sie mit Keulen und Stöcken an die Hausthüren klopfen und dabei schreien: „Sina, riba." Damit ist die Feier beschlossen, und der gewöhnliche Geschäftsgang tritt wieder ein wie zuvor. — In Ambau findet beim Einsammeln der Früchte ein großes Fest statt, welches den Namen Batami mbulu (der Geist unter oder in der Erde) führt.

Die Ehen der Fidschi-Insulaner werden durch religiöse Ceremonien eingesegnet und bei hohen Häuptlingen mit großer Förmlichkeit und Pracht geschlossen. Wie bei allen andern Festen, so macht auch hier das Ava-Trinken einen wesentlichen Theil desselben aus; der Ambati oder Priester nimmt einen Sitz, mit dem Bräutigam zu seiner Rechten und der Braut zu seiner Linken. Dann fleht er den Schutz des Gottes oder Geistes für die Braut an, worauf er sie zu dem Bräutigam führt, ihre Hände zusammenlegt, und sie zugleich zur Liebe, Ehre, zum Gehorsam und zur Treue bis in den Tod ermahnt. Während diese Ceremonie vorgeht, brauen die Mädchen Ava, an welche der Priester das Wasser schütten läßt. Dann ruft er alle Götter der Stadt oder Insel auf, wobei er sich sehr in Acht nimmt keinen zu vergessen, damit nicht die solchergestalt vernachlässigte Gottheit dem durch ihn vereinigten Paare Unheil zufüge. Er endigt die Ceremonie mit den Rufe: „Mana" (es ist zu Ende), auf welchen das Volk antwortet: „Ndina" (es ist wahr).

---

*) Den Balolo bekommt man in Wakaia; er wird ganz nach Gefallen, entweder roh oder gekocht verspeist, und von ihm erhält der Monat November den Namen.

Zur Verheurathung des Mädchens bedarf es der Einwilligung ihres Vaters, ihrer Mutter und ihres Bruders, welche von dem Bräutigam eingeholt werden muß. Selbst wenn Vater und Mutter einwilligen, verhindert die Weigerung des Bruders die Heurath; allein mit seiner Zustimmung kann dieselbe stattfinden, selbst wenn Vater und Mutter sich ihr widersetzen. Beim Anhalten um ein Mädchen werden Taparollen, Wallfischzähne, Lebensmittel u. s. w. den Eltern zum Geschenk gemacht, und deren Annahme ist ein Zeichen, daß das Gesuch günstig aufgenommen worden, während ihre Zurückweisung den abschlägigen Bescheid andeutet. Werden die Vorschläge des jungen Mannes angenommen, so macht er seinen eigenen Verwandten die Anzeige davon, welche nun seiner Verlobten Geschenke schicken. Von ihren eigenen Verwandten erhält sie als Mitgift ein Steinbeil (matawiwi) und zwei Tapastücke (eki), worauf die Heurath stattfinden kann.

Jeder Mann kann so viel Weiber nehmen als er zu ernähren vermag, und die Häuptlinge sind schon in der Jugend mit vielen verlobt, um ihre politischen Verbindungen durch Bande auszubreiten, welche, ihren Sitten gemäß, nicht außer Acht gelassen werden dürfen. Die Töchter der Häuptlinge werden meist schon sehr früh verlobt. Weigert sich der Bräutigam den Contract zu erfüllen, so wird dieß als eine große Beleidigung angesehen, und er kann sicher darauf rechnen mit ihren Verwandten und Freunden in Streit zu gerathen. Stirbt der verlobte Mann, ehe das Mädchen erwachsen ist, so folgt ihm sein nächst ältester Bruder in den betreffenden Rechten nach. Bei den höhern Classen sind viele Heurathen das Resultat gegenseitiger Neigung, und es gehen ihnen Geschenke, gegenseitige Aufmerksamkeit u. s. w. vorher. Man kann die Paare, nachdem sie einmal versprochen, wie bei uns Arm in Arm mit einander spazierengehen sehen. Auch gezwungene Heurathen kommen manchmal vor, obgleich sie in dieser Classe nur selten sind und gewöhnlich den Selbstmord zur Folge haben. Ein Fall dieser Art war kurz vor unserer Ankunft vorgekommen, wo die Tochter des Häuptlings von Ovolau sich selbst tödtete, indem sie sich in einen Abgrund hinter der Stadt stürzte, weil man sie gezwungen hatte einen Bruder Tanoa's zu heurathen. Die Weiber aus den niedern Classen haben keine solche zarten Bedenken. Bei ihnen sind die Heurathen

mehr Sache des Handels, und auf dem größten Theile der Gruppe werden die Weiber wie eine Waare gekauft und angesehen. Der gewöhnliche Kaufpreis ist ein Wallfischzahn oder eine Flinte, und ist dieß erst bezahlt, so hat der Mann ein vollständiges Recht auf die Person des Weibes, das er selbst abschlachten und aufessen kann, wenn er Lust dazu hat. So lange junge Mädchen nicht verkauft sind, gehören sie dem Häuptling des Dorfs an, der nach Gefallen über sie zu verfügen hat. Doch finden manchmal Entführungen statt, wenn eine Heurath wegen Unterschied des Ranges oder einer andern Ursache auf Schwierigkeiten stößt, wo dann das liebende Paar zu einem benachbarten Häuptling flieht, den sie um seine Vermittlung ansprechen.

Die Weiber sind ihren Männern mehr aus Furcht, denn aus Neigung treu. Entdeckt man die Untreue einer Frau, so wird sie nicht selten vor den Kopf geschlagen oder auf Lebenslang zur Sklavin gemacht. Der Mann darf indeß auf dieselbe Weise behandelt werden; doch kann seine Strafe auch darin bestehen, was man suabi nennt, das heißt, er verwirkt seine Ländereien, was dadurch angedeutet wird, daß man Rohre in den Boden steckt, und diese der Art zusammenbindet, daß sie Dreifüße bilden. Wenn der Verbrecher seine Ländereien wieder zu erhalten wünscht, so muß er sich die Verzeihung des beleidigten Theils durch Geschenke erkaufen. Manchmal ergreifen auch die Freunde des beleidigten Theils das Weib des Beleidigers und geben es dem gekränkten Ehemann. Außerdem gibt es noch andere Gebräuche, wodurch ein Mann sich für die Untreue seiner Frau rächt, welche man jedoch nicht beschreiben kann.

Wir haben gesehen, daß die Ausdehnung der Vielweiberei lediglich nur durch den Willen des Mannes und seine Mittel zur Ernährung der Weiber beschränkt ist. Die letztern sind fast völlige Sklavinnen, und leben in Folge der strengen Disciplin des Mannes meist friedlich mit einander. Die Haushaltung steht unter der Aufsicht der ersten Frau, und die übrigen müssen sich den Anordnungen dieser fügen. Wenn sie ungehorsam sind, werden sie mit Stricken gebunden, gefesselt oder gepeitscht.

Die Geburt des ersten Kindes wird durch ein Fest an dem Geburtstage gefeiert; ein anderes Fest findet vier Tage später

statt, und ein drittes in zehn Tagen, wo dann dem jungen Paar passende Geschenke gemacht werden. Die Geburten gehen ungewöhnlich leicht von statten, und man hat schon Weiber wenige Stunden nach ihrer Niederkunft wieder arbeiten sehen. Andere hingegen pflegen sich Monate lang. Es ist die vorherrschende Meinung, daß schweres Arbeiten die Niederkunft erleichtere. Nachdem dieselbe vorüber, bleiben die Weiber gewöhnlich ruhig und genießen vier bis acht Tage lang schmale Kost, die in jungen Tarogipfeln besteht, worauf sie beständig baden.

Die Geburtshülfe ist ein bestimmtes Amt, das in allen Städten von besondern Weibern ausgeübt wird. Dieselben sollen in ihrem Geschäft sehr geschickt seyn und mitunter Operationen ausführen, welche bei uns von dem Wundarzt verrichtet werden. Frühzeitiges Gebären ist vorherrschend, und fast die Hälfte der Embryos soll auf diese Weise zerstört werden, meist durch den Willen des Vaters, auf dessen Geheiß die Frau Kräuter verzehrt, welche diese Wirkung hervorbringen. Gelingt dieß nicht, so wird die Hebamme veranlaßt das Kind zu erwürgen und es todt herauszubringen. Sobald ein Kind geboren ist, wird es mit Gelbwurz gerieben, was sie für stärkend halten, und augenblicklich von einem Verwandten oder Freund mit Namen belegt. Wenn man den Namen aus Nachlässigkeit oder Versehen nicht sogleich gibt, so wird das Kind als verstoßen betrachtet und von der Mutter ermordet.

Die Mädchen werden mit vierzehn, und die Knaben mit siebzehn oder achtzehn Jahren mannbar. Dieser Abschnitt in dem Leben des Mädchens wird von ihm gehörig gefeiert, zu welchem Zweck sie von einem Freunde ein Haus zur Miethe verlangt, von welchem sie mit einer Anzahl junger Mädchen Besitz nimmt. Die Einwohnerschaft versieht sie hier mit Lebensmitteln auf zehn Tage, während welcher Zeit sie sich mit Gelbwurz und Oel einsalben. Nach Umfluß dieser Zeit ziehen sie zum Fischfang aus und werden von den Männern mit Lebensmitteln versehen.

Der Glaube an ein künftiges Leben ohne irgend eine religiöse oder sittliche Verpflichtung ist die Quelle vieler fürchterlicher Gebräuche. Darunter gehört daß sie ihre Eltern umbringen, wenn sie in ein vorgerücktes Alter treten, der Selbstmord, die Ermordung der Weiber bei dem Leichenbegängniß ihrer

Männer und Menschenopfer. Es ist ein ganz gewöhnliches Vorkommniß, daß ein Vater oder eine Mutter ihren Kindern anzeigen, es sey Zeit für sie zu sterben, oder daß ein Sohn seinen Eltern erklärt, sie fallen ihm zur Last. In beiden Fällen werden die Freunde zusammengerufen und von dem Falle unterrichtet. Alsdann findet eine Berathung statt, die gewöhnlich damit endet, daß dem Verlangen nachgegeben wird, worauf ein Tag festgesetzt wird, gewöhnlich auf eine Zeit wo Taro und Yams reif sind, damit man gleich das Nöthige zu einem großen Feste hat, das Mburua heißt. Die betagte Person wird gefragt, ob sie vor dem Begräbniß erdrosselt oder lebendig begraben seyn wolle. Wenn der festgesetzte Tag heranrückt, so bringen die Verwandten und Freunde Tapas, Matten und Oel als Geschenke. Sie werden wie bei andern Begräbnißfesten empfangen, und alle trauern zusammen, bis der für die Ceremonie bestimmte Tag herankömmt. Die betagte Person bezeichnet sodann den Platz wo das Grab gegraben werden soll, und während die Einen es machen, legen die Andern ein neues Maro und Turbane an. Ist das Grab, welches eine Tiefe von ungefähr vier Fuß hat, fertig, so wird das Opfer hineingehoben, während die Verwandten und Freunde ihre Klagen beginnen, weinen und sich schneiden, wie sie es bei andern Leichenbegängnissen thun. Dann geben ihm alle einen Scheidekuß, worauf der lebende Körper zugedeckt wird, zuerst mit Matten und Tapa, welche um den Kopf gewickelt werden, und dann mit Holz und Erde, welche man zusammenstampft. Wenn dieß geschehen, so entfernen sich alle und werden tabu. In der nächstfolgenden Nacht begibt sich der Sohn allein zum Grab, und legt ein Stück Ava-Wurzel darauf, was das vei-tala oder Lebewohl heißt.

Hr. Hunt, einer der Missionäre, war Zeuge mehrerer solcher Handlungen gewesen. Bei einer Gelegenheit wurde er von einem jungen Mann aufgefordert für den Geist seiner Mutter zu beten, welche todt sey. Hr. Hunt lebte zuerst der Hoffnung, daß dieß ihm eine Veranlassung bieten werde seine große Sache zu fördern. Auf Befragen erzählte ihm der junge Mann, daß er und seine Brüder gerade im Begriff seyen sie zu begraben. Hr. Hunt begleitete den jungen Mann, indem er sagte, daß er der Procession folgen und seinen Wunsch erfüllen wolle; wie sie aber

die Procession erreichten, zeigte der junge Mann auf seine Mutter, welche so heiter und munter als irgend jemand im Zug mitging und augenscheinlich sehr vergnügt war. Hr. Hunt drückte dem jungen Manne sein Erstaunen aus, und fragte wie er ihn so sehr täuschen könne, daß er seine Mutter für todt ausgebe, während sie doch am Leben und vollkommen wohl sey. Darauf wurde ihm die Erwiederung, daß sie ihr Todtenfest bereitet hätten und jetzt im Begriff seyn sie zu begraben, sie sey alt; er und seine Brüder hätten gedacht sie habe lange genug gelebt, es sey jetzt Zeit sie zu begraben, worein sie auch gerne gewilligt, und sie wollten es jetzt thun. Er sey zu Hrn. Hunt gekommen, um ihn um sein Gebet zu ersuchen, wie sie dieß auch bei ihrem Priester gethan hätten. Er fügte bei, sie hätten aus Liebe zu ihrer Mutter so gehandelt; aus derselben Liebe wollten sie sie jetzt begraben, und niemand sonst als sie könne oder dürfe ein so heiliges Geschäft verrichten. Hr. Hunt that alles, was in seiner Macht stand, um eine so teuflische Handlung zu verhindern, allein man gab ihm sonst keine Antwort als: sie sey ihre Mutter, sie seyen ihre Kinder, und sie müßten sie tödten. Als man bei dem Grabe ankam, setzte sich die Mutter nieder, worauf das ganze Gefolge, Kinder, Enkel, Verwandte und Freunde, herzlichen und zärtlichen Abschied von ihr nahmen. Dann legten ihr ihre Söhne einen aus gedrehter Tapa verfertigten Strick zweimal um den Hals und erdrosselten sie damit, worauf sie mit den üblichen Ceremonien in das Grab gelegt wurde. Dann kehrten sie zum Trauerfest zurück, und nun war das Weib so ganz vergessen, als ob sie gar nie gelebt hätte.

Hr. Hunt überraschte mich, nachdem er diese Erzählung beendigt hatte, nicht wenig durch die Aeußerung, daß er die Fidschi-Insulaner für ein Volk halte das seine Eltern zärtlich liebe, indem er beifügte, es hätten ihn viele derselben versichert, daß sie die Sitte, wonach niemand sonst als die Kinder diese Pflicht üben könne, für einen großen Beweis von Liebe halten. Dieselbe Ansicht sprachen auch alle übrigen weißen Ansiedler aus.

Kurze Zeit vor unserer Ankunft that ein alter Mann von Levuka etwas, das einen seiner Enkel ärgerte, worauf dieser Steine nach ihm warf. Der alte Mann that gar nichts, aber entfernte sich und sagte, er habe nun lange genug gelebt, da

seine Enkel ihn ungestraft mit Steinen werfen könnten. Dann bat er seine Kinder und Freunde ihn zu begraben, worein diese auch willigten. Es wurde ein Fest bereitet, er in seine beste Tapa gekleidet und sein Gesicht geschwärzt. Darauf setzte man ihn in sein Grab, so daß sein Kopf zwei Fuß niederer war als der Rand, umwickelte ihn mit Tapa und Matten und stampfte die Erde fest. Während dieß geschah, hörte man ihn sich darüber beklagen, daß sie ihm wehe thäten und so hart drückten. — Selbstmord ist durchaus nicht selten, und sie glauben, daß sie so, wie sie das Leben verlassen, immer nachher bleiben werden. Dieß ist ein mächtiger Beweggrund, daß sie eher freiwillig sterben, als daß sie Krüppel oder schwach werden.

Weiber werden bei dem Begräbniß ihrer Männer häufig erdrosselt oder lebendig begraben, und gemeiniglich auf ihre eigene Bitte. Von Fällen dieser Art waren die weißen Ansiedler häufig Zeugen. Bei einer solchen Veranlassung vertrieb Whippy die Mörder, befreite das Weib und schaffte sie in sein eigenes Haus, wo sie wieder ins Leben gebracht wurde. Allein weit entfernt ihm für ihre Rettung dankbar zu seyn, überhäufte sie ihn mit Schimpf und bezeugte ihm stets nachher den tödtlichsten Haß. Daß Weiber mit ihren Männern zu sterben wünschen, ist keineswegs auffallend, wenn man bedenkt, daß es einen Artikel ihres Glaubens ausmacht, daß sie nur auf diese Weise in das Reich der Seligen kommen können, und daß diejenige, welche ihren Tod mit der größten Ergebung erträgt, in dem Lande der Geister das Lieblingsweib werden wird.

Das Opfer ist indeß nicht immer freiwillig, denn wenn auch ein Weib sich weigert sich erdrosseln zu lassen, so wird sie von ihren Verwandten oft dazu gezwungen. Dieß geschieht aus eigennützigen Beweggründen, denn durch ihren Tod bekommen sie ein Recht auf die Verlassenschaft ihres Mannes. Selbst eine Zögerung wird zum Gegenstand des Vorwurfs gemacht. So wurden bei dem Leichenbegängniß des letzten Königs Ulivou, welchem Hr. Cargill anwohnte, seine fünf Weiber und eine Tochter erdrosselt. Die erste Gemahlin verzögerte die Ceremonie, indem sie von ihrer Umgebung Abschied nahm, worauf Tanoa, der gegenwärtige König, sie schmälte. Das Opfer war seine eigene Muhme, und er half ihr den Strick um den Nacken legen und

sie erdrosseln, ein Dienst, den er, wie er sagte, früher seiner eigenen Mutter geleistet habe.

Indeß bitten nicht bloß viele Eingeborne ihre Freunde sie zu ermorden, um der Altersschwäche zu entgehen, oder bringen sich aus diesem Grunde selbst ums Leben, sondern auch die Familien haben einen solchen Widerwillen davor, ungestaltete oder verstümmelte Personen unter sich zu haben, daß diejenigen, denen ein solches Mißgeschick begegnet ist, fast immer getödtet werden. Man erzählte mir ein Beispiel der Art, wo ein Knabe, dem ein Haifisch das Bein weggebissen hatte, erdrosselt wurde, obgleich einer der weißen Ansiedler sich seiner angenommen hatte und jede Aussicht auf seine Rettung vorhanden war. Als Grund für seine Ermordung gab man sonst weiter nichts an, als daß er, wenn er am Leben geblieben wäre, für seine Familie eine Schande gewesen seyn würde, da er nur ein Bein gehabt habe.

Wenn ein Eingeborner, sey es Mann, Weib oder Kind, an einer langwierigen Krankheit darniederliegt, so wird ihm entweder der Kopf umgedreht, oder er wird erdrosselt. Hr. Hunt behauptete, daß dieß häufig vorkomme und daß er nur mit Mühe einen seiner eigenen Dienstboten, der nachher wieder ganz gesund geworden sey, vor diesem Schicksal habe bewahren können.

Menschenopfer kommen gleichfalls sehr häufig vor. Die Opfer werden gemeiniglich von einem entfernten Stamme genommen, und wenn man keine durch Krieg oder Gewaltthat bekommt, manchmal auf dem Wege der Unterhandlung gewonnen. Hat man sie zu diesem Zweck ausgelesen, so werden sie häufig noch eine Zeitlang gemästet. Will man sie opfern, so läßt man sie auf den Boden sitzen, wobei sie die Beine unterschlagen und ihre Arme dicht vor sich hin halten müssen. In dieser Stellung werden sie sodann so fest gebunden, daß sie sich weder rühren, noch ein Glied bewegen können. Dann setzt man sie auf den gewöhnlichen Ofen, auf heiße Steine, bedeckt sie mit Blättern und Erde, und röstet sie so bei lebendigem Leibe. Wenn der Körper vollkommen gebraten ist, wird er vom Ofen abgenommen und ihm das Gesicht geschwärzt, wie dieß die Eingebornen bei festlichen Veranlassungen thun. Dann wird er nach dem Mbure gebracht, den Göttern geopfert, dann zerschnitten

und unter das Volk vertheilt, das ihn verzehrt. Weiber dürfen nicht in das Mbure treten, noch Menschenfleisch essen.

Menschenopfer bilden die Präliminarien zu fast allen ihren Unternehmungen. Wird ein neues Mbure gebaut, so begibt sich eine Schaar auswärts, ergreift die erste Person der sie begegnet, und opfert sie den Göttern; lassen sie ein großes Canoe vom Stapel, so ergreifen sie die erste beste Person welche sie treffen, Mann oder Weib, und schicken sie nach Hause zu einem Feste. Wenn Tanoa ein Canoe vom Stapel läßt, so werden zehn und noch mehr Männer auf dem Verdeck geschlachtet, damit es mit Menschenblut abgewaschen werde. Auch bei den Leichenbegängnissen der Häuptlinge kommen Menschenopfer vor, wobei manchmal Sklaven getödtet werden. Ihre Leiber werden dann zuerst in das Grab gelegt, und auf diese erst kommen die Leichname des Häuptlings und seiner Weiber.

Die bei dem Tode und dem Begräbniß eines großen Häuptlings stattfindenden Ceremonien wurden mir von Personen erzählt, welche denselben beigewohnt hatten. Wenn sein letzter Augenblick sich nähert, legen ihm seine Freunde zwei Wallfischzähne in die Hände, welche er, ihrer Ansicht nach, gegen einen Baum werfen muß, der auf dem Weg nach dem Reich der Todten steht. Sobald der letzte Todeskampf vorüber ist, erfüllen die Freunde und Unterthanen die Luft mit ihren Klagen. Zwei Priester nehmen sodann in jede Hand ein etwa achtzehn Zoll langes Rohr, an dessen Ende sich noch die Blätter befinden, und bezeichnen damit zwei Personen als Grabverfertiger, sowie sie auch den Platz für das Grab angeben. Der hiezu ausersehne Ort ist gewöhnlich so nahe wie möglich bei einem Flußufer. Die Todtengräber sind mit Mangelbaumstäben (tiri) zu ihrer Arbeit versehen und stellen sich, der eine oben, der andere unten am Grab auf, wobei jedem zur Rechten ein Priester steht. Auf ein gegebenes Zeichen stecken die Todtengräber, indem sie zuvor drei Finten machen, ihre Stäbe in die Erde, während die Priester zweimal die Rohre auswechseln, indem sie sagen: Fidschi, Tonga; Fidschi, Tonga. Die Todtengräber arbeiten in sitzender Stellung und machen ein Loch, das groß genug zur Aufnahme des Körpers ist. Die erste Erde, welche sie ausgraben, wird als heilig betrachtet, und bei Seite gebracht. Die Todtengräber

waschen auch und rüsten den Leichnam für die Beerdigung zu, und sind die einzigen Personen, welche den Todten berühren dürfen, ohne auf zehn Monate mit dem Tabu belegt zu werden. Nachdem der Leichnam gewaschen, wird er auf Tuch und Matten gelegt und sorgfältig abgetrocknet, dann angekleidet und geschmückt, wie es im Leben bei großen Versammlungen der Häuptlinge geschah. Zuerst ölt man ihn ein, und dann beschmiert man Nacken, Brust und Arme bis zum Ellbogen herab mit schwarzer Farbe, um das Haupt wird eine weiße Binde von selbst bereitetem Tuch gewunden und über die Schläfe in einen hübschen Knopf gebunden; in seine Hand gibt man ihm eine Keule, welche quer über die Brust gelegt wird, um dem Jenseits anzuzeigen, daß der Hingeschiedene ein Häuptling und Krieger war. Der Leichnam wird nun auf eine Bahre gelegt und die Häuptlinge der untergebenen Stämme versammeln sich; jeder Stamm sendet einen Wallfischzahn, und der Häuptling oder Sprecher sagt: „dieß ist unsere Gabe für den Todten; wir sind arm und können keine Reichthümer finden.“ Nun schlagen alle in die Hände und der König oder ein Häuptling von Rang erwiedert: „Ai mumundi ni mate“ (das Ende des Todes); worauf alles anwesende Volk antwortet: „e dina“ (es ist wahr). Seine Weiber treten nun heran und küssen den Leichnam, und wenn eine von ihnen zu sterben und mit ihm begraben zu werden wünscht, so läuft sie zu ihrem Bruder oder nächsten Verwandten und ruft: „ich wünsche zu sterben, damit ich meinen Gemahl nach dem Lande begleiten kann, wohin sein Geist gegangen ist! liebe mich und erdrossele mich schnell, damit ich ihn noch überhole!“ Ihre Freunde klatschen ihrer Absicht Beifall zu; sie kleidet und schmückt sich auf das beste, und setzt sich auf eine Matte, indem sie ihren Kopf auf den Schooß eines Weibes zurückbeugt; eine andere hält ihr die Nasenlöcher zu, damit sie nicht durch dieselben athmen könne und dann legt man ihr eine aus feiner Tapa (masi) gefertigte Schnur um den Hals, welche von vier bis fünf starken Männern zusammengezogen wird, so daß die Erdrosselung rasch beendigt ist. Die Schnur wird am Hals gelassen und in einen Knopf gebunden, bis die Freunde des Gemahls einen Wallfischzahn besorgen, und sagen: „dieß ist das Lösen der Erdrosselungsschnur.“ Nun wird die Schnur gelockert, aber nicht vom Hals abgenommen.

Wenn das Grab fertig ist, nimmt der erste Arbeiter die vier von den Priestern gebrauchten Rohre, und schwingt sie vor- und rückwärts über alle übrigen; dann legt er das Grab mit feinen Matten aus und oben und unten in demselben je zwei Blätter hin. Auf diese legt man den Leichnam nebst zwei Weibern, eine an jeder Seite, welche die eine die rechte, die andere die linke Hand auf seine Brust gelegt haben; die drei Leichname werden dann in Tücher eingehüllt, das Grab wird ausgefüllt, heilige Erde oben darauf gelegt und über das Ganze ein Stein gesetzt. Alle Männer, welche mit dem Leichnam etwas zu thun hatten, legen ihr Maro oder Masi ab und reiben sich am ganzen Leib mit den Blättern einer Pflanze, welche sie Koaikoaia nennen. Ein Freund von ihnen nimmt dann neue Tapa und kleidet sie damit, denn sie dürfen nichts berühren, da sie tabu sind. Nach Verfluß von zehn Tagen gibt der oberste Häuptling des Stammes ein großes Mahl (Mburua), um welche Zeit die mit dem Tabu belegten Männer sich wieder reiben und frisch kleiden lassen. Nach dem Mahl wird Ava bereitet und dem Priester vorgesetzt, der vielfache Bezauberungen und convulsivische Bewegungen durchmacht und für langes Leben und reichen Kindersegen betet. Nun kann die Seele des Verstorbenen den Körper verlassen und an ihren Bestimmungsort gehen. Während dieser zehn Tage versehen sich alle Weiber mit langen Peitschen, an denen vorne Muscheln angebunden sind. Diese gebrauchen sie gegen die Männer und schlagen diesen blutige Wunden, was die Männer dadurch erwidern, daß sie mit einem Bambusspan kleine harte Thonkugeln werfen.

Werden die mit dem Tabu belegten Personen ihres beengten Zustandes müde, so schicken sie zu dem ersten Häuptling und benachrichtigen ihn davon, worauf er ihnen erwidert, daß er das Tabu ihnen abnehmen werde, wenn es ihnen beliebe; sie schicken sodann Geschenke an Schweinen und andern Lebensmitteln, die er unter das Volk austheilt. Die mit dem Tabu belegten Personen verfügen sich nun in einen Fluß und waschen sich, welche Handlung sie Vulu vulu nennen; dann fangen sie irgend ein Thier, ein Schwein oder eine Schildkröte, an welchem sie ihre Hände abwischen, das Tabu ist ihnen nun abgenommen und die Männer können wieder sich selbst nähren, arbeiten

und mit ihren Weibern leben. Das Tabu währt gewöhnlich zwei bis zehn Monate, wenn es sich um Häuptlinge handelt, je nach dem Rang derselben; bei kleinen Häuptlingen währt es nur einen Monat, und bei gewöhnlichen Leuten bloß vier Tage. Gemeiniglich nehmen es nur faule und träge Leute an, denn während dieser Zeit werden sie nicht allein mit Nahrungsmitteln versehen, sondern in Wirklichkeit von Begleitern gefüttert, oder sie essen ihre Speisen vom Boden weg. Beim Tode eines Häuptlings wird auf die Cocosnüsse, Schweine u. s. w. eines ganzen Districts das Tabu gelegt. Das Aufheben desselben ist von gewissen Feierlichkeiten begleitet, und kann nur durch einen Häuptling von hohem Rang geschehen. Man bringt dem Priester Geschenke und ein Stück Ava, die gebraut und getrunken wird; sodann spricht er ein Gebet (sevu-sevu), und die Cermonie ist beendigt.

Wird das Tabu aufgelegt, so stellt man einen etwa zwei Fuß langen und roth bemalten Stein vor dem Mbure auf; dann wird Ava gebraut, der Priester spricht ein Gebet und ruft Verwünschungen auf die Häupter derjenigen herab, welche das Gebot brechen würden. Bäume, welche mit dem Tabu belegt sind, haben Bänder von Cocosnuß- oder Pandanusblättern um den Stamm und nebenbei steckt ein Pfahl in einem Erdhaufen. Davon erlebten wir zur Zeit unserer Ankunft ein Beispiel, wo alle Cocosnußbäume mit dem Tabu belegt waren. In Folge davon konnten wir auch keine Cocosnüsse erhalten, bis ich mit den Häuptlingen von Ambau sprach, welche nun das Tabu aufhoben.

In einigen Theilen der Gruppe bestehen außer den von uns bereits angeführten Begräbnißfeierlichkeiten noch andere, auch sind die Einzelnheiten der gleichartigen mitunter verschieden. So wird in Muthuata der Leichnam eines Häuptlings gewöhnlich in das königliche Mbure oder nach dem gleichnamigen Eilande gebracht, um daselbst begraben zu werden. Der Körper wird ferner, statt in die Gewänder, welche er als lebend getragen, gekleidet zu werden, in weiße Matten gehüllt und auf einem großen Brett getragen. Bei der Ankunft am Mbure empfängt ihn der Priester, welcher eine Lobrede auf seinen Charakter hält, worauf die jungen Männer sich in zwei Reihen stellen, zwischen welchen hindurch und um den Leichnam herum das

Volk mehreremale geht. Alle Knaben, welche das gehörige Alter erreicht haben, werden nun beschnitten, und viele verlieren auch ihre kleinen Finger. Die Vorhäute und die Finger gibt man dem Häuptling in das Grab mit. Ist diese Ceremonie vorüber, so reichen die Verwandten des Hingeschiedenen den Knaben junge Brodfruchtbäume, welche von den Angehörigen der Beschenkten so lange gepflegt werden müssen, bis diese es selbst thun können. *)

Nun folgt die Erdrosselung der Weiber des Häuptlings; darauf kommt wieder eine Lobrede auf den Verstorbenen und eine Klage über den Verlust, welchen das Volk durch sein Hinscheiden erlitten. Das Ganze endet mit einem großen Mahle von Schweinen, Taro, Yams und Bananen.

Die Begräbnisse von Personen niedrigeren Ranges sind mit weniger Feierlichkeiten verbunden. Der Leichnam wird in Tapa oder Matten gehüllt, bisweilen mit Gelbwurz besprengt, und in sitzender Stellung dicht unter die Oberfläche des Bodens begraben. Auch bei dieser Classe besteht das Weib meist darauf, daß man sie erdrossele. In neuester Zeit kommen jedoch Fälle vor, wo man von dieser Sitte Umgang nimmt, was ein Beweis dafür seyn mag, daß die Dämmerung der Civilisation bei ihnen anbricht.

Am Todestage wird stets ein Fest, Mburua genannt, gefeiert, ein anderes vier Tage später, das Boniva heißt, und ein drittes nach Umfluß von zehn Tagen, das den Namen Boniviti hat. Das gewöhnliche äußere Zeichen der Trauer ist, daß man sich den Bart oder das Haar, manchmal, jedoch in höchst seltenen Fällen, auch beide abschneidet. Sie sind zu stolz auf diesen Schmuck, als daß sie sich ohne genügende wichtige Ursache davon trennen würden, und da das Haar, wenn es einmal abgeschnitten ist, zu lange braucht bis es wieder nachgewachsen, so bedienen sie sich der Perücken. Diese sind manchmal recht hübsch gemacht und oft getreuer der Natur nachgeahmt, als die unserer geschicktesten Perückenmacher. Ein anderes Zeichen des Kummers besteht darin, daß man die letzten Gelenke der kleinen

*) Diese Sitte ist von großem Einfluß darauf, daß immer ein gehöriger Vorrath von diesem wichtigen Nahrungsmittel vorhanden, und mag auch wohl dieser Absicht ihren Ursprung zu verdanken haben.

Zehe und des kleinen Fingers abschneidet. Dieß drückt jedoch nicht bloß Trauer und Liebe aus, sondern man schickt diese abgeschnittenen Nägel auch häufig an Familien die man für wohlhabend hält, und welche diesen Beweis von Antheil an ihrem Verlust belohnen können, was auch stets geschieht. Trauernde Weiber brennen ihre Haut voll Blasen, welche Sitte auch auf andern der von uns besuchten Gruppen herrscht. Das Werkzeug, dessen man sich zu diesem Endzweck bedient, besteht in einem zu einer kleinen Rolle aufgewickelten und angezündeten Stück Tapa. Die Spuren von solchen Selbstverletzungen kann man auf ihren Armen, Schultern, Nacken und Brüsten sehen.

Das Essen von Menschenfleisch beschränkt sich nicht auf Opfer oder andere religiöse Feste, sondern wird aus Gewohnheit und Neigung getrieben. Das Bestehen dieses Cannibalismus, unabhängig von abergläubischen Meinungen, ist von vielen bezweifelt worden. Es ist jedoch keine Frage, daß, obgleich er in einem Religionsgebrauch seinen Ursprung haben mag, er sich auf der Fidschi-Gruppe doch mehr aus dem Geschmack an Menschenfleisch als Nahrung forterhält. Ihre Liebe dazu mag man daraus entnehmen, daß sie die Gewohnheit haben, ihren entfernt wohnenden Freunden Stücke solchen Fleisches als angenehmes Geschenk zu überschicken, und daß die Gabe verzehrt wird, selbst wenn sie schon theilweise in Verwesung übergegangen. Sie schätzen diese Speise so hoch, daß das größte Lob, welches sie einer Delicatesse geben, darin besteht, zu sagen, sie sey so zart wie ein todter Mensch. Ja sie stellen auch solche Opfer häufiger deßwegen an, um ihre Neigung für diese schauderhafte Speise zu befriedigen als aus Rache. Sie machen auch gar keinen Hehl daraus; ich selbst habe häufig mit ihnen darüber gesprochen und erhielt nie eine andere Antwort, weder von den Häuptlingen, noch den Leuten aus dem Volke, als daß es vinaka (gut) sey. Die Leiber der im Kampfe gefallenen Feinde werden stets gegessen. Whippy erzählte mir, daß er bei einer Veranlassung einmal zehn Männer habe braten sehen, und mehrere der weißen Ansiedler sagten aus, daß sie Leichname gesehen hätten, die man mit großer Gier und augenscheinlicher Lust verzehrt habe, obgleich sie schon so alt gewesen seyen, daß sie vor Fäule ganz grün ausgesehen hätten und das Fleisch von den Beinen

sich losgeschält habe. Der Krieg kann jedoch ihrem Appetit nach dieser Speise nicht Genüge thun, und man versucht sich dieselbe deßhalb mit List und Gewalt zu verschaffen. Während unseres Aufenthaltes in Levuka wurden von einer Anzahl mit Muschelsammeln und Fischen beschäftigter Weiber durch ein den Lasikaus oder Fischerleuten gehöriges Canoe, welches an dem Riff vorüberfuhr, zwei ergriffen und davon geführt, wahrscheinlich in cannibalischer Absicht. Als ich die Geschichte hörte, wollte ich sie anfangs nicht glauben, sie wurde mir jedoch von Tui Levuka bestätigt, der mir sagte, daß die Lasikaus häufig Weiber von den Riffen wegstehlen um sie zu verzehren.

Aller Zweifel schwand übrigens, als Hr. Eld während eines Aufenthalts im Observatorium Augenzeuge eines Vorfalls dieser Art war. Die Tochter des Vi Tonga, *) Häuptlings, war mit einigen ihrer Gefährtinnen in einem kleinen Canoe am Riff mit Fischen beschäftigt. Durch einen Zufall wurde das Canoe vom Wasser fortgeführt, wodurch sie für jeden, der sie ergreifen wollte, zur Beute wurden. Ein Canoe von Ambau hatte die armen Wesen gleich einem Hay bewacht und fuhr, als es den Unfall bemerkte, auf sie los. Es gelang auch den im Canoe befindlichen Männern wirklich sich der Tochter des Häuptlings zu bemächtigen und sie mit Gewalt in ihr Schiff zu bringen. Als sie jedoch dem Ufer nahe kamen, versuchte sie zu fliehen indem sie über Bord sprang, und sie erreichte auch wirklich das Land, ehe man sie einholen konnte. Keule und Speere wurden nach ihr geworfen, jedoch ohne daß ihr weitere Beschädigung zugefügt worden wäre, als ein leichter Ritz unter dem Arm und eine Quetschung an ihrer Schulter. Am Strand wurde sie von ihren Freunden empfangen, welche zu ihrem Schutz bereit standen, worauf die Ambu-Männer von der Verfolgung abließen.

Die cannibalische Neigung beschränkt sich indeß nicht auf Feinde oder Personen von einem andern Stamme, sondern sie verspeisen das Fleisch ihrer theuersten Freunde, und man sagt sogar daß bei theuren Zeiten die Familien ihre Kinder zu diesem fürchterlichen Zwecke austauschen. Das Fleisch von Weibern

*) Vi Tonga ist eine Ortschaft, welche unmittelbar unter dem Punkte liegt, wo wir das Observatorium errichtet hatten.

wird dem der Männer vorgezogen, und die Stücke des Armes vom Ellbogen aufwärts, so wie das Dickbein gelten als die leckersten Bissen. Die Weiber dürfen es nicht öffentlich essen, doch sollen die Weiber von Häuptlingen heimlich gleichfalls daran Theil nehmen. Auch den Kai-si oder dem gemeinen Volke ist es verboten, so lange nicht ein großer Vorrath davon vorhanden; doch darf es die Knochen abnagen.

Als weiteres Beispiel dieser cannibalischen Neigung, und daß das Hinschlachten eines Menschen, um ihren Leidenschaften und ihrem Gaumen zu fröhnen, ein fast tägliches Vorkommniß ist, führen wir an, daß bei einem Festmahle, das unter den Häuptlingen häufig stattfindet, und wozu jeder ein Schwein liefern muß, Tanoa aus Hochmuth und Prahlerei stets einen menschlichen Körper gibt.

Ein Wallfischzahn ist so ungefähr der Preis für ein Menschenleben, selbst wenn der Erschlagene von Rang ist, wie aus den nachfolgenden Anekdoten erhellt. Rivaletta, der jüngste Sohn Tanoa's, spähte eines Tages, während er in seinem Canoe an der nördlichen Spitze von Ovolau hinfuhr, eine mit dem Fischfang beschäftigte Schaar aus. Er beschloß schnell sich ihrer Beute zu bemächtigen, fuhr zu diesem Zweck rasch mitten unter sie hinein, und feuerte seine Muskete ab. Der Schuß tödtete einen jungen Mann, den Neffen des Tui Levuka, Häuptlings von Ovolau, als welcher er von dem Gefolge Rivaletta's erkannt wurde. Allein diese Entdeckung hielt sie nicht im mindesten ab den Leichnam nach Ambau zu führen um ihn dort zu verspeisen; damit man ihn dort nicht erkenne, wurde sein Gesicht entstellt, indem man es an dem im Canoe aufgemachten Feuer verbrannte. Tanoa hatte die Sache aber bald erfahren und sandte dem Tui Levuka alsbald einen Wallfischzahn als Ersatz für den Verlust, so wie eine Anzahl dem Ambau-Volk abgeschnittener kleiner Finger als Sühnopfer. Der Ersatz wurde von Tui Levuka als genügend an- und von der Sache weiter keine Notiz mehr genommen.

Vor unserer Abfahrt von der Gruppe entfloh ein geringer Häuptling mit einem der Weiber des Tui Levuka. Letzterer sandte augenblicklich seinen Sohn ab nach der Stadt, wo der Häuptling wohnte, mit dem Auftrag den Entführer zu tödten, was

er auch ausführte, indem er zugleich das Weib zurückbrachte. Tui Levuka schickte deßhalb dem ersten Häuptling der Stadt einen Wallfischzahn nebst einigen Stücken Tapa, und damit war die Sache abgethan.

Wenn sie so wenig Werth auf das Leben ihrer eigenen Landsleute legen, so ist nicht zu erwarten, daß sie das von Fremden mehr achten. Darum ist es nöthig, während des Verkehrs mit ihnen fortwährend gegen meuchelmörderische Anschläge auf der Hut zu seyn, die sie unaufhörlich schmieden aus Habsucht oder Cannibalengelüst. Man hat mir mehrere Beispiele aus neuester Zeit erzählt, wo die Mannschaft von Schiffen, die an diesen Eilanden anlegten, ermordet wurde.

Namentlich ward mir ein solcher Fall mit der amerikanischen Brigg Charles Doggett, Capitän Bachelor, berichtet. Ich hatte von dem Angriff auf dieselbe gehört, und als Paddy Connel, von dem ich schon weiter oben gesprochen, mich das erstemal besuchte, erfuhr ich, daß er sich gerade damals an Bord der Brigg befunden habe und alle genau kenne, welche bei jenem Ereigniß mitbetheiligt waren. Ich fragte ihn daher bei seinem nächsten Besuche über diese Sache aus und erfuhr nachstehende Einzelnheiten.

Im Monat August 1834 wurde Paddy nebst einigen andern Männern von Capitän Bachelor zum Herbeischaffen einer Ladung Tripang verwendet. Die Brigg fuhr sodann nach Rewa, wo der Capitän mit Vendovi, dem Häuptling dieses Eilandes, und dem Vasu von Kantavu einen Vertrag zur weitern Herbeischaffung dieses Gegenstandes abschloß. Hier führte das Benehmen Vendovi's, Thokanauto's und anderer Häuptlinge auf den Verdacht, daß man eine Verrätherei beabsichtige; Paddy hörte von dem großen Werthe der an Bord der Brigg befindlichen Gegenstände sprechen, begleitet von Winken, daß die Schiffsmannschaft nur gering sey, nebst Andeutungen, daß es ihr nicht gut ergehen werde. Auch bemerkte er, daß man das Einstellen seiner Besuche auf dem Schiffe wünsche. In Folge davon theilte Paddy, auf der Ueberfahrt nach Kantavu dem Capitän Bachelor seinen Verdacht mit und rieth ihm auf seiner Hut zu seyn. Bei ihrer Ankunft in Kantavu begaben sie sich nach einem kleinen Eiland nahe der Ostspitze, wo das Tripang-Haus

aufgerichtet und ein Häuptling der Insel, wie gewöhnlich, als Geisel an Bord genommen wurde. Den Tag, nachdem er an Bord gekommen war, heuchelte dieser Unwohlseyn, und erhielt deßhalb auch die Erlaubniß ans Land zu gehen. Er schied mit so ganz ungewöhnlichen Aeußerungen freundschaftlicher Gesinnung, daß Paddy's Verdacht dadurch sehr bestärkt wurde; doch war dieser überzeugt, daß nichts vorfallen würde, so lange der Capitän an Bord bliebe.

Am folgenden Morgen (Sonntag) kam Vendovi an Bord, erzählte von dem bedeutenden Unwohlseyn des jungen Häuptlings und drückte in dessen Namen den Wunsch aus, der Capitän möchte nach dem Tripang-Haus kommen, wo sich derselbe befinde und ihm Arznei geben. In diesem Hause waren acht Männer beschäftigt, darunter zwei Sandwich-Insulaner. Der Capitän schickte sich an mit der Arznei ans Ufer zu gehen, als ihm Paddy in den Weg trat und ihm sagte, daß an das Land gehen so viel heiße als sein Leben opfern, denn er sey überzeugt, daß die Eingebornen die Absicht hätten ihn zu tödten und sie alle umzubringen. Der Capitän blieb auf dieses hin an Bord, dagegen verfügte sich der Obersteuermann mit dem Arzneikolben ans Ufer. Vendovi begab sich in sein Boot und landete zugleich mit dem Obersteuermann, konnte indeß sein Mißvergnügen darüber, daß der Capitän nicht auch mit komme, nicht verbergen. Paddy überzeugte sich durch die Vorkehrungen, welche getroffen wurden, um Boote und Menschen außer den Bereich der Brigg zu bringen, daß die beabsichtigte Verrätherei ausgeführt werden solle. Er hielt daher ein scharfes Augenmerk auf das Ufer und sah auch bald den Anfang einer Schreckensscene, indem der Steuermann, Hr. Chitmann, getödtet und das Gebäude angezündet wurde. Auch die übrigen wurden erschlagen, mit Ausnahme von James Hausmanns, der sich ins Meer stürzte und das Schiff glücklich erreichte.

Am folgenden Tag wurde Paddy dazu verwendet, mit den Eingebornen um die Leichname zu handeln, von denen sieben in sehr verstümmeltem Zustande um eine Muskete ans Ufer gebracht wurden. Der achte, ein Neger, war bereits gebraten und verzehrt. Capitän Bachelor ließ dieselben in Leinwand einnähen und in gewohnter Weise über Bord werfen. Sie kamen

jedoch wieder auf die Oberfläche und fielen den Wilden in die Hände, welche sie, wie wir nachher hörten, alle verzehrten. Sie beklagten sich übrigens, daß sie nicht gut gewesen seyen, namentlich der Neger nicht, dessen Fleisch geschmeckt habe wie starker Tabak. Die Brigg fuhr hierauf nach Ovolau, wo Paddy sie verließ. Paddy fügte bei, er sey überzeugt, daß alle Häuptlinge von Rewa um den Anschlag gewußt hätten, namentlich aber die Brüder Vendovi's, und daß der ganze Plan ausgeheckt worden sey, ehe noch die Brigg die Insel verlassen habe. Vendovi war übrigens derjenige, der das Verbrechen wirklich beging.

Nachdem ich diese Erzählung vernommen, beschloß ich mich Vendovi's zu bemächtigen, und fragte Paddy, ob er dem Capitän Hudson, der sich mit dem Peacock gerade in Rewa befand, sogleich einen Brief bringen wolle. Nach einigem Zaudern willigte er ein, wenn ich ihm eine Muskete gebe. Ich setzte deßhalb Instructionen für Capitän Hudson auf, worin ich ihm befahl Vendovi gefangen zu nehmen, und schickte am nächsten Morgen Paddy in einem Canoe mit dieser Depesche nach Rewa.

## Drittes Capitel.

Rewa. Somusomu. Lakemba und Savu-savu. Mbua-Bay und Muthuata.

Als der Peacock aus dem Hafen von Levuka nach Rewa segelte, geschah dieß in der Absicht diese Stadt zu besuchen, den König von Rewa zur Unterzeichnung der Fidschi-Verträge zu bestimmen und an diesem Theil der Gruppe die Untersuchungen fortzusetzen. Der Peacock verließ Levuka am 19 Mai und erreichte Rewa am andern Mittage. Der Hafen von Rewa wird von den zwei kleinen Inseln Nukalou und Mukalou mit ihren zubehörigen Korallenriffen gebildet und hat drei Einfahrten. Die zwei südlichen sind sicher, obgleich schmal, die nördliche dagegen durch viele zerstreute Korallenfelsen gefährlich. Der Hafen ist sicher und der vorwärts der Insel Nukalou liegende Ankerplatz, etwa drei Meilen von der Mündung des Wailevu oder Peale's-

Flusses und sechs Meilen von der Stadt Rewa entfernt, die auf einer kleinen durch zwei Arme des Flusses gebildeten Insel liegt. Die Ostspitze von Vitilevu ist nieder und von verschiedenen kleinen, unbedeutenden Flüßchen durchfurcht, deren eines jedoch zur Fluthzeit mit Canoes bis zu dem zehn Meilen weiter gegen Norden gelegenen Ambau befahren werden kann. Wir fanden hier das Bugsirboot und den ersten Kutter des Peacock unter Lieutenant Emmons und Midshipman Blunt, welche in ihren Untersuchungen bis hieher gekommen waren.

Ambau ist ein Ort von seltsamem Aeußern. Es liegt auf einem kleinen Eiland das ganz mit Häusern bedeckt ist, zwischen denen das Mbure sich hervorhebt. Die Annäherung an die Stadt wird durch Korallenriffe erschwert, und bei niedrigem Wasserstand für ein Kriegsschiff unmöglich. Das Eiland steht mit der Haupinsel durch einen langen Korallengrat in Verbindung, über den man selbst zur Fluthzeit waten kann und der bei der Ebbe an manchen Stellen ganz trocken ist. Die Stadt ist sehr mächtig und ihre Häuptlinge haben eine hohe Meinung von ihrer Bedeutung. So belustigte mich während meines Aufenthaltes in Levuka der Häuptling Seru nicht wenig durch die Frage, „warum ich mit meinem Schiff nicht nach Ambau gekommen sondern nach Levuka gegangen sey, wo es keine Herren gebe, sondern nur gemeines Volk (kai-si), da alle Herren in Ambau leben?"

Die Städte Verata und Viwa liegen in kurzer Entfernung von Ambau und waren früher beide ihre Rivalinnen. Von sämmtlichen sind schon gräßliche Gewaltthaten an Kauffahrteischiffen begangen worden, für die sie zwar theilweise gezüchtigt worden seyn sollen, doch prahlte der Häuptling von Viwa damit, daß die Franzosen ihm nur einige wenige Lehmhütten verbrannt hätten, die er leicht wieder aufbauen könne, wenn er seine Sklaven einige Tage arbeiten lasse, und daß er das nächste Schiff wieder abfangen werde, wenn er könne.

Die ganze Bay von Ambau ist durch ausgedehnte Korallenriffe wohl geschützt. Hier verließen das Bugsirboot und der erste Kutter den Peacock wieder und segelten westwärts nach der Insel Mbenga.

Nachdem Capitän Hudson Anker geworfen hatte, sandte er den Lieutenant Budd nach der Stadt Rewa, um mit dem König und den Häuptlingen zu unterhandeln und die Dienste Thokanauto's (Philipps) als Dolmetscher und Pilot zu erhalten. Lieutenant Budd bemerkte dabei große und augenscheinliche Furcht bei den Häuptlingen und dem Volke. Auf die Versicherung, daß wir ihre Freunde seyen, wurden die Eingebornen etwas beruhigt, und nach einiger Zeit fand sich auch der König Kania oder Tui Ndraketi ein und wurde zu einem Besuche auf dem Schiff eingeladen, welcher Aufforderung er auch Folge leistete. Nachdem er bei Capitän Hudson einige Erfrischungen genommen, legte Hr. Cargill ihm und seinem aus jungen Häuptlingen bestehenden Gefolge ähnliche Bestimmungen und Regeln vor, wie sie Tanoa angenommen hatte, die denn auch von dem König und den Häuptlingen unterzeichnet wurden, wobei sie die feste Versicherung gaben, daß sie zur Geltung kommen und strengstens beobachtet werden sollten. Dann theilte man passende Geschenke unter sie aus, worauf sie, anscheinend hoch vergnügt über ihren Besuch, das Schiff verließen.

Die Untersuchungen wurden weiter fortgesetzt und die Naturforscher besuchten nebst allen Officieren die abkommen konnten, die Stadt Rewa. Capitän Hudson beschreibt die Fahrt nach Rewa wegen der vielen Sandbänke und Klippen als höchst mühselig und selbst für Boote schwierig.

Capitän Hudson besuchte die Missionäre und fand sie in einem kleinen, am linken Ufer des Flusses der Stadt Rewa gegenüber liegenden Hause höchst erbärmlich untergebracht, da ihr früheres Wohnhaus durch den fürchterlichen Sturm, der am 25 Februar 1840 statthatte, zerstört worden war. Die Scenerie rings um Rewa ist schön. Es befinden sich in der nächsten Umgebung viele Bäche, schmalen Canälen nicht unähnlich und an beiden Ufern mit üppigem Pflanzenwuchs geschmückt. Obgleich Rewa nieder liegt, so gewährt es doch einen pittoresken und eigenthümlichen Anblick. Es dehnt sich über eine Meile weit am Flusse hin aus und enthält an fünf- bis sechshundert Häuser von jeder Größe, von den luftigen Mbures mit ihren spitzen Dächern und den Scheunen ähnlichen Gebäuden der Häuptlinge bis zu den kleinen Hütten der Kai-sis, und den winzigen, auf vier

Pfählen ruhenden Häusern, worin die Yams aufbewahrt werden, um sie vor den Ratten zu schützen. Sie wird nach allen Richtungen hin von schmalen, durch hohe rohe Umzäunungen abgeschiedenen Gäßchen durchschnitten.

Hr. Agate wendete seinen kurzen Aufenthalt in Rewa gut an. Auf einem Spaziergange stellte sich ein Priester bei ihm ein, der ihm durch Zeichen andeutete, daß er ihm etwas zu zeigen wünsche, wobei er auf ein Haus hinwies. Hr. Agate folgte ihm dahin. Es war hier eine große Anzahl Eingeborner versammelt, und gleich nach seinem Eintreten erhob sich ein Mann von seiner Matte und bat ein Bild von ihm zu fertigen. Sein Kopf war nach der ausgesuchtesten und seltsamsten Mode von Rewa aufgeputzt, und nach der Größe seines Gefolges zu schließen, schien er ein hoher Häuptling zu seyn. Einige Tage nachher erfuhren wir, daß es der berüchtigte Vendovi, ein Bruder des Königs gewesen, gerade jene Person, deren wir uns zu bemächtigen wünschten. Er hatte sein Gesicht mit Oel und Lampenruß beschmiert. Hr. Agate fertigte auch sehr ähnliche Bilder von dem König und der Königin.

Die unter Lieutenant Budd zur Untersuchung des Flusses abgeschickte Expedition war jetzt zurückgekehrt, nachdem sie 45 Meilen über Rewa hinaufgekommen war. Die Abtheilung bestand aus Lieutenant Budd, Steuermann Davis und Hrn. Peale mit zwei Booten. Sie verließen das Schiff um 1 Uhr und nahmen des einfallenden Regens wegen in einem Mbure der Stadt Vatia ihre Zuflucht. Hier fanden sie eine große Menge Waffen, welche durch eine auf jeden gelegte Abgabe von einem Speer, einer Keule u. s. w. gesammelt wurden. Da dieselben an einem heiligen Orte aufbewahrt werden, so betrachtete man die mit ihnen geschlagenen Wunden als tödtlich, die mit einem neuen oder ungeweihten Speer zugefügte Verletzung dagegen für heilbar. Sie erreichten Rewa vor dem Eintritt der Dunkelheit und nahmen ihr Quartier in Philipps' Haus, wo sie eine unruhige Nacht zubrachten, da viele Eingeborne zusammengekommen waren, um Ava zu trinken, und einen großen Lärm machten. Am nächsten Morgen gingen sie weiter den Fluß hinauf, dessen Ufer sich acht bis zehn Fuß über das Wasser erhoben, dicht mit Schilf bewachsen, und weiter hinein mit Taro, Yams und

Bananen wohl angepflanzt waren; alles zeugte von dem Austreten des Wassers. Sie kamen an vielen kleinen Inseln und Städten von 2 oder 300 bis 1000 Einwohnern vorbei. Von beiden Seiten ergossen sich auch zahlreiche Bäche. Zunächst kamen sie durch die Stadt Nou Souri, wo der Häuptling Cornubalavu ihnen Geschenke sandte, und sie nachher in einem Canoe flußaufwärts begleitete. Etwa sieben Meilen von Rewa aufwärts befindet sich ein nach Ambau führender Bach, der bei hohem Wasserstand mit Canoes befahren werden kann. Hier liegt die Stadt Natacallo, und von hier aus steigt das Gelände zu Hügeln an; auch ist dieß eines ihrer großen Schlachtfelder. Etwa eine Meile weiter aufwärts zieht sich eine Sandbank quer durch den Fluß, und das Fahrwasser läuft hart an den 200 Fuß hohen Hügeln fort. Unterhalb dieser Sandbank sind die Flußufer durchaus angeschwemmtes Land, und der Fluß bildet da einen Bogen, an welchem die Stadt Capavu mit 400 Einwohnern liegt, welche der Schauplatz eines der mörderischen Angriffe des Ambau-Volkes unter dem berüchtigten Charley Savage war. Derselbe soll später nahe bei Mbua oder der Sandelholz-Bay getödtet worden seyn, und der Haß der Eingebornen gegen ihn war so groß, daß sie nicht allein seinen Leichnam verzehrten, sondern auch seine Gebeine zu Pulver stießen und in ihrem Ava tranken. Philipps erzählte, daß eine Tochter dieses Scheusals jetzt mit einem von des Königs Brüdern in Rewa verheurathet sey. Philipps sagte, daß sich die niedrigen Inseln in dem Flusse durch die häufigen Fluthen von den Bergen herab gebildet hätten, „seit er einen Bart habe.“ Wir schätzten sein Alter auf fünfunddreißig Jahre.

Die Nacht brachten sie in der achtzehn Meilen oberhalb der Mündung des Flusses gelegenen Stadt Coronganga zu, wo sie von dem Mbure Besitz ergriffen und sich ziemlich bequem einrichteten. Die Ufer zeigten ein Steigen und Fallen des Wassers während der Nacht; gegen 11 Uhr war volle Fluth und der Aussage Philipps zufolge erstreckt sich dieselbe noch einige Meilen über diesen Ort hinauf. Die Strömung des Flusses fand man mit den Booten zu anderthalb Meilen die Stunde. Nachdem sie die Nacht ziemlich angenehm zugebracht hatten, verließen sie die Stadt Coronganga früh am Morgen. Das beste Einvernehmen

herrschte zwischen ihnen und den Eingebornen, und sie theilten Geschenke unter die Häuptlinge aus, wofür sich dieselben höchlich bedankten. Zuerst kamen sie durch die Stadt Nacundi mit etwa 600 Einwohnern. Das Land scheint sehr dicht bevölkert, trotz der verderblichen Kriege, welche mit dem Volk von Ambau geführt wurden. Man sah die ganze Bevölkerung zu dem Zwecke gegenseitigen Schutzes in Dörfern versammelt, und aus demselben Grunde wählen sie zu ihren Wohnsitzen entweder solche Punkte aus denen man sich nur schwer nahen kann oder solche die sich leicht verschanzen lassen.

Fünf Meilen oberhalb Coronganga verändert die Landschaft ihren Charakter; der Fluß läuft zwischen 500 Fuß hohen Sandsteinfelsen hin, an welche sich ziemlich hohe Hügel anreihen, die sich einige Meilen in das Innere hinein erstrecken. Die nächste Stadt, durch welche sie kamen, war Naitasiri, wo einer von den Brüdern Philipps, mit Namen Savou, Häuptling ist. Naitasiri ist die Hauptstadt dieses Districts und die nächste an Macht nach Rewa auf der Insel Vitilevu. Philipps zeigte sich jedoch nicht geneigt hier zu landen, da ein Mißverständniß zwischen ihm und seinem Bruder herrschte.

Als sie weiter den Fluß hinauffuhren, kam ihnen Savou zuvor, und wie sie der Stadt Tavu-tavu gegenüber anlangten, nahte sich ihnen ein Canoe mit einem Geschenk von gebackenem Taro und Yams von Savou für Philipps und Lieutenant Budd. Dieß wurde als ein Friedensanerbieten betrachtet und schien annehmbar, wenigstens der Eitelkeit Philipps. Bald darauf passirten sie die kleine Stadt Viti, der gegenüber sich ein 400 Fuß hoher, mit Gesträuch überwachsener Felsen befindet, und nahe dabei ergießen sich viele Bäche in den Fluß. Gleich nachdem sie diesen Platz verlassen, bezeichneten die Führer auch einen natürlichen Canal, der nach Ambau führte. Das Land schien hier noch bevölkerter als weiter unten; man sah mehr Eingeborne und das ganze Land war sehr gut angebaut. Das Erscheinen unserer Boote erregte große Verwunderung und unsere Leute waren ohne Zweifel die ersten Weißen, welche so weit in das Innere sich begaben.

Sechsunddreißig Meilen von der Flußmündung entfernt erreichten sie den Bergdistrict, und man sah nun 12 bis 1500 Fuß

hohe Bergzüge. Der Wailevu, den ich Peale's Fluß nannte, wendet sich hier plötzlich vier Meilen weit gegen Westen bis zu einem Punkt, wo er sich in zwei Arme theilt. Der, in welchem sie fuhren, kommt gerade von den Bergen, während der andere, gegen Süden gehende, sich bei der Stadt Indimbi, etwa zehn Meilen westlich vom Hafen von Rewa, der Insel Mbenga gegenüber ins Meer ergießen soll. Nachdem sie die Berge erreicht hatten, konnten sie mit den Booten nicht weiter kommen und begannen deßhalb die Rückfahrt. Nahe bei dem Platze wo sie umkehrten, befindet sich ein merkwürdiger, mehrere hundert Fuß hoher Wasserfall.

Die Eingebornen behaupten, daß dieser Fluß von einem großen See im Mittelpunkt von Vitilevu herabfließe und daß man das Wasser sehen könne, wenn man die Höhen oberhalb Nagi=ragi besteige. *) Bei ihrer Rückkehr wurden sie von Savou wiederum mit einer Ladung Lebensmittel beschenkt und erreichten ihre alten Quartiere in Coronganga gerade mit Einbruch der Nacht. Am nächsten Morgen machten sie sich in aller Frühe wieder auf den Weg, und erreichten ohne allen Unfall Rewa um Mittag. Philipps ging mit ihnen an Bord, wo seiner ein schönes Geschenk für sein gutes und gastfreundliches Benehmen wartete.

Die Einwohnerzahl der am Flusse gelegenen Städte und Dörfer beträgt nach Philipps Schätzung etwa 6 bis 7000.

Capitän Hudson's nächster Plan war nun sich Vendovi's zu bemächtigen. Den Nachrichten zufolge, die wir bekamen, beabsichtigte dieser Häuptling das Schiff am andern Tag zu besuchen, um die Geschenke in Empfang zu nehmen, die, wie man ausstreute, seiner bei einem Besuche warteten. Capitän Hudson hätte ihn in diesem Falle ohne allen Anstand festhalten können. Am 21 früh Morgens kamen der König und die Königin, eines ihrer Kinder und Ngaraningiou, nebst einem Sohne Vunivalu's, an Bord. Da Philipps sich schon da befand, so war die ganze königliche Familie, mit Ausnahme Vendovi's, der am Nachmittag gleichfalls kommen sollte, in unserer Gewalt. In dem Benehmen

---

*) Ich bezweifle dieß sehr, da dieß, nach der Topographie der Insel zu schließen, nicht sehr wahrscheinlich ist.

der Besucher lag eine offenbare Zurückhaltung, welche sich dadurch ausdrückte, daß sie nicht alles bewunderten was sie sahen. Capitän Hudson hoffte bis zum Nachmittag, daß Vendovi erscheinen werde; allein 4 Uhr kam heran und kein Häuptling. Capitän Hudson schloß daraus, daß er nicht kommen werde, und daß es unmöglich seyn würde sich seiner zu bemächtigen, außer mit Gewalt. Er beschloß deßhalb einen Versuch damit zu machen, die an Bord Befindlichen so lange zurückzuhalten, bis er Vendovi in der Gewalt habe. Er befahl durch die Trommeln das Zeichen geben zu lassen, daß jeder seinen Posten einnehme, stellte eine Schildwache an die Kajütenthüre und ließ alle Canoes in Beschlag nehmen. Der König und die Häuptlinge wurden sodann durch den Dolmetscher davon benachrichtigt, daß sie Gefangene seyen und zwar um Vendovi in die Hände zu bekommen, welcher vor acht Jahren die Mannschaft des Charles Doggett ermordet habe. Man kann sich leicht denken, daß diese Ankündigung sie alle in große Bestürzung versetzte, während sie zu gleicher Zeit auch die Officiere des Schiffes sehr überraschte. Die arme Königin war augenscheinlich am meisten erschreckt und fragte Philipps ängstlich, ob sie denn alle umgebracht würden. Philipps war eben so bestürzt wie die übrigen, und seine Nerven noch geraume Zeit nachher so angegriffen, daß er eine Cigarre die man ihm gab, nicht anzünden und kein Wort deutlich hervorbringen konnte. Capitän Hudson erinnerte sie daran, daß sie das Schiff aus eigenem Antrieb und ohne das mindeste Versprechen des freien Geleites von seiner Seite besucht hätten; daß er Vendovi in seine Gewalt bekommen wolle und daß alle Hoffnung darauf ohne diese entscheidende Maaßregel vergeblich gewesen wäre; es liege übrigens nicht in seiner Absicht ihnen ein Leides zuzufügen, aber er werde sie so lange zurückbehalten, bis Vendovi in seiner Gewalt sey. Die Canoes wurden alsbald in Sicherheit gebracht und Befehl gegeben keinen Eingebornen vom Schiffe entwischen zu lassen. Die ganze Gesellschaft, welche gefangen genommen wurde, bestand aus siebzig oder achtzig Eingebornen.

Nachdem der König und die Häuptlinge wieder ein wenig zu sich selbst gekommen waren, erkannten sie an, daß unser Verlangen ein ganz gerechtes sey, daß Vendovi bestraft zu werden

verdiene, daß er ein selbst für sie gefährlicher Mensch sey, und daß sie froh wären wenn sie seiner los würden. Zu gleicher Zeit aber sagten sie, daß sie die Gefangennehmung Vendovi's für unmöglich hielten, und gaben für diese ihre Ansicht vielfache Gründe an. Sie drückten große Besorgnisse für die Missionäre und deren Familien aus, wenn das Volk von Rewa ihre Gefangennehmung erfahre. Capitän Hudson hatte sich indeß bereits von der vollkommenen Sicherheit der Missionäre und deren Familien überzeugt, und wußte daher wohl, daß dieß nur eine List des Königs sey, um ihn zum Aufgeben seiner Absichten zu vermögen. Sie fanden ihn deßhalb fest entschlossen seinen Plan durchzuführen, und es wurde nun festgesetzt, daß Ngaraningiou nebst einem andern Häuptling sich ruhig nach Rewa begeben, den Vendovi, bevor er noch Zeit habe zu entfliehen, durch Ueberraschung festnehmen und wo möglich lebendig an Bord bringen solle. Um die Missionäre sicher zu stellen wurde ihnen ausdrücklich bemerkt, daß dieselben mit der Sache nicht das Mindeste zu thun hätten und gar nichts davon wüßten, was schon daraus hervorgehe, daß Hr. Jagger nach Rewa zurückkehrt sey, noch ehe sie gefangen genommen worden seyen, und daß sie allen ihren Einfluß aufbieten sollen um dieselben vor Leid zu bewahren, denn sonst erwarte die Gefangenen exemplarische Strafe.

Ngaraningiou war bald in seinem doppelten Canoe unterwegs. Der König benachrichtigte, auf Capitän Hudson's Verlangen, sein Gefolge davon, daß keiner einen Versuch machen solle vom Schiffe zu entfliehen, weil sonst auf ihn geschossen würde; sie müßten bis auf weitere Befehle an Bord bleiben, wo sie einstweilen mit Nahrungsmitteln versorgt würden. Trotzdem machte ein kleines Canoe den Versuch sich vom Schiff zu entfernen; als es jedoch sah, daß man Anstalten traf auf sie zu feuern, kehrten die darin befindlichen Personen schnell wieder zurück. Nach dem Weggange Ngaraningiou's ergaben sich der König, die Königin und die Häuptlinge williger in ihr Schicksal. Sie sprachen viel von Vendovi und dem Mord, welchen er an der Mannschaft des Charles Doggett begangen, und sagten auch, daß er seinen ältesten Bruder umgebracht habe.

Mit Einbruch der Dunkelheit wurden die Eingebornen (kai-sis) alle an Bord und vorwärts auf das Geschützdeck gebracht. Hier

versorgte man sie mit Zwieback und Syrup, worüber sie ausnehmend erfreut waren, so daß sie verschiedene Tänze aufführten.

Die niedrigeren Häuptlinge wurden mit einem Segel unter dem Halbdeck versehen, der König und die Königin mit ihrer kleinen Tochter aber von Capitän Hudson in der Cajüte untergebracht.

Die Gefangenen waren am nächsten Morgen in aller Frühe schon in Bewegung und sahen erwartungsvoll der Ankunft Ngaraningiou's entgegen. Bald sah man auch aus der Mündung des Flusses ein großes Canoe heraussteuern, das in kurzem beim Schiffe angelangt war, und Vendovi als Gefangenen an Bord hatte. Derselbe war auf eigenthümliche Weise gefangen genommen worden, welche die Macht der Gebräuche beweist, denen sich alle Classen der Bevölkerung unbedingt unterwerfen. Als Ngaraningiou in Rewa anlangte, begab er sich alsbald nach dem Hause Vendovi's und bemächtigte sich desselben durch Ueberraschung. Er trat nämlich ein, setzte sich neben ihn, legte seine Hand auf dessen Arm und sagte ihm, man vermisse ihn und der König habe ihn hergesandt, damit er ihn mit an Bord des Kriegsschiffes bringe. Vendovi willigte augenblicklich ein und schickte sich zur Abreise an, allein Ngaraningiou sagte: „erst morgen.“ Sie brachten den Abend und die Nacht miteinander zu und schifften sich am Morgen ein.

Vendovi wurde dem Capitän Hudson ausgeliefert, der ihn in Gegenwart des Königs und der Häuptlinge, so wie der versammelten Schiffsofficiere in der Kajüte ausfragte. Vendovi gestand seine Schuld, die Ermordung eines Theils der Mannschaft des Charles Dogget verursacht zu haben, ein, und sagte noch weiter aus, daß er den Hochbootsmann bei den Armen gehalten habe, während die Eingebornen ihn mit ihren Keulen todtschlugen. Capitän Hudson erklärte nun, warum er es für räthlich gehalten habe, den König und sein Gefolge als Gefangene zurückzuhalten, wobei er auseinandersetzte, daß der von ihm eingeschlagene Weg ihnen viele Mühe und wahrscheinlich auch Blutvergießen erspart habe, denn er hätte Rewa in Asche legen müssen, wenn Vendovi nicht ergriffen worden wäre. Letzterer wurde nun gefesselt und den Andern sagte man, daß das Schiff nach Kantavu segle, um die übrigen Häuptlinge zu

züchtigen, welche an der fraglichen Gewaltthat Theil genommen, und um ihre Städte zu verbrennen. Sie dürften sich unserer freundschaftlichen Gesinnungen versichert halten, so lange sie sich gut benähmen; um sie davon nach ihrer eigenen Weise zu überzeugen, wurden Geschenke unter sie vertheilt, die sie dankbar annahmen.

Als der Abschied von Vendovi herankam, legten alle Eingebornen eine große Rührung an den Tag. Der König Kania setzte sich zu seiner Rechten und ergriff seinen Arm, während Navumialu sich zu seiner Linken niederließ. Philipps ging vor ihm auf und ab. Sie alle vergossen Thränen und schluchzten, während sie mit ihrem Bruder in abgerissenen Sätzen sprachen. Auch die übrigen Eingebornen weinten, und von allen blieb nur Ngaraningiou, welcher seit langer Zeit in Zwist mit ihm lebte, ungerührt. Der König küßte den Gefangenen auf die Stirne, stieß die Nase mit ihm zusammen und wandte sich dann ab. Die niedrigeren Häuptlinge nahten sich und küßten ihm die Hände, während das gemeine Volk heranrutschte und ihm die Füße küßte. Ein junger, zu Vendovi's Haushalt gehörender Mann war der letzte, der ihn verließ; er wollte bei seinem Herrn bleiben, was man ihm aber nicht gestattete. Als er dem Häuptling Lebewohl sagte, umfing er dessen Kniee, küßte ihm Hände und Füße und empfing den Abschiedssegen von Vendovi, der seine beiden gefesselten Hände auf des Dieners Haupt legte. Der junge Mann zog sich dann nach der Leiter zurück, weinend und schluchzend als ob ihm das Herz brechen wollte. Die letzte Bitte, welche der König an den Capitän Hudson stellte, war, daß sein eigener Barbier, Oahu Sam (ein Sandwich-Insulaner), Vendovi begleiten dürfe. Dieß wurde bereitwillig zugestanden, da er auch dem Schiffe von großem Nutzen seyn konnte, indem er bereits auf einem Wallfischfänger gedient und einige Kenntniß des Englischen hatte.

Da die Untersuchung des Hafens und des Flusses beendigt war, so wurden Anstalten zur Abfahrt getroffen; doch konnten sie, widriger Winde halber, die Riffe erst am Morgen des 23 verlassen; in der Zwischenzeit kam Oahu Sam an Bord. Als sie in die See stachen, verhörte Capitän Hudson den Vendovi nochmals in Gegenwart mehrerer Officiere in Betreff des in

Kantavu vorgefallenen Mordes und des Antheils, den er daran genommen. Er sagte er sey von Ngaraningiou abgeschickt worden, um die Brigg nach Kantavu zu steuern, und der Häuptling dieses Platzes, welcher Thebau geheißen und indeß gestorben, habe das Schiff für Ngaraningiou in Empfang nehmen sollen. Thebau aber habe alles für sich selbst gethan und sey der Leiter der Verschwörung zur Ermordung der Mannschaft gewesen. Zehn Männer wurden getödtet, davon acht in dem Haus zur Trocknung des Tripang, und der Hochbootsmann und Schiffsjunge in der Nähe des Boots. Die Einwohner der Städte Numbuwallo, Lueti und Noro hatten große Weinreben geschnitten, um sie unter dem Kabeltau durchzuziehen und das Schiff während der Nacht an den Strand zu bringen. Er sagte ferner aus, ein Neger sey von den Eingebornen gebraten und verspeist worden, woran er jedoch keinen Theil genommen habe. Neun Körper wurden dem Paddy Connel übergeben, an Bord gebracht, in Leinwand eingenäht und ins Meer geworfen; später jedoch ans Land gespült und sodann von den Eingebornen verzehrt. Diese Geständnisse stimmten also mit den Aussagen Paddy's in der Hauptsache völlig überein.

Vendovi erzählte weiter noch folgende That von ihm. Vor etwa zwei Jahren landete der Bootsmann des Wallfischfängers Nimrod aus Sydney, Neu-Süd-Wales, in Kantavu, um Lebensmittel einzukaufen. Vendovi sah den Bootsmann im Besitz einiger großer Wallfischzähne und machte, um sich in den Besitz derselben zu setzen, ihn und seine Leute zu Gefangenen. Dann hieß er den Bootsmann seinem Capitän wegen seiner und seiner Leute Auslösung schreiben, und daß er fünfzig Wallfischzähne, vier Aexte, zwei Uhren, zwei Pfeifen, einen Bündel Fischangeln, einen eisernen Topf und einen Ballen Tuch haben müsse. Diese Gegenstände wurden ihm alle geschickt, worauf er die Gefangenen frei gab.

Nachdem Capitän Hudson die Gefangennahme Vendovi's solchermaaßen glücklich bewerkstelligt hatte, segelte er nach Kantavu, um wo möglich den Verbrechern noch eine weitere Züchtigung angedeihen zu lassen; allein der Wind ließ nach, und da er fand, daß das Schiff während der Nacht östlich nach dem Astrolabe-Riff getrieben worden war, er also, um nach Kantavu

zu gelangen, wieder hätte zurückfahren müssen, so beschloß er, da die zur Vereinigung mit dem Boote festgesetzte Zeit beinahe schon verflossen war, nach der Westspitze Vitilevu's zu segeln, wo ich ihn jetzt verlasse, um nach Levuka zurückzukehren.

Gleich nachdem ich Paddy Connel mit den Depeschen an Capitän Hudson abgeschickt hatte, kam Whippy zu mir. Er hatte an Bord des Schiffs etwas über den Inhalt dieser durch Connel nach Rewa geschickten Depeschen erfahren, und rieth mir nun gegen die erste Aufregung, welche Vendovi's Gefangennehmung hervorbringen würde, auf meiner Hut zu seyn. Er glaubte, daß die Bevölkerung von Ambau einen Versuch machen werde, das Observatorium zu überfallen und mich gefangen zu nehmen (um dadurch die Freilassung Vendovi's zu erwirken), denn sie sey mit der von Rewa genau verbündet, und da wir nur wenige Stunden von Ambau entfernt seyen, so würde es dem Tanoa oder seinem Sohne Seru leicht werden mit tausend Mann über uns herzufallen, ehe wir nur das Geringste von seiner Annäherung bemerken könnten. Nachdem ich ihn angehört, schickte ich ihn an Tui Levuka, der in mein Zelt kam. Seine Ueberraschung war groß als man ihm sagte was vorgehe, und er schien einige Minuten lang ganz außer sich zu seyn. Nachdem er sich wieder gefaßt hatte, sagte ich zu ihm, daß ich unbeschränktes Vertrauen in ihn setze; daß, wenn er mich durch irgend eine Macht überfallen lasse, die Verantwortung dafür auf ihm und seinem Volke ruhen werde, und daß ich mich darauf verließe, daß er mich alsbald benachrichtige, wenn man einen Angriff auf mich beabsichtige. Dieß versprach er auch und sagte zu gleicher Zeit Whippy, wenn ein Angriff auf mich gemacht würde, dieß am wahrscheinlichsten von den Bergbewohnern geschehe, welche jetzt ganz unter dem Einfluß von Ambau stünden und leicht dazu bewogen werden könnten. Etwa Tausend von ihnen könnten, seiner Ansicht nach, in wenigen Stunden uns auf dem Hals seyn; allein wir hätten vor Tagesanbruch wenig zu fürchten, denn dieß sey ihre einzige Angriffszeit, welche sie deßwegen wählten, weil man da im zweiten oder tiefsten Schlafe liege. Er entfernte sich dann, um seine Spione und Kundschafter auszuschicken und mir dann die neuesten Nachrichten zu bringen.

Seru befand sich an Bord des Schiffes, als ich diese Dinge hörte. Ich befahl deßhalb, daß er als Geisel auf dem Schiff behalten werden solle, und schickte mit Einbruch der Dunkelheit vierzig Mann zur Verstärkung nach dem Observatorium, denn das Schiff lag nicht nahe genug am Lande, um von dem Geschütz Gebrauch machen zu können. Die Nacht verging indeß ruhig und man bemerkte nicht, daß die Eingebornen nach dem Strande zu eine Bewegung machten. Sie scheuen sich ungemein davor in der Nacht auszugehen, aus Angst, sie möchten Kalous oder Geistern begegnen.

Am Morgen des 22 verließ Seru das Schiff und ging nach Ambau, obgleich man mir gesagt hatte, es sey seine Absicht sich nach verschiedenen Eilanden zu begeben, um uns Schweine und Yams zu bringen. Tui Levuka machte mich auf diesen Umstand aufmerksam, indem er mir zugleich mittheilte, daß Seru durch einen Boten von den Vorfällen in Rewa und von der Wegführung Vendovi's unterrichtet worden sey.

Am Abend des 7 Junius segelten wir nach der Vuna-Insel. Der Wind war sehr schwach und wir machten keine bedeutenden Fortschritte, sondern brachten fast den ganzen folgenden Tag damit zu nach dem Eiland zu gelangen. Da ich nicht aufgehalten seyn wollte, so nahm ich meinen Nachen und ruderte nach Somusomu, wo ich mit den Missionären, HH. Hunt und Lythe sprach, welche nichts von dem Porpoise gehört hatten, und da die Bevölkerung, welche gerade ein Mahl hielt, sehr aufgeregt war, so hielt ich es für räthlich mich nach der kleinen Insel Corolib zu begeben, welche anderthalb Meilen davon entfernt in der Straße liegt; da ich mit Einbruch der Nacht noch nichts von dem Tender wahrnahm, so schiffte ich, nachdem mich die Missionäre mit etwas Yams u. s. w. versehen hatten, nach der Insel, um die Nacht da zuzubringen. Ihre einzigen Bewohner waren Ziegen, welche wir aus einer Höhle jagten, in der wir unser Feuer aufmachten und uns für die Nacht so bequem wie möglich einrichteten, indem wir, um gegen einen Ueberfall gesichert zu seyn, zwei Mann auf die Wache stellten. Der Tender erreichte erst spät den Ankerplatz. Als sie vor Anker gingen, machten sie zwar Zeichen, allein ich war zu tief in der Höhle als daß ich sie hätte sehen oder hören können, und deßhalb erhielten sie auch keine

Antwort. Darüber wurden Lieutenant Case und die übrigen an Bord befindlichen Officiere unruhig, denn am Ufer war ein Schießen und Schreien, nebst Kriegsgesängen und Tänzen, wie bei ihren Cannibalen=Mahlzeiten, und es gehörte in der Nähe eines Volkes wie die Fidschis nur wenig Einbildungskraft dazu, um auf den Gedanken zu kommen, wir seyen überfallen und abgeschlachtet worden. Sie hatten ihre Schiffsleiter aufgezogen und brachten eine sehr unangenehme Nacht zu. Mit Tagesanbruch erblickten sie indeß meinen Nachen unter der Ziegen=Insel und bald darauf befand ich mich bei ihnen. Am Vormittag besuchte ich die Missionäre, HH. Hunt und Lythe, nebst deren Frauen. Sie leben in einem großen Hause, das früher der König Tui Thakau bewohnte. Da er ein alter Mann war und nicht mehr ausgehen konnte, so besuchte ich ihn. Er war ein schönes Exemplar von einem Fidschi=Insulaner, und sah aus, wie wir uns etwa einen alten Römer denken. Seine Gestalt war groß und männlich und sein Kopf wie geschaffen für einen König. Sein ältester Sohn übt jetzt alle Rechte eines Königs aus; derselbe ist ein wohlgestalteter, großer und wild aussehender Geselle, dessen Charakter, den Aussagen der Missionäre und der Eingebornen zufolge, mit seinem Aeußern im Einklang steht. Er nennt sich Tui Illa=illa.

Obgleich Somu=somu eine der bedeutendsten Städte auf der Fidschi=Gruppe ist, so erkennt sie doch eine Art Oberherrschaft von Ambau an. Den Grund hievon will man in einer alten Sage von einem Kampfe zwischen ihren respectiven Schutzgeistern finden, in welchem der Geist von Somu=somu überwältigt und gezwungen wurde dem höheren Gotte, d. h. dem von Ambau, die Tama oder die schuldige Ehrerbietung zu erweisen.

Die Stadt Somu-somu enthält etwa zweihundert Häuser, welche mehr vereinzelt stehen als in irgendeiner der Städte die ich seither gesehen. Sie ist theilweise unter einem hohen steilen Felsen erbaut, welcher den Einwohnern einen sichern Zufluchtsort und eine starke Vertheidigung gewährt, und wird daher in eine untere und obere Stadt geschieden. Das alte Mbure in der Nähe der Wohnung der Missionäre ist dem Einstürzen nahe. Hier wurde das einzige ausgehauene Bild gefunden, das ich auf der Gruppe sah; es war ein kleines, aus hartem Holz geschnitztes Bild; die

Missionäre schienen jedoch nicht zu glauben, daß das Volk demselben irgendwelche Verehrung zolle. Der Priester scheint seinen Aufenthalt bei dem alten König genommen zu haben, und wurde augenscheinlich hoch in Ehren gehalten.

Die Stadt liegt auf der Nordwest-Küste der Insel Vuna, welche von der Insel Vanua-Levu, oder dem breiten Land, durch eine an ihrer schmalsten Stelle fünf Meilen breite Straße, von mir mit dem Namen Somu-somu-Straße belegt, getrennt wird. Die Insel Vuna erhebt sich allmählich zu einem centralen Gebirgsrücken, dessen Höhe man durch verschiedene Messungen zu 2052 Fuß fand. Der Gipfel ist gewöhnlich mit Wolken bedeckt. Da er nur allmählich ansteigt und die Oberfläche dieser Insel weit ebener ist, als die der andern, so ist sie auch weit mehr des Anbaues fähig. Der Boden besteht aus einem fruchtbaren röthlichen Lehm und gilt als der beste unter allen diesen Inseln; aber zu gleicher Zeit gelten auch die Einwohner für die wildesten, und der Cannibalismus herrscht bei ihnen in noch weit höherem Maaße als bei den übrigen Insulanern.

Vuna hat eine Länge von fünfundzwanzig und eine Breite von fünf Meilen. Obgleich sich zwischen Vuna und Corolib eine fahrbare Durchfahrt befindet, so ist die Passage doch durch versunkene Korallenriffe und Sandbänke etwas schwierig gemacht. Dieselben erstrecken sich zwei Meilen über die Insel hinaus in die Straße hinein. Ebbe und Fluth sind stark, gehen aber durch die Straße. Ruhige und schwache Winde herrschen vor, da dieselbe sich unter der Leeseite des Hochlandes von Vuna befindet, was die Durchfahrt langsam und unsicher macht.

Auf Corolib oder Ziegen-Insel machte ich eine meiner Stationen, und ich konnte die nöthigen Beobachtungen machen, um ihre Lage zu bestimmen.

Ich speiste und brachte den Nachmittag bei den Missionären und ihren Frauen zu, wobei ich ein lange Erzählung all der Prüfungen hörte, denen sie ausgesetzt gewesen waren. Ich kann nur darüber erstaunen, daß sie unter einer solchen Horde von Wilden zu leben vermögen. Ihr Haus ist ziemlich bequem, und in ihrer Nähe haben sie einige Tongesen wohnen, von denen mehrere bekehrt sind; allein alle übrigen Einwohner sind Menschenfresser. Herr und Frau Hunt, so wie Herr und Frau Lythe kamen im

August 1839 nach Somu-somu und waren also zur Zeit unseres Aufenthalts daselbst gerade ein Jahr da.

Bis jetzt haben die Missionäre nur geringe Fortschritte gemacht und es steht auch nur wenig zu erwarten, so lange das Volk unter den gegenwärtigen Häuptlingen bleibt, denn es getraute sich nichts anderes zu thun, als was diese erlauben. Alle Häuptlinge schienen das Christenthum als eine Veränderung zu betrachten, bei welcher sie viel zu verlieren und wenig zu gewinnen hätten. Die alten Häuptlinge namentlich kann man oft die Bemerkung machen hören, daß sie schon zu alt seyen, um ihre gegenwärtigen Götter für neue zu vertauschen oder das zu unterlassen, was sie als Pflicht gegen ihr Volk betrachteten; doch wünschen die Häuptlinge im allgemeinen, daß Missionäre bei ihnen wohnen. Ich war begierig zu erfahren, warum sie einen solchen Wunsch hegten, da sie doch kein Verlangen nach Belehrung tragen. Sie bekannten, daß es nur sey um Geschenke zu bekommen, und weil dieß Schiffe nach ihren Inseln bringe, wodurch sie Gelegenheit hätten, viele Gegenstände zu erhalten, die sie sonst nicht erhielten.

Die Geschenke, welche die Missionäre geben, sind freilich nur gering, allein eine Axt, ein Beil oder sonst ein eisernes Werkzeug sind bei ihnen Erwerbungen, zu deren Erlangung ihre Habgierde keine Gelegenheit unbenützt vorübergehen lassen kann. Sie erklären sich vollkommen bereit die Missionäre ihren eigenen Gott verehren zu lassen, allein sie gestatten bei Todesstrafe keinem Eingebornen ein Proselyt zu werden. Bei solchen Umständen steht nicht zu erwarten, daß der Erfolg der Missionäre befriedigend oder ihren Bemühungen angemessen und eine hinlängliche Belohnung für die Mühseligkeiten, Entbehrungen und Kämpfe seyn werde, welche sie und ihre Familien zu erdulden haben. Es gibt nur wenige Lagen, in welchen es so hohen physischen und moralischen Muthes bedarf, als diejenigen sind, in welchen sich diese gottergebenen und frommen Menschen befinden, und nur ein tiefes Pflichtgefühl und eine feste Entschlossenheit konnten civilisirte Personen bewegen, sich dem Anblick solcher Scenen zu unterziehen, wie die, wovon sie fast täglich Zeuge sind.

Am Nachmittag des 9 traf der Porpoise der Anordnung gemäß ein. Am 10 versuchte ich die Häuptlinge zu vermögen am

Bord des Porpoise den Vertrag zu unterzeichnen, wie es schon die Häuptlinge von Ambau und Rewa gethan hatten. Zu diesem Behufe lud ich sie ein an Bord zu kommen; allein sie konnten durch nichts vermocht werden sich in unsere Gewalt zu begeben, aus Furcht es möchte ihnen ein ähnliches Schicksal wie Vendovi bevorstehen. Da ich fand, daß sie auf ihrer Weigerung bestanden, so verlangte ich, daß eine Versammlung der Häuptlinge am Ufer gehalten werde. Darein willigte der König und erließ die betreffenden Befehle. Die Versammlung fand in seinem Hause statt und sie unterzeichneten den Vertrag nach einer weitläufigen Erläuterung, oder sie machten vielmehr zum erstenmale ihr Zeichen auf Papier. Die HH. Hunt und Lythe dienten uns bei dieser Gelegenheit als Dolmetscher, allein sie übernahmen das Amt erst als der König und die Häuptlinge sie um ihren Beistand baten, weil ich nicht wollte, daß es das Ansehen hätte als seyen sie bei der Sache betheiligt. Außer dem Unterzeichnen schlugen sie auch die Hände und Schenkel zusammen und ließen ein dreimaliges lautes Grunzen der Zufriedenheit ertönen. Die Versammlung trennte sich, nachdem einige Geschenke unter sie ausgetheilt worden waren, und ich glaube daß alle befriedigt hinweggingen.

Die Ceremonie unter welcher der König Ava trinkt, ist in Somu-somu ganz eigenthümlich. Am frühen Morgen ist das erste was man hört, des Königs Herold oder Sprecher, der vor dessen Hause ruft: „Yango-na ei ava," etwa wie ein Muezzin in der Türkei, nur nicht von einem Thurm herab. Darauf antwortet das Volk aus allen Theilen des Koro „Mama" (bereite Ava). Die bedeutendsten Männer und Häuptlinge versammeln sich nun alsbald von allen Seiten her und bringen ihr Avagefäß und eine Avawurzel nach dem Mbure, wo sie sich zu „talanoa," d. h. zu einem Gespräch über die Tagesangelegenheiten niedersetzen, während die jüngeren die Ava bereiten. Diejenigen welche letzteres Geschäft verrichten, müssen reine und frische Zähne haben und dürfen bei schwerer Strafe nichts von dem Getränke kosten. Sobald die Avawurzel gekaut ist, wird sie in die Avaschale geworfen und dann unter großer Förmlichkeit mit Wasser begossen. Des Königs Herold ruft dann mit einem eigenthümlich gedehnten weinerlichen Tone „Sevu-rui-a-na" (macht das Opfer).

Darauf wird eine beträchtliche Zeit damit zugebracht die Ava durch Cocosnuß-Fasern zu pressen, und wenn dieß gethan ist, wiederholt der Herold mit noch größerer Feierlichkeit seinen Befehl: „Sevu-rui-a-na." Wenn er denselben mehreremal geschrien, fallen die Häuptlinge ein und alle singen: „Mana endina sendina le." Nun wird einer Person befohlen dem König seine Ava zu bringen, worauf der Gesang von neuem angeht. Der Sprecher ruft dann ihren obersten Gott Tava-Sana an und sie wiederholen die Namen ihrer verstorbenen Freunde, indem sie dieselben bitten über sie zu wachen und ihnen gnädig zu seyn. Hierauf beten sie für Regen, für das Leben des Königs, für die Ankunft von w a n g a r a P a p a l a n g i (fremden Schiffen), damit sie Reichthümer bekommen und in Freuden leben möchten. Auf dieses Gebet folgt der ungemein feierliche Gegenruf „Mana endina (Amen, Amen). Dann wiederholen sie mehreremale „Mana endina sendina le." So oft diese Worte wiederholt werden, erheben sie ihre Stimme zur höchsten Höhe und schließen mit „O-ya-ye," das sie in einen Tone aussprechen, der einem fürchterlichen Schrei gleicht. Dieser Ruf geht herum, indem er von allen Einwohnern des Koro wiederholt wird, bis er die äußersten Gränzen erreicht, und wenn er aufhört, trinkt der König seine Ava. Alle Häuptlinge klatschen mit großer Regelmäßigkeit in die Hände während er trinkt, und ist er fertig, so trinken auch die Häuptlinge ihre Ava ohne weitere Förmlichkeiten. Dann werden die Tagsgeschäfte begonnen. Das Volk thut nie etwas am Morgen, bis der König seine Ava getrunken hat. Selbst ein Fremder darf es nicht wagen etwas zu thun oder einen Lärm zu machen, bevor diese Ceremonie vorüber ist oder während sie vor sich geht, wenn anders er mit dem König und Volk auf gutem Fuß bleiben will.

Es ist fast unmöglich sich einen Begriff von den schrecklichen Gebräuchen dieser Wilden zu machen, welche von den Missionären persönlich beobachtet wurden und auf eine so glaubwürdige Quelle hin keinen Augenblick bezweifelt werden können. Sie sagten mir, daß sie während der ganzen Dauer ihres Aufenthaltes nur ein einziges Beispiel eines natürlichen Todes kennen; die übrigen seyen alle entweder lebendig begraben oder erdrosselt worden! Kinder erdrosseln gewöhnlich ihre schwachen oder alten Eltern,

und wenn einer von ihnen lange krank liegt, so wird er stets umgebracht.

Kurze Zeit vor unserer Ankunft kam Katu Mbithi, der jüngste Sohn des Tui Thakau, auf der See um, über welches Ereigniß die ganze Bevölkernng trauerte. Er war von dem König sehr geliebt, und man erdrosselte alle seine Weiber mit großer Ceremonie und Förmlichkeit. Einige Berichte gaben die Zahl derselben auf siebenzig bis achtzig an, die Missionäre aber sprachen nur von dreißig.

Außerdem fanden noch verschiedene andere nicht weniger außerordentliche Ceremonien statt. Um die Stellen der Männer auszufüllen, welche mit Katu Mbithi umgekommen waren, nahm man eine eben so große Anzahl aus der Classe der Knaben von sechzehn Jahren und beschnitt dieselben. Zu dieser Ceremonie wurden lange Streifen weißen, selbstverfertigten Tuchs hergerichtet, um damit das Blut aufzufangen, nachdem die Vorhaut abgeschnitten. Diese mit Blut befleckten Tücher band man um einen Pfahl herum, den man auf dem Marktplatz aufstellte. Hier versammelten sich nun die Knaben zum Tanze sechs oder sieben Nächte hindurch, wobei eine Anzahl von Männern mit den bei ihnen gebräuchlichen Hörnern (eine Schneckenmuschel), die sie bliesen, in der Nähe der Pfähle aufgestellt wurden, um welche die Knaben zwei bis drei Stunden lang herum tanzten. Dieser Tanz bestand in Gehen, Springen, Singen, Schreien u. s. w., und zwar auf die wildeste und wüthendste Weise, indem sie zugleich alle Arten von Stellungen annahmen. Das Blasen der Muscheln war nichts weniger als musikalisch, allein dieß ist nicht immer der Fall, denn einige ihrer Stücke haben eine Art roher Musik, welche die Missionäre mit dem Lärm in den jüdischen Synagogen verglichen, der auch in der That den besten Begriff von der Musik einer Fidschi-Tanz-Melodie gibt.

Nachdem die Beschneidung der Knaben vorüber, wurde vielen Mädchen das erste Glied ihrer kleinen Finger abgeschnitten. Die Ceremonien endeten damit, daß die Häuptlinge und das Volk sich auf dem Marktplatz versammelten, um Zeuge der Einführung der Knaben in die Mannbarkeit zu seyn. Es wurde zu diesem Zweck ein großes Blatt genommen, daraus ein Wassergefäß gemacht und dieses zwischen die Zweige eines Baumes gesteckt.

Man führte Knaben sodann mit verbundenen Augen dicht in die Nähe, bewaffnete sie mit Keulen oder Pfählen und führte sie so lange herum, bis sie von der Stellung des Baumes nichts mehr wußten, worauf sie das Gefäß herabzuschlagen suchten; wer es zuerst herabschlägt, wird als ein zukünftiger großer Krieger betrachtet. Einigen gelang es das Gefäß zu treffen, was starken Applaus und großes Geschrei zur Folge hatte. Die Pfähle wurden hernach auf die Gräber von Katu Mbithi's Weibern gesteckt.

Katu Mbithi wurde für den schönsten Mann auf der Gruppe gehalten und war der Liebling seines Vaters, des alten Königs, der ihm in einer Lobrede alle die Schönheiten beimaß, welche ein Mann in den Augen eines Fidschi-Insulaners nur immer haben kann. Er schloß damit, daß er seinen kühnen Geist und seine vollendete Grausamkeit rühmte, wofür er als Beweis anführte, daß er seine eigenen Weiber umgebracht und verzehrt haben würde, wenn sie ihn beleidigt hätten.

Am 7 August 1839 wurden siebzehn von den Weibern Mbithi's ganz in der Nähe der Missionsgebäude erdrosselt, so daß die Missionäre ihr Röcheln hörten und die ganze Scene mit ansahen. Sie betrachteten es als ein Vorrecht, als die Weiber eines großen Häuptlings erdrosselt zu werden. Man sagt daß die Mahlzeit, welche bei dieser Veranlassung stattfand, alles übertroffen habe was in dieser Art je zuvor in Somu-somu vorgekommen. Es wurden ungeheure Lebensmittelvorräthe dazu herbeigeschafft; den Einwohnern der Stadt allein hundert gebratene Schweine gegeben, und nach solchen Festen wird immer ein Tabu nothwendig, damit keine Hungersnoth entstehe. Ich besuchte den alten König mehreremale und immer mit größerem Interesse. Er sieht aus als sey er den Schreckensscenen, welche täglich um ihn herum vorgehen, völlig fremd, und sein ganzes Wesen trägt den Ausdruck von Wohlwollen an sich.

Nachdem der Tender mit den Booten des Porpoise von der Untersuchung der der Ziegeninsel gegenüberliegenden Straße zurückgekehrt war, empfingen wir den Tubou Totai und Corodowdow nebst ihrem Gefolge an Bord, und es freute mich dem verehrten Hrn. Hunt eine Ueberfahrt nach Rewa gewähren zu können, wohin ich auf meiner Rückkehr nach Levuka zu gehen beabsichtigte.

Hr. Hunt begab sich dahin, um dem Hrn. Cargill, welcher kurze Zeit, nachdem der Peacock Rewa verlassen, seine Frau verloren hatte, anzubieten, daß er die Sorge für seine Kinder übernehmen wolle. Von diesem Herrn erhielt ich manche genauere Nachricht, und fand daß er die von mir bereits gemachten Mittheilungen größtentheils bestätigte. Er war auch so freundlich mir bei vielen Veranlassungen später als Dolmetscher zu dienen.

Es wurde bereits erwähnt, daß der Porpoise sich am 8 Mai von dem Vincennes trennte und nach der Insel Fulanga segelte. Von dieser Zeit an bis zum 9 Junius, wo ich in Somu-somu wieder mit ihm zusammentraf, war Lieutenant-Commandant Ringgold mit der Untersuchung der östlichen Inseln dieser Gruppe beschäftigt, und es ist jetzt Zeit, daß ich Bericht gebe über das was er gethan. Er begann seine Arbeit bei der südöstlichen Insel, Ongea genannt. Dasselbe Riff umschließt eigentlich zwei Inseln dieses Namens, nämlich Ongea-levu und Ongea-riki. An der nordwestlichen Seite des Riffs fand man eine gute Einfahrt und einen Hafen, welchem der Name Zufluchtshafen (Port Refuge) beigelegt wurde; man wird jedoch nicht leicht veranlaßt werden in denselben einzufahren, denn die Inseln sind unfruchtbar und man findet kein Wasser auf ihnen; doch leben einige elende Menschen da. Drei Meilen südlich und östlich von Ongea ist ein gefährliches Riff nebst einer Sandbank, Nugu Ongea genannt. Zunächst wurde sodann Fulanga untersucht. Es ist dieß eine schöne Insel, umgeben von dem gewöhnlichen Korallenriff, das auf seiner nordöstlichen Seite eine Einfahrt (für kleine Schiffe) hat, welche sich zu einem großen Wasserbecken ausdehnt, wo große Massen von Tripang gesammelt wurden. Die Boote umschifften diese Insel und deren Mannschaft blieb die ganze Nacht am Ufer, da sie zu der Stelle, von wo sie ihre Arbeit begonnen, zurückkehren mußten und vor Einbruch der Nacht nicht über das Riff kommen konnten, um sich mit der Brigg zu vereinigen. Man behandelte sie sehr freundlich.

Am Morgen fuhren die Boote dann zur Brigg, trennten sich aber schon am Nachmittag wieder, um die Untersuchung der Insel zu vollenden, wobei sie die Höhe des westlichen Ufers von Fulanga durch Triangulation zu 150 Fuß fanden. Dann kehrten sie zurück und brachten einen Häuptling der Insel mit an

Bord, der sich Soangi nannte, so wie einen eingebornen Missionär von Tonga, Namens Toia. Keiner von beiden trug eine andere Bedeckung als den Maro. Sie blieben die ganze Nacht an Bord.

Am nächsten Morgen besuchte Lieutenant-Commandant Ringgold in Begleitung einiger anderer Officiere die Insel. Die Fahrt durch das Riff war schwierig und es fand eine bedeutende Strömung durch dieselbe statt. Hat man das Riff hinter sich, so gelangt man in ein ausgedehntes Wasserbecken mit zahlreichen Eilanden und Riffen, das tiefes Wasser von dunkelblauer Farbe hat. Die Eilande bestehen aus schlackenartigem Gestein vulcanischen Ursprungs, das durch die See zehn bis zwölf Fuß tief unterwühlt ist. Sie landeten darauf bei dem an der Spitze der Bay liegenden und aus dreißig bis vierzig Hütten bestehenden Dorfe. Die Insel ist eine von denen, auf welchen schönes Bauholz wächst, und wird daher von den Vavao- und Freundschafts-Insulanern als Bauplatz für Canoes benützt. Am südöstlichen Ende der Insel liegt noch ein anderes Dorf, zu dem man jedoch auf dem Wasser nur in Canoes kommen kann. Hier erhält man gutes Wasser, Früchte, Gemüse und Geflügel; die Eingebornen sind freundlich und stehen unter der Obhut eines tongesischen Missionärs. Die Bevölkerung besteht aus hundertundfünfzig Seelen, von denen drei Viertheile zum Christenthum bekehrt sind. Sie bereiten Tuch, Matten und andere auf den Fidschi-Inseln gebräuchliche Gegenstände in großer Menge.

Auf Fulanga beobachtete Dr. Holmes verschiedene Fälle schwerer Lungen- und Hautkrankheiten, und bei einem jungen Weibe auch einen Fall von weit vorgeschrittener Auszehrung.

Nachdem Lieutenant-Commandant Ringgold den Häuptling und den Missionär reichlich beschenkt hatte, segelte er nach Kambara, wobei er unterwegs eine Reihe kleiner, riffähnlicher, stark bewaldeter und meist unbewohnter Eilande untersuchte, die wir hier der Reihe nach anführen. Es waren dieß: Moramba, Enkaba, Kambara, Tabanaielli, Namuka (mit einigen Bewohnern), Angasa, Ularua, Komo-levu und Komo-riki (diese beiden dicht beisammen und etwas nördlich von den vorigen), Motha, Karoni und Oneata. Motha bildet die südliche Seite des (von mir so genannten) Oneata-Canals und ist schwach bevölkert.

Da Lieutenant-Commandant Ringgold nicht durch das Riff von Oneata fahren konnte, so segelte er weiter nordwärts nach Lakemba, das zwölf Meilen entfernt liegt. Am 15 um 9 Uhr war der Porpoise an der Südseite und als die Boote zum Landen bereit gemacht wurden, stieß ein Canoe vom Land, das den zu der Wesleyanischen Gesellschaft gehörenden Missionär Hrn. Calvert an Bord hatte. Derselbe sprach sich nicht günstig über die Eingebornen aus, beschrieb sie als grausam und blutdürstig und sagte, es sey vorherrschende Sitte bei Schiffbrüchen alle Personen zu ermorden. Die Menschenfresserei ist jedoch auf dieser Insel ausgerottet. Den König von Lakemba, Tui Neau, fand man in einem großen Canoe-Haus, nahe beim Landungsplatz, mit einem großen Gefolge fast völlig nackter Eingeborner. Er war ein dickleibiger, schmutzig aussehender Bursche, der durchaus die Gewohnheiten eines Wilden an sich hatte und hundert Weiber besitzen soll! Er übt despotische Gewalt über alle benachbarten Inseln aus, hat den Ruf eines grausamen Tyrannen und begeht alle möglichen Ausschweifungen. Das Dorf ist schmutzig und schlecht gebaut, doch gibt es auch einige größere Häuser, in welchen man eine Masse häßlicher Weiber und Kinder sah. Salomo, der Tonga-Häuptling, verließ die Brigg auf Lakemba; er war als Pilot von nur geringem Nutzen, da er fast die ganze Zeit über seekrank lag — ein seltsamer Umstand bei einem Mann, der fast immer zu Wasser ist. An seiner Statt verschafften sie sich einen andern, Namens Thaki, einen ziemlich ehrwürdigen alten Mann, der viele Empfehlungsbriefe hatte, worin er äußerst gelobt war. Darunter befand sich auch ein Schreiben von einigen schiffbrüchigen Matrosen, welche durch seine Bemühungen vom Tode errettet und späterhin, bis sie an Bord eines englischen Schiffes kamen, mit allem was ihnen nothwendig versehen wurden. Auch Chevalier Dillon hatte ihm ein gedrucktes Zeugniß gegeben. Thaki ist sehr stolz darauf alle diese Papiere zeigen zu können, und führt sie stets bei sich. Er war in Sydney gewesen, welcher Ausflug offenbar großen Nutzen für ihn hatte. Er kannte Napoleon und Washington, und als man ihm Bilder von diesen beiden Männern zeigte, drückte er den Wunsch aus sie besitzen, was man ihm gewährte. Als er das Porträt des Herzogs von Reichstadt sah, fragte er, ob derselbe nicht vergiftet

worden sey; auch lobte er das Bild des Generals Jackson sehr. Hr. Calvert wurde Abends ans Land gesetzt und den nächsten Morgen, am 16, nahm die Brigg ihre Untersuchungen wieder auf, indem sie die Inseln Komo, Ularua, die Aivas, Oneata, und Motha, alle in der Nähe von Lakemba, genauer aufnahm. Die Bevölkerung von Oneata beträgt zweihundert Seelen. Man fand daselbst zwei taheitische Missionäre, und etwa die Hälfte der Einwohner als Christen. Die taheitischen Missionäre nahmen durch ihr ordentliches und ruhiges Wesen alles zu ihren Gunsten ein; auch haben sie von den früheren Besuchern der Insel viele Empfehlungen erhalten. Vor etwa zwanzig Jahren schon waren sie durch Hrn. Williams, diesen so eifrigen Diener der Mission, für welche er auch sein Leben ließ, nach der Insel Oneata gebracht worden. Die Beobachtungs-Insel wurde zu einer der magnetischen Stationen gemacht, und Lieutenant-Commandant Ringgold erhielt hier auch eine vollständige Reihe von Beobachtungen für die Breite und den Azimuth, Chronomter-Berichtigungen und eine Menge Winkel auf alle Inseln und Riffe im Gesichtskreis. Da indeß ungünstiges Wetter einfiel, so kamen sie mit der Untersuchung der Insel Oneata und der benachbarten Riffe erst am 23 zu Ende.

Die Südseite von Oneata besteht aus einer Lavamasse, welche einige Aehnlichkeit mit dem Gestein der Sandwich-Inseln hat, worauf noch später die Rede kommen wird. Der Felsen ist verhältnißmäßig noch jung und hat erst eine schwache Zersetzung erfahren. Hie und da hat derselbe auch tiefe Zerklüftungen. Das Ganze ist zum Theil mit Weinreben und Schlingpflanzen bedeckt, und das Ufer mit Mangelbäumen besetzt. Am 22 segelten sie weiter und setzten ihre Untersuchungen weiter ostwärts gegen Bocatatanoa oder das Argo-Riff fort.

Es ist merkwürdig, daß bei allen Untersuchungen, welche sie bis daher mit der Strömung angestellt hatten, dieselbe in östlichem Zuge eine halbe Meile auf die Stunde und in wechselnder Richtung von Ost-Nordost nach Ost-Südost befunden wurde. Diese Thatsache wird durch die Aussagen der Eingebornen bestätigt, daß Canoes, welche im Westen stranden, immer auf diese Inseln hergetrieben werden.

Am 23 wurden die HH. Totten und Dr. Holmes ans Ufer geschickt, um den Kendi-kendi, den höchsten Gipfel der Insel Lakemba, zu besteigen, in der Absicht daselbst Beobachtungen anzustellen und seine Höhe durch den Sympiezometer zu messen. Man fand dieselbe zu 714 Fuß. Das Hinansteigen war nicht beschwerlich, denn es führte ein regelmäßiger Pfad bis zum höchsten Punkt. Man fand auf demselben die Ruinen einer Stadt, Tumboa genannt, von welcher die Tonga-Häuptlinge der Familie Tubou Totai ihre Namen ableiten sollen. Diese Stadt wurde zum Zwecke der Vertheidigung gegen ihre Feinde, die Tongesen und die Fidschis, angelegt.

Hr. Calvert und seine Frau empfingen sie sehr freundlich in der Mission, in ähnlicher Weise wie früher schon die Officiere. Es wohnen etwa fünfzig Christen hier, fast lauter Tongesen, aus denen ein Drittheil der gesammten Bevölkerung besteht, und die im wörtlichen Sinne des Worts von der Insel Besitz ergriffen haben, denn sie arbeiten niemals, sondern lassen sich rein von der Fidschi-Bevölkerung, welche sie in großer Furcht halten, ernähren. Der Unterschied zwischen diesen beiden Racen war hier so auffallend, wie in Ovolau. In Lakemba ist das Heidenthum fast gänzlich ausgerottet, und dessen sinnlose Gebräuche werden selbst von denen verspottet, welche noch für Heiden gelten. Der Einfluß der Priesterschaft ist verringert, und der Tempel oder Mbure ist verfallen.

Lakemba ist die größte Insel der östlichen Gruppe; sie hat fünf Meilen im Durchmesser, eine fast runde Form und ein großes sie umschließendes Riff. Auf der östlichen Seite befindet sich eine Oeffnung, groß genug für Kriegsschiffe, aber gefährlich wegen der Menge Korallenfelsen, welche sich darin befinden. Die Stadt liegt auf der südlichen Seite und enthält etwa zwei Drittheile der ganzen Bevölkerung der Insel (1000 Seelen).

Lieutenant-Commandant Ringgold besuchte mit seinen Officieren den König Tui Neau noch einmal in seinem Hause. Tui Neau's Gewalt erstreckt sich über die ganze östliche Gruppe, allein er ist dem Tanoa unterworfen, zahlt aber gegenwärtig, in Folge eines Uebeinkommens mit Tanoa, seinen Tribut an den König von Somu-somu. Man glaubt indeß, daß nach Tanoa's Tod sein Sohn Seru darauf bestehen werde, den Tribut wieder selbst

zu erhalten, da es bekannt, daß er gegen den König von Somusomu sehr feindlich gesinnt ist und ihn zu bekriegen wünscht. Tui Neau wurde mit verschiedenen Gegenständen beschenkt. Er ist den Missionären sehr gewogen und sagt, er wolle Christ werden, wenn Tanoa gestorben sey.

Die Untersuchung von Lakemba ergab für diese Insel eine Länge von fünf Meilen von Ost nach West, und von drei Meilen von Nord nach Süd. Das Riff erstreckt sich sechs Meilen weit über die Insel in ostnordöstlicher Richtung, und es befinden sich zwei Oeffnungen in demselben, die eine auf der südöstlichen Seite und die andere der Stadt gegenüber auf der Süd- oder Südwestseite. Die letztere ist am Eingang für ein Schiff von zweihundert Tonnen groß genug, aber innen ist der Raum so eng, daß man am Bug und am Stern Anker fallen lassen muß. Lakemba ist, gleich den übrigen Inseln dieser Gruppe, von vulcanischer Formation. Der Boden gleicht dem von Vanua und besteht aus schwarzrothem Lehm. In Bezug auf Fruchtbarkeit hält die Insel den Vergleich mit allen übrigen aus und übertrifft an Productionsfähigkeit die südöstlich von ihr liegenden. Sie hat üppige Thäler, oder vielmehr Schluchten, welche allmählich ansteigen und sich verengen, bis sie die Hügel erreichen. Das Ufer und die Niederungen bedecken dichte Gehölze von Cocosnußbäumen und tragen sehr zu ihrer Schönheit bei.

Nachdem der Porpoise Tubou Totai an Bord genommen hatte, fuhr er nach der Insel Naiau. Diese ist ein hohes Eiland und steigt in senkrechten Felsen von der See aus bis zu einer Höhe von 275 Fuß an. Sie hat nur auf einer Seite ein kleines Riff, und die andere ist frei; doch erleichtert sie den Schiffen die Anfahrt zur Insel nicht. Naiau hat zweihundert Einwohner, welche auf unzugänglichen Felsen nisten, um sich vor Plünderung und Raub zu schützen.

Tabutha liegt dreißig Meilen nördlich von Lakemba, und hat etwa neunzig Einwohner. Tubou Totai sagt, die Insel gehöre ihm, und er habe sie von dem König von Lakemba zum Geschenk erhalten. Westlich von Tabutha liegt das kleine Eiland Aro, welches nur während der Zeit des Schildkrötenfangs (von Anfang October bis Ende Februar) bewohnt ist. Chichia liegt zwanzig Meilen nordwestlich von Naiau; einige Punkte auf dieser

Insel sind nahe an dreihundert Fuß hoch; sie ist zum Theil sehr dicht bewaldet und hat dreihundert Einwohner. Mango ist ein anderes kleines Eiland, achtzehn Meilen nord-nordöstlich von Chichia. Andere kleine Inseln, nördlich von Tabutha gelegen, sind Vekai, Katafanga und das Riff von Malevuvu. Die beiden erstern sind nur zur Zeit des Schildkrötenfangs bewohnt.

Da Lieutenant-Commandant Ringgold von Tubou erfahren hatte, daß das Riff um Munia außer diesem Eiland noch sechs andere einschließe, und eine weite und sichere Durchfahrt in das Innere führe, so beschloß er hineinzusegeln, was er auf der südöstlichen Seite bewerkstelligte. Die Eilande, sieben an der Zahl, waren alle von beträchtlichem Umfang: Vanua-valavo, das größte, hat eine schlangenartige Form und eine Länge von vierzehn Meilen. Diese Insel ist von einem besondern Riff umschlossen und das Ganze von einem sehr großen Riff umgeben, etwa von der Gestalt eines Dreiecks, dessen Seiten eine Länge von vierundzwanzig Meilen haben. Die große Insel ist an keiner Stelle über zwei Meilen breit, liegt an der Westseite des Dreiecks und hat viele schöne Buchten und sichere Ankerplätze. Die andern Eilande heißen Munia Susui, Malatta, Ticumbia und Osubu. Lieutenant-Commandant Ringgold gab der Gruppe den Namen Exploring-Inseln. Es wurden Boote zur Untersuchung der Einfahrt abgeschickt, während die Brigg nach ihrem ersten Ankerplatz bei Munia fuhr, welcher den Namen Entdeckungs-Hafen (Discovery Harbour) erhielt. Dieser Ankerplatz war gut, hatte acht und einen halben Faden Wasser und einen schönen sandigen Grund. Diese Exploring-Inseln sind als Sammelplatz für Schiffe sehr günstig gelegen, der Ankergrund ist sehr sicher und leicht zu erreichen. Sie bieten Ueberfluß an Früchten und Gemüsen dar, und es befinden sich fünf Einfahrten in dem großen Riff, zwei am östlichen Ende, zwei am westlichen und eine an der Nordseite, die alle sicher sind; Schiffe, welche auf der Westseite ankern wollen, müssen auch eine der westlichen Durchfahrten wählen, da die nahe Lage der Insel Vanua-valavo an dem großen Riff den Schiffen die Durchfahrt zwischen denselben nicht gestattet.

Am 8 segelte der Porpoise von den Exploring-Inseln ab und setzte die Untersuchungen von Okimbo und Naitamba nebst

den sie umgebenden Riffen fort. Erstere besteht aus drei kleinen Eilanden, welche von demselben Riff eingeschlossen sind und sieben Meilen nördlich von der Nordwestspitze der Insel Vanuavalavo entfernt liegen. Okimbo ist völlig wüste und gewährt weiter nichts als Schildkröten und einigen Tripang. Naitamba ist hoch und zerklüftet, von runder Form und hat anderthalb Meilen im Durchmesser. Das Riff dehnt sich nicht über eine halbe Meile weit aus und hat keine Durchgänge. Die Insel selbst zählt nur wenige Einwohner.

Da indeß die Zeit zu unserem Zusammentreffen in Somu-somu herangekommen, segelte Lieutenant-Commandant Ringgold nach diesem Platz, wo er um 2 Uhr Nachmittags eintraf. Nachdem ich am 10 Junius Nachts 10 Uhr alle meine Geschäfte bei Somusomu beendigt hatte, beschloß ich, trotz der späten Stunde, mit dem Tender unter Segel zu gehen, um am nächsten Morgen in aller Frühe die Untersuchung der Südseite von Vanua-levu vornehmen zu können, die ich bei Tokanova Point beginnen wollte. Wir lichteten deßhalb die Anker, segelten aus der Somusomu-Straße heraus und befanden uns mit Tagesanbruch in der Lage die Untersuchung beginnen zu können.

Lieutenant Case, Ober-Midshipman Harrison und ich nahmen unsere Boote und fuhren an dem Riff hin, wo ich bald eine Oeffnung fand, weßhalb ich dem Tender das Zeichen gab, in dieselbe hineinzusegeln. Diese Einfahrt scheint unbekannt zu seyn, und führt zu einem Hafen, welchen ich Baino nannte, nach einer Stadt, die der Aussage Tubou's zufolge ganz in der Nähe liegen soll. Derselbe bietet einen guten Ankergrund dar, der durch das auf größere Entfernung hin sich ausdehnende Riff geschützt wird. Nachdem der Tender Kanonen abgefeuert hatte, um unsern Ausgangspunkt festzustellen, wurde ihm ein Zeichen gegeben unter Segel zu gehen und nach dem vier Meilen leewärts entfernten Fawn-Hafen zu segeln, um dort mit Sonnenuntergang sich vor Anker zu legen, wo wir mit ihm zusammentrafen, nachdem wir unser Geschäft beendigt hatten. Der Platz wurde Fawn-Hafen nach dem Namen einer amerikanischen Brigg geheißen, welche an dem Riff Schiffbruch litt.

Am Nachmittag beobachtete ich auf der kleinen Insel Nativa die Sonnenhöhe; zwei Meilen unterhalb dieser trat das Riff

ans Ufer heran. Da ich die gebieterische Nothwendigkeit der Rückkehr nach Levuka bedachte, beschloß ich von dem starken Winde Vortheil zu ziehen, direct nach Ovolau unter Segel zu gehen, und am andern Morgen um 10 Uhr ankerte ich auch wirklich in Levuka, wo ich alles wohl fand.

In der Nacht des 17, während meiner Abwesenheit in Rewa, verbreitete sich ein Gerücht, daß das Observatorium angegriffen werden solle, weßhalb Lt. Carr dreißig Mann weiter ans Land gehen und die Wachen verdoppeln ließ. Der Lärm entstand dadurch, daß sechs Kriegscanoes hinter einer dem Schiffe zunächstgelegenen Landspitze ankerten, wo sie nicht gesehen werden konnten. Die Einwohner der kleinen Stadt Vi Tonga verließen ihre Wohnungen mit ihrer ganzen beweglichen Habe und flüchteten nach den Bergen, so sehr fürchteten sie einen Angriff. Die ganze Nacht über sah man Eingeborne, die man für Spione hielt, bei der Landspitze ab- und zugehen, allein es fiel nichts vor. Am Morgen ruderten die Kriegscanoes aus ihrem Versteck hervor, wo es sich sodann zeigte, daß es Seru war, der sich mit einer Kriegspartei auf dem Wege befand, angeblich um Goro anzugreifen. Allein seine wahre Absicht war ohne Zweifel ein Angriff auf das Observatorium, da er wohl wußte, daß in den letzten acht oder zehn Tagen nicht die gewöhnliche Wachsamkeit beobachtet worden war. Seine Absichten, welcher Art sie auch immer gewesen seyn mochten, wurden indeß vereitelt.

Lt. Underwood und Ober-Midshipman Sandford fand ich von der Untersuchung der Inseln Angau, Nairai und Ambatiki, östlich von Ovolau, zurückgekehrt. David Whippy war mit ihnen gewesen, theils um ihnen als Dolmetscher zu dienen, theils um die Eingebornen in den gehörigen Schranken zu halten. Nairai ist wegen Verfertigung von Matten, Körben u. s. w. berühmt, und treibt damit einen ausgebreiteten Tauschhandel mit der ganzen Gruppe. Das Riff erstreckt sich von der Insel aus vier Meilen weit gegen Norden und läuft da, wo es endet, noch eine kurze Strecke westlich. Auf seiner Westseite befinden sich einige Klippen, von denen jedoch keine über eine halbe Meile entfernt ist. Dieses ist das Riff, auf welchem der Flying-Fish auffuhr, und wo er beinahe verloren gewesen wäre. Dasselbe ist nicht mit der Insel verbunden, sondern hängt mit dem Mothea-

oder Elisa-Riff zusammen, und es befindet sich zwischen ihm und der Insel ein guter Canal, der zu der großen Corobamba-Bay führt. Auf der östlichen Seite dieser Bay befindet sich ein sicherer Ankerplatz mit dreizehn Faden Wasser und einem Grunde von weißem Sand, der durch das nach Süden zu weithin sich ausdehnende Riff in dieser Richtung gegen die offene See geschützt ist. Eine breite Passage führt von Corobamba nach Süden zu, und zieht sich dann zwischen Cobu und Nairai südwestlich durch das Riff. Das Gefährliche dabei ist ein einziger kleiner Korallen-Felsen, der ostsüdöstlich eine Meile vom südlichen Ende der Insel und eine Meile nördlich vom Cobu-Felsen liegt. Die Stadt Corobamba liegt im Hintergrunde der Bay und kommt in Beziehung auf Größe gleich nach Toaloa. Der Cobu-Felsen steht vereinzelt, ist von drei Seiten unzugänglich, von vulcanischer Formation und von dem Mothea-Riff eingeschlossen, das hier eine Breite von drei Meilen erreicht und sich vier Meilen weiter gen Süden erstreckt, wo es eine Rundung bildet. Die Ostseite ist ein ungebrochenes Riff, die Westseite dagegen unregelmäßig und gebrochen mit vielen Oeffnungen für Boote. Lt. Underwood bestieg den Cobu-Felsen, um einige Winkel zu erhalten, und bemerkte, nachdem er dieselben mit seinem Instrumente gemessen hatte und den Compaß nachsah, eine höchst merkwürdige Wirkung örtlicher Anziehungskraft. Dieselbe war so groß, daß sie eine Abweichung von 13¼ Punkt bewirkte; Nairai, das gerade nordwärts liegt, wurde auch durch den Compaß SOg S ¼ S', angegeben, was sehr merkwürdig war, da derselbe Compaß, am Fuße des Felsens dicht beim Wasser, in Uebereinstimmung mit andern Beobachtungen, gerade nach Norden zeigte; dann bestimmte er zunächst die südliche Spitze des Mothea-Riffs, das den Namen Elisa-Riff nach der gleichnamigen Brigg erhielt, die im Jahre 1809 hier scheiterte.

Hr. Knox und Colvocoressis wurden mit dem Tender abgeschickt, um die Untersuchung von Wakaia, Mokungai und Mekundranga zu vollenden. Alle drei enthalten nur wenige Bewohner, und waren schon häufig der Schauplatz schauderhafter Frevel, wie sie von den stärkern Stämmen dieser Inselgruppe an den schwächern verübt werden. In der Mitte der Insel

Wakaia befindet sich ein seltsam geformter Felsen, und in der Nähe desselben liegt eine kleine Stadt.

Tui Levuka hatte uns eine Vorstellung des hier üblichen Keulentanzes zugedacht, und auf erhaltene Einladung begaben wir uns am 24 ans Ufer, um denselben zu sehen. Zu diesem Zweck waren alle Häuptlinge und sämmtliches Volk der benachbarten unter seiner Oberherrschaft stehenden Orte zur Hülfeleistung aufgerufen worden, und es brauchte drei oder vier Tage bis alle Vorbereitungen getroffen waren. Als der zur Ausführung bestimmte Tag nahte, vermehrte sich noch der Lärm und das Rennen, was bis kurz vor unserer Landung andauerte. Man geleitete uns nach dem Mbure, dessen Plattform oder Terrasse, von wo aus man die ganze Scene übersah, für uns bestimmt war. Die nach dem Mbure führende Straße, wenn man es so nennen darf, war erweitert worden und bildete jetzt ein Viereck, dessen zwei Seiten mit steinernen Mauern eingefaßt waren; in der Front, etwa dreißig Schritte entfernt, saßen ungefähr hundert Männer und Knaben, welche, wie wir später entdeckten, die Musiker waren. Die steinernen Mauern waren mit Eingebornen beiderlei Geschlechts bedeckt, während unterhalb ein offener Raum augenscheinlich reservirt und von zahlreichen Zuschauern umgeben war.

Wir sahen der Eröffnung der Feierlichkeit erwartungsvoll entgegen und belustigten uns indeß nicht wenig an der Ungeduld, welche die Eingebornen, Jung und Alt, an den Tag legten. Plötzlich hörten wir Ausbrüche lauten Gelächters in dem offenen Raum und sahen einen Hanswurst sich nach dessen Mitte zu bewegen. Sein Körper war durchaus mit grünen und trockenen Blättern bedeckt, die er die Kreuz und die Quer mit Reben festgebunden hatte; auf seinem Kopf trug er eine Maske, die, einem Bärenkopf ähnlich, auf der einen Seite schwarz und auf der andern orangegelb bemalt war. In der einen Hand führte er eine große und in der andern eine kurze Keule. Seine Bewegungen hatten viele Aehnlichkeit mit denen unserer Hanswurste und erregten bei den Zuschauern ungemeinen Beifall. Die Musikanten begannen nun einen eintönigen Gesang, wobei der Baß mit der Melodie abwechselte; dann ließen sie eine der gewöhnlichen Noten im Baßschlüssel ohne Veränderung erschallen. Einige der Künstler klopften dabei in die

Hände, um ein starkes Geräusch zu machen; andere schlugen Holzstücke zusammen, und einige wenige hatten zwei bis drei Fuß lange, an einem Ende offene Bambusrohre, auf die sie an der offenen Stelle schlugen, wodurch ein ähnlicher Ton wie von einer schwachen Trommel hervorgebracht wurde. Obgleich man es keine Musik nennen konnte, so hielten sie doch genauen Tact. Zu dieser Musik sprechen sie Worte, welche in Beziehung zu der jeweiligen Veranlassung stehen.

Nun kamen die Tänzer paarweise hinter einem Felsen hervor, der ihnen als Versteck gedient hatte. Sie waren alle in ihren Gallakleidern mit weißen Salas und neuen Masi; die Häuptlinge hatten ihre Turbane nebst Kränzen von Schlingpflanzen und Blumen, was sehr hübsch aussah. Ihre Gesichter waren nach verschiedenen Mustern schwarz und roth gefärbt. Als sie eintraten, waren ihre Bewegungen nur langsam, indem sie zwischen jedem Halt nur drei gemessene Schritte machten. Wie sie aber näher kamen, änderten sie ihre Ordnung zu drei und vier nebeneinander; indem sie ihre Keulen auf die verschiedenste Weise schwangen; die Zahl der Tänzer mochte im Ganzen wohl hundert betragen. Am Ende jeder Musikstrophe gingen sie alle zu gleicher Zeit drei Schritte vorwärts, wobei sie sich mit vielem Anstand gegen uns verbeugten und die Stellung ihrer Keulen änderten. Als alle in dem Viereck waren, wurden ihre Bewegungen heftiger, indem sie sprangen oder vielmehr den Boden stampften und zugleich in den Gesang mit einfielen. Jeder Tanz endigt mit einer Art Kriegsgeschrei in den höchsten Tönen.

In der Zwischenzeit war der Hanswurst emsig damit beschäftigt die Häuptlinge und hervorragendsten Tänzer in ihren Bewegungen nachzuahmen. Das ganze Schauspiel währte eine volle Stunde, und nachdem der Tanz vorüber, brachte jeder seine Keule und legte sie zu unsern Füßen als Geschenk nieder. Diese Waffen bildeten einen ziemlich großen Haufen, und es war spaßig mit anzusehen, wie viele von ihnen, bevor sie herankamen, ihre schönen Keulen gegen minder kostbare vertauschten. Als Erwiederung dagegen erwarteten sie Geschenke, die sie auch erhielten. John Sac oder Tuatti, unser Neuseeländer, zeigte nun mit Befriedigung den Tanz seines Landes, der große Verwunderung erregte. John's Tanz wurde aber auch mit großer Kraft und Heftigkeit ausgeführt und war dem, welchen wir so

eben gesehen, wie man wohl denken kann, gerade entgegengesetzt. Nachher führten noch junge Mädchen und Kinder verschiedene Tänze aus, womit die Festlichkeiten beendigt waren.

Obgleich die Flöte bei ihnen sonst vielfach im Gebrauch ist, so spielten sie solche bei dieser Gelegenheit doch nicht. Sie besteht einfach nur aus einem Stück Bambusrohr, dessen beide Ende zugestopft sind; sie hat fünf Löcher, von denen sich eines nahe am obern Ende befindet, und an welches die Lippen gelegt werden. Von den andern Löchern befinden sich zwei in der Mitte und zwei am untern Ende für die Finger. Dieses Instrument erzeugt einen sanften klagenden Ton, der sich durch das Oeffnen und Schließen der Löcher nur wenig verändert. Es wird manchmal mit der Stimme begleitet, eine Harmonie, die, wie mich die Weißen versicherten, von den Eingebornen höchlich bewundert wird, was sie auch häufig durch Händeklatschen zu erkennen geben. Die Weiber spielen kein anderes Instrument außer der Flöte als Begleitung zu ihrem Gesang. Sie haben auch noch eine Art Panspfeife, welche aus Schilfstücken von verschiedener Größe, die man aneinander befestigt, besteht.

Die HH. Cargill und Hunt kamen von Rewa nach Levuka. Hr. Hunt beabsichtigte bei mir zu bleiben, bis sich während unserer Küstenaufnahme eine Gelegenheit darbieten würde ihn nach Somu-somu zu bringen. Hr. Cargill aber wollte nach England zurückkehren, da er erst seine Frau verloren, die ihm fünf junge Kinder hinterlassen hatte.

Ngaraningiou, Vendovi's Bruder, der, wie man sich erinnern wird, bei dessen Gefangennehmung hauptsächlich thätig war, besuchte das Schiff. Er ist ein merkwürdig schöner Häuptling. Er wünschte daß man ihn abzeichne, und zu seinem großen Entzücken übergab man ihm sein Bild, nachdem es fertig. Er war von einem weißen Mann, einem Engländer Namens Wilson, begleitet, der mit ihm lebt. Ngaraningiou war beschuldigt Wilson's Haus beraubt und sich dessen ganzer Habe bemächtigt zu haben; allein bei näherem Eingehen in die Sache kam es mir vor, als ob das Ganze ein Gewebe von Spitzbüberei sey, und ich überließ es daher ihnen sich untereinander zu vergleichen.

Die in dem Observatorium befindlichen Officiere wurden eines Tages, während sie bei dem Mittagsmahle saßen, von Ihrer

Majestät der Königin von Ambau, einer von Tanoa's hundert Frauen, besucht. Sie zeichnete sich in ihrer Kleidung vor keiner der übrigen Frauen aus, sondern trug den üblichen Liki, hatte einen Trochus-Ring um ihren Arm, einen Spondulus (Muschelart) um den Nacken, und ihr Haupt war mit einer ungeheuren Masse theilweise färbigen Haares bedeckt. Ihre Majestät und deren Gefolge hatten in sehr kurzer Zeit den Tisch von allen Ueberbleibseln gesäubert, und die Officiere konnten von Glück sagen, daß sie ihr Mahl schon beendigt hatten, als der Besuch kam. Hr. Eld verschaffte sich von Ihrer Majestät zwei Körbe und ihre Armbänder, wofür er ihr ein kleines Fernrohr und einige Messingringe mit gefärbten Glassteinen gab, an welchen die Königin und ihr Gefolge großen Gefallen hatten. Ueberhaupt waren die Damen des Serails fortwährend auf Besuch da und schienen entschlossen so viele Geschenke als nur immer möglich aus uns herauszupressen. Man konnte sie leicht zufrieden stellen; allein wie sie zu mehreren kamen, wurden sie nachgerade lästig und unangenehm, da sie überall, wo sie saßen, große Fettflecken zurückließen, was von der Masse Oel und Turmeric herrührte, womit sie überschmiert waren. Die vornehmste Königin von Ambau kam zuletzt, und gab sich große Mühe, dieß so deutlich wie möglich merken zu lassen. Auch brachte sie ein großes Gefolge mit, worunter sich ein junger Sohn Tanoa's befand.

Am 27 wurden alle Instrumente eingeschifft, und die Rückkehr des Tenders setzte mich in den Stand am 28 Junius in See zu stechen. In der Absicht die heißen Quellen von Savusavu auf Vanua-levu zu besuchen, verließen wir Levuka am Morgen und steuerten nach der Endspitze des Makaia-Riffs um dieselbe zu umschiffen; da mir aber dabei der Wind hinderlich war, so segelte ich durch die Mokungai-Straße. Nachdem wir dieselbe passirt hatten (was der starken von Süden nach Westen strömenden Ebbe wegen mit einigen Schwierigkeiten verbunden war), steuerte ich in der Richtung der Nemena-Insel, um durch die enge Straße in den Riff zu fahren und dort vor Anker zu gehen. Auf dem Weg dahin sahen wir einen Schwarm Kaschelotten, welche im Monat Julius in der Nähe dieser Inseln erscheinen, im August und September am häufigsten sind und sich vier bis fünf Monate an den Inseln und Riffen aufhalten.

Man sagte mir, daß man sie von der Stadt Levuka aus häufig in der Nähe des Hafens und der anliegenden Riffe sehe. Es scheint merkwürdig, daß die Einwohner dieser Inseln, welche die Wallfischzähne so hoch schätzen, keine Mittel ersonnen haben sollten, um das Thier, welches dieselben liefert, zu fangen, obgleich es ihre Gewässer drei bis vier Monate lang im Jahr besucht. Die Häuptlinge, an welche ich mich deßhalb wandte, legten über diesen Gegenstand eine Unwissenheit an den Tag, die mich nicht wenig in Erstaunen setzte. Obgleich sonst sehr waghalsige Seefahrer, bewiesen sie doch bezüglich der Art und Weise des Wallfischfangs eine große Ungelehrigkeit. Ihre Canoes würden für diesen Zweck auch nichts taugen, da sie leicht umschlagen, und bis jetzt haben sie nur geringen Verkehr mit den Wallfischfängern gehabt. Es war fast 4 Uhr als wir die Straße erreichten und sie passirten. Von jedem Bord aus hätte man einen Zwieback nach dem Riff werfen können, und es ist kein Raum für zwei Schiffe um nebeneinander zu fahren. Tom konnte nicht umhin mir und sich selbst Glück dazu zu wünschen, daß wir glücklich hindurchgekommen waren. Da das Wetter vollkommen hell war und man die sämmtlichen Bergspitzen Ovolau's und der andern südlich gelegenen Inseln sah, so beschloß ich Vortheil daraus zu ziehen. Ich ließ mein Boot losbinden und fuhr, sobald das Schiff vor Anker gegangen war, ans Ufer, wo ich wieder auf meinen frühern Platz kam und alle Beobachtungen, die ich zu machen wünschte, vollkommen gut anstellen konnte.

Ehe ich das Schiff verließ, befahl ich Lieutenant Alden und Ober-Midshipman Colvocoressis mit zwei Booten zum Tender zu stoßen, und die Untersuchung Goro's, so wie des Hufeisen-Riffs vorzunehmen.

Am andern Tag vervollständigte ich meine Beobachtungen und beendete die Untersuchung der Nemena- oder Directions-Inseln. Am Nachmittag gingen wir unter Segel und fuhren nordwärts nach Savu-savu auf der Insel Vanua-levu. Ich hatte zuvor zwei Boote abgeschickt, um das Fahrwasser zu untersuchen und in dem tiefsten Wasser zu ankern. Wir näherten uns der Durchfahrt bei leichtem Winde, wobei wir alle Segel aufgesetzt, aber nur wenig vorwärts kamen. Das Wasser war vollkommen klar, und Felsen und Fische, sowie der Rumpf und Kiel des Schiffes

waren ganz sichtbar. Als wir in die Straße einfuhren, meldete mir der Officier im Boot, es scheine der Kiel sey in Berührung mit dem Korallenfelsen; das Senkblei gab indeß drei Faden Tiefe, also anderthalb Fuß mehr als nöthig waren. Dieser einigermaßen beunruhigende Umstand währte zwanzig Minuten, doch saßen wir nicht auf. Wenn es geschehen wäre, so würde das Schiff ohne Zweifel zertrümmert worden seyn, denn mit dem Eintritt der Ebbe hätte es an dem Felsen gehangen und wäre von demselben nur theilweise getragen worden. Dieß ist die mit der Schifffahrt bei dieser Gruppe sowohl als bei allen übrigen Koralleninseln verbundene große Gefahr.

Wir wurden in der Nacht von einer Windstille überfallen, und da dieselbe auch noch am nächsten Morgen fortdauerte, so nahm ich mein Boot, indem ich Lieutenant Carr befahl, sobald sich ein Wind erhebe, welchen ich um die gewöhnliche Zeit, nämlich um 11 Uhr erwartete, in die Bay hineinzusegeln. Ich landete auf einem kleinen Eilande, etwa sechs Meilen von dem Orte wo ich das Schiff verlassen hatte, und in der Nähe der Einfahrt zur Bay. Um zu diesem Eilande zu gelangen, fuhren wir über das Riff hin, das etwa vier Fuß tief unter Wasser stand. Die Insel bestand aus schlackenartiger Lava und war etwa zwölf Fuß höher als der Korallenfelsen. Hier richtete ich mich ein und war emsig mit meinen Beobachtungen beschäftigt, als ich bemerkte, daß mein Boot auffaß und die Ebbe noch immer zunahm. Insel und Riff wurden nun vollkommen trocken. Die Einwohner dieses Theils der Gruppe werden von den übrigen für die wildesten gehalten und sind noch selten von Weißen besucht worden. Gegen Sonnenuntergang wurden wir durch ein Boot aus unserer unangenehmen Lage befreit, und am folgenden Nachmittag segelten wir weiter nach Waicama oder den heißen Quellen, wo wir bei achtundzwanzig Faden Wasser Anker warfen.

Die Bay von Savu-savu ist ein schönes tiefes, zehn Meilen langes (von Ost nach West) und fünf Meilen breites (von Nord nach Süd) Wasserbecken, von einer hohen und zerrissenen Landschaft umgeben, die sich an manchen Orten bis zu luftigen nadelartigen Bergspitzen erhebt. Sie wird durch ein großes, von der Savu-savu-Spitze im Osten bis nach Kombelau im Westen reichendes Riff geschützt, das nur eine etwa eine Meile weite,

zwei Meilen von der Savu-savu-spitze entfernt liegende Oeffnung hat. Nachdem wir vor Anker gegangen, sandte ich zwei Boote unter den Lieutenants Case und Underwood ab, um die Aufnahmen, welche wir in dem Tender bis nach der Insel Nativa gemacht hatten, weiter fortzusetzen. Der Landvorsprung, welcher die Savu-savu-Spitze bildet, ist weit niedriger als das Gelände auf den andern Seiten der Bay.

Ich besuchte die heißen Quellen, welche einem kleinen Eilande gegenüber liegen, um welche ein schmaler Arm der Bay geht und so einen kleinen Hafen bildet. Etwa eine Meile oberhalb der heißen Quellen fließt ein ziemlich ansehnlicher Strom süßen Wassers in die Bay. Beim Landen fanden wir den Strand dampfend und warmes Wasser durch den Sand und Kies sickern; an einigen Stellen war dasselbe zu heiß als daß man es an den Füßen hätte leiden können. Es sind fünf solche heiße Quellen; sie liegen in einiger Entfernung von dem Strand und neun Fuß überhalb der Fluthhöhe; sie nehmen ein vierzig Fuß im Durchmesser haltendes Becken, ungefähr in der Mitte zwischen dem Anfang der Berge und dem Strand ein. Ein kleiner Bach frischen Wassers, etwa drei Fuß breit und zwei Fuß tief, läuft so nahe bei dem Becken vorbei, daß man die eine Hand in eine brühheiße Quelle und die andere in Wasser mit einer Temperatur von 75° F. tauchen kann. Das der Quelle steht auf 200° bis 210° F. Das Wasser von beiden vereinigt sich weiter unten und der auf diese Weise gebildete Bach steht auf 145°, welche Temperatur jedoch abnimmt, je näher er dem Meere kommt. Nahe bei seinem Ausflusse haben die Eingebornen in dem Flußbette Aushöhlungen angebracht, worin sie sich baden. Der Felsen in der Nachbarschaft ist feste Koralle und vulcanische Breccie; doch liegt er auf eine Drittelsmeile Entfernung von der Quelle nirgends offen zu Tag. Der Boden in der nächsten Nähe der Quelle ist schwarzbraune und schwarze Dammerde, mit rauhem Gras (einer Art Scirpus) bedeckt, das dicht verworren ist. Man findet keinen Schwefelgeruch, ausgenommen wenn man den Kopf so nahe als möglich an das Wasser bringt, welches einen stark salzigen Geschmack hat. Es däuchte mir, daß sich kein Gas entwickle. Das Becken besteht aus einer Mischung von blauem und braunem Lehm, und es wächst nur wenig Gras in demselben.

Diese Quellen werden von den Eingebornen dazu benützt, um ihre Lebensmittel darin zu kochen, was sie thun, indem sie ihre Yams und Taro hineinwerfen und mit Blättern und Gras bedecken. Obgleich das Wasser vorher fast gar nicht zu kochen schien, so erfolgt doch rasch ein Aufwallen. Es siedet auf bis zu einer Höhe von acht oder zehn Zoll mit demselben Geräusch, das ein über dem Feuer hängender Kochtopf macht. Taro, Yams u. s. w. sind binnen fünfzehn Minuten wohl gesotten. Die Mündungen der Quellen haben achtzehn Zoll bis zwei Fuß Durchmesser und sind augenscheinlich von den Eingebornen zur besseren Benützung ausgehöhlt worden. In ihren Berichten darüber sagen sie, die Quellen seyen immer in dem gleichen Zustande gelieben, seit der Geist hier zuerst seinen Wohnsitz aufgeschlagen habe. Sie sind überzeugt, daß er immer noch da wohnt, und sagen, daß eine Quelle ausschließlich für ihn bestimmt sey, die sie deßhalb auch nicht benützen. Es gibt einen Ambati oder Priester, der in Verbindung mit dem Geist steht, und zwischen den Quellen und dem Strande steht ein kleines Mbure.

Nach den Aussagen der Eingebornen war dieser Ort früher sehr bevölkert, allein beständige Kriege haben die Einwohner weggerafft und ausgerottet. Gegenwärtig leben nur noch wenige da und zwar in der Stadt Savu-savu, welche zwei Meilen entfernt ist. Auf den Hügeln hinter den Quellen befand sich eines der festesten Forts der Fidschi-Inseln. Es hatte zwei nasse Gräben und in der Mitte einen hohen Wall, dessen Erbauung wohl viele Mühe gemacht haben mußte.

Bei meiner Rückkehr hielt ich auf einem eine Drittelmeile von den Quellen entfernten Korallenfelsen an, durch welchen an verschiedenen Stellen siedendes Wasser ausströmt. Dieser Felsen liegt 150 Fuß von dem Strand und ist zur Zeit der Fluth bedeckt, erhebt sich aber bei der Ebbe 3 Fuß über dem Wasserspiegel; er ist 10 Fuß breit und 20 Fuß lang, und eine große Menge zerbröckelter Muscheln sind in ihn eingewachsen. 150 Fuß weiter innen in dem Gehölze befindet sich eine andere heiße Quelle, welche eine große Menge Wasser ausströmt, und es scheint die ganze Fläche, auf eine halbe Meile im Gevierte, mit heißen Quellen bedeckt. Der Korallenfelsen war so heiß, daß man die Hand nicht auf ihn legen konnte.

Am Morgen früh kamen das Bugsirboot und der erste Kutter. Aus dem Berichte des Officiers ersah ich, daß er (seitdem ich ihn am 4 Junius bei der Passage-Insel verlassen) das Riff zwischen dieser und Vanua-levu, und einen Theil des Fahrwassers abwärts gegen Mbua oder die Sandelholz-Bay untersucht hatte. Die Bay selbst war noch nicht untersucht, und ich sah mich daher genöthigt, ihn denselben Nachmittag wieder zur Untersuchung des Wegs, den er bereits zurückgelegt, abzuschicken.

Am 3 Julius waren wir mit der Untersuchung des obern Theils der Bay und mit astronomischen Beobachtungen beschäftigt, die wir bei Nacht vervollständigten. Gegen Abend kam auch der Tender heran und legte sich vor Anker, nachdem er die Untersuchung der Insel Goro und des Hufeisen-Riffs beendigt hatte. Die erstere wird von den Eingebornen für eine der fruchtbarsten Inseln der Gruppe gehalten; sie ist hoch, aber nicht so zerrissen wie die übrigen und wäre, dem Augenschein nach zu urtheilen, bis zur obersten Spitze der Berge des Anbaues fähig. Sie ist der Insel Ambau ygali (tributpflichtig), welcher sie auch fortwährend mit Nahrungsmitteln aushelfen muß. Es umgibt sie ein Riff, das jedoch keinen Hafen bildet; indeß befindet sich auf der Nordwestseite ein Ankerplatz. Die Insel ist zehnthalb Meilen lang und vier Meilen breit. Goro liefert Oel und Schildpatt und zwar in weit größerer Menge als jede andere Insel dieser Gruppe; Einwohner hat sie 2000. Das Hufeisen-Riff liegt zwischen Goro, Nairai und Wakaia, und ist ungemein gefährlich. Den Namen hat es von seiner Form, und seine Oeffnung befindet sich auf der Nordseite; es steht in gleicher Höhe mit dem Wasser, das man bei stürmischem Wetter von den Bergen Ovolau's aus sich an ihm brechen sieht. Es hat eine Meile im Durchmesser.

Am 4 Julius stellte ich die Arbeiten ein und gab der Mannschaft Erlaubniß ans Land zu gehen, was ihnen sehr viel Vergnügen machte, indem sie sich mit Ballspiel und andern Uebungen ergötzten. Viele von ihnen brühten und kochten ihr Schweinfleisch in dem heißen Wasser der Korallenfelsen.

Bei unsrer erstmaligen Ankunft hier zeigten sich nur einige wenige Eingeborne; allein bald hatte sich eine große Menge von allen Seiten der Bay um uns versammelt. Einige von ihnen, die von der Westseite, waren wilde und finsterblickende Kerls.

Im ganzen mochten es etwa 200 seyn, und die Weiber waren hübscher als alle, die wir vorher gesehen. Sie führten einen Tanz vor uns auf, wenn man anders Bewegungen mit den Armen und Beinen und Händeklatschen zu einer Art Gesang, ähnlich dem der Juden in ihren Synagogen, so nennen kann. Ihre Art sich zu kleiden ist ganz dieselbe, wie auf den übrigen Inseln. Unter der ganzen Zahl sahen wir nicht Einen Man, der über vierzig Jahre alt gewesen wäre, und als wir nach den alten Leuten fragten, entwortete man uns, sie seyen alle begraben.

Der District Savu-savu enthält nach genauer Schätzung etwa 2300 Einwohner. Dieser District umfaßt den Theil der Südküste von Vanua-levu, von Fawn Harbour im District Tukonreva bis zur Nemean-Spitze, etwa acht Meilen westlich von der Stadt Savu-savu; er enthält siebenzehn Koros oder Städte. Westlich vom District Savu-savu liegt Wailevu, der sich bis Kombelau erstreckt, wo der Häuptling wohnt, welcher hundert Städte unter sich haben soll. Dieß ist ohne Zweifel eine Uebertreibung, obwohl sein District sehr bevölkert, und nach den Erkundigungen zu schließen die ich darüber einzog, nahe an 7000 Einwohner haben mag. Diese zwei Districte sind völlig unabhängig von dem großen Häuptling der Fidschis. Die Einwohner sind ein schöner Menschenschlag und den Weißen wohl gewogen. Wenigstens versicherte man mir das. Die jungen Weiber sind die schönsten von allen, welche ich auf der Gruppe gesehen, und werden mit mehr Rücksicht und Schonung behandelt als es sonst auf dieser Gruppe der Fall ist.

Lieutenant Case kehrte am Abend des 4 zurück, nachdem er seine Untersuchungen bei der Insel Rativa beendet hatte. Er fand längs der ganzen Küste keinen Hafen, ausgenommen für kleine Schiffe und Boote. Am 5 mit Tagesanbruch ging der Vincennes bei einem gemäßigten und günstigen Winde nach Mbua oder der Sandelholz-Bay unter Segel, welche, obgleich mit großen Riffen angefüllt, doch hinlänglichen Raum zum Ankern darbietet. Der Grund ist ausgezeichnet und das Wasser nicht zu tief. Die Bay hat die Gestalt eines großen Kreisabschnittes mit einem Durchmesser von sechs Meilen, und wird im Osten von der Lecumba-Spitze, im Westen von der von Dimba-dimba gebildet. Das sie unmittelbar einschließende Gelände ist niedrig,

allein wenige Meilen weiter einwärts erhebt es sich zu hohen und pittoresken Piks, der von Corobato kann von dem Ufer Viti-levu's aus gesehen werden und hat eine Höhe von 2000 Fuß. Der Strand an der Bay ist mit Mangelbäumen eingefaßt, und es befinden sich da auch zum Theil ausgedehnte Sumpfniederungen. Man kann sich hier auch nur schwer Holz und Wasser verschaffen, da der Ankerplatz weit vom Ufer entfernt ist. Verschiedene kleine Bäche fließen in die Bay und kommen aus ziemlicher Entfernung. Dieß war der hauptsächlichste Ort, wo man früher Sandelholz erhielt, allein dasselbe ist jetzt beinahe völlig ausgerottet.

Am 26 Mai war der Peacock vor Vatulele, Mbenga nördlich und Kantavu südlich liegen lassend, angelangt, dann durch die See von Kantavu fahrend, hatte er die Südwestseite von Vatulele untersucht, segelte hierauf nach Sonnenuntergang durch die Oeffnung des Riffs am Westende von Vitilevu und ankerte an der innern Seite des Riffs von Navula in dreizehn Faden Fahrwasser. Hier hört die Macht des Königs von Rewa auf.

Am Morgen des 27 fuhr man an der innern Landseite des Riffs hin. Die Ufer von Vitilevu sind hier niedrig, allein in kurzer Entfernung davon erhebt sich das Land zu einer Höhe von 1000 Fuß, und hat zugleich ein schwärzliches und zerrissenes Aussehen. Es ist von Bäumen entblößt, ausgenommen an einigen tief gelegenen Punkten dem Ufer entlang, welche mit Mangelbäumen (Rhizophora) und Cocosnußhainen bedeckt sind. Hie und da ist auch ein tiefes Thal oder eine Bergspitze mit Wald bewachsen, den man nirgend sonst sieht. Später machte man die Bemerkung, daß dieß im allgemeinen bei allen Inseln, besonders aber bei den großen auf der Leeseite der Fall ist. Ich glaube nicht, daß man diese Erscheinung dem Unterschied des Klima beimessen kann, obgleich es auf der Leeseite weit trockener ist als auf der Wetterseite; sondern halte es vielmehr für wahrscheinlich, daß die Wälder durch die Gewohnheit die Yamsfelder abzubrennen und den Boden durch Feuer zu säubern, in der trockenen Jahreszeit sämmtlich zu Grunde gegangen sind. Der Yam wird allenthalben sehr stark gebaut, und nach unserm Dafürhalten geben die leewärts gelegenen Theile der Insel ausgezeichnete Viehweiden ab; es ist jedoch bemerkenswerth, daß obgleich

schon fünf Jahre vor unserm Besuch mehrere Stück Rindvieh eingeführt worden waren, diese sich nicht ein einzigesmal vermehrt hatten.

Jenseits des unmittelbaren Küstenstrichs erhebt sich das Land zu Bergzügen, welche eine Höhe von 4 bis 5000 Fuß haben. Die westlichen Inseln — die Asaua-Gruppe, mit Malolo, Vomo und den naheliegenden niedrigen Koralleneilanden — werden von hier aus gesehen, und zugleich auch die zahlreichen Städte Vitilevu's, die gleich Nestern auf den Felsenspitzen hängend ein bündiger Beweis sind, daß der wilde Charakter der Eingebornen eher zu- als abgenommen hat.

Am Abend feuerte man zum Theil als Signal für die ausgesandten Boote, welche zum Schiff zurückkehren sollten, zum Theil um damit auf die Eingebornen zu wirken, eine Kanone ab, zündete ein blaues Licht an und ließ drei Raketen oder, wie die Eingebornen sie nennen, „feurige Geister" steigen. Dieß bewirkte, daß am Lande mehrere Schüsse abgefeuert wurden, die man deutlich an Bord hörte, obgleich das Schiff weit vom Ufer entfernt war. Die Boote beantworteten das Signal durch eine Rakete und vereinigten sich am andern Morgen in der Früh mit dem Schiff. Lieutenant Emmons, seine Officiere und Mannschaft befanden sich vollkommen wohl, es war ihnen kein Unfall zugestoßen, und er berichtete, daß er sein Geschäft beendigt habe. Nachdem er das Schiff bei Rewa verlassen, fuhr er mehrere Meilen weit außen am Riff hin, bis er zu einer schmalen und tiefen Durchfahrt kam, die zu einem geräumigen Hafen führt, an welchem das Dorf Suva liegt. Der Suva-Hafen wurde sodann untersucht und als ausgezeichnet befunden, frei von Klippen, wohl geschützt und mit gutem Ankergrund, mit leichter Ein- und Ausfahrt, sowie Ueberfluß an Holz und Wasser. Er liegt zehn Meilen westlich von der Rhede von Rewa. Während ihres Aufenthaltes hier hatten sie einige scharfe Windstöße, die von starkem Donner, Blitz und Regen begleitet waren. Durch die häufigen Windstöße wurde in den Booten auch alles durchnäßt und die Mannschaft sogar genöthigt in nassen Kleidern zu schlafen.

Am 20 fuhren die Boote nach Mbenga. Die Strömung wurde als sehr stark in der Richtung nach Osten befunden, was einen kurzen unangenehmen Wellenschlag verursachte, und sie

sie nöthigte zwei Handpumpen in Thätigkeit zu halten, um das Fahrzeug gegen das Versinken zu schützen. Gegen Nacht fuhren sie durch eine schmale Oeffnung in das die Insel Mbenga umgebende Riff ein und ankerten in einem tiefen Hafen, wo sie die Nacht über verweilten. Am nächsten Morgen untersuchte Lieutenant Emmons den Sawau-Hafen, der zwei Meilen tief und eine breit ist, und sich bei der Einfahrt bis zu einer Viertelmeile verengt; er hat einen guten Ankergrund mit einer Tiefe von vier bis zehn Faden Wasser. Der Hafen hat seine Einfahrt gegen Norden und scheidet die Insel beinahe in zwei Hälften. Mbenga erhebt sich überall zu sehr hervorragenden Bergspitzen, deren Höhe die Triangulirung zu 1298 Fuß angab. Das Land rings um den Hafen von Sawau erhebt sich an den meisten Orten 1 bis 200 Fuß. Ein anderer Hafen wurde an der Westseite gefunden, welchen ich Elliot nannte. Dieser ist nicht so tief wie der nördliche, hat aber eine breitere Einfahrt und wird von gleich hohem Lande eingeschlossen. Links von der Einfahrt befindet sich eine weiße Sandbank und ein niedliches Dörfchen von etwa dreißig Hütten. In der Nähe von Mbenga liegen zwei kleine Inseln im Süden und Osten. Der erstern gab Lieutenant Emmons den Namen Stuart, die zweite nannte er Elisabeth.

Die Insel Mbenga hat in den letzten Jahren durch die tyrannische Gewalt der Rewa-Häuptlinge schwer gelitten und ist gegenwärtig Rewaygali. Vordem hatten die Einwohner einen hohen Begriff von ihrer Bedeutung und nannten sich „Ygali dura ki langi" — nur dem Himmel unterthan; allein in den letzten Jahren beleidigten sie den König von Rewa, und dieser sendete seine Macht gegen sie, von der sie besiegt und fast alle abgeschlachtet wurden. Ngaraningiou soll der blutige Executor dieser Gräuelthat gewesen seyn. Seitdem haben diese Abkömmlinge der Götter, wie sie sich nennen, ihren politischen Einfluß verloren.

Mbenga ist gleich allen den großen Inseln dieser Gruppe basaltisch. Sie hat eine ovale Form, eine Länge von fünf und eine Breite von drei Meilen.

Am 28 nahm der Peacock das Boot und den Kutter ins Schlepptau und ging nach den Malaki-Inseln unter Segel, um

von da nach der Amboa-Bay zu fahren. Die Eingebornen auf dieser Seite der Insel sprechen einen von dem der andern Insel dieser Gruppe ganz verschiedenen Dialekt, und die Dolmetscher verstanden keinen einzigen. Es ließen sich nur wenige Canoes sehen und diese kamen nicht an das Schiff heran. Das Land dicht am Ufer ist niedrig, allein fünf bis sechs Meilen im Innern steigt es zu einer Höhe von 5 bis 700 Fuß an. Am 30 warfen sie bei der Stadt Tabua, nördlich und östlich von der Insel Votia, Anker. Zu diesem Eiland führt eine Straße durch das Seeriff, die ich die Ba-Straße nannte. Am 1 Junius erreichten sie Dongaloa, wo sie einigen Verkehr mit den Eingebornen hatten. Das Land ändert hier seine Gestaltung in der Weise, daß die Gebirge bis nahe ans Ufer treten und man nur in engen und schmalen Thälern ebenen Boden findet. Man sieht nur wenige Spuren von künstlichem Bodenbau, ein klarer Beweis dafür, daß dieser District schwach bewohnt ist.

Am 2 Junius erreichten sie die hoch gelegene Insel Malaki und landeten daselbst. Malaki wird von der großen Insel durch eine schmale Straße geschieden, in deren Nähe sich die Stadt Rake-rake befindet, die Ambau unterworfen ist. Auf der Insel Malaki befand sich einst eine große Fischerstadt, deren Bewohner alljährlich eine große Menge Schildkröten dem Tanoa nach Ambau schicken mußten. Unglücklicherweise aßen sie eines Tages eine von den Schildkröten, die sie gefangen hatten. Dieß kam bald zu den Ohren Tanoa's und der übrigen Ambau-Häuptlinge, und wurde als ein so hohes Verbrechen angesehen, daß augenblicklich Befehl zu einer Expedition gegen sie erfolgte. Als nun der Kriegszug in Malaki ankam, wurden alle erwachsenen männlichen und weiblichen Bewohner der Insel umgebracht, die Kinder aber gefangen weggeführt. Bei der Rückkehr nach Ambau sollen sie einige der Kleinen an den Masten und Tauen ihrer Canoes aufgehängt gehabt haben, und man sagte uns ferner, daß die übrigen für das heranwachsende Geschlecht aufgehoben werden, um dieses an ihnen in der Kunst des Tödtens zu unterrichten! So schauerlich diese Umstände auch seyn mögen, so kann ich sie doch recht leicht glauben, da ich von diesem Volk weiß, daß es schon weit gräulichere Schandthaten begangen hat.

Malaki hat das Aussehen, als ob es einst gut angebaut gewesen sey, und man findet da einige terrassirte Tarofelder von großer Ausdehnung, die mit vieler Sorgfalt angelegt, aber nun völlig verwüstet sind. Dieses Eiland ist 800 Fuß hoch, und auf dem obersten Gipfel sind noch die Ueberreste einer Befestigung aus Stein, mit vier Schuh hohen Wällen und umgeben von einem mehrere Fuß tiefen und zehn Fuß breiten Graben.

Am 5 fuhren sie mit Tagesanbruch aus dem Riff und nach Mbua oder der Sandelholz-Bay. Das Wetter war den Tag über so stürmisch, daß ihre Lage nicht nur sehr unangenehm, sondern selbst gefährlich wurde wegen der vielen Riffe, welche sie passiren mußten, ehe sie den Ort ihrer Bestimmung erreichten. Diese Riffe an den Ufern von Vanua-levu sind selbst beim günstigsten Wetter gefährlich, noch vielmehr also bei Nebel und Sturm. Glücklicherweise erblickten sie, als sie in der Nähe der Durchfahrt angelangt waren, auf kurze Zeit das Land und erreichten bald darauf ungefährdet den Ort ihrer Bestimmung. Beim Einfahren in die Bay bemerkten sie die Wahrtonne, welche ich nebst den in eine Flasche verschlossenen Depeschen für Capitän Hudson zurückgelassen hatte, und brachten sie an Bord.

Bald vereinigte sich auch Lt. Underwood mit ihnen. Zunächst ließ es sich Capitän Hudson angelegen seyn dem Bürgerkrieg, welcher gerade herrschte, ein Ende zu machen, und es gelang ihm auch wirklich die beiden feindlichen Häuptlinge zu einer Unterredung auf das Schiff zu bewegen und sie mit einander zu versöhnen. Tui Mora, der Sohn des alten Häuptlings Tui Mbua, ein verständiger junger Mann, blieb mit mehreren Häuptlingen an Bord und wohnte dem Gottesdienst bei, welcher gerade gefeiert wurde. Sie alle, so wie auch der alte König, drückten den entschiedenen Wunsch aus, daß sich Missionäre bei ihnen ansiedeln möchten, und sagten, sie würden große Sorge für dieselben haben, da sie glaubten es werden dieselben ihren Kriegen ein Ende machen, denn „wo Missionäre lebten, da gebe es keine Kriege." Diese Redensart ist sehr gewöhnlich bei den Fidschi-Häuptlingen, denn Verstellung ist ein Zug ihres National-Charakters. Sie unterscheiden sehr rasch, was denen angenehm ist, mit welchen sie sich vertragen wollen, und gehen leicht in deren Ansichten

ein. Daß dieß auch bei diesem Volke der Fall, kann wohl keinem Zweifel unterliegen.

Am 8 Junius begann Capitän Hudson die Untersuchung der Sandelholz-Bay, und besuchte mit den Naturforschern und einigen Officieren das Ufer. Die Stadt Vaturua liegt etwa eine Meile einwärts an einem Flusse. Der Zugang führt durch einen Hohlweg, der so steil ist, daß er beinahe erklettert werden muß. Beim Landen sahen sie einen Albino, welcher die Gesichtszüge seiner Landsleute hatte, dabei aber den niederern Classen der Irländer glich. Seine Haut hatte eine schmutzig weiße Farbe und war heller als die eines Europäers, der lange der Sonne ausgesetzt ist; er hatte viele braune Flecken, von der Größe eines Halbschillingstücks; sein Haar war von derselben Farbe wie das der übrigen Eingebornen, welche Kalkwasser gebrauchen um es zu färben; seine Augenbrauen und Wimpern hatten die Farbe des Flachses; seine Augen waren fast beständig geschlossen, als ob das Licht ihnen wehe thue; die Iris war blau, ohne röthliche Färbung. Bei einem spätern Besuche hatte er sein Haar kohlschwarz gefärbt, was ihm ein wunderliches Aussehen gab. Die Eingebornen nannten ihn Aria. Er war etwa dreißig Jahre alt. Die weißen Ansiedler sagen, daß man nicht selten Albinos sehe, und Dr. Pickering hält es nicht für unwahrscheinlich, daß die weißen Menschen, welche man unter den Eingebornen von Neu-Guinea bemerkt haben will, solche Albinos gewesen seyen.

Die Häuptlinge des Mbua-Districts werden nicht als zu dem Adel dieser Inseln gehörig betrachtet, sondern zu der Classe der Kai-si; erst seit die Weißen diese Inseln besucht haben, hat dieser Platz einige Bedeutung erlangt. Vordem regierte Rawaike, Tui Mora's Vater, als Tui Mbua oder Herr von Mbua, den ganzen District. Als Hr. Vanderford, der Obersteuermann des Vincennes, im Jahr 1809 sich hier befand, war Rawaike sehr mächtig und übte fast über die ganze Insel unumschränkte Herrschaft aus. Die Sandelholz-Bay war damals dicht bevölkert und schien sich in der Gruppe einer großen politischen Bedeutung zu erfreuen. Seitdem aber der gegenwärtige Tui Mbua Makatu zur Herrschaft gelangte, ist ihr Ansehen sehr im Abnehmen und jetzt fast von gar keiner Bedeutung mehr. Makatu ist in dem District

Nandi geboren, war aber ein Vasu von Mbua, und wußte es so einzurichten, daß er nach dem Tod Rawaike's zum König gewählt wurde. Seit jener Zeit hat es beständig Bürgerkriege gegeben, in welchen mehrere Stämme ausgerottet wurden, während andere auswanderten. Der letzte Krieg, welchem Capitän Hudson ein Ende machte, hatte fünf Monate gedauert, und dem Feinde fünfzig, ihnen selbst aber etwa dreißig Männer gekostet. Unter den angeführten Gründen, warum sie so lange zu keinem Frieden gekommen, war auch „die Furcht von der Gegenpartei durch Verrath erschlagen zu werden."

Am Nachmittag des 10 ging Capitän Hudson unter Segel, obgleich fast noch alle Officiere mit der Untersuchung beschäftigt waren, und an der nördlichen Spitze der Mbua-Bay vor Anker. Dieser Punkt heißt Dimba-dimba, wird von den Eingebornen als geheiligter Boden angesehen und deßhalb streng neutral gehalten, denn man betrachtet ihn als Aufenthaltsort der hingeschiedenen Geister, von wo sie sich nach dem Reich Ndengeis einschiffen. Am 11 ging der Peacock wieder unter Segel und fuhr zwischen dem Ufer und den Riffs hin. Auf die Ueberredung des Piloten hin versuchte Capitän Hudson eine andere Durchfahrt, welche sich bei der Insel Anganga befinden sollte; allein nachdem man zweimal auf Korallenbänken aufgefahren, kehrte Capitän Hudson zu dem Canal zurück, welcher nach der zunächst bei Mbua liegenden Nuke-ruke-Bay führt.

Am 12 waren sie wieder zu früher Stunde unterwegs. Capitän Eagleston von dem Leonidas kam zu ihnen an Bord und führte sie nach der Naloa-Bay. Capitän Eagleston war mit dem Fang der Tripang beschäftigt. Dieses Thier gehört zum Genus Holothuria, und findet zubereitet guten Absatz auf den chinesischen Märkten, wo es zur Bereitung einer üppigen Suppe verwendet wird. Es gibt verschiedene Arten von Tripang, darunter einige von entschiedden besserer Qualität; man unterscheidet sie durch Gestalt und Farbe von einander; hauptsächlich aber durch letztere. Eine der schlechtern Arten ist von schwarzbrauner Farbe, rührt sich sanft an und läßt einen rothen Fleck auf den Händen zurück, eine andere Art ist grau und gefleckt, eine dritte ist groß und dunkelgelb, mit rother Haut und Tuberkeln an der Seite. Die zweite Art wird von den Eingebornen häufig roh

gegessen. Werthvolle Arten gibt es sechs; die eine von dunkelrother Farbe; eine zweite von schwarzer, von zwei bis neun Zoll lang, deren Haut durch das Trocknen kraus wird; eine dritte Art ist groß und von dunkelgrauer Farbe, die sich durch das Trocknen in ein schmutziges Weiß verwandelt; die vierte gleicht der dritten, mit Ausnahme der Farbe, welche schwarzbraun ist. Die fünfte hat eine schmutzig weiße Farbe, mit Tuberkeln an der Seite, und behält beim Trocknen ihre Farbe bei; die sechste ist roth, stachlich, von anderer Gestalt und größer als die übrigen; beim Trocknen wird sie schwarz.

Die geschätztesten Arten findet man an den Riffen, in Wasser von einem bis zwei Faden Tiefe, wo man sie durch Untertauchen fängt. Die schlechtern Arten findet man auf den Riffen, wenn sie trocken liegen oder nur wenig mit Wasser bedeckt sind, wo sie sodann von den Eingebornen aufgelesen werden. Die Eingebornen fischen auch den Tripang an rauhen Korallenfelsen bei dem Scheine des Mondes oder von Fackeln, denn das Thier hält sich den Tag über im Sand oder in den Felsen versteckt und kommt nur bei Nacht heraus um seine Nahrung zu suchen, wo es dann in großer Menge gefangen wird. Die Bewegungen des Thiers gleichen denen der Raupe und es nährt sich durch Saugen, wobei es viele kleine Korallenstücke und Muscheln mit verschluckt.

Capitän Eagleston sagte, daß sich der Tripang am zahlreichsten auf Riffen finde, welche aus Sand und Korallen bestehen. Das Thier ist selten auf der südlichen Seite dieser Inseln, und die ergiebigsten Fischereien befinden sich auf der nördlichen Seite, namentlich von Vanua-levu zwischen Anganga und Druau. Hier ist die Art, welche kraus wird, am häufigsten. An einigen Orten vermehrt sich das Thier sehr schnell. Dagegen aber gibt es wieder Plätze wo man, trotzdem daß Jahrzehende verflossen seitdem man daselbst nicht mehr gefischt hat, noch jetzt keine findet.

Der Tripang erfordert ein großes Gebäude, um ihn darin zu trocknen. Das von Capitän Eagleston auf der Insel Tavea errichtete ist 85 Fuß lang, etwa 15 oder 20 Fuß breit und beinahe ebenso hoch. Das Dach hat einen doppelten Giebel und fällt auf jeder Seite über eine Rinne herab, welche ungefähr 5 Fuß vom Boden entfernt ist. Das Dach ist wohlbedeckt, und muß vollkommen wasserdicht seyn. Gewöhnlich hat man drei

Thüren, eine an jedem Ende und eine in der Mitte. In dem Gebäude läuft der ganzen Länge nach ein doppeltes Gerüst durch, über welches Rohr gelegt ist. Von dem Bau dieses Gerüstes hängt großentheils der Erfolg des Geschäftes ab. Es muß auf festen Pfosten errichtet seyn; die untere Reihe ist etwa 4 Fuß über dem Boden und die zweite 2 bis 3 Fuß höher. Ihre Breite beträgt 12 bis 14 Fuß. Auf die breiten Rohre, mit welchen das Gerüst überdeckt wird, legt man das Fischgarn. Unter dem Gerüst wird der ganzen Länge nach ein Graben gezogen und darin von den Eingebornen unter der Leitung eines der Steuermänner ein schwaches Feuer unterhalten. Die aus dem Graben gewonnene Erde wird an den Seiten des Hauses aufgeschichtet, welche wenigstens 2 bis 3 Fuß von dem Gerüst entfernt seyn müssen, zur Verhütung der Feuersgefahr, welche sehr zu fürchten ist, nicht allein wegen der Sorglosigkeit, sondern wegen der Böswilligkeit der Eingebornen. Zur weitern Vorsicht stellt man mit Wasser gefüllte Fässer in einer Entfernung von 8 Fuß an den Gerüsten entlang auf. Wenn man das Haus eine Woche lang gebraucht hat, so fängt es leicht Feuer, da dann das Holzwerk durchaus trocken ist. In solchem Falle ist es schwer möglich das Haus oder einen Theil seines Inhalts zu retten. Man muß deßhalb Tag und Nacht beständig Wache halten, und man braucht oft sieben Mann zu dem gewöhnlichen Geschäft in einem solchen Gebäude.

Man läßt die Feuer in 24 Stunden gewöhnlich einmal ausgehen und wählt dazu den Tagesanbruch. Die Fische werden nun von dem untern auf das obere Gerüst gebracht, und das untere mit frischer Ladung versehen. Diese Arbeit ist der Hitze des Gerüsts wegen hart und beschwerlich, und es werden dazu gewöhnlich 50 bis 60 Eingeborne verwendet. Brennholz ist, wie man sieht, ein wichtiger Artikel bei diesem Geschäft, da jede Schichte Tripang ein halbes Klafter Holz zum Trocknen erfordert. Man verschafft sich dasselbe von den Häuptlingen, welche sich verbindlich machen gegen entsprechende Entschädigung eine gewisse Quantität davon zu liefern. Man kauft manchmal 20 Klafter für eine Muskete. Beim Trocknen ist es wichtig die Thüren verschlossen zu halten, während das Feuer brennt. Viel hängt auch von der Lage des Hauses ab, dessen Langseite gegen die herrschenden

Winde rechtwinklich stehen sollte. Auch die Gerüste sollten zunächst der Leeseite des Hauses stehen.

Bevor man mit der Fischerei beginnt, sichert man sich die Dienste eines Häuptlings, welcher den Bau des Hauses besorgt, und seine Untergebenen zum Fang des Tripangs befehligt. Der Preis für ein Orhoft der Thiere ist gewöhnlich ein Wallfischzahn. Auch zahlt man mit Flinten, Pulver, Kugeln, rother und anderer Farbe, Aexten, Beilen, Messern, Scheeren, Meißeln, Hobeleisen, Hohlmeißeln, Fischangeln, Knöpfen, kleinen Glaswaaren, Feuersteinen, Baumwolltuch, Kisten, Koffern u. s. w. Von den Knöpfen haben die blauen den Vorzug, und Baumwolltuch von derselben Farbe ist am meisten begehrt. Für eine Muskete erhielt man ein 130 bis 160 Gallonen haltendes Faß zehnmal gefüllt. Wenn die Thiere ans Land gebracht werden, füllt man sie in Behälter, wo sie bis zum andern Tag bleiben. Diese Behälter macht man, indem man einen Graben, etwa 2 Fuß tief, dessen Seiten mit Cocosnußholz ausgeschlagen werden, in dem Boden zieht und denselben so groß macht, daß er 40 bis 50 Orhofte faßt. Ist die Fischerei ergiebig, so braucht man zwei solche Gräben.

In die Nähe dieser Behälter verlegt man auch das Handelshaus und den Marktstand. Im ersten bewahrt man die Gegenstände auf, mit welchen man die Fische bezahlen will; im zweiten sitzt der Officier nebst einem vertrauten und wachsamen Matrosen. Der Stand ist erhöht, so daß die darin befindlichen Personen alles wahrnehmen können, was um sie herum vorgeht. Alle Fische werden in den Behälter gebracht, ehe sie bezahlt sind.

In diesen Behältern unterliegen die Fische der Operation der Reinigung oder des Ausnehmens ihrer Eingeweide. Diese sehen bei einigen Arten aus wie Bast, bei andern gleichen sie Würmern, und sind so lang wie die Thiere selbst. Die größern Arten werden sodann am Bauch 3 bis 4 Zoll lang aufgeschlitzt, was sie schneller trocknen macht; allein man muß sich dabei in Acht nehmen, daß man nicht zu tief hineinschneidet, da der Fisch in diesem Fall ganz auseinanderfallen würde, was seinen Werth auf dem Markte sehr vermindert. Wenn die Fische aus den Behältern genommen und gereinigt werden, bringt man sie in große Kessel, von denen jedes Etablissement fünf oder sechs hat, und

die 150 Gallonen halten. Sie werden in eine Reihe, in rohe Stein- oder Lehmmauern etwa zwei Fuß von einander entfernt gebaut, so daß zwischen ihnen noch ein hinlänglicher Raum für ein großes Feuer ist. Die Arbeiter stehen auf der Mauer um die Kessel zu leeren und zu füllen und haben eine Platte bei der Hand, auf welche der Fisch gebracht wird, nachdem er gekocht ist. Zu jedem Kessel braucht man zwei Mann, welche einander ablösen, so daß das Geschäft Tag und Nacht fortgeht. Sie sind mit Schaumlöffeln, Schaufeln, Feuerhaken und Hauen versehen. Man thut kein Wasser in die Kessel, denn die Fische haben Nässe genug in sich, um sie vor dem Anbrennen zu schützen. Das Kochen währt 25 bis 50 Minuten, und der Fisch bleibt sodann eine Stunde auf der Platte, um zu trocknen, worauf er nach dem Haus gebracht und auf das untere Gerüste vier Zoll tief gelegt wird. Von da wird er, wie bereits erwähnt, nach 24 Stunden weggenommen und auf das obere Gerüst gelegt, wo er in drei oder vier Tagen vollkommen trocknet. Bevor man ihn an Bord schafft, wird er sorgfältig gepickt, um die noch feuchten herauszufinden, welche noch einmal in das Trockenhaus kommen. Dann schüttet man ihn in Haufen, wobei er so hart und trocken seyn muß wie Holz. Man hat große Sorgfalt anzuwenden, um ihn gegen Nässe zu bewahren. Beim Trocknungsproceß verliert er zwei Drittheile seines Gewichts und gleicht getrocknet einer geräucherten Wurst. In diesem Zustande wird er piculweise verkauft für den Preis von 25 Dollars.

Capitän Eagleston hatte in einem Zeitraum von sieben Monaten und mit einer höchst geringen Auslage eine Ladung von 1200 Piculs, im Werth von 25,000 Dollars gesammelt. Die Ausrüstung für eine solche Reise ist gering, allein das Risico, das man dabei läuft, immerhin von einiger Bedeutung, da man auf Schiffe, welche nach der Fidschi-Gruppe gehen, keine Assecuranz bekömmt, und nicht wenig Thätigkeit und Unternehmungsgeist dazu gehört um diesen Handel zu führen. Um auf Erfolg des Unternehmens rechnen zu können, muß man den Charakter der Eingebornen durch und durch kennen, und es bedarf seitens des Schiffscapitäns aller nur möglichen Wachsamkeit um einen Ueberfall zu verhindern, und der größten Vorsicht um Zwistigkeiten zu vermeiden. Und selbst bei diesen Eigen-

schaften noch kann er sich und seine Mannschaft oft in eine sehr gefährliche Lage versetzt sehen. Um diese Gefahren nach Kräften zu vermeiden, darf man kein großes Canoe am Schiff längere Zeit beilegen lassen, und meistens wird ein Häuptling von hohem Range als Geisel an Bord behalten. Wenn diese Vorsichtsmaßregeln versäumt wurden, hatten meist Unglücksfälle statt.

Der Tripang wird manchmal nach Canton geführt, meist aber nach Manilla, von wo aus man ihn dann nach China verschifft.

Die Bay von Naloa ist ein weites Wasserbecken, im Norden geschützt von zwei oder drei kleinen bewohnten Eilanden. Eines derselben wurde von den Lasikaus oder Fischern gekauft, welche dem Tui Mbua dreihundert Wallfischzähne dafür gaben. Es ist noch nicht lange her, seit sie sich darauf niedergelassen haben; da sie aus ihren Wohnsitzen von Kriegsparteien des Ambauvolks vertrieben worden waren. Ihre Stadt Tavea, obgleich von neuem Datum, ist bereits mit einem Bananenwäldchen umgeben. Diese Bäume sind für den Gebrauch der Eingebornen sehr nützlich, und sie verfehlen fast niemals dieselben zu pflanzen, sobald sie zu bauen beginnen, denn wenn sie ihre Häuser fertig haben, so geben sie so viel Schatten, daß man sich in der Hitze des Tages dahin zurückziehen kann. Das Geschäft des Fischens wird bei den Eingebornen als eines der ehrenvollsten betrachtet. Auf diesem Eilande hatte Capitän Eagleston sein Tripang-Haus. Die Stadt Votua auf Vanua-levu ist die Residenz des Tui Mbua, seit er aus der Mbua-Bay vertrieben wurde.. Die Stadt liegt etwa eine Meile vom Strand entfernt.

Nachdem Capitän Hudson seinen Vorrath an Holz und Wasser eingenommen hatte, traf er Anstalten nach Muthuata zu segeln, und da Capitän Eagleston gleichfalls dahin abfuhr, so brannte er am Abend sein Tripang-Haus ab. Dieß wird immer so gehalten um zu verhindern, daß diese Gebäude nicht von andern, namentlich kleinen Händlern benützt werden.

Am 17 Junius verließ der Peacock in Begleitung des Leonidas die Bay von Naloa. Am 18 hatten sie sich Muthuata bis auf wenige Meilen genähert, und ankerten bei dem Dorfe Navendarra. Am Nachmittag des 19 Julius legte sich der Peacock bei der Stadt Muthuata vor Anker. Am 22 kam der Leonidas

nach Malitu, 25 Meilen weiter östlich, wo der Häuptling Gingi für Capitän Eagleston ein Tripang-Haus errichtete. Am selben Tage gingen zwei Bootsabtheilungen, die eine unter Lieutenant Walker und Midshipman Blair, die andere unter Lieutenant Budd, Ober-Midshipman Reynolds und Midshipman Hudson auf Untersuchung aus, die eine östlich, die andere westlich von Kie Eiland, an der Nordseite von Vanua-levu. Capitän Hudson, der mit dem König ein freundliches Einvernehmen vermittelt hatte, begab sich am 24 mit so vielen Officieren als abkommen konnten, ans Land, um mit dem König und den Häuptlingen eine Zusammenkunft zu halten, in welcher die von ihm vorgelegten Vertragsbedingungen nach gehöriger Erläuterung angenommen wurden. Darauf machte man dem König, in Erwiederung für seine Schildkröten, ein angemessenes Geschenk. Von da an zeigten sich die Eingebornen freundlich gesinnt und es fand ein lebhafter Verkehr mit ihnen statt. Es stellte sich heraus, daß die oberste Königin die hauptsächlichste Rathgeberin Tui Muthuata's war und daß in allen schwierigen Fällen ihre Meinung den Staat regierte. Sie schien ihm gänzlich ergeben, verwendete auf die Auswahl und Zubereitung seiner Nahrungsmittel viele Sorgfalt und Aufmerksamkeit, und bestrebte sich überhaupt in jeder Hinsicht ihm zu gefallen.

Nahe am Landungsplatz befindet sich ein großer Schildkrötenbehälter, worin des Königs Schildkröten gehalten werden, von denen einige 300 Pfund wiegen. Solche Behälter *) sind es drei, jeder mit einem Duzend Schildkröten. Man fängt diese Thiere auf allen Eilanden in großer Menge, und sie machen einen Haupttheil der Nahrung der Häuptlinge aus. Doch dürfen letztere die Schildkröten mit grünen Schaalen, als die geringere Sorte, nicht essen.

Das Schiff wurde auch hier wieder von einer großen Anzahl der Weiber des Königs besucht, welche fast alle ganz nackt waren; doch betrugen sie sich gut und bescheiden. Man bereitete ihnen eine Mahlzeit, denn eine Unterlassung dieser Aufmerksamkeit wäre als ein unverzeihliches Versehen betrachtet worden. Der

*) Die Behälter sind seichte Gruben im Bereich der Ebbe und Fluth und mit Pfählen eingefaßt.

stürmische Angriff, den sie auf die Speisen machten, sowie die Quantität, welche sie verzehrten, bewiesen nicht nur Appetit, sondern auch vorzügliche Magenbeschaffenheit. Messer und Gabel war ihnen eine zu langweilige Procedur, und sie machten diese Instrumente durch den geschickten Gebrauch ihrer Finger völlig unnütz.

Es befinden sich in Muthuata mehr hellgefärbte Fidschi-Männer als irgend anderswo auf der Gruppe. Sie sind fast allgemein eine Halbkaste. Diese Mischung entstand aus ihrem häufigen Verkehr mit den Rotuma-Insulanern, mit welchen sie auf sehr gutem Fuß stehen.

Während der Peacock bei Muthuata lag, machten die Naturforscher Ausflüge nach den Bergen, auf denen sie durch einen Mann aus Rotuma begleitet wurden, der englisch sprach. Als sie beim Aufwärtssteigen bei einem Dorfe anlangten, rieth er ihnen ihre Feuerwaffen zu laden und bereit zu halten, und bemerkte, daß das Bergvolk die Küstenbewohner nicht leiden möge und daß es gefährlich sey sie zu besuchen. Ich bekam bei dieser Gelegenheit jedoch keinen Beweis davon; es zeigt aber dieser Rath deutlich, daß ein gewisser Kriegszustand zwischen den Küsten- und den Bergbewohnern besteht. Die letztern sind ohne Zweifel meist Leute, die einer Strafe für Verbrechen entflohen sind oder vor der Grausamkeit der Häuptlinge an der Küste in den Bergen Sicherheit suchten. Der Ausflug auf die Spitze des Bergs war für unsere Botaniker sehr interessant, und sie vermehrten ihre Sammlungen durch manche neue Arten, worunter eine junge Kauri-Fichte war. Die Höhe des Bergs fanden wir durch Messung zu 2000 Fuß; eine andere aber unzugängliche Spitze war um etwa 350 Fuß höher. Von der zwischen den Eingebornen bestehenden feindseligen Stimmung überzeugte man sich leicht durch die Furcht, welche die Führer an den Tag legten, wenn sie sich bei ihrem Herumschweifen Hütten näherten, und sie sagten sie würden sich ohne die Begleitung der Papalangis nicht zu den Bergbewohnern gewagt haben. Sie bestiegen viele hohe Bergspitzen, und wo sie eine Aussicht in das innere Land hatten, bot sich ihrem Blick eine Anzahl hoher, vulcanischer und zum Theil scharf zugespitzter Piks dar.

Am 2 Julius segelte der Peacock von Muthuata ab, worüber der König sehr erfreut schien. Noch am selben Abend ankerten sie bei dem Dorfe Fokasinga in der Naloa-Bay. Am 5 ging der Peacock in der Mbua-Bay vor Anker, eine Stunde bevor der Vincennes ankam; alles war munter und wohlauf. Die Naturforscher wurden nun an Bord des Vincennes zurückbeordert, und der Gefangene Vendovi gleichfalls dahin gebracht, wo er bis zur Beendigung der Kreuzfahrt blieb.

## Viertes Capitel.

Tye; Sualib und Malolo

Nachdem sich der Peacock mit dem Vincennes in der Mbua-Bay vereinigt hatte, stand es in meiner Macht alle, bis jetzt von uns vollzogenen Arbeiten zu prüfen und zu vergleichen. Dabei fand ich daß, bis eine umfassende Untersuchung der Fidschi-Gruppe vollständig erreicht sey, noch so viel zu thun übrig bleibe, daß ich entweder diese wichtige Arbeit unvollendet lassen oder ihr mehr Zeit widmen müßte, als anfänglich in meinem Plane lag. Da ich nun diesen Gegenstand als einen der wichtigsten Zwecke der Expedition erachtete, und in Betracht, daß das Meer rings um diese Inseln eine Unmasse bis daher ganz unbekannt gewesener gefährlicher Stellen hat, so beschloß ich nicht nur die Untersuchung zu vollenden, sondern selbst die Gruppe nicht bälder zu verlassen als bis ich mich von der Genauigkeit der Arbeit vollkommen überzeugt haben würde. Zu diesem Behuf ließ ich von allen, welche in diesem Geschäft verwendet waren, eine übersichtliche Darstellung ihrer Untersuchungen entwerfen, so lange die Einzelnheiten der beobachteten Strecken ihnen noch frisch im Gedächtniß waren. Diese Arbeit nahm mehrere Tage nach meiner Ankunft in der Mbua-Bay weg und geschah ohne daß irgendetwas von der Zeit verloren gegangen wäre, die man auf die wirkliche Untersuchung hätte verwenden können; denn das Wetter war in Folge eines von Südost wehenden und vier Tage anhaltenden Sturmwindes so schlecht, daß man unmöglich im Freien

hätte arbeiten können. Wegen unseres sich verzögernden Aufenthaltes wurde es nöthig die Rationen der Mannschaft um ein Drittheil zu vermindern, und deßhalb die nöthigen Befehle erlassen; die Leute fügten sich sehr bereitwillig dieser Maßregel und ich hörte von keiner einzigen Klage.

Am Nachmittag des 12 Julius kam Lieutenant Perry in dem langen Schiffsboot an und brachte Hrn. Knox, sowie die Mannschaft des ersten Kutters und zwei Häuptlinge als Gefangene mit. Dieses Boot war von den Eingebornen in der etwa 25 Meilen windwärts auf derselben Insel gelegenen Sualib-Bay weggenommen worden, wobei jedoch die Mannschaft sich in Perry's Schiff retten konnte. Zur Wiedergewinnung des Kutters bemannte ich den Schooner und acht Boote, mit denen ich nach der Sualib-Bay fuhr. Bei meiner Ankunft machten die am Strand zahlreich versammelten, mit Musketen bewaffneten Eingebornen Anstalten zum Widerstand. Doch gelang es mir das verlorene Schiff durch Unterhandlungen herauszubekommen. Um aber den Eingebornen die Lust zu fernern derartigen Gewaltstreichen zu benehmen, ließ ich die aus etwa 60 Wohnungen bestehende Stadt Tye verbrennen, was in Zeit von einer Stunde geschehen war. Man fand nur wenige Gegenstände in dem Ort, denn die Eingebornen hatten alles Tragbare wegeschleppt, und es mochten ihnen deßhalb drei bis vier Wochen zum Wiederaufbau und zur Herrichtung der Stadt in den Zustand wie sie vor dem Brande war, genügen. Der Angriff fand keinen Widerstand; alle Fidschi-Männer hatten sich außerhalb Gewehrschußweite zurückgezogen und ließen sich nur dann und wann einzeln hinter den Büschen vor oder auf den zackigen Spitzen der benachbarten Hügel sehen, von wo sie gelegentlich durch unsere Raketen vertrieben wurden. Dieses Feuerwerk brachte Verwirrung unter ihnen hervor und zerstreute sie schnell nach allen Richtungen. Als die Boote vom Ufer abstießen, erreichten uns mehrere Kugeln, thaten aber keinen Schaden. Ich hielt diese Züchtigung für nothwendig; sie wurde schnell nd kräftig ausgeführ und war, ohne daß ein Menschenleben dabei verloren worden wäre, für diese Wilden eine heilsame Lehre. Im ersten Kutter war Staats- und Privateigenthum im Werth von mehr als 1000 Dollars verloren gegangen.

Am nächsten Morgen wurden alle Leute auf das Deck beberufen, und die Gefangenen gefesselt auf den Gangweg geführt, weßhalb dieselben ihr letztes Stündlein gekommen glaubten und sowohl in ihren Gesichtern als durch ihre zitternden Glieder große Furcht an den Tag legten. Durch David Whippy ließ ich ihnen bedeuten, daß, obgleich der Schein anfänglich gegen sie gewesen sey, ich mich doch überzeugt habe, daß sie nicht feindselig hätten handeln wollen, deßhalb und da sie weder an der Wegnahme noch an der Beraubung des Boots Theil genommen, noch das Volk ihrer Stadt (sie waren nämlich von der am andern Ende der Bay, Tye gegenüberliegenden, bei dem fraglichen Vorfall unbetheiligten Ortschaft Sualib) uns in irgend einer Weise belästigt habe, wolle ich sie, statt zu bestrafen, mit Geschenken belohnen und sie sonder Gefährde nach ihrer Stadt zurücksenden. Die Freude, welche sich nach dieser Eröffnung auf ihren Gesichtern malte, kann man sich leicht denken. Die Fesseln wurden ihnen dann abgenommen und Geschenke gegeben. Nachdem ich den Officieren und der Mannschaft für ihr Wohlverhalten bei dieser Gelegenheit gedankt, wurden die gewöhnlichen Verrichtungen wieder aufgenommen.

Während der Zeit daß diese Häuptlinge als Gefangene an Bord waren, kam ein Häuptling der Bay, welcher sich Tui Mbua nannte (nach dem alten Häuptling dieses Namens, von dem bereits die Rede war) auf das Schiff und bat, man möchte ihm die Leichname der gefangenen Häuptlinge zu essen geben, da er wahrscheinlich vermuthete, daß sie getödtet würden. Diese Bitte wurde an einen der Officiere (Hrn. Vanderford) gestellt, der vorher schon hier gewesen war und die Fidschi-Sprache redete. Ein solches Verlangen gilt als der größte Beweis der Fidschi-Freundschaft, und man glaubte, daß dieß die Ursache zu der gestellten Bitte gewesen sey. Die beiden Häuptlinge blieben einige Tage an Bord, da es sehr schwierig war sie zurückzusenden, denn die Boote, welche dieß versuchten, mußten des frischen Landwindes halber davon abstehen. Später baten sie, man möchte sie nur zunächst am Ufer absetzen, da sie es vorzögen sich zu Land nach Haus zu begeben, was ihnen denn auch bewilligt ward.

Während ihres Aufenthalts an Bord erfuhren wir durch den Dolmetscher manches von ihren Gebräuchen. Der jüngere von ihnen, ein hoher Häuptling und eine Person von großem Gewicht, war — eine große Merkwürdigkeit bei einem Fidschi — ein Liebhaber der Musik, und er sang gelegentlich in der Weise seines Landes. Die Musik der Fidschi-Insulaner ist rauher als die irgendeines der Völker, mit welchen wir in der Südsee in Verbindung kamen. Die Männer bekümmern sich gewöhnlich gar nichts um die Musik, noch haben sie irgend Vergnügen an musikalischen Tönen. Die Töne der Violine, Flöte und Horn welche andere Insulaner in so großes Entzücken versetzen, hatten für sie nicht den geringsten Reiz. Ihre Aufmerksamkeit wird selten durch diese Instrumente erregt und sie lassen die süßesten Töne völlig unbeachtet. Hr. Drayton sagt, daß alle ihre Versuche zu singen sich auf die obern Töne beschränkten, und daß er sich nicht erinnere je einen Ton im Baß gehört zu haben.

Obgleich die Fidschi-Insulaner nur geringe Kenntniß der musikalischen Töne haben, und augenscheinlich ganz gleichgültig dagegen sind, so lieben sie doch das Versmachen und kennen die Schwierigkeiten, welche sie bei solchen Compositionen zu überwinden haben. Der Aussage des Hrn. Hale zufolge ist in einigen derselben die Art des Rhythmus eigenthümlich und schwierig, da sie sich bei allen Stanzen auf jene Selbstlauter beschränken müssen, welche in den zwei letzten Sylben der ersten Linie einer Stanze enthalten sind.

Die Stimmen der Männer sind beim Sprechen im allgemeinen höher als die der Eingebornen auf den übrigen Gruppen, doch sprechen einige auch im vollen tiefen Ton. Die Weiber sprechen höher als die Samoaner und Tongesen; ihre Stimmen sind sehr angenehm, voll Intonation und musikalischer Stärke, und verleihen allem was sie sagen Ausdruck.

Am 16 Julius schickte ich den Tender und die Boote wieder zu Untersuchungen ab. Dem Capitän Hudson ward der Befehl die Mbua-Bay, ebenso das außen liegende Riff noch einmal zu untersuchen (denn ich war von der bereits angestellten Untersuchung nicht befriedigt). Nach Beendigung dieses Geschäfts sollte er mit dem Peacock um Muthuata herumsegeln und dann zu dem Vincennes zurückkehren. Es war meine Absicht die ganze Insel-

Gruppe zu umschiffen, von Eiland zu Eiland Meridianabstände zu ziehen und alle Theile, welche näherer Untersuchung bedurften, durch Triangulation zu vervollständigen. Sodann wollte ich über die Nord- und Ostseite Vanua-levu's nach Muthuata zurückkehren.

Um 8 Uhr Morgens ging ich mit dem Tender unter Segel und gegen Mittag ward mir die Freude den Porpoise zu Gesicht zu bekommen. Ich hatte ihn schon seit mehreren Tagen erwartet und mußte seinetwegen in Unruhe seyn, da ich die Gefahren wohl kannte, mit denen der Dienst, zu welchem ich ihn ausgesendet hatte, verknüpft war. Nachdem er in unsere Nähe gekommen, ließ ich ihm das Zeichen geben, neben uns vor Anker zu gehen, worauf wir Nachmittags zusammentrafen.

Am 17 gingen wir mit Tagesanbruch alle unter Segel, wobei wir von Süden und Osten her starken Wind hatten. Die Brigg erhielt die Weisung, den ersten Kutter des Vincennes ins Schlepptau zu nehmen; wir segelten um die Yendua-Insel durch eine große Anzahl von Korallenriffen, deren Lage ganz genau zu bezeichnen jedoch unmöglich war. Das Ganzeist klippiger Grund und sollte von Schiffen nicht befahren werden. Ich sah ein daß es für uns nothwendig sey die Gefahr zu bestehen; allein ich würde niemand rathen diesen Weg einzuschlagen, zumal da von der Mbua-Bay nach Yendua ein guter Canal in directer Linie führt.

Man kann von Yendua sagen, es sey in zwei Eilande getheilt, da es in der Mitte eine Bootsdurchfahrt hat; beide Theile bestehen aus schwarzem vulcanischem Conglomerat, und die Hügel sind mit großen Lavablöcken bedeckt. Ich landete um Beobachtungen anzustellen, und ließ Zelte für die Bootsmannschaft aufschlagen. Am nächsten Morgen traf Lt. Underwood in dem Leopard bei mir ein, und wir brachten den Tag zusammen am Ufer zu, indem wir die Zeit und die Breite beobachteten. Die übrigen Officiere waren verschiedentlich mit Untersuchungen beschäftigt; einige bestiegen den Pik und konnten eine Reihe von Winkeln auf die entfernteren Bergspitzen nehmen. Der Tag war merkwürdig hell, und wir sahen die Round-Insel so wie die Asaua-Gruppe. Ich fuhr am andern Morgen nach dem erstern Eiland und landete daselbst, um meine Beobachtungen fortzusetzen. Nach-

dem ich dieselbe in meinem Boot umschifft hatte, vereinigte ich mich wieder mit dem Tender und segelte südsüdwestlich nach der Asaua-Gruppe. Die Entfernung wurde durch den Patentlog auf zehn Meilen gemessen. Das Fahrwasser dahin ist vollkommen sicher.

Wir erreichten die nördlichste Insel der Gruppe Ya-asaua, welche an ihrer nördlichen Spitze mehrere kleine Eilande liegen hat, und erblickten gerade noch zeitig genug die schwarzen Felsen an der Einfahrt, die ich nach dem Lt. Emmons, der sie untersucht, Emmons-Bay genannt hatte. Ich vertraute der Arbeit dieses Officiers so sehr, daß ich, nachdem die Nacht bereits völlig eingetreten war, in die Bay fuhr, wobei mir der Porpoise folgte. So erhielten wir für die Nacht einen sichern Ankerplatz. Die Boote beantworteten unser Zeichen durch große Feuer am Strand, im Hintergrunde der Bay.

Am Morgen machten wir uns auf den Weg um die Bay zu sondiren, und der Porpoise erhielt Befehl das große Seeriff, welches man westwärts vermuthete, zu untersuchen und dabei bis zur Biva-Insel zu gehen. Diese Untersuchung und eine spätere vom Tender angestellte bewiesen, daß dasselbe ein wenig nördlich von der Round-Insel tief und versenkt ist. Ya-asaua ist ein sehr schmales, etwa zehn Meilen langes Eiland, das sich an seinem Südende zu einer hohen Bergspitze, Tou-tha-ke genannt, erhebt. Da ich von derselben aus Beobachtungen zu machen wünschte, so fuhren wir dahin und ankerten in der Nähe der südlichen Bucht, welche, mit Ausnahme von Nordwesten her, durch die kleine Insel-Ovawo und zwei andere kleine Eilande wohl geschützt ist. Wir landeten mit einem starken, wohl bewaffneten Trupp, da, wie wir wußten, die Eingebornen hier besonders wild sind, konnten auch wirklich gute Beobachtungen anstellen, und bestiegen sodann den Tou-tha-ke, wo wir gleichfalls befriedigt wurden. Wir fanden die Höhe des Berges zu 781 Fuß.

Die Bootsmannschaften schlugen ihre Zelte für die Nacht am Strande auf, nahe an der Stelle wo der Schooner vor Anker lag. Mit Tagesanbruch schickte ich den ersten Kutter des Vincennes und den Leopard zur Untersuchung der kleinen Eilande auf ihrem Weg nach Malolo ab, wo ich ein Stelldichein mit der Brigg angeordnet hatte. Ich selbst übernahm mit dem Tender und

dem ersten Kutter des Peacock die innern Eilande und Klippen. Ersteres Fahrzeug fuhr rechts an der Waia-Insel vorüber, letzteres links.

Die Waia-Insulaner sollen von jeder andern Gewalt als der ihrer eigenen Häuptlinge völlig unabhängig seyn. Alle Bemühungen sie zu unterjochen sind bis jetzt fehlgeschlagen. Sie halten sich in ihren festen Plätzen zurückgezogen und vermeiden allen Verkehr mit den übrigen Eingebornen, ausgenommen wenn sie gelegentlich mit starker Macht einen Ueberfall auf die wehrlosen Städte der übrigen Inseln machen. Wegen ihrer Grausamkeit bei solchen Expeditionen haben sie, selbst von ihren kannibalischen Nachbarn, den Namen Wilde bekommen. Die Insel soll fruchtbar seyn, allein ich kann dieser Behauptung kaum glauben schenken, denn sie scheint mir wenig besser als ein rauher Felsen; die Zahl der Bewohner wird auf 3000 geschätzt. Es umgeben sie zwar einige Korallenriffe, aber nicht genug, um einen Hafen zu bilden. Die Westseite der Insel ist von dem Meer sehr ausgespült, da sie durch kein Riff gegen die Gewalt des Wellenschlags bei den Stürmen geschützt wird, die hier zu gewissen Zeiten mit großer Heftigkeit wüthen.

Am Nachmittag fuhr ich nach Vomo und ankerte daselbst. Hier fand ich Lt. Emmons auf der Rückkehr von den Untersuchungen einiger abgesonderten Riffe.

Wir waren bald wieder unter Segel nach Viti-levu zu, denn der Wind erlaubte uns nicht unsern Curs nach Malolo zu richten. Wir fuhren durch schmale Durchfahrten in Riffe und über Felsenklippen hin, wo wenig mehr Fahrwasser war als der Tender nöthig hatte. Unsere Lootsen waren noch nie auf diesem Grund gewesen. Die Insel Vomo ist ihrer Schildkröten wegen berühmt, von denen hier mehr gefangen werden als auf irgendeiner andern Insel dieser Gruppe. Die Fangzeit ist vom December bis zum März. Während dieser Zeit ist jede Stelle, wo die Schildkröten gewöhnlich hinkommen, von Eingebornen besetzt, welche die ganze Zeit über da bleiben. Zu andern Zeiten werden die Schildkröten gelegentlich zwischen den Klippen und Riffen mit Netzen gefangen, die aus dem Bast der Cocosnußbäume verfertigt sind. Wir bemerkten, daß die Häuptlinge Schildkröten in besondern Behältern aufbewahren, und ich habe von

glaubwürdigen Zeugen gehört, daß, wenn sie dieselben nicht tödten wollen und doch Gelegenheit haben den werthvollen Theil der Schale anzubringen, sie denselben von dem lebenden Thiere ablösen. Dieß thun sie, indem sie einen brennenden Span so lange nahe an die äußere Schale halten, bis dieselbe aufquillt und sich etwas von der untern ablöst. In die auf solche Weise entstandene Spalte wird ein kleiner Holzkeil eingesteckt, wodurch man das Ganze leicht vom Rücken ablösen kann. Sind die Thiere auf diese Weise geschält, so bringt man sie wieder in die Behälter, und obgleich diese Operation sehr schmerzlich für sie seyn muß, so ist sie ihnen doch nicht tödlich. Jede Schildkröte ist mit dreizehn Stücken bedeckt, fünf auf dem Rücken und vier auf jeder Seite. Diese machen zusammen aus was man einen Haufen nennt, dessen durchschnittliches Gewicht etwa vierzehn Pfund beträgt. Wie man mir sagte, wird der Picul Schildkrötenschale in Manilla manchmal für zwei bis dreitausend Dollars verkauft. Sie macht den hauptsächlichsten Handelsartikel dieser Inseln aus und verursacht, daß sie zu jeder Jahreszeit von Händlern besucht werden, während sie zugleich auch der hauptsächlichste Beweggrund für die Weißen ist sich hier niederzulassen. Die Besuche der Schildkrötenhändler, welche in kleinen Schiffen kommen, sind mit keinen geringen Gefahren verknüpft, und man erzählt sich viele Fälle, wo die Eingebornen Versuche machten sich ihrer zu bemächtigen. Sie greifen dabei um ihren Zweck zu erreichen, zu mancherlei Listen; eine der häufigsten besteht darin, unterzutauchen und das Kabeltau in ihre Gewalt zu bekommen. Dieses wird dann, wenn der Wind frisch gegen das Land bläst, abgeschnitten, damit das Schiff ans Ufer getrieben werde; in andern Fällen binden sie einen Strick ans Kabeltau und ziehen das Schiff damit ans Land. Die Zeit, welche sie hiezu wählen, ist gewöhnlich vor Tagesanbruch. Im Augenblick wo das Schiff das Land berührt, betrachten und behandeln sie es als eine ihnen von den Göttern gesendete Beute.

Gegen fünf Uhr waren wir bei Vitilevu vor Anker gegangen, unfern von der Spitze Viti-rau-rau, wo wir bis um 2 Uhr nach Mitternacht blieben. Da wir den Vortheil des Mondes hatten, bei dessen Schein wir den Weg durch die Riffe zu finden hofften, und von einem Landwind begünstigt waren, so lichteten wir die

Anker in der Hoffnung zeitig genug nach Malolo zu kommen, um unsere Untersuchungen in der Frühe beginnen zu können. Um acht Uhr Morgens trat Windstille ein und da ich den Tag nicht verlieren wollte, so beschloß ich auf einem kleinen, anderthalb Meilen im Umfang haltenden Sand-Eiland zu landen und es mit der Insel Malolo durch Triangulation zu verbinden. Der Anker des Tenders wurde demzufolge ausgeworfen, die Segel aber aufgehißt gelassen, um den Booten unsere Position anzuzeigen. Wir befanden uns etwa fünf Meilen östlich von Malolo. Ich landete alsbald mit Herrn Eld und begann meine Beobachtungen. Am Nachmittag wünschte ich mir Glück dazu, daß ich nun meine letzte Untersuchungsstation hinter mir hatte und meine Meridian-Entfernungen und Breiten alle vollständig seyen. Wir packten eben unsere Instrumente zusammen, um uns an Bord zu begeben, als mir gemeldet wurde, daß die drei Boote mit frischem Winde herankämen. Ein so ungewöhnlicher Umstand ließ mich augenblicklich fürchten, daß ein Unfall stattgefunden haben möchte, und sobald sie mir in Gesichtsweite kamen, bemerkte ich, daß ihre Flaggen gesenkt und ihre Wimpel eingezogen waren. Ich brauche nicht zu beschreiben, welche Angst mich jetzt überkam. Wir erreichten den Tender nur wenige Minuten vor ihnen. Als sie ankamen, erfuhr ich, daß kaum eine Stunde vorher ein schreckliches Gemetzel stattgefunden habe, und sah zugleich die verstümmelten und blutenden Leichname des Lt. Joseph Underwood und meines Neffen, des Midshipman Henry Wilkes. Die Boote wurden ins Schlepptau genommen, worauf wir nach Malolo steuerten und, als die Nacht einbrach, in der östlichen Bay ankerten.

Das unglückliche Ereigniß, welches ich durch die Rückkehr der Boote unter Lieutenant Alden in seiner vollen Ausdehnung erfuhr, war geeignet die tiefsten Gefühle zu erregen, welche das Gemüth eines Mannes und eines Officiers bewegen können. Es fand gerade statt, als ich — nach Wochen der tiefsten Besorgniß für das Leben der unter meinem Befehle stehenden, in offenen Booten den Gefahren der See und den hinterlistigen Angriffen der nicht bloß raubsüchtigen, sondern kannibalischen Wilden ausgesetzten Mannschaft — die Geschäfte der Erforschung geschlossen hatte und nur noch meine Vereinigung mit den Booten abwartete, um der frohen Hoffnung zu leben, daß nun alle unsere Gefahren vorüber

seyen. Eines der Opfer war mein eigener naher Verwandter, meiner Obhut von einer verwittweten Mutter anvertraut; dieser traurige Vorfall erregte deßhalb noch schmerzlichere Gefühle in meiner Brust als der Verlust vielversprechender und tüchtiger Officiere sonst bei jedem Befehlshaber erweckt. Das Blut der Erschlagenen rief gebieterisch nach Vergeltung, und die Ehre unserer Flagge verlangte, daß der an ihr begangene Frevel nicht ungerächt bleibe. Auf der andern Seite war es nöthig, um die Maßregeln, welche ich ergreifen wollte, als völlig gerechtfertigt erscheinen zu lassen und ihnen den Beifall der ganzen civilisirten Welt zu sichern, meinem Benehmen nicht den Stempel bloßer Rachsucht aufzudrücken, sondern es vielmehr so einzurichten, daß es nicht als Anreizung zur Wiedervergeltung an künftigen Besuchern, sondern als heilsame Lehre, sowohl für die wirklichen Frevler, als für die Bevölkerung der ganzen Gruppe dienen möchte.

Vor allem war es wichtig, bei dem Wunsche der Bestrafung so viel wie möglich die Gefahr zu vermeiden noch weitere theure Leben zu verlieren. Die zwei Hauptschiffe meines Geschwaders waren ziemlich weit entfernt, und ich wußte, daß die Eingebornen von Malolo nicht nur in ihren befestigten Städten, welche bei ihrer Art von Kriegsführung für uneinnehmbar gehalten werden, Schutz hätten, sondern daß sie auch mit Feuerwaffen und Munition reichlich versehen seyen. Die Städte einzuäschern, wie ich es zu Tye eines Diebstahls wegen gethan hatte, würde keine genügende Strafe für die vorliegende gräßliche Beleidigung gewesen seyn, noch dazu gedient haben das Volk von Malolo für die Zukunft von ähnlichen Handlungen abzuhalteu.

Die Leidenschaften meiner ganzen Umgebung waren bis zum höchsten Grade aufgeregt, und obgleich ich von allen der am härtesten betroffene war, wurde es jetzt doch meine Aufgabe, den Wunsch nach Rache in den Gränzen der Klugheit zurückzuhalten, so wie ich mich später auch bemühen mußte zu verhindern, daß nicht eine gerechte und heilsame Strafe zu einem rachgierigen und verbrecherischen Blutbad ausarte. Meine erste Pflicht war den Bericht des Officiers zu hören, der die Boote befehligt hatte, und noch weitere Nachforschungen über die nähern Umstände des Vorfalles anzustellen, um mich zu überzeugen, ob nicht die blutige

That von Seiten der Opfer selbst hervorgerufen worden sey. Die Resultate dieser Erkundigungen waren folgende.

Am 22. Juli verließen der erste Kutter des Vincennes unter Lieutenant Alden und Midshipman Henry, und der Leopard unter Lieutenant Underwood, die Station bei der Eld-Insel und steuerten an der rechten Seite von Waia hin, um meine Befehle rücksichtlich der Untersuchung der nördlich von Malolo liegenden Eilande auszuführen. Nachdem die Boote Waia passirt hatten, ankerten sie für die Nacht unter einem der kleinen Eilande. Am nächsten Tage waren sie mit der Untersuchung der kleinen Eilande beschäftigt, und ankerten Abends in der Bay an der Ostseite von Malolo, welche durch diese Insel und Malolo-lailai oder Klein-Malolo gebildet wird. — Da Lieutenant Alden sich zu vergewissern wünschte, ob nicht der Porpoise auf der Westseite vor Anker liege, so gab er dem Lieutenant Underwood den Auftrag nahe der Südspitze Malolo's zu landen und sich auf eine kleine Anhöhe zu begeben, um von da aus den Ankerplatz einzusehen. Lt. Alden warnte wie es scheint den Lt. Underwood, nur wohlbewaffnet zu gehen und vor den Eingebornen auf seiner Hut zu seyn, da er von seinem ersten Besuche vor etwa sechs Wochen her noch ihre freundliche Gesinnung bezweifeln zu dürfen glaubte und in Folge davon auch jeden Verkehr mit ihnen vermieden hatte. Auch befahl er dem Lt. Underwood noch vor Sonnenuntergang zurückzukehren. Dieser landete und begab sich mit einem seiner Leute auf den Hügel. Nach einigen Minuten bemerkte Lt. Alden einige verdächtige Bewegungen unter den Eingebornen in der Nähe der Landspitze und hißte deßhalb ein Zeichen zur Rückkehr auf. Man sah auch Lt. Underwood bald darauf mit dem Matrosen und einem Eingebornen nach seinem Boote zurückkehren. Ehe er den Strand verließ, hatte er ein kurzes Gespräch mit den Eingebornen.

Bei seiner Rückkehr zu Lt. Alden meldete er, daß man kein Schiff sehe, und berichtete zugleich, daß er auf seinem Weg den Hügel herab plötzlich auf einen Eingebornen gestoßen sey, der einen Arm voll Keulen getragen und, sobald er seiner ansichtig geworden, seine Ladung weggeworfen und die Flucht ergriffen habe, von Lt. Underwood jedoch zurückgehalten und gezwungen worden sey, vor ihm her nach dem Boot zu gehen. Als sie den Strand erreichten, trafen sie einen Trupp Eingeborne, die sehr

überrascht schienen, als sie den Burschen gefangen und ohne Waffen sahen. Sie brachten die Nacht in dieser Bay vor Anker zu und sahen am Morgen des 24. den Tender östlich von ihnen vor Anker liegen. Um neun Uhr vereinigte sich Lt. Emmons, der die Nacht auf einem der kleinen Sandeilande in der Nachbarschaft zugebracht hatte, in dem ersten Kutter des Peacock's mit ihnen. Derselbe fand sie mit dem Frühstück auf ihn warten. Sie vermutheten, er bringe ihnen einige Lebensmittel mit, da er erst kurz mit dem Tender abgefahren, und hofften auch sich Yams, Schweine u. s. w. entweder von ihm selbst oder von dem Tender verschaffen zu können, welch' letzterer ihrer Meinung nach an diesem Tage bei Malolo eintreffen würde.

Als Lt. Emmons anlangte, befanden sich mehrere Eingeborne, darunter auch einige bewaffnete, am Strand, wo die Bootsmannschaft ihr Frühstück gekocht hatte. — Man machte verschiedene Versuche, um von ihnen Schweine, Yams u. s. w. zu erhalten, allein mit geringem Erfolge, da jeder eine andere Entschuldigung vorbrachte und sagte, daß wenn die Boote diese Gegenstände haben wollten, sie nach der Stadt fahren müßten.

Gerade als sie ihr Frühstück beendigt hatten, kam der erste Sprecher des Dorfes, watete zu den Booten heran und lud sie im Namen des Häuptlings ein, nach ihrer Stadt zu kommen, wo vier große Schweine als Geschenk für sie bereit seyen. Bei dieser Unterredung diente Oahu Sam, der, wie man sich erinnern wird, als Vendovi's Barbier mit an Bord des Peacock war, als Dolmetscher. Es scheint, daß nun Lt. Underwood sich freiwillig nach der Stadt begab, um Lebensmittel zu holen, indem er den John Sac (den schon früher erwähnten Neuseeländer) von Alden's Boot als Dolmetscher mitnahm, und dem andern Boot überließ ihm zu folgen, sobald die Fluth erlauben würde, ihm über das Schiff zwischen den Eilanden hinweg nachzufolgen. Lt. Emmons fuhr sodann mit seinem Boot ans Ufer und landete mit drei bewaffneten Männern auf Malolo-lailai, um von der Spitze des Berges aus einige Messungen vorzunehmen. Wie er sich dem Strand näherte, wateten die Eingebornen an sein Boot heran; er hieß sie jedoch sich entfernen und befahl dem bei ihm befindlichen Officier, Midshipman Clark, das Boot flott zu erhalten und nicht zu dulden, daß sie sich demselben während seiner

Abwesenheit näherten. Diesem Befehle wurde genau nachgekommen, und obgleich die Eingebornen noch einen ähnlichen Versuch machten, so zogen sie sich doch auf erhaltene Weisung zurück.

Lt. Underwood's Boot ging zu tief im Wasser, um über das Riff wegfahren zu können und saß auf, wo sodann eine Anzahl Eingeborner sich um dasselbe versammelte und der Mannschaft das Boot über das Riff wegziehen half. Bei dieser Gelegenheit sahen die Eingebornen, wie schwach Lt. Underwood's Boot bewaffnet war, und zu meinem großen Erstaunen mußte ich erfahren, daß Lt. Underwood den größern Theil der Waffen, womit er versehen worden war, einige Tage zuvor an Bord der Brigg zurückgelassen hatte. Sieben Büchsen waren auf diesem Schiffe geblieben, in der Meinung, daß das Boot dadurch erleichtert werde, und er selbst behielt nicht mehr als drei von den zehn bei sich, die er von dem Vincennes mitgenommen hatte.

Beim Landen fanden sie nicht mehr als zwei Schweine an einem Baume zum Verkauf angebunden, statt der vier, welche man ihnen als Geschenk versprochen hatte. Und selbst diese weigerten sich die Eingebornen wegzugeben, bis der Häuptling, welcher auf dem Riff fischte, zurückgekehrt wäre. Man schickte einen Boten nach ihm ab, und er erschien auch bald, benahm sich aber aufgeblasen und weigerte sich seine Schweine anders abzugeben als gegen eine Muskete, Pulver und Kugeln, was ihm, als gegen die Befehle, abgeschlagen wurde. Lt. Alden empfand einige Unruhe über die Menge der Eingebornen, die sich um den Leopard versammelt hatten, und wollte deßhalb zu ihm stoßen, wurde jedoch etwa zwanzig Minuten lang in der Nähe des Riffs aufgehalten, bis die Fluth ihm erlaubte dasselbe zu passiren, da der erste Kutter einen größern Tiefgang hatte als der Leopard. Beim Anlangen in der Bay fand er den Leopard etwa zweitausend Fuß vom Ufer entfernt vor Anker liegen, in gerade hinreichender Tiefe, um es dem Boote möglich zu machen an seine Seite zu kommen. Er wurde von der Mannschaft benachrichtigt, daß Lt. Underwood ans Ufer gegangen sey, aber nicht ohne einen Geisel in dem Leopard zurückzulassen, welchen Lt. Alden alsbald in sein eigenes Boot nahm. Lt. Underwood wurde von J. Clark ans Land begleitet, der mit einem Gewehr und einem Taumesser, und von J. Dunnock und J. M' Kean, die mit

Hirschfängern bewaffnet waren; ferner William Leicester, der die Kiste mit den Handelsgegenständen trug, von dem Dolmetscher John Sac, von Jerome Davis und Robert Furman, sämmtlich unbewaffnet. Der Rest der Mannschaft blieb in dem Boot zurück, und hatte Hirschfänger und zwei Gewehre zur Vertheidigung.

Man sah nun Lt. Underwood am Strande mit einem Haufen von etwa fünfzehn Eingebornen handeln, von wo er Robert Furman an Lt. Alden abschickte, um diesem zu sagen, daß die Eingebornen nur gegen ein Gewehr, Pulver und Blei handeln wollten. Furman wurde von Lt. Alden zurückgesendet, um zu berichten, daß er zu einem solchen Austausch seine Einwilligung in so lange nicht gebe, als der Schooner in der Nähe sey; sie könnten sich von dort aus versehen und er solle sich beeilen, da er glaube er sey lange genug weggewesen (er war fast eine Stunde schon am Land), um alles, was er haben wollte, sich zu verschaffen, wenn die Eingebornen überhaupt zu einem Handel geneigt wären.

Darauf bat Midshipman Henry um die Erlaubniß mit dem Nachen ans Land zu Lt. Underwood gehen zu dürfen, um diesen abzuholen, was ihm auch Lt. Alden gestattete. Einige Augenblicke später kam ein kleines Canoe an Lt. Alden's Boot heran und wechselte einige Worte mit dem Geisel, der den Wunsch merken ließ mit ans Land zurückzukehren. Als das Canoe wegfuhr, versuchte er das Boot zu verlassen, worauf ihn Lt. Alden am Arm nahm und ihn zum Niedersitzen zwang, indem er ihm zugleich bedeutete, daß er sich ruhig verhalten müsse. Nach Verfluß einer halben Stunde kam Jerome Davis mit einer Botschaft seitens des Lt. Underwood, daß er für noch ein Beil alles erhalten könne, was er wünsche. Das Beil wurde dem Davis eingehändigt und ihm zugleich aufgetragen dem Lt. Underwood zu sagen, daß Lt. Alden ihn unverzüglich bei sich zu sehen wünsche, und daß er alsbald mit dem was er bereits erhandelt, sich wegbegeben solle.

Während Lt. Alden dem Lieutenant Emmons die Umstände von dem beabsichtigten Fluchtversuch des Geisels an der Steuerbordseite des Boots erzählte, sprang derselbe auf der Backbordseite über Bord und eilte, bei einer Tiefe von dritthalb Fuß Wasser, ans Ufer, indem er über seine Schulter rückwärts sah, ob man nach ihm schieße. Er floh nicht auf den am Ufer ver-

sammelten Haufen zu, sondern schlug eine andere Richtung ein, um die Aufmerksamkeit der im Boote befindlichen Mannschaft zu theilen. Lt. Alden richtete sogleich sein Gewehr auf den Flüchtling, der einen Augenblick still hielt, aber dann seinen Rückzug fortsetzte. Midshipman Clark, welcher schußfertig war, bekam den Auftrag ihm über den Kopf wegzufeuern, was ihn jedoch nicht zum Stillstehen brachte.

J. Clark bezeugt, daß Lt. Underwood, M. Kean und er am Strand standen und auf die Rückkehr von Davis warteten, als sie den Häuptling aus dem Boot entfliehen sahen und den Knall des Schusses hörten. Der alte Häuptling, welcher in der Nähe von ihnen war, rief im Augenblick sein Sohn sey getödtet und befahl den Eingebornen den Angriff. Auf dieses hin ergriffen zwei die Muskete Clarks und suchten sie ihm zu entreißen. Einem derselben stieß er sein Messer in die Brust; den andern schlug Lt. Underwood mit dem Kolben der Pistole auf den Kopf, worauf sie losließen. Lt. Underwood befahl nun seinen Leuten sich eng beisammenzuhalten, und so versuchten sie sich den Weg nach dem Boot zu bahnen. Lt. Underwood rief auch den Midshipman Henry auf, den Leuten den Rückzug nach den Booten decken zu helfen, worauf Lt. Henry erwiderte, daß er so eben von einem Eingebornen einen Schlag mit der Keule erhalten habe und diesem noch vorher Eins versetzen wolle. Er verfolgte hierauf den Eingebornen einige Schritte, schlug ihn mit seiner Schnappmesserpistole nieder und hatte bereits wieder den Rand des Wassers erreicht, als er am Hinterkopfe von einer kleinen Keule in dem Augenblick getroffen wurde, wo er seine Pistole abfeuerte und einen Eingebornen niederschoß. Der Schlag betäubte ihn und er fiel vorwärts ins Wasser, worauf er von den Wilden sogleich umringt und ausgeplündert wurde. Nun sprangen die Eingebornen in großer Zahl aus den Mangelbaumgebüschen hervor und suchten sich theils zwischen Lt. Underwood und das Wasser zu postiren, theils warfen sie sich gerade auf ihn und seine Leute, indem sie ihre kurzen Keulen und Speere gebrauchten. Nachdem Lt. Underwood durch einen Speer verwundet worden war, feuerte er und gab seinen Leuten Befehl dasselbe zu thun; allein nachdem er seine Pistole zum zweitenmale abgefeuert hatte, wurde er durch

einen Keulenschlag niedergeworfen; zugleich erhielt auch Clark einen Schlag und verlor die Besinnung.

J. Dunnock sagt, er sey in einiger Entfernung von Lt. Underwood gestanden, als der Angriff geschah, und daß er denselben erst bemerkt, wie Lt. Underwood befahl sich zusammenzuhalten und nach den Booten zurückzuziehen. Während er diesem Befehle nachkam, sah er die Eingebornen sich Clark's Flinte bemächtigen und Lt. Underwood niederschlagen; allein nun hatte er vollauf zu thun, um den nach ihm geworfenen Keulen und Speeren auszuweichen.

Als die Lts. Alden und Emmons den Angriff sahen, eilten sie mit zwei Boten ans Ufer. Der letztere war bereits in der Verfolgung des entsprungenen Geisels begriffen. Die Boote eröffneten ihr Feuer, sobald ihnen einige Eingeborne nahe kamen, die ihnen zum Angriff entgegenwateten. Sobald die Boote hielten, sprang die ganze Mannschaft, mit Ausnahme zweier Wächter, über Bord und watete ans Land, wobei gelegentlich auf die Eingebornen gefeuert wurde, welche sich jetzt, ihre Verwundeten und Todten mit sich schleppend, zurückzogen und bald in dem nahen Gebüsch verschwunden waren. Bevor sie noch den Strand erreichten, trafen sie den schwer verwundeten Clark, der nach einem Boot gebracht wurde. Am Strand selbst lag Lt. Underwood, zum Theil geplündert, und Midshipman Henry ganz nackt und nahe bei ihm ein schwer verwundeter Eingeborner, welcher sogleich vollends getödtet wurde. Man brachte nun die Leichname nach den Booten. Auf den ersten Anblick hatte man einige schwache Hoffnung, daß Midshipman Henry nicht todt sey, allein eine nähere Untersuchung erwies dieselbe als nichtig.

Die Boote wurden jetzt in Bewegung gesetzt und sie fuhren nach der Richtung hin, wo sie am Morgen den Tender hatten vor Anker liegen sehen. Den Verwundeten und Todten wurde von den Officieren alle Aufmerksamkeit zu Theil, welche Liebe und Achtung vorschreiben können, und es mußte mir zur traurigen Beruhigung dienen, daß es in meiner Macht stand ihnen den letzten Dienst zu erweisen, und ihre Körper von den Zähnen dieser scheußlichen Cannibalen gerettet worden waren. Allein der Gedanke, daß selbst das Grab sie vielleicht nicht vor ihrer höllischen Freßgier schütze, machte mir nicht wenig Sorge darüber,

wie ich ihre Körper zur letzten Ruhe bringen solle. Anfangs wollte ich sie der offenen See übergeben, aber dann schien mir eines der abgelegenen Sandeilande, an welchen wir den Tag zuvor vorübergekommen waren, doch entfernt genug von diesen Cannibalen, um bei ihrer Bestattung in die Muttererde keine Ausgrabung befürchten zu müssen, obgleich kein Zweifel darüber seyn konnte, daß alle unsere Bewegungen von den höchsten Bergspitzen aus scharf beobachtet würden. Die Officiere, deren Rath ich über diesen Gegenstand einholte, waren ganz meiner Ansicht.

Da nach den übereinstimmenden Berichten der Augenzeugen kein Zweifel darüber seyn konnte, daß dieser Frevel gänzlich unprovocirt war, so stand ich keinen Augenblick an, die verdiente Züchtigung zu beschließen, die aber nicht bloß in dem Niederbrennen der Ortschaften, sondern in dem Blute der Frevler bestehen sollte. Die zwei ersten Kutter des Vincennes und Peacock erhielten demzufolge Befehl sich so zu stationiren, um jedermann die Flucht von der Insel unmöglich zu machen, und noch vor Tagesanbruch wurde auch Obermidshipman Eld mit dem Leopard zu demselben Dienste abgesendet. Zugleich ging der Tender unter Segel nach dem Orte, den ich zum Begräbniß bestimmt hatte. Nur zwanzig Matrosen (alle weiß gekleidet), die Officiere und ich landeten, um denjenigen welche so manche Beschwerde mit uns durchgemacht und so viele Gefahren mit uns getheilt hatten, und welche uns nun so unerwartet entrissen wurden, diesen letzten Beweis von Liebe und Achtung zu geben. Ihr Grab wurde tief in den reinen weißen Sand gegraben und für die beiden Leichname hinreichend weit gemacht. Hr. Agate las das Grabgebet so ruhig und dabei doch mit so tiefem Gefühl, daß keiner der Anwesenden den Eindruck dieser traurigen halben Stunde je vergessen wird. Nachdem die Körper eingesenkt waren, wurden drei Salven über ihrem Grabe abgefeuert, und dann suchten wir mit der größten Sorgfalt jede Spur zu verwischen, welche hätte verrathen können, wo die gefallenen Officiere liegen. Wir gingen eine Zeitlang am Strande hin, worauf wir uns einschifften und den Anker zur Rückkehr nach Malolo lichteten. Kurz darauf sahen wir den Porpoise in die Malolostraße einfahren, erreichten ihn auch bald und ankerten noch vor Einbruch der Nacht in der Bay, an der Ostseite von Malolo.

Diese Insel hat zwei Städte, Sualib und Arro, von denen die erstere, auf der Südwestseite gelegene, der Wohnplatz der bei dem Frevel am meisten Betheiligten war. Deßwegen beschloß ich auch, daß sie der schwerste Schlag treffen sollte. Die letztere, deren Bewohner gleichfalls an dem tragischen Vorfall Theil genommen hatten und deren durchaus nicht hervorgerufene Feindseligkeit deutlich daraus erhellte, daß sie von den Mangelbaumbüschen aus auf die Boote gefeuert hatten, beschloß ich niederzubrennen. Es war indeß auch nöthig sich auf dem Wasser in Bereitschaft zu halten, um jeden Versuch zur Flucht oder den noch verzweifeltern eines Angriffs auf die Schiffe, in welchen man nur eine schwache Bedeckung zurücklassen konnte, zu vereiteln. Zu diesem Zwecke behielt ich unter meinem eigenen Befehl mein Schiffsboot, die ersten Kutters des Vincennes und Peacock unter den Lts. Alden und Emmons, sowie das Boot des Tenders unter Midshipman Clark. Die Abtheilung, welche landen und Sualib angreifen sollte, wurde unter die Befehle des Lt. Commandanten Ringgold gestellt. Sie bestand im ganzen aus siebenzig Officieren und Matrosen. Sie hatte die Weisung, nachdem sie gelandet, gerade auf Sualib loszurücken, unterwegs alle Pflanzungen zu zerstören auf welche sie stießen, und niemand zu schonen als Weiber und Kinder. Sodann sollten sie quer über die Insel nach Arro marschiren und sich dort mit mir zum Zweck der Wiedereinschiffung vereinigen. Hochbootsmann Totten wurde mit den Kranken auf der Brigg zurückgelassen und hatte Befehl die Flucht der Eingebornen über den Canal hinüber nach Malololailai zu verhindern.

Neun Uhr war die Zeit, welche ich für die Abtheilung Ringgold's zum Landen bestimmt hatte. Dieselbe fand in guter Ordnung statt, worauf die Truppe in drei Abtheilungen abmarschirte. Ehe die Ausschiffung bewerkstelligt war, versuchten zwei Eingeborne nach Malolo-lailai zu entkommen, allein ein wohlgezielter Schuß Tottens zwang sie zur Umkehr. Sobald Ringgold's Abtheilung sich in Bewegung gesetzt hatte, sah man zwei Canoes um die Spitze von Malolo-lailai herumkommen. Ich gab augenblicklich Befehl Jagd auf sie zu machen und sie abzuschneiden. Alle Boote zogen gegen sie aus, und es gelang Lt. Emmons, der zuvorderst war, sie vom Ufer abzuschneiden. Durch

Dahu Sam erfuhr er, daß sie nach Malolo gehören, und die Leute in Lt. Emmons Boot waren so aufgeregt, daß sie plötzlich mehrere Gewehre nach den Canoes abfeuerten, wodurch einige Personen in denselben getroffen wurden; die übrigen sprangen über Bord und schwammen in verschiedenen Richtungen fort. Während der Zeit war ich nahe genug gekommen, um Befehl zum Einstellen des Feuerns und zum Pardongeben ertheilen zu können. Die Schwimmenden wurden einzeln aufgefangen. Unter ihnen fand man einen der Häuptlinge von Arro, der Stadt, welche wir im Begriff waren anzugreifen, mit einem Weib, einem Mädchen und einem Kind. Die drei letztern ließ ich ans Land setzen und dort laufen, indem ich ihnen sagte, daß wir den Krieg nicht gegen Weiber und Kinder führten. Die Männer dagegen schickte ich an Bord der Brigg, um dort in Fesseln geworfen zu werden, und die Canoes ließ ich gleichfalls zu dem Schiff bugsiren. Hierauf steuerten die Boote nach der Nordspitze der Insel. Während wir in dieser Richtung hinfuhren, in der Absicht die Stadt Arro anzugreifen, hörten wir in der Ferne einen Schuß von der Landabtheilung, welche sich auf der Spitze eines Bergrückens befand und uns benachrichtigte, daß fünf Canoes sichtbar seyen, welche im Norden auf die Insel zusteuerten.

Sobald wir die Stadt Arro erreicht hatten und ich keine Eingeborenen bemerkte, welche uns hätten Widerstand leisten wollen, sandte ich Lt. Emmons ab, um auf die Canoes Jagd zu machen und sie abzufangen, während durch den Rest der Bootsmannschaft die Stadt Arro niedergebrannt wurde. Wir fanden dabei keinerlei Hinderniß, denn der Platz war, obwohl groß, augenscheinlich sehr bevölkert und durch Graben und Gehäge wohl befestigt, völlig verlassen. Viele der männlichen Bewohner waren, wie ich später erfuhr, nach Sualib gegangen, um bei der Vertheidigung dieser Stadt zu helfen, während die andern die Weiber und Kinder nach den Bergen begleiteten, wohin sie auch alle ihre bewegliche Habe geflüchtet hatten. Dieser Umstand beweist, daß die Insulaner die Folgen des an unsern Officieren begangenen Mordes wohl zu würdigen wußten, und bei Zeiten ihre Vorkehrungen getroffen hatten, um unserm Angriff auf eine der Städte zu begegnen, und sich bei der andern vor ernstlichem Verlust zu schützen.

Nachdem ich Arro völlig zerstört hatte, fuhr ich in meinem Boot nach der Nordwestspitze der Insel, um mich dort mit Lt. Emmons zu vereinigen, und wie ich um dieselbe herumsteuerte, sah ich den Rauch von dem brennenden Sualib aufsteigen. Ich bemerkte auch viele Eingeborne auf den höchsten Bergspitzen, wohin sie sich gerettet hatten, und wieder andere am Strande, die beim Ansichtigwerden der Boote nach den Bergen flohen. Diesen wurden zu ihrem größten Schrecken die „feurigen Geister" als Verfolger nachgesendet. Auf meiner ganzen Fahrt, bis mitten vor die Bay von Sualib hin, waren mir weder Boot noch Canoes zu Gesicht gekommen, und ich kehrte daher zurück, um zu den übrigen Booten vor Arro zu stoßen.

Bei meiner Ankunft berichtete Lt. Alden, daß er die Befehle ausgeführt und alle Canoes theils zerstört theils fortgeführt habe. Während meiner Abwesenheit hatte ein alter Mann nebst zwei andern es gewagt an den Strand herabzukommen, und machte da Zeichen, daß er mit ihnen zu sprechen wünsche. Sie pflogen auch durch die Vermittlung des Dolmetschers eine Unterredung mit ihm, und erfuhren, daß er der Häuptling von Arro sey. Er sagte ihnen, daß er jetzt ohne Haus sey, daß er sein ganzes Eigenthum, seinen Sohn und viele von seinem Volk verloren habe; auch erklärte er, sein Dorf habe mit dem Mord der Papalangis nichts zu thun, und bat, indem er zugleich Schweine u. s. w. zum Geschenk anbot, man möchte ihn nicht weiter strafen.

Lt. Cdt. Ringgold kam mit seiner Truppe gerade vor Sonnenuntergang in Arro an. Er hatte seine drei Abtheilungen gleich nach der Landung getrennt, damit sie einen größern Raum einnehmen und die Pflanzungen wirksamer zerstören könnten. Die Abtheilung unter Lt. Maury traf zuerst vor Sualib ein. Sobald die Eingebornen sie ansichtig wurden, ließen sie Hohngeschrei erschallen. Man bemerkte bei ihnen kein Zeichen von Furcht, sondern im Gegentheil den Entschluß eines ernstlichen Widerstandes. Bald langte auch Lt. Cdt. Ringgold mit seiner Abtheilung an, und hielt es, nachdem er die Befestigung des Platzes untersucht, für gerathen das Eintreffen des Lt. Johnson abzuwarten. Nachdem dieser kurz darauf angekommen, stiegen die drei Abtheilungen den Hügel hinab und näherten sich dem die Stadt umgebenden Graben. Die Eingebornen schickten ihnen

eine Ladung Pfeile zum Empfang entgegen und legten überhaupt die größte Zuversicht an den Tag, denn sie hielten ihre Stadt für uneinnehmbar, da sie seither jedem Angriff der Fidschi-Krieger widerstanden hatte. Ihre Befestigungswerke zeugten von nicht wenig Kunst; ein zwölf Fuß breiter, mit Schlamm und Wasser angefüllter Graben umgab das Ganze. Dann kam eine starke Verpallisadirung aus Cocosnußstämmen, je vier oder fünf Fuß von einander entfernt, mit lebenden Bäumen untermischt, und diese Verpallisadirung hing mit einem Gehäge von Weidengeflecht zusammen, das zehn Fuß hoch und so fest und dicht war, daß es jedem Versuch hindurchzudringen oder auch nur durchzusehen Trotz bot. An der innern Seite der Verpallisadirung befand sich ein zweiter neuangelegter Graben, dessen aufgeworfene Erde einen etwa vier Fuß dicken und ebenso hohen Wall bildete. In dem Graben bargen sich die Vertheidiger und zeigten nur ihre Köpfe, wenn sie sich erhoben, um durch die zwischen den Pallisaden angebrachten Schießscharten zu schießen. Während unsere Leute sich der Befestigung immer mehr näherten, breiteten sie sich soviel wie möglich aus, um die Belagerten zu überflügeln und bewiesen ihnen durch einige Raketen und einen Kugelregen, daß sie es mit andern Leuten als Fidschis zu thun hätten. Dadurch wurden sie genöthigt sich in das Innere der Festung zurückzuziehen und alle Außenwerke der Zerstörung zu überlassen. Nachdem die Eingebornen sich in das Innere zurückgezogen, erhoben sie alle das laute Geschrei L a k o - m a i (kommt heran!), indem sie zugleich ihre Speere und Keulen schwenkten. Nachdem unsere Mannschaft sich den Pallisaden bis auf etwa siebenzig Schritte genähert hatte, eröffnete sie ihr Feuer, und nun hatte man Gelegenheit zu bemerken, was viele unserer Leute vorher nicht hatten glauben wollen, wie geschickt dieses Volk nach dem Blitze es zu berechnen weiß, sich dem Schusse zu entziehen. Auch die Ungläubigsten überzeugten sich nun, daß die Wilden dieß wirklich können.

Etwa eine Viertelstunde lang leisteten sie mit Musketenfeuer und Pfeilschüssen einen hartnäckigen Widerstand, an welchem die Weiber und Kinder sich ebenso betheiligten wie die Männer, während alle zusammen einen höllischen Lärm machten. Nach der oben angegebenen Zeit aber nahm derselbe ab, die Vertheidigung wurde schwächer, und man sah viele aus einem Thor fliehen, das

man absichtlich nicht angegriffen hatte, wobei sie die Todten und Verwundeten auf dem Rücken mitfortschleppten. Eine Rakete, deren schon mehrere dem Anschein nach ohne Erfolg abgefeuert worden waren, traf nun eines der schilfbedeckten Dächer. Ein Eingeborner sprang hinauf, um dieselbe wegzureißen, aber dieser Augenblick war sein letzter und das Haus loderte augenblicklich in hellen Flammen auf. Lt. Cdt. Ringgold rief nun mehrere Officiere zurück, welche die Stadt durch das kleine Thor stürmen wollten, ein Versuch, der selbst im glücklichen Falle einen Menschenverlust auf unserer Seite zur Folge haben mußte, und den der Erfolg unserer Rakete jetzt unnöthig machte. Das Thor zu forciren wäre immerhin eine schwierige Sache gewesen, wenn es mit der geringsten Hartnäckigkeit vertheidigt wurde, da es wie eine Fischreuse gebaut war. Die Eingebornen hatten, wie man gesehen, außer ihren Pfeilen, Keulen und Speeren auch noch Musketen, allein sie handhabten die Feuerwaffen so ungeschickt, daß sie nur wenig Schaden thaten, indem sie, wie man mir schon früher sagte, die Gewohnheit haben die Ladungen nach der Größe der Personen zu bemessen, welche sie niederstrecken wollen. Sie glauben, daß, um einen großen Mann zu tödten, es einer stärkeren Ladung bedürfe, als bei einem kleinen. Pfeil und Bogen wurden meist nur von Weibern gebraucht.

In dem Augenblick wo die Flammen sich ausbreiteten, entstand eine unbeschreibliche Verwirrung. In das Rufen der Männer mischte sich das Gekreisch der Weiber und Kinder, das Rollen des Feuers, das Prasseln des Bambusgeröhrs und dazwischen hinein eine Musketensalve. Die Hitze wurde nun so stark, daß Lt. Cdt. Ringgold die Mannschaft in ein nahes Gehölz von Cocosnußbäumen zurückzog, um daselbst das Verlöschen der ersten Wuth des Feuers abzuwarten. Nach Verlauf einer Stunde war die ganze Stadt in Asche gelegt, worauf es einigen Officieren und Soldaten, obwohl nur mit Mühe, gelang durch den Graben in die Stadt hineinzudringen. Augenscheinlich waren Mund- und Wasservorräthe, namentlich Schweine u. s. w., in der Voraussetzung einer langwierigen Belagerung, in großer Menge zusammengebracht worden. Man fand viele Keulen, Speere, Bogen und Pfeile, nebst mehreren Musketen, Fischnetzen, Tapa u. s. w., sowie die Mütze des Lt. Underwood; doch nur vier

Leichname, darunter den eines Kindes, das man während der Feuersbrunst zurücklassen und in augenscheinlicher Gefahr sah, und das unsere Leute gerne gerettet hätten, wenn es nur möglich gewesen wäre. Unsere Truppen litten nur geringen Schaden. Bloß ein Mann wurde von einer Kugel getroffen, die ihm jedoch nur sein Wamms durchlöcherte. Mehrere wurden auch durch Pfeilschüsse verwundet, doch nur einer so schwer, daß er in Behandlung genommen werden mußte.

Nachdem die Stadt zerstört war, erhielt die dritte Abtheilung unter Lt. Maury Befehl den Strand entlang auf der Westseite der Insel nach der Brigg zurückzukehren. Dieser Weg wurde des Verwundeten wegen gewählt, der nicht über die Berge hätte gehen können. Die erste und zweite Abtheilung aber marschirten quer über die Insel hin nach der Stadt Arro. Die Officiere beschreiben die Scene, welche sich vor ihnen aufthat, als sie die höchsten Spitzen der Berge erreicht hatten, als äußerst reizend. In dem Thal, das zu ihren Füßen lag, und an den Berghängen sah man die Yam- und Taropflanzungen in der zierlichsten Ordnung mit den Yam-Häusern (lololo) in der Mitte und umgeben von Cocosnußhainen und Bananenpflanzungen. Alles blickte so friedlich und ruhig, in scharfem Contrast mit dem aufregenden Kampfe, in welchen sie eben verwickelt gewesen waren, sowie mit dem Charakter der rohen und blutdürstigen Race, welcher das lachende Thal gehörte. Lt. Cdt. Ringgold traf mit diesen Abtheilungen gegen Abend vor Arro ein, wo ein Theil der Mannschaft in Booten und Canoes eingeschifft wurde. Den Lt. Alden schickte ich mit dem Kutter noch einmal um die Insel herum, um dem Lt. Maury als Beistand zu dienen; allein er kam zu spät, um diesem noch Dienste leisten zu können.

Während diese Vorgänge auf der Insel statthatten, wurde auch das Wasser die Scene eines Kampfes. Lt. Emmons nämlich, welcher abgeschickt worden war, um die fünf Canoes abzufangen, welche man von der Berghöhe der Insel aus gesehen haben wollte, fuhr um die ganze Insel herum, ohne sie zu entdecken. Während dieser Fahrt traf er auf die Abtheilung unter Lt. North und nahm den verwundeten Mann in sein Boot, an dessen Statt er einen seiner Leute abgab. Dann fuhr er nach der Brigg, wo er seine Mannschaft erfrischte, und Nachmittags

umschiffte er Malolo-lailai, um die Canoes zu suchen, von denen er vermuthete, sie möchten entkommen und in den Mangelbaumgebüschen versteckt seyn. Bald erblickte er indeß den Feind, welcher an dem äußern Riff gegen Malolo-lailai hinruderte. Anfangs waren die Canoes etwas zerstreut; allein wie er sich näherte, setzten die am meisten windwärtsfahrenden die Segel bei, um sich mit ihren Gefährten zu vereinigen, ließen dann die Segel nieder und rückten zum Angriff gegen ihn vor, wobei sie in Uebereinstimmung mit einander manövrirten. In den Canoes, die eine Art Brustwehr zum Schutze gegen die Schüsse hatten, befanden sich je acht Krieger, während Lt. Emmons nur sieben Mann bei sich hatte. Nach einem kurzen aber heißen Kampf entkam nur ein Canoe, die andern wurden alle weggenommen und die Bemannung zu Gefangenen gemacht. Lt. Emmons traf etwas nach Mitternacht mit drei seiner Prisen wieder bei der Brigg ein.

Kurz nach Tagesanbruch sah man dem Tender gegenüber auf dem Strande einige Eingeborne. Ich hatte schon die ganze Nacht über gehofft, daß mir irgendeine Eröffnung gemacht werde und ich fuhr ihnen deßhalb mit dem Dolmetscher entgegen. Als wir uns der Spitze des Riffs näherten, die des niedrigen Wassers wegen gerade bloß dalag, zogen sich alle Männer zurück und ließen nur ein junges Weib stehen, welches die verschiedenen, Lt. Underwood und Midshipman Henry zugehörigen Gegenstände neben sich liegen hatte. Sie hielt einen weißen Hahn in ihren Armen, den sie von mir angenommen zu sehen wünschte, allein da ich es für ein Zeichen des Friedens mit diesem Volk hielt (was, wie ich nachher erfuhr, wirklich der Fall ist), so weigerte ich mich dessen, nahm aber die andern Gegenstände. Ich lehnte das Friedensanerbieten ab, weil ich nicht im Sinne hatte, eher Frieden mit ihnen zu schließen als bis sie nach ihrer eigenen Art darum bitten würden. Ich hatte eine hinreichende Kenntniß von ihren Sitten und Gewohnheiten erhalten, um zu wissen daß sie, wenn sie geschlagen und in der Gewalt ihrer Feinde sind, vor der ganzen angreifenden Partei um Verzeihung und Gnade bitten, damit alle Zeugen seyn möchten. Ebenso wußte ich, daß sie sich insolange nicht als besiegt betrachten, bis dieß geschehen ist, und daß sie mein Abstehen von dieser Forderung als ein Zugeständniß von meiner Seite ansehen würden, daß ich sie nicht über-

wunden. Das Mädchen richtete mir viele Aufträge von den Häuptlingen aus, welche mir ihre Reue darüber ausdrücken ließen, daß sie unsere kleinen Häuptlinge angegriffen und getödtet hätten; allein in der Fidschi-Sprache zählte dieß für nichts und ich war entschlossen von ihnen bloß ein förmliches Bekenntniß ihrer Niederlage anzunehmen, ehe ich Frieden mit ihnen machte, so sehr ich auch alles weitere Blutvergießen zu vermeiden wünschte. Ich sendete daher an Häuptlinge und Volk eine Botschaft, daß sie kommen und vor allen unsern Kriegern auf einem auf der Südspitze gelegenen Hügel, den ich ihnen bezeichnete, um Gnade und Verzeihung bitten müßten, indem ich hinzufügte, daß ich in kurzer Zeit dort landen und sie erwarten werde; sollten sie aber nicht kommen, so mache ich sie für die Folgen verantwortlich.

Um acht Uhr begab ich mich an Bord des Porpoise, wo ein Häuptling von Arro nebst einigen seiner Vasallen gefangen war, um durch Erweckung von Furcht auf die Insulaner in der Art einzuwirken, daß sie die Gelegenheit um Frieden zu bitten nicht versäumen möchten; denn ich wußte, daß dieser Häuptling von großem Einfluß auf das Zustandekommen meines Planes sey. Zu diesem Endzweck hatte ich in der Cajüte eine Unterredung mit ihm. Die erste Frage welche ich an ihn richtete, machte ihn nicht wenig stutzig; sie bestand nämlich darin, ob er sein Leben den Händen irgendeines seiner Leute, die mit ihm an Bord seyen, anvertrauen könne; denn ich beabsichtige einen der auf dem Schiff befindlichen Eingebornen als Boten an die Häuptlinge und das Volk der Insel zu senden, und werde, wenn derselbe dieß nicht thue und nicht zur rechten Zeit zurückkehre, ihn dafür todtschießen lassen. Er riß seine Augen weit auf, zauderte und sprach dann sehr rasch. Endlich sagte er: „Ja;" allein er wünsche, daß man die zwei jungen Knaben absende, da sie ehrlicher und zuverlässiger seyen. Ich setzte ihm nun meinen Plan vollständig auseinander, und nachdem er seine und seines Volkes Strafwürdigkeit begriffen hatte, ging er mit Eifer auf meine Absichten ein, da er wahrnahm daß er damit sogleich seine eigene Freiheit wiedergewinne und seine Insel vor weiterer Verwüstung rette.

Die Knaben, welche etwa fünfzehn und siebzehn Jahre alt seyn mochten, wurden nun in die Cajüte gerufen. Ich nahm

zwei Rohre und wiederholte durch den Dolmetscher die Botschaften, welche der Häuptling sodann mittheilte, wobei er sich große Mühe gab sie ihnen so verständlich wie möglich zu machen. Sie lauteten dahin: alle Einwohner der Insel sollten um die Zeit, wo die Sonne am höchsten steht, zu mir kommen und um Gnade und Verzeihung bitten; thäten sie dieß nicht, so hätten sie zu gewärtigen, daß sie niedergemetzelt würden. Nachdem die Knaben gehörig belehrt waren und der Häuptling sie noch besonders darauf aufmerksam gemacht hatte, daß sein Leben von ihrem Benehmen und der schnellen Ausführung ihres Auftrages abhänge, setzte man sie ans Land.

Gegen vier Uhr hörte man entfernte Klagetöne, die allmählich näher und näher kamen. Zu gleicher Zeit sah man die Eingebornen über die Berge her gegen uns heranziehen, eine Scene, die lange noch in meinem Gedächtniß bleiben wird. Endlich erreichten sie den Fuß des Hügels, wollten aber nicht näher kommen, bis man sie versicherte, daß ihre Bitte angenommen werde. Nachdem sie die verlangte Zusicherung erhalten, zogen sie herauf und bald erschienen vierzig Männer, auf Händen und Füßen herbeirutschend und gelegentlich stillhaltend, wobei sie flehende Klagetöne ausstießen. Etwa dreißig Schritte von uns entfernt hielten sie still, und ein alter Mann, ihr Anführer, bat nun auf die kläglichste Weise um Gnade, indem er um Verzeihung flehte und betheuerte, daß sie sich nie mehr so etwas gegen einen weißen Mann zu Schulden kommen lassen würden. Er sagte, daß sie sich für besiegt erklären und daß die Insel uns gehöre; sie seyen jetzt unsere Sklaven und würden thun was wir verlangen; sie hätten alles verloren; die zwei großen Häuptlinge der Insel und alle ihre besten Krieger seyen getödtet, alle ihre Vorräthe zerstört, ihre Häuser niedergebrannt. Sie gestanden einen Verlust von 57 Todten ein, erklärten, sie seyen nun überzeugt, daß sie gegen die weißen Männer (Papalangis) keinen Krieg führen könnten, und sie brächten dem großen Häuptling zwei Häuptlingstöchter als Geschenk. Solange der alte Mann sprach, blieben alle mit zu Boden gesenktem Haupte unbeweglich liegen.

Ich stellte viele Fragen an sie, unter anderm auch, was sie bewogen habe die kleinen Häuptlinge zu ermorden. Sie erkannten an, daß die Officiere ihnen kein Leid zugefügt, und gestan-

den, daß sie ohne die geringste Ursache erschlagen worden seyen. Ich ließ ihnen nun durch den Dolmetscher das Abscheuliche ihres Verbrechens eindringlich vorstellen, indem ich zugleich bemerkte, mit welchem Recht wir gegen sie aufgebracht seyen und wie sehr sie die ihnen auferlegte Züchtigung verdient hätten. Ich sagte ihnen, sie sollten sich glücklich schätzen, daß wir sie nicht ausrotteten, und versicherte sie nebenbei, daß wenn je wieder ein solcher Frevel geschehe, oder je wieder ein Angriff auf die Weißen gemacht werde, ihrer die schrecklichste Strafe warte; es sey nicht unsere Absicht ihnen ein Leid zuzufügen, sondern wir kämen als Freunde und wollten auch als solche behandelt seyn; sie würden jetzt das Thörichte eines Widerstandes gegen uns einsehen, da sie ihre besten Krieger, wir aber nicht einen Mann verloren hätten; ich bewilligte ihnen Verzeihung, allein sie müßten thun, was ich ihnen vorschriebe.

Ich sagte ihnen nun, daß sie am andern Morgen in der Frühe unbewaffnet nach der Stadt Arro kommen und alle den Officieren abgenommenen Gegenstände mitbringen müßten; auch sollten sie für so viele Lebensmittel sorgen als ihnen nur möglich sey und die Schiffe mit Wasser versehen. Dieß geschah wegen des bei ihnen herrschenden Brauches, daß die Besiegten für die Sieger arbeiten. Sie willigten sehr gerne in alle diese Forderungen, sagten aber daß viele der den kleinen Häuptlingen zugehörigen Artikel durch das Feuer zerstört worden seyn müßten, und daß sie nicht wüßten wie sie dieselben wieder bekommen oder etwas zu essen finden sollten. Ich wußte, daß die letztere Angabe falsch sey, da ich auf der nordwestlichen Seite der Insel viele Pflanzungen gesehen hatte, die nicht gelitten hatten und unversehrt geblieben waren. Deßhalb sagte ich ihnen, daß sie in alles willigen müßten, was ich ihnen befohlen hätte.

Darauf wurden sie entlassen und verschwanden in einem Augenblick aus unserer Gegenwart. Nun ertheilte ich Befehl zur Einschiffung und wir erreichten die Schiffe gegen Sonnenuntergang. Früh am Morgen des zwanzigsten gingen der Tender und die Brigg unter Segel und ankerten vor der Stadt Arro, worauf die Eingebornen, 70 der Zahl, mit allen Zeichen der Demüthigung an den Strand herabkamen, um die ihnen auferlegten Bedingungen zu erfüllen. Man gab ihnen die Wassergefäße um

sie zu füllen und dann wieder nach den Booten zu bringen. Sie fanden dieß eine für sie sehr schwere Arbeit und sprachen sich oft gegen den Dolmetscher aus, welcher bei den die Ausführung beaufsichtigenden Officieren war, daß es für sie ebenso gut gewesen wäre in der Schlacht getödtet zu werden, als jetzt an der harten Arbeit zu sterben. Sie mußten bis Sonnenuntergang auf diese Weise für uns arbeiten, und schafften in dieser Zeit etwa dreitausend Gallonen Wasser auf die Schiffe. Sodann brachten sie auch zwölf wohlgenährte Schweine für die Mannschaft, einige Yams und etwa dreitausend Cocosnüsse. Am Abend brachte ich den Häuptling, der unser Gefangener war, ans Land und ließ ihn frei. Er war nun durch den Tod eines Häuptlings von Sualib der höchste Häuptling der Insel geworden. Ich gab ihm gute Lehren und versicherte ihn, daß wenn er je wieder einem weißen Mann etwas übles zufügen lasse, er früher oder später dafür gestraft werden würde. Er versprach mir daß, solange er lebe, dieselben immer als Freunde und Kinder behandelt werden sollten, daß er der erste seyn werde der sie begünstige, und die Insel jetzt als den Papalangis gehörig betrachte. Er habe alles wohl gemerkt, was ich ihm gesagt; es sey dieß sehr gut und er werde es sorgfältig beobachten; er werde, wenn er kein Canoe habe, zu den Schiffen der Weißen hinschwimmen, um ihnen alle in seiner Macht liegenden Dienste zu erweisen, und das Gleiche würde auch von seinem Volke geschehen. Als er landete, hörte man die ganze Bevölkerung in lautes Freudengeschrei über seine Rückkehr ausbrechen.

Ich kann nicht anders glauben, als daß der ganze traurige Vorfall aus der geringen Achtsamkeit auf den Geisel erwuchs, nachdem er schon einen Fluchtversuch gemacht hatte, eine Sorglosigkeit über die man billig erstaunen muß. Der Geisel würde sicherlich nie zu entfliehen versucht haben, wenn er in dem Boote von einer besondern Wache gehütet worden wäre, und nach dem Zeugniß aller derer, welche am Ufer waren, fand vorher keinerlei Art von Unordnung statt, bis derselbe seine Flucht bewerkstelligt hatte. Die Krieger dieser Insel werden selbst von ihren Landsleuten für Seeräuber gehalten, und wäre ihnen ihr Frevel ungestraft hingegangen, sie wären ohne Zweifel waghalsiger und kühner als je zuvor geworden. Der Schlag konnte auf keinen

Platz fallen, wo er mehr Wirkung gethan hätte, da er der ganzen Gruppe die volle Ueberzeugung unserer Macht und unseres festen Entschlusses zur Bestrafung jedes Angriffes beibrachte.

Auf die Bevölkerung von Malolo besonders hat derselbe eine solche Wirkung geäußert, daß man sie seither als die höflichsten, harmlosesten und wohlgesinntesten Bewohner der ganzen Gruppe gefunden hat. Die über sie verhängte Züchtigung war ohne Zweifel streng; allein ich kann dieselbe nicht als unverdient betrachten, und die Ausdehnung welche ich ihr gab, war weder von Grausamkeit noch von Rachegefühl dictirt. Ich dachte es sey ihnen lange genug erlaubt gewesen, ungestraft jeden wehrlosen Weißen der in ihre Hände fiel, zu ermorden und aufzuzehren, und daß es endlich Zeit sey, namentlich da der Verkehr mit unsern Landsleuten auf ihren abenteuerlichen Fahrten immer zunimmt, denselben etwas sicherer zu machen. Ich wollte den Wilden zeigen, daß nicht Schwäche oder Furcht unsere Arme seither zurückgehalten habe, denn ich hatte mich überzeugt, daß sie die Langmuth und Nachsicht, mit der sie seither von den englischen und französischen Kriegsschiffen behandelt worden waren, nur falsch auslegten und verspotteten. Gegen Sonnenuntergang, wo die Fluth aufgehört hatte, gingen beide Schiffe unter Segel und fuhren durch die Navula-Straße. Wir erreichten die offene See, bevor es noch ganz dunkel geworden war und begannen nun ostwärts dem Vitilevu-Ufer entlang zu laviren.

Die Südwestküste von Vitilevu war, wie ich schon oben erwähnt, von den Booten unter Lt. Emmons bereits untersucht worden, und zwar so vollständig, daß in dieser Beziehung nichts mehr zu thun übrig blieb. Als ich mich daher Vatulele gegenüber befand, warf ich den Patent-Log aus und maß nach demselben, wodurch ich die Entfernung von Vitilevu zu achtzehn Meilen fand. Wir blieben die Nacht über bei Vatulele liegen und begannen am nächsten Morgen die Untersuchung der Ostküste, da der Peacock die der Westküste bereits beendigt hatte.

Vatulele hat das Aussehen einer gehobenen Koralleninsel, obgleich sie dieß nicht, sondern vielmehr von vulcanischer Bildung ist. Der nördliche Theil der Insel erhebt sich etwa 70 Fuß über den Meeresspiegel und besteht aus Schichten rothen Lehms und Sandsteins, die fast horizontal liegen und mit den rothen an der

entgegengesetzten Seite Vitilevu's befindlichen Klippen große Aehnlichkeit haben. Von Norden dacht sich das Gelände allmählich ab bis zu einem sehr flachen Punkte an der Südspitze. Auf der Westseite gibt es nur ein schmales Uferriff; allein an der Ostküste dehnt sich ein Riff zwei bis drei Meilen weit aus, und bildet eine Art Bogen von der Süd- zur Nordspitze der Insel. In dem Riff befindet sich eine Oeffnung, die nur für Boote tauglich ist und an ihrem nördlichen Eingange mehrere kleine Eilande einschließt, welche die Namen der Midshipmen des Geschwaders tragen. Vatulele ist gut bewaldet und unbewohnt.

Nachdem wir mit der Untersuchung Vatulele's zu Ende waren, segelten wir nach Mbenga zu, und entdeckten gegen Mittag ein Korallenriff, das sich etwa dreihundert Yards von Nord nach Süd und hundertundfünfzig Yards von Ost nach West ausdehnte. Am andern Morgen in der Früh segelten wir nach Kantavu, um dessen Nordküste zu untersuchen, und erreichten es gerade noch zeitig genug, um nahe bei dem an die Malatta Bay stoßenden Punkt seine Breite bestimmen zu können, die zu 18° 58′ 34″ S. gefunden wurde. Die Entfernung von dem Mbenga-Riff wurde zu sechsundzwanzig Meilen nach dem Patentlog gefunden, und zwar in der Richtung von S.S.O. Dann legten wir uns in dem Hafen vor Anker, welcher durch die Felsenriffe gebildet wird, die in einiger Ausdehnung nur bis hieher gehen, wo das Eiland beinahe in zwei Hälften getheilt wird. Der Isthmus ist so nieder und schmal, daß die Eingebornen häufig ihre Canoes darüber wegschaffen.

Es erschienen viele Eingeborne, allein sie zeigten sehr wenig Lust an Bord zu kommen, als sie erfuhren, wer wir seyen.

Kantavu ist der ganzen Länge nach hoch und bergig, einen kleinen Theil in seiner Mitte, nahe bei der Malatta-Bay, ausgenommen. Diese Bay wurde untersucht: sie ist klein und bietet einigen wenigen Schiffen zeitweiligen Schutz, obgleich es schwer ist wegen der quer überliegenden Riffe einen geeigneten Platz hiefür zu finden. Es gelang uns nach einiger Zeit einen Häuptling zu bewegen an Bord zu kommen, da zu bleiben und sein Canoe nach Lebensmitteln fortzuschicken. Es war dieß ein auffallend schöner und verständig aussehender Mann mit stark markirten jüdischen Zügen. Er zählte fünfundvierzig Städte auf

Kantavu, was eine Bevölkerung von etwa zehntausend Seelen ausmachen würde. Die Insel ist mit Pinien wohl bewachsen, welche der Kaurie-Fichte auf Neu-Seeland gleichen und aus denen die großen, auf den Fidschi-Inseln gebräuchlichen Canoes hier gebaut werden. Der Häuptling sagte, daß er mir für drei Musketen in drei Tagen drei Bäume verschaffen wolle, die zu Mastbäumen für den Tender groß genug wären. Diese hatten vierzehn Zoll im Durchmesser, eine Höhe von sechzig Fuß und waren dick genug für Topmaste eines Schiffs von 700 Tonnen. Um ein Canoe zu bauen, brauchen sie acht Monate.

Das Volk von Kantavu ist thätig und der Häuptling sagte, sie hätten Ueberfluß an Lebensmitteln, von denen er mir, wenn ich bis den andern Tag warte, die gewünschte Quantität verschaffen wolle. Er fragte auch nach Vendovi und sagte, das Volk von Kantavu sey froh, daß man ihn mitgenommen habe, denn er habe fortwährend unter dem Titel als Vasu alle nur möglichen Gegenstände von ihnen gefordert. Der Häuptling behauptete, es gebe auf der Südseite der Insel keine Häfen, und sie schafften manchmal ihre Canoes über die schmale Landenge, um jenes Ufer zu besuchen, das aber ein schlechter Platz und der See viel zu sehr ausgesetzt sey, um für Canoes Sicherheit zu gewähren. Die Insel ist an Rewa tributpflichtig. Dieser jährliche Tribut wird meist in Canoes bezahlt, außer wenn der König von Rewa es anders bestimmt.

Es kommen sehr viele Wallfischfänger hieher, um Lebensmittel einzunehmen, und zwar hauptsächlich englische nach Sydney gehörige, welche selten nördlich von diesen Inseln gehen. Die Eingebornen erzählten, sie hätten binnen zwei Monden acht gesehen. Die Bay, wo sie gewöhnlich anlegen, ist westlich von Malatta und heißt Tabuca. An dieser Bay befindet sich eine große Ortschaft gleiches Namens, die der Aussage des Häuptlings zufolge eine große Menge von Lebensmitteln haben soll; vor der Stadt kann man bei fünfzehn Faden Wasser einen guten sandigen Ankergrund haben. Es ist ein sehr malerischer Ort. Nach der Schilderung welche der Lootse von dem Kantavu-Volke machte, darf man ihnen nicht trauen, da sie sich gerne zu Gewaltthätigkeiten hinreißen lassen, wenn sie solche ungestraft verüben können, indem sie in den bergigen Districten stets eine sichere Zufluchtsstätte

gegen ihre Feinde haben. Boote wurden hier mit sammt der Mannschaft, wenn dieselbe nicht auf ihrer Hut ist, häufig zurückgehalten, bis man sie auslöste, so daß allen, welche mit diesem Volk in irgendeinen Verkehr treten wollen, zu rathen ist, äußerst auf der Hut zu seyn.

Am Morgen des 3. August lichteten wir bei Zeit die Anker und kamen um 2 Uhr Nachmittags beim Porpoise vor Ovolau an. Levuka schien gegen das, was es während unsers Aufenthaltes hier gewesen, beinahe verlassen. Tui Levuka empfing mich mit vieler Gastfreundlichkeit. Ich sah ein wenig nach dem Garten, den wir angelegt hatten und fand, daß viele Sämereien schon gezeitigt und von dem weißen Mann Georg eingeheimst waren; allein es bedurfte des Ausjätens des Unkrauts, was sie mir mit der Bemerkung zu thun versprachen, daß sie nichts ausreißen würden, was sie nicht kennten. An der Stelle, wo das Observatorium gestanden, hatte Seru, Tanoa's ältester Sohn, einen Mbure zur Bequemlichkeit für die Fremden gebaut und der Platz wird jetzt heilig gehalten. Ich bemerkte auch, daß er den Steinhaufen, welchen ich zur Bezeichnung des Hafens errichtet, respectirt hatte.

Man sagte mir, daß sich das Lebouni-Volk gelegentlich darüber beklage, daß es für seine Dienstleistungen in der Küche nicht gehörig belohnt worden sey. Es sind lauter merkwürdig wild aussehende Gesellen, die man unter den Fidschis Wilde nennen könnte. Eine Anekdote von einem berühmten Häuptling beweist, daß sie doch auch einige lobenswerthe Seiten haben. Diesem Mann, den Weißen auf Ovolau unter dem Namen „Hund der Gebirge" bekannt, bot man eine große Belohnung an, wenn er dieselben würde ermorden helfen. Allein er verweigerte entschieden seine Theilnahme, auch duldete er nicht, daß sich Einer seines Volks bei einer so unehrlichen Sache betheilige, indem er als Grund anführte, dieselben hätten sich stets gut benommen und seyen ihre Freunde. Seit die Weißen diesen Zug von ihm kennen, wird er, wenn er nach Levuka kommt, stets mit ausgezeichneter Achtung und Freundlichkeit behandelt. Am 10. August Nachmittags segelte das Geschwader nach Mali, und es wurden alle Anordnungen getroffen, um den andern Tag in See zu gehen. Es brauchten nur noch wenige Theile der Gruppe etwas

näher untersucht zu werden, z. B. die Natava-Bay, welche ostwärts liegt, sowie das Eiland Rambe mit den anliegenden Riffen, und das von dem Kin-Eiland bis zur Round-Insel sich ausdehnende Riff. Ich wollte ferner auch nach unsern schiffbrüchigen Landsleuten auf der Schildkröteninsel sehen, und gab deßhalb dem Porpoise und Tender Befehle die nöthigen Untersuchungen vollends vorzunehmen.

Wir fuhren aus der Straße Mali und entledigten uns aller seither von uns verwendeten Dolmetscher und Boten, indem wir sie bezahlten und an Bord ihres Schooners Kai-viti brachten. Es gereicht mir zum Vergnügen ihnen während unseres Zusammenseyns das Zeugniß eines ordentlichen und guten Betragens geben zu können. Die Dienste dieser Leute waren der Expedition von großem Nutzen. Ihrer Bekanntschaft mit den Eingebornen verdanke ich manche Nachricht, welche ich über dieses außerordentliche Volk haben konnte.

Wir alle schieden mit großer Freude von diesen Inseln; nur Vendovi äußerte andere Gefühle, indem er Thränen vergoß, als er seinem Heimatheiland das letzte Lebewohl sagte.

## Fünftes Capitel.

### Die Fidschi-Gruppe.

1840.

Die Fidschi-Gruppe liegt zwischen 15° 30′ und 19° 30′ S. B. und von 177° bis 178° O. L. Sie begreift hundert und vierundfünfzig Eilande in sich, von denen sechsundfünfzig bewohnt sind. Die übrigen neunundachtzig werden gelegentlich von den Eingebornen besucht, um zu fischen und Tripang zu fangen. Auch gibt es zahlreiche Riffe und Klippen. Die letzteren nahmen unsere Zeit und unsere Aufmerksamkeit sehr in Anspruch und sind nebst den Häfen vollständig untersucht worden. Die kurze Zeit, welche wir auf der Gruppe zubrachten, möchte vielleicht manche veranlassen die Genauigkeit unserer Beobachtungen zu bezweifeln. Ich für meinen Theil bin jedoch überzeugt, daß, mit Ausnahme der Südküste von Kantavu, jeder Theil der Gruppe

so vollständig untersucht wurde, als sowohl für nautische Zwecke wie für diejenigen der allgemeinen Geographie nothwendig ist. Die Südküste von Kantavu enthält, den Angaben der Eingebornen und der weißen Lootsen zufolge, keine Häfen, bietet den Schiffen keinen Schutz, und ist außerdem schon von der französischen Expedition untersucht worden.

Während unseres Aufenthaltes zu Levuka erhielten wir eine volle Reihe von Mondsculminationen für die Länge, welche wir zu 178° 52′ 40. 78″ O. fanden; und Circummeridian-Beobachtungen der Sonne und Sterne, welche eine Breite von 17° 40′ 46. 79″ S. ergeben. Die übrigen Punkte, deren Lagen wir bestimmten, wurden alle sorgfältig nach Meridianabständen von Levuka auf der Insel Ovolau gemessen, die fast in der Mitte der Gruppe liegt. Auf Ovolau ward eine regelmäßige Reihenfolge magnetischer Beobachtungen durchgemacht. Es fanden einige bemerkenswerthe magnetische Störungen statt, die mit Gauß's Nadel beobachtet wurden. Zieht man die von mir angewendeten Methoden und die zu meiner Verfügung gestellten Mittel in Betracht, so wird, wie ich hoffe, klar werden, daß die verhältnißmäßig kurze Zeit, in welcher so viel geschah, kein Grund ist, daß man sich auf die Resultate nicht verlassen könne.

Der Gelegenheiten zur Ausbeute für die Naturforscher waren es so viele, als ihnen mit Rücksicht auf ihre Sicherheit nur immer gewährt werden konnten. Es erschien wünschenswerth in das Innere der großen Inseln einzudringen, und dieß ward den Fluß Wai-levu hinauf von Lt. Budd zum Theil ausgeführt. Allein von Reisen zu Fuß in das Innere des Landes war keine Rede, und nur die dem Seeufer zunächst gelegenen Districte der Inseln konnten ohne Gefahr besucht werden. Wir erhielten manche neue Species. Das Klima der verschiedenen Küsten der Inseln kann man, wie auf allen großen polynesischen Inseln, als naß oder trocken bezeichnen, da die Wetterseite Regenschauern unterworfen, die Leeseite aber merkwürdig trocken ist und die Dürre lange anhält. Der Unterschied in der Temperatur ist indeß nur gering, und wenn ich das an Bord des Peacock auf der Westseite von Vitilevu gehaltene meteorologische Journal mit dem auf Levuka gehaltenen vergleiche, so finde ich, daß sie in den gleichen Stunden keine zwei Grade von einander verschieden sind. Das Aussehen der

Vegetation zeigt diesen Unterschied des Klima schärfer an, als der Thermometer; denn auf der Leeseite sind die Inseln sandig und ausgebrannt, während die Wetterseiten einen üppigen tropischen Pflanzenwuchs haben. Unser Aufenthalt in der Gruppe war nicht lange genug um uns in den Stand zu setzen von dem Wechsel der Jahreszeiten sprechen zu können, doch hatten wir Zeit genug, um eine große Veränderung an den Pflanzen, deren Blüthen aufeinanderfolgten, zu beobachten. Durch diese werden die Eingebornen auch bei ihren Feldarbeiten geleitet. So bezeichnet die Scharlachblüthe der Erythrina indica die Zeit der Saat, und einigen weißen Ansiedlern zufolge befördern die Eingebornen das Gedeihen dieser Pflanze in der Nähe der Städte, um die für dieses wichtige Feldgeschäft gehörige Zeit genauer zu bestimmen. Die mittlere Temperatur Ovolau's während der sechs Wochen daß unser Observatorium daselbst aufgestellt war, war 77. 81°. Der Barometer stand auf 30. 126. Die niederste Temperatur war 62°; die höchste 96°. Die erstere hatten wir um 4 Uhr Nachmittags am 23. Juni, die andere am 25. Juni Nachmittags um 2 Uhr. Wir hatten auf der Fidschi-Gruppe nur ein einzigesmal schlechtes Wetter und zwar vom 7. bis zum 11. Juli, während welcher Zeit der Wind beständig von Südost blies und von leichtem Regen begleitet war. Vom April bis November herrschen die Winde von Ost-Nordost nach Südost vor, wobei manchmal auch ein frischer Passatwind weht. Vom November bis April blasen oft Nordwinde und in den Monaten Februar und März sind Stürme häufig. Sie steigen gewöhnlich im Nordosten auf und drehen sich von da nach Norden und Nordwesten, von wo aus sie dann mit vieler Heftigkeit wehen; hierauf nehmen sie aber ab, indem sie sich westwärts ziehen. Gewöhnlich halten sie zwei bis drei Tage an. Ein sehr starker Sturm wüthete vom 22. bis 25. Februar, welches derselbe gewesen seyn mag, den wir am 1. März bei Neuseeland durchmachten. Wenn sie miteinander im Zusammenhang standen, so würde dieß einen Wirbel von mehr als 600 Meilen im Durchmesser machen. Die einzigen verlässigen Nachrichten, welche ich darüber erhalten konnte, waren von Capitän Eagleston. Der Sturm begann von Nordosten mit starkem Regen am Morgen des 22. Während der Nacht und am Morgen des 23. wehte er

mehr von Norden und in starken Stößen. Sie warfen einen dritten Anker aus und ließen die Topmaste und untern Raaen herab. Am 24. blieb sich der Sturm gleich, von vielem Wind und Regen begleitet, und am 25. um Mitternacht wendete er sich westlich. Am Morgen wurde er nordwestlich, worauf er allmählich nachließ; nach und nach wandte sich der Wind südlich und dann hellte es sich auf. Die Missionäre konnten mir nichts Näheres angeben, als daß der Sturm vier Tage lang gewüthet habe. Man fühlte ihn zu Tonga nicht, obgleich sie auch dort zur selben Zeit starke Winde hatten. Es ist sehr zu bedauern, daß man die auswärtigen Missionsanstalten nicht mit einigen Instrumenten versieht, womit man Wetterbeobachtungen anstellen könnte. Ich habe welche getroffen, die selbst nicht einmal Thermometer hatten.

Durch die ganze Gruppe hindurch scheint Ebbe und Fluth, soweit man sie beobachtet hat, sehr unregelmäßig zu seyn, die Fluth steigt auf den Ost- und Westküsten der Gruppe in entgegengesetzten Richtungen. So strömt sie auf der Südküste von Vanua-levu von Osten bis zur Buia-Spitze, wo sie mit der von Westen kommenden Fluth zusammentrifft. Bei Ovolau ist Fluth um 6 h 10 m bei Vollmond. Auf Muthuata um 5 h 30 m. Nach den vom Porpoise angestellten Beobachtungen und nach den von den Eingebornen erhaltenen Nachrichten scheint eine fortgesetzte Strömung nach Osten mit der Schnelligkeit von etwa einer halben Meile in der Stunde zu herrschen, welche wir sowohl an der Nord- als an der Südküste der Inseln beobachteten. Auch glaube ich, daß dieselbe den größten Theil des Jahres hindurch herrscht. Die Ebbe und Fluth beträgt in der größten Differenz sechs Fuß. Die Strömungen fließen reißend durch die Wasserstraßen, und die See überfluthet dann die Kämme der Riffe.

Erdbeben sind nicht ungewöhnlich, und kommen, den Aussagen der weißen Ansiedler zufolge, meist im Monat Februar vor. Man spürt oft mehrere Stöße in einer Nacht. Der einzige Ort, wo man sichtbare Zeichen vulcanischer Hitze hat, ist Savusavu, doch tragen noch mehrere Eilande in der Gruppe die Merkmale von Kratern. Ein solcher befindet sich auf der Westspitze von Kantavu. Andere sind auf Nairai, Goro und auf den Ringgold-Inseln. Die Bergspitzen sind übrigens meist Basaltkegel oder Nadeln, von denen sich einige bis zu einer Höhe von mehre-

ren tausend Fuß erheben. Lavaströme bemerkte man bis jetzt auf keiner Insel. Deßhalb ist man auch zu der Annahme berechtigt, daß die Zeit der Entstehung dieser Inseln weiter zurückgeht als die der übrigen polynesischen Gruppen. Man findet vulcanisches Conglomerat, Tuffstein, festen und schlackigen Basalt von jedweder Textur und Farbe und in allen Stadien der Zersetzung. In diesem Zustande geben sie fruchtbare Erde ab, die, mit üppigem Grün überwachsen, die Eilande bis zu den höchsten Spitzen hinauf bedeckt. Dieser reiche Pflanzenwuchs verleiht der ganzen Gruppe ein Aussehen von Schönheit, das wohl in keinem andern Theile der Welt übertroffen wird.

Ueber die Bevölkerung der Inseln konnte man nur sehr schwer verlässige Angaben bekommen, und wir hatten Ursache zu vermuthen, daß die weißen Ansiedler die Zahl der Einwohner sehr übertreiben. Doch macht es ein Umstand leichter über die Bevölkerungszahl dieser Gruppe genügendere Aufschlüsse zu erhalten als über die der übrigen, nämlich die Feindschaft, welche zwischen den verschiedenen Stämmen herrscht. Dieß macht es den Bewohnern eines Districts unmöglich dahin zu strömen wo Schiffe liegen, und es kommt deßhalb auch nicht wohl vor, daß man dieselben Personen zweimal zählt, wie dieß anderswo, besonders auf Taheiti, wohl vorgekommen seyn mochte. — Die Zahl der Bewohner von Levuka veränderte sich während unseres Aufenthaltes daselbst durch die von den benachbarten Städten kommenden Besuche fast nie um so viel, daß man es nicht hätte zählen können. Ich faßte deßhalb den Plan die Einwohner überall zu zählen, wo ich nur immer Gelegenheit hatte, um die mir von andern gemachten Angaben damit zu vergleichen, und ich glaube, daß das nachfolgende Verzeichniß der Einwohnerzahl in den verschiedenen Districten so genau ist, als bei den gegebenen Verhältnissen nur immer möglich.

Die Inseln Ovolau und Kantavu sind am dichtesten bevölkert. Die ganze Gruppe enthält etwa 130,000 Einwohner, welche sich folgendermaßen vertheilen: Ambau 3000, Viwa 1000, Rewa 5000, Verata 1000, Naitasiri 8000, Südseite von Rewa nach Ra 5000, Nordufer von Verata nach Navula 12,000, Inneres 5000, Mbua 6000, Buia 3000, Naudi 8000, Savusavu 5000, Tocanova 3000, Muthuata 15,000, Ovolau 8000,

Kantavu 13,500, Vuna 7000, Nambe 1500, Nairai 7000, Goro 2000, Ambatiki 500, Angau 1300, Moala 1400, Ono 500, Matuku 1500, Totoia 1000, Wakaia 200, Mokungai 100, Asaua-Gruppe 5000, Oestliche Gruppe 3000, zusammen: 133,500.

Diese Zahl kann natürlich nur als annähernd betrachtet werden, doch glaube ich, daß sie eher zu hoch als zu nieder gegriffen ist. Man wird bemerken, daß ich nur fünftausend als die Zahl der Bewohner des Innern annahm, obgleich viele Personen glauben, daß dieser Theil der großen Inseln sehr dicht bevölkert sey. Doch bestärken mich meine eigenen Beobachtungen alle in der Ansicht, daß sich im Innern dieser Inseln nur wenige Bewohner finden, denn die mit einem Aufenthalt daselbst in Verbindung stehenden Umstände sind den Fidschi-Sitten so entgegen, daß ich einer Behauptung keinen Glauben beimessen kann, welche mit meinen auf den andern polynesischen Eilanden gemachten Erfahrungen so sehr im Widerspruch steht. Die Nahrung, welche die Eingebornen am höchsten schätzen, wird an dem Seestrand und aus dem Meer selbst gewonnen, und es ist deßhalb schon nicht sehr wahrscheinlich, daß sehr viele Personen anders als gezwungen im Innern leben.

Die Einwohner der einzelnen Eilande sind von verschiedenem Körperbau, und es sind bei den einen die Formen mehr entwickelt als bei den andern. Nach der Meinung der weißen Ansiedler stehen die Bewohner von Ovolau in dieser Beziehung denen der übrigen Eilande nach; uns fiel dieß indeß nicht besonders auf, und ich hielt sie sogar für einen schönen Schlag Menschen unter den Eingebornen dieser Gruppe. Diejenigen, welche Tonga-Blut in den Adern haben, werden als die Vitonga bezeichnet und sind entschieden die schönsten Eingebornen. Man findet sie mehr auf den östlichen Inseln, eine Folge des Verkehrs.

Unsere Nachrichten über die Sprache haben wir von den Missionären, welche sich viele Mühe geben mit ihr und ihren verschiedenen Dialekten, deren es mehrere in der Gruppe gibt, vollkommen vertraut zu werden. Sie haben mehr als gewöhnliche Schwierigkeit gefunden die Sprache in eine geschriebene Form zu bringen, und diese Aufgabe bis jetzt noch nicht ganz gelöst. Die Missionäre zweifelten anfangs, ob irgend eine Affinität zwischen der Fidschi-Sprache und den übrigen polynesischen Dialekten bestehe; allein dieß rührte von einer nur oberflächlichen Bekannt-

schaft her, und bei genauerem Studium überzeugten sie sich, daß ihre anfängliche Ansicht voreilig war; — jetzt halten sie sie für nichts anderes als für einen Zweig des großen Stammes, von dem alle polynesischen Sprachen ausgegangen. Originalität und Kühnheit scheinen die charakteristischen Merkmale der Fidschi-Sprache zu seyn. Sie ist äußerst wortreich, denn es besteht schon eine Sammlung von fünftausend sechshundert Wörtern und noch ist dieselbe lange nicht vollständig. Sie hat besondere Namen für jede Staude und für jede Grasart, welche auf den Inseln wachsen; die Namen der verschiedenen Yamsarten steigen zu mehr denn fünfzig an; jede Species von Taro und Bananen hat ihre bestimmte Benennung, und es gibt Wörter für jede Art von Kokosnüssen, sowohl als für jedes Stadium der Reife, von der Knospe bis zur zeitigen Frucht. Man kann die leisesten Meinungsschattirungen wiedergeben; so z. B. gibt es nicht weniger als fünf Wörter für unser „Thorheit", von denen jedes seine besondere Nebenbedeutung hat. Der letzte Steigerungsgrad der Eigenschaftswörter wird auf sechs- oder siebenerlei verschiedene Weise ausgedrückt; allein man bedient sich ihrer nicht sämmtlich an einem und demselben Ort, und dieß macht einen der Hauptzüge in den Dialektsverschiedenheiten aus. Nach den Aussagen der Missionäre wird in Rewa und dessen Umgebung die Sprache am reinsten gesprochen. Wir selbst erfuhren den Unterschied der Dialekte an verschiedenen Plätzen, was den Verkehr mit den Eingebornen manchmal erschwerte. Doch beschränkte sich dieß augenscheinlich auf kleine Districte. Die Sprache hat den Dualis und den Pluralis um eine größere oder kleinere Anzahl auszudrücken. Sie hat ferner persönliche und unpersönliche Fürwörter und andere solche wieder, die nur für gewisse Lebensmittel gebraucht werden. Eine ihrer Eigenthümlichkeiten besteht in der Zusammensetzung von Mitlautern ohne Hülfe der gewöhnlichen Anzahl Vocale; z. B. „ndrondrolagi", ein Regenbogen; und dieß bewirkt eine solche Schwierigkeit der Aussprache, daß die Eingebornen keiner andern Gruppe diese Töne aussprechen können, wenn sie nicht von Jugend auf in der Fidschi-Gruppe gelebt haben.

Die Sprache gewährt verschiedene Formen der Begrüßung, je nach dem Rang der Betreffenden, und es wird sehr streng

darauf geachtet, daß stets die gehörige Form gewählt wird. Die Weiber grüßen mit andern Worten als die Männer und achten mit derselben Aengstlichkeit wie diese auf die passende Formel. Wenn sich die Männer einem Häuptling nähern, so rufen sie „duo-wa“, worauf der Häuptling erwiedert, „wa“. Der Gruß ist von keiner Verneigung des Körpers begleitet, außer wenn man einem Häuptling auf dem Weg begegnet, wo dann Alles auf die Seite tritt, sich zu Boden duckt und die Keulen senkt. Die Art des Grußes variirt in den verschiedenen Theilen der Gruppe; doch würde in jedem Fall ein Häuptling für unmanierlich gelten, wenn er den Gruß eines gemeinen Mannes nicht erwiderte.

Dr. Fox, der Arzt des Vincennes, hatte Gelegenheit während das Schiff bei der Insel Ovolau vor Anker lag, viele Krankheiten der Eingebornen zu studiren und zu behandeln. Die merkwürdigste, und die man für eine dieser Inselgruppe eigenthümliche hält, ist diejenige, welche die Eingebornen „Dthoke“ nennen. Sie hat einige Aehnlichkeit mit dem „Yaws“, welcher unter den Negern Westindiens so gewöhnlich ist. Bei Erwachsenen, welche davon ergriffen werden, nimmt die Krankheit die Form der secundären Syphilis an, und wer die Entstehung derselben nicht kennt, würde sie unbedingt für eine syphilitische Ansteckung erklären. Gewöhnlich befällt sie Kinder zwischen dem zweiten und neunten Jahr, von denen, nach der Erfahrung der Eingebornen sowohl als der weißen Ansiedler, keines von derselben befreit bleibt. Dr. Fox ist derselben Ansicht; jedes zehn Jahre alte Kind, das ihm zu beobachten Gelegenheit wird, hatte diese Krankheit entweder schon gehabt oder litt noch daran. Ihre ersten Symptome sind Niedergeschlagenheit und Unthätigkeit von Seiten des Kindes; dann folgen Anschwellungen der Finger und Schmerzen in den Knochen, welche einen rheumatischen Charakter haben, in Zwischenräumen den Verfolg der ganzen Krankheit begleiten und an verschiedenen Theilen des Körpers kleine rothe Flecken hinterlassen. Dieselben wachsen nach und nach zu runden Pusteln von verschiedener Größe an und gehen in Geschwüre über. Ist dieser Ausbruch erfolgt, so sind die Schmerzen in den Knochen nicht mehr allgemein. Manchmal verschwinden sie beim schönen Wetter, kehren aber zurück, wenn Nebel und Regen eintritt. In andern Fällen äußern sie sich nicht als Flüsse, sondern haben ihren Sitz in ge-

wissen Knochen, und lassen nicht eher nach, als bis die Haut sich entzündet und die angefressenen Knochen einen Ausgang finden. Beim ersten Anfall hat eine große Erregung, besonders bei Nacht, und mehr oder minder starkes Fieber statt; doch verschwindet diese Erscheinung in den meisten Fällen, sobald die Eruption vorüber. Mund, Arme und Nabel verschwären ringsherum. Die Ausbreitung der Krankheit an diesen Theilen schreibt Dr. Fox dem Kratzen der Kinder zu. Zu gleicher Zeit entstehen aber auch an andern Theilen des Körpers große Geschwüre, von denen einige das Aussehen einer schwammigen Masse haben. Bei Erwachsenen wird die Haut der Hirnschale häufiger ergriffen als bei Kindern, der Knochen wird bloß gelegt und häufig lösen sich auch Stücke der Kopfhaut ab. Manchmal findet die Eruption gar nicht statt oder vertrocknet alsbald wieder, was stets den Tod nach sich ziehen soll. Fälle, wo das Zäpfchen und Nasenbein verloren wurden, sind durchaus nicht selten. Auch sahen wir Beispiele, daß die Oberlippe gänzlich weggefressen war und Zähne und Zahnfleisch bloß dalagen. Die Weiber hauptsächlich sieht man häufig mit tiefen Narben in den Lippen, und zwar so häufig, daß ich veranlaßt wurde Whippy zu fragen, ob es mit zu ihren Gebräuchen gehöre, sich Narben in die Lippen zu machen. Dr. Fox schreibt es dem Dthoke zu, Whippy dagegen dem Tättowiren; ich glaube jedoch, daß ersteres die wahre Ursache ist. Die Krankheit ist in ihrer Dauer verschieden, von neun Monaten bis zu drei Jahren. Die Geschwüre dauern am längsten an denjenigen Theilen des Körpers, welche man mit den Fingern leicht erreichen kann, und die am Munde bleiben oft noch, nachdem jede andere Spur der Krankheit verschwunden ist. Die Geschwüre beginnen in der Mitte zu heilen, während sie am Rande sich oft noch ausbreiten. Sie erreichen gewöhnlich die Größe eines Dollars und werden um die Mündungen der Schleimdrüsen herum gerne schwammig. Die Eingebornen sagen, daß die Krankheit stets unter ihnen geherrscht habe und sprechen von ihr nicht anders als von einer Fidschi-Krankheit; doch bemerkten wir, wie oben erwähnt, eine Krankheit ähnlicher Art auf den andern Inseln.

Sie besitzen verschiedene Mittel gegen diese Krankheit; ist der Schmerz heftig und fest stehend, so machen sie Einschnitte in den kranken Theil, was Erleichterung verschafft. Die Geschwüre

werden gewöhnlich der Natur überlassen, da man nichts anwendet bis sie ganz schmutzig sind von der Masse des ausgeflossenen Eiters, der gleichsam zur Bedeckung dient. Dann nimmt die Mutter das von der Krankheit befallene Kind in einen laufenden Bach, kratzt mit einer scharfen Muschel oder auch mit einem Bambusstock alle Geschwüre selbst mit der Haut ab, und reibt sie mit Ruß ein, worauf die wunden Stellen gewöhnlich bald heilen. Die Operation scheint sehr schmerzhaft zu seyn, allein ich fand nicht, daß die Kinder, während sie derselben unterlagen, viel geklagt oder geschrieen hätten.

Es ist allgemein die Meinung verbreitet, daß die Krankheit unabänderlich ihren Verlauf nehme; allein sie vermeiden es, Schweinefleisch oder irgend etwas Süßes zu essen, da sie durch Erfahrung gelernt haben, daß dieß schädlich ist und die Krankheit vermehrt. Wenn die Eruption zu früh vertrocknen will, so nehmen sie, wie Dr. Fox behauptet, einen Trank, der dieselbe heraustreibt; allein er erfuhr nicht, worin derselbe eigentlich besteht. Während des Aufenthaltes in Levuka hatte Dr. Fox mehrere von dieser Krankheit befallene Weiße in Behandlung, von denen einer bereits ein ganzes Jahr lang an ihr litt. Dr. Fox sagt, der Mann sey, als er ihn kennen lernte, auf dem Wege der Besserung gewesen, habe aber bei nassem Wetter immer noch starke Schmerzen gehabt. Alle Geschwüre waren geheilt, mit Ausnahme eines auf der Stirne, wo die Hirnschale bloßlag. Dieses Geschwür hatte die Größe eines Schillings. Er legte seinem Patienten strenge Diät auf, gab ihm Sarsaparill, und noch ehe wir von Ovolau fortgingen, war derselbe von seinen Schmerzen gänzlich befreit. Die äußere Haut ging ab, und die Wunde heilte dann zu. Einen Monat später sah er den Mann wieder, der sich nun ganz wohl befand. Dieselbe Methode wendete er bei einigen Andern an, indem er für die Geschwüre Citronsalbe gebrauchte, die zauberhaft schnell wirkte und sie äußerst rasch heilte. Auch Fremde werden von dieser Krankheit befallen wenn sie einige Zeit auf der Gruppe verweilen. Das Alter scheint nur geringen Einfluß darauf zu haben. Die Eingebornen schreiben die Krankheit keiner besondern Ursache zu, doch glaubt Dr. Fox, daß dieselbe von dem Klima, sowie von der Lebensweise und den Sitten der Eingebornen herrührt.

Die Influenza herrscht zu Zeiten gleichfalls unter den Eingebornen, und die Fremden nennen sie hier den „Dandy-Husten." Sie war einmal so stark verbreitet, daß fast keine einzige Person von ihr verschont blieb. Die Eingebornen nennen sie die Papalangi-Krankheit, da sie glauben, daß sie durch die Weißen unter sie gebracht worden sey. Sie zeigte sich schon seit mehreren Jahren unter ihnen und auch das Jahr vor unserer Ankunft. Dr. Fox folgert aus der Beschreibung, welche ihm die Eingebornen davon machten, daß sie in allen ihren Einzelnheiten der Epidemie gleicht, welche zu derselben Zeit in Amerika so weit verbreitet war. Nach der Erzählung der Eingebornen waren das letztemal wo sie erschien, nicht genug Gesunde in den Ortschaften, um die Kranken pflegen zu können. In einigen Dörfern starb die Hälfte der Bevölkerung. Whippy hielt diese Angabe nicht für übertrieben und die Weißen sagen, daß wenigstens ein Zehntheil der Bevölkerung ihr zum Opfer gefallen sey, entweder zur Zeit des Anfalls selbst oder an den Folgen. Whippy sagt, daß die Heilungsmethode darin bestanden habe, recht viel warmes Wasser zu trinken, sich in Matten einzuwickeln und in den Häusern hinzulegen, wo viele gestorben seyen. Als wir Tui Levuka darüber befragten, äußerte er sich mit großer Angst. Aus den durch die ganze Gruppe angestellten Beobachtungen entnahmen wir, daß der Aussatz hier nicht in der Ausdehnung besteht wie in den nördlichen und östlichen Gruppen. Am meisten soll er auf der Insel Kantavu verbreitet seyn, allein da wir mit den Bewohnern derselben nur geringen Verkehr hatten, so kann ich für diese Behauptung nicht einstehen.

Dr. Fox bemerkt, daß Rheumatismen ziemlich gewöhnlich sind, namentlich unter den Weibern. Dagegen findet man selten Fieber. Der Schmerz sitzt meist in den Schenkeln, und sie suchen denselben, wie bei andern Krankheiten, dadurch zu mildern, daß sie tiefe Einschnitte in den angegriffenen Theil machen, dabei schneiden sie, wenn sie in die Nähe der Gelenke kommen, häufig die Flechsen durch. Die Wirkung dieser Sitte bemerkt man an großen Narben bei fast jedem Individuum. Dr. Fox sah einen zehn Jahre alten Knaben, der wegen eines starken Rheumatismus, an dem er litt, nach allen Richtungen zerschnitten war. Er hatte alle Zeichen einer Beingeschwulst an sich, fühlte sich aber durch

die Operationen so sehr erleichtert, daß er dieselben wiederholt wünschte. Am meisten litt er Nachts und bei schlechtem Wetter. Ruhr hat als Epidemie noch nie bis jetzt geherrscht, obgleich manchmal solche Fälle in Folge von Unregelmäßigkeiten hier wie anderwärts vorkommen. Das Rückenleiden, welches wir auf der Samoa-Gruppe so vorherrschend fanden, ist hier sehr selten.

Von der Lungenschwindsucht sah Dr. Fox keinen Fall, und er glaubt, daß sie selten sey. Auf seine Nachfragen bei den Weißen hörte er von einer etwas ähnlichen Krankheit, die seiner Ansicht nach ein starkes Lungenübel seyn könnte. Man sagte, dieselbe befalle häufig schöne, starke und gesunde junge Männer, welche man alle Arten von Spielen und Unterhaltungen mit ihren Genossen treiben sehe und die dem Anscheine nach so kräftig und gesund seyen als alle andern, aber dann plötzlich einen Husten bekämen, abzehren und in wenigen Tagen sterben. Fieber sind ganz unbekannt und Augenkrankheiten minder gewöhnlich als in den übrigen Gruppen. Die primäre Syphilis existirt unter diesem Volke nicht; wenigstens behaupten dieß die Weißen; auch kam kein Fall einer solchen unter der Mannschaft während unseres Aufenthaltes hier vor; auch die andern Krankheiten dieser Art fand man nicht. Böse Geschwüre an den Extremitäten sind häufig und dieß eines der ekeligsten Dinge an den Fidschi-Männern. Ich möchte sagen, daß fast je der dritte Mann seine Finger oder seine Zehen verschwärt hat; allein obgleich unter den Fidschi-Männern gewöhnlicher, findet sich dieses Uebel doch auch häufig bei den Eingebornen der übrigen Gruppen. Diese Geschwüre werden oft vernachlässigt, selbst von den Häuptlingen. Unser Freund Philipps hatte ein sehr böses an seinem Finger. Die Weißen, welche unter den Eingebornen leben, sagten mir, daß sie dieselben häufig bekämen, daß sie aber sich leicht heilen lassen, wenn man bei Zeit dazu thue. Die Eingebornen thun jedoch gewöhnlich gar nichts dagegen. Sie haben keine Aerzte, aber es war ihnen an dem Rath der unsrigen sehr viel gelegen, und wenn ein König oder Häuptling eine Arznei nahm, so mochte es wohl vorkommen, daß sein ganzes Volk gleichfalls davon zu haben wünschte. Sie litten bei Gelegenheiten schon sehr bedeutend an Schußwunden, allein die Natur ihres Klima's und die vegetabilische Nahrung, auf welche sie meist beschränkt sind, bewirken oft Curen

in Fällen, welche anderwärts selbst bei der geschicktesten Pflege gefährlich seyn würden.

Durch ihre beständige Verzehrung menschlicher Körper sind sie mit der Anatomie desselben einigermaßen bekannt geworden. Sie können deßhalb auch verschiedene chirurgische Operationen, freilich auf rohe Weise, vornehmen, haben auch zeitweise Erfolg in der Behandlung von Krankheiten, doch aber, wie man aus den nachfolgenden Anekdoten ersieht, mehr Vertrauen in die Kunst und die Kenntnisse der Weißen als zu sich selber, selbst wenn die erstern ganz roh in dieser Wissenschaft sind. Als ein Eingeborner von Ambau in Levuka krank wurde, schlug David Whippy (der mir die Geschichte selbst erzählte) einen Aderlaß am Arm vor, wozu der Eingeborne seine Einwilligung gab. Da Whippy keine Lanzetten hatte, so machte er sein Schnappmesser so scharf als er nur konnte, machte einen Schnitt in die Ader am Arme und ließ eine Quantität Blut heraus, was dem Patienten große Erleichterung gewährte. Er kehrte bald darauf nach Ambau zurück, wo er die Sache seinen Freunden erzählte. Nach Verlauf einiger Tage kamen mehrere große doppelte Canoes von Ambau zu Levuka an; ein Theil von der Bemannung derselben begab sich nach David Whippy's Haus, indem sie ihm sagten, sie seyen gekommen um sich von ihm Blut abzapfen zu lassen, und es seyen noch mehrere aus demselben Grunde da. Whippy versuchte es ihnen aus dem Sinn zu reden, da es lauter gesund aussehende Bursche waren; er sagte er würde ihnen dadurch mehr schaden als nützen, allein er verschwendete seine Worte vergebens; sie waren von Ambau gekommen um sich zu Ader zu lassen, und Blut mußte abgezapft werden. Da er sah, daß alle seine Vorstellungen fruchtlos waren, wurde das alte Schnappmesser wieder in Thätigkeit gesetzt, und am nächsten Morgen kehrten die hundertundfünfzig Ambau-Männer heim, indem jeder einen Becher voll Blut zurückließ. Seit der Zeit sind viele Eingeborne Aderlasser geworden, allein noch manchmal kommt ein Canoe von Ambau, um diese Operation durch David Whippy vornehmen zu lassen. In der Jugend geben sich beide Geschlechter verschiedenen Vergnügungen hin. Unter den Mädchen werden folgende Spiele getrieben: vimoli, was eine Art Balancierstück ist, indem fünf oder sechs Orangen um den Kopf herum kreisend erhalten werden; garali, ähnlich

unserm Versteckensspiel; libigilla oder Pfänderspiel, wobei es zwei Partien sind, von denen die eine ein Mädchen in eine Matte wickelt und sie so zu der andern schickt, welche ihren Namen errathen muß; wird derselbe nicht richtig angegeben, so müssen Taro und Yams zu einer Mahlzeit gegeben werden. Meke (Tanzen) ist auch ein beliebtes Vergnügen. Zur Unterrichtung in dieser Kunst gibt es besondere Tanzlehrer und Lehrerinnen, welche sehr geachtet sind und für ihre Dienste theuer bezahlt werden. Diejenigen, welche neue Figuren erfinden können, sind am gesuchtesten. Der gewöhnliche Tanz (nuka i ndina) wird gewöhnlich von Mädchen ausgeführt, die zehn bis 15 Jahre alt sind. Dieselben stellen sich in eine Reihe auf einem dazu eigens ausgesuchten Platze, der gewöhnlich ein Rasenplatz im Orte selbst ist. Eine von ihnen macht die Anführerin und steht in der Mitte der Reihe, etwas weiter vor als die übrigen. Die Tänzerinnen bringen selten die Füße vom Platz, und der Tanz besteht fast nur in Bewegungen des Körpers, der von rechts nach links und von hinten nach vornen gebeugt, gedreht und gewunden wird. Dabei singen sie zusammen einen Sang, und stellen sich gegen das Ende zu in einen Halbkreis, worauf der Tanz durch ein gleichzeitiges Händeklatschen zum Schluß gebracht wird.

Die Knaben haben ein Spiel, das mit Stöcken ausgeführt wird. Den einen steckt man nämlich in den Boden und den andern, der vorn zugespitzt, wirft man nach diesem. Der Erste, dem es gelingt ihn zu treffen, gewinnt. Sie haben auch das Versteckensspiel, und noch ein anderes, Vitaki genannt, das darin besteht einen Stab aus einem hohlen Rohr zu werfen. Wer am weitesten wirft, hat gewonnen. Männer zweier verschiedener Ortschaften spielen dieses Spiel auch in zwei Partien, zu welchem ein zwei hundert Fuß langer Platz gesäubert wird. Dieses Spiel erregt großes Interesse und bewirkt oft Streit, woraus selbst Blutvergießen und Krieg entsteht. Die älteren Knaben üben sich im Gebrauch des Speeres und bedienen sich zu diesem Ende langer Pfähle und Rohre, die vorne mit Tapa umwickelt sind, um jeden Unfall zu vermeiden.

Wenn die Fidschis eine Botschaft (lotu) senden, so haben sie dabei folgenden Gebrauch. Will ein Häuptling eine solche abschicken, so gibt er dem Boten so viele Rohre als die Botschaft

Gegenstände in sich begreift. Diese Rohre sind von verschiedener Länge, damit man sie von einander unterscheiden kann. Wenn der Bote am Ort seiner Bestimmung anlangt, gibt er die Rohre nach einander ab und wiederholt bei jedem derselben den Inhalt desjenigen Theils der Botschaft, dessen Zeichen das Rohr ist. Solche Botschaften werden mit großer Pünktlichkeit ausgerichtet und die Boten wiederholen sie, wenn man sie bei ihrer Rückkehr darnach fragt, mit großer Genauigkeit. Ein Rohr wird auch als Unterpfand beim Abschluß eines Vertrags gebraucht, der durch das Ausliefern desselben bindend wird. Wenn ein Häuptling ein Rohr hergibt oder es in den Boden steckt, so wird dieß als eine Verbindlichkeit zum Halten seines Versprechens angesehen.

Die Weiber werden in großer Unterwürfigkeit gehalten, und dieß wird nicht ohne Strenge durchgeführt. Ihre Herren und Meister knüpfen sie häufig auf und peitschen sie; ja auch die Weißen züchtigen ihre eingebornen Weiber häufig und sagen, sie müßten dieß thun, da sie dieselben ohne dieses Disciplinarmittel, an welches sie gewöhnt seyen, nicht im Zaume halten könnten. Gleich jedem andern Eigenthum kann das Weib verkauft werden, und der gewöhnliche Preis dafür ist eine Muskete. Die Käufer können mit ihnen anfangen was sie wollen, sie selbst tödten. Die Mädchen der niedrigeren Classen eines Dorfes oder Koro stehen ganz zur Verfügung des Häuptlings, der sie nach Gefallen verhandeln oder verkaufen kann.

Nächst dem Krieg ist Ackerbau die Hauptbeschäftigung dieses Volks. Diesem widmen sie große Sorgfalt, auch haben sie eine große Menge eßbarer Früchte und Wurzeln, welche sie pflanzen, nebst noch vielen andern Bodenproducten. Sie haben neun verschiedene Arten des Brodfruchtbaumes, welche sich durch die Größe und Form der Früchte, sowie durch verschieden gestaltetes Laubwerk von einander unterscheiden. Die Art, welche Umbudu genannt wird, ist die größte, süßeste und zum Essen angenehmste; auch die unter dem Namen Botta-bot und Bucudo bekannten sind ausgezeichnet. Die Früchte der letztern Art sind oval und stachelig; gebacken oder geröstet schmecken sie wie ein Eierrahm-Pudding. Die Natur scheint in der Vertheilung dieser Frucht besonders wohlwollend gewesen zu seyn, denn sie folgt in ihren verschiedenen Gattungen das ganze Jahr hindurch aufeinander. März

und April sind indeß die Monate, wo man sie in der größten Vollkommenheit findet, und man kann es als eine glückliche Fügung betrachten, daß viele Sorten gerade zwischen der Zeit des Taro und Yams reifen. Will man die Brodfrucht aufbewahren, so schabt man die Rinde mit einer scharfen Muschel weg, grabt dann, in Form einer umgekehrten Glocke, ein etwa drei Fuß tiefes Loch in den Boden, dessen Seiten mit Bananenblättern ausgelegt werden. Dieses wird nun wenige Zoll bis zum obersten Rand mit Früchten angefüllt und mit Bananenblättern wohl überdeckt, um sie gegen den Regen zu schützen. Um dieselben zu erhalten und die Schweine abzuwehren, beschwert man das Ganze mit Steinen. Nach einiger Zeit gehen die Früchte in Gährung über und bilden eine Masse, welche mit einem frischen Käse Aehnlichkeit hat. Oeffnet man diese Behälter, so steigt ein ekelhafter, stinkender und scharfer Geruch auf, und die Farbe der Masse ist grünlich-gelb. In diesem Zustande wird sie Mandraiuta oder einheimisches Brod genannt, von welchem sie mehrere Arten unterscheiden. Man sagt, dasselbe halte sich mehrere Jahre lang und werde mit Kokosnußmilch gekocht, wo es sodann eine sehr angenehme und meiner Ansicht nach nahrhafte Speise abgibt. Doch mundete mir die frische gebackene Brodfrucht mehr, und ich fand sie hier von besserer Qualität als auf irgendeiner der von uns besuchten Inseln.

Der Brodfruchtbaum wird auch noch zu andern Zwecken verwendet; in den grünen Blättern bewahrt man Lebensmittel auf; auch werden die Stämme verbrannt und bilden dann eine schwarze Asche, aus welcher die Eingebornen eine Lauge bereiten, mit der sie ihre Köpfe waschen, um das sie so sehr belästigende Ungeziefer zu vernichten. Die gewöhnliche Höhe des Brodfruchtbaumes beträgt fünfzig Fuß, und die Blätter sind meist zwei Schuh lang.

Die Banane wird von den Eingebornen Vundi genannt. Diese Frucht ist unschmackhaft, allein man macht einen sehr zarten Pudding daraus, indem man eine Höhlung in der Frucht anbringt, dieselbe mit fein geschnittener Kokosnuß anfüllt, deren Milch darüber schüttet, dann das Ganze in Blätter einwickelt und kocht. Es gibt fünf bis sechs verschiedenerlei Arten von dieser Frucht. Von dem Pisang fanden wir drei verschiedene Arten. Derselbe wird hauptsächlich auf Vanua-levu stark gepflanzt, doch

hängen die Eingebornen die Frucht nicht auf bis sie weich wird, sondern graben sie in die Erde, wodurch sie an der Außenseite schwarz wird und den Wohlgeschmack verliert. Die wilde Art, welche man auf Taheiti und Samoa findet und welche die Eingebornen Fae nennen, wird hier gebaut.

Nach der Aussage Whippy's gibt es von der Kokosnuß, Niu genannt, drei verschiedene Arten, allein ich glaube, daß unsern Naturforschern nur zwei Arten zu Gesicht kamen, welche sich durch die grüne oder braune Farbe des Kerns unterschieden. Die Bäume der beiden Arten sehen sich ziemlich ähnlich, werden oft siebzig bis achtzig Fuß hoch und tragen zehn bis 20 Nüsse. Die Eingebornen sammeln den Saft aus den Blüthenstengeln, indem sie die äußersten Spitzen derselben abschneiden und ein Gefäß unterstellen. Im frischen Zustande bietet derselbe ein angenehmes Getränk. Wenn er eine Zeitlang steht, nimmt er eine gewisse Säure an, schmeckt aber sonst so ziemlich wie die Milch einer frischen oder grünen Kokosnuß. Wir fanden die Aussagen der Reisenden über diesen Baum bestätigt; nur haben manche, meiner Meinung nach, statt dessen vielfachen Gebrauch zu übertreiben, denselben eher zu gering angegeben. So braucht ein Eingeborner nur zu fragen, ob ein Land Kokosnüsse habe, denn wenn dem so ist, so kann er sich überzeugt halten, daß es ihm alle seine Bedürfnisse im Ueberfluß schafft. Ein Umstand, auf welchen Herr Brackenridge meine Aufmerksamkeit bald lenkte, war die Eigenthümlichkeit in Beziehung auf sein Wachsthum, indem man ihn weiter als sechshundert Fuß über der Meeresfläche hinaus nicht mehr fand, und wenn hie und da einzelne Bäume sich vorfanden, so hatten sie alle ein krankes Aussehen; je niederer sie dagegen standen, selbst wenn ihre Wurzeln vom Salzwasser bespült wurden, desto fruchtbarer und blühender schienen sie.

Man macht von der Kokosnuß hier auch eine Verwendung, die wir zuvor noch nirgend gesehen hatten; man schabt nämlich den Kern einer alten Frucht und drückt ihn durch Holzfasern. Der dadurch entstehende Brei wird mit Gräsern und wohlriechendem Holz vermischt und der Sonne ausgesetzt, wodurch das Oel auf die Oberfläche tritt und abgeschöpft wird. Das Zurückbleibende, Kora genannt, wird gestoßen oder geknetet, in Bananen-Blätter gewickelt und in Salzwasser gelegt. Auf diese Weise

zubereitet bildet es eine sehr gewöhnliche Speise der Eingebornen, welche sich lange aufbewahren läßt; sie bereiten sie als eine Art Suppe zu, welche bei ihnen (laut der Aussage der Weißen) die Stelle des Thees oder Kaffees vertritt. Man gewinnt auf diese Weise eine große Menge Oel, das meist ausgeführt wird. Davon kommt ein großer Theil nach den Vereinigten Staaten, wo es zu Seife bereitet und dann wieder nach Polynesien zum Gebrauch geschickt wird. Das Holz des Kokosnußbaumes wird nur zur Befestigung der Städte und zum Bau der Häuser benützt.

Die Ivi der Eingebornen (Inocarpus edulis), sonst die Taheiti-Kastanie genannt, erzeugt eine große Nuß, welche von ihnen gegessen wird und die hauptsächlichste Nahrung der Bergbewohner bildet. Sie wird in derselben Weise wie die Kokosnuß in Erdlöchern aufbewahrt. Der Papaw-Apfelbaum (Carica papaya), walete genannt, ist in großer Menge vorhanden, aber von den Eingebornen nicht geschätzt. Pompelnüsse gibt es in großem Ueberfluß, und zwar sind beide Arten, die weiße und die rothe, hier heimisch. — Man fand hier dieselbe bittere Orange wie auf der Samoa-Gruppe. Die Eingebornen der Fidschi-Inseln nennen sie Moli-tiri. Die Bäume erreichen eine Höhe bis zu vierzig Fuß. Die Limone und süße Orange werden von den Eingebornen Moli ni papalangi oder des weißen Mannes Orange genannt. Beide wurden von Hrn. Vanderford (aus Taheiti) im Jahr 1823 hierher verpflanzt.

Wir sahen auch mehrere neue Arten hier heimischer Früchte. Eine derselben, Taravou genannt, hat etwa die Größe einer Pflaume. Sie wächst auf einem großen Baume und hat einen bittern und scharfen Geschmack. Die Eingebornen lieben sie indeß sehr. Die Indava ist gleichfalls sehr geschätzt, sowohl von den Eingebornen als von den Weißen. Die Frucht hat ungefähr die Gestalt und Größe eines Hühnereies, nur daß sie an beiden Endspitzen abgeplattet ist. Sie hat einen klebrigen, honigähnlichen Geschmack, einen Kern, und wächst auf einem etwa fünfzig Fuß hohen Baume. Der Malayenapfel, Kabita genannt, wurde auch hier gefunden, obgleich er nicht so allgemein verbreitet zu seyn scheint wie auf Taheiti und der Samoa-Gruppe. Es gibt noch verschiedene andere Früchte, welche indeß bloß in Zeiten des Mangels und der Hungersnoth gegessen werden. Die neue Art

des Liebesapfels (Solanum), deren bereits Erwähnung geschah, kann beinahe in eine Reihe mit den Früchten gestellt werden; die Eingebornen pflanzen sie ihrer Frucht wegen, die rund, süß und ungefähr von der Größe eines Pfirsichs ist und im Zustande der Reife eine gelbe Farbe hat. Ihr Geschmack soll der einer Stachelbeere seyn. Die Pflanze würde ohne Zweifel auch in dem südlichen Theile der Vereinigten Staaten fortkommen. Sie soll zweimal im Jahr Früchte tragen. Es gab auch noch verschiedene andere kleinere Arten derselben Gattung, welche die Eingebornen essen und die die Größe eines kleinen Eies haben. Hr. Brackenridge fand auch eine Muskatnuß (Myristica) auf den Höhen von Ovolau. Die Frucht hat im grünen Zustande etwa die Größe eines Taubeneies, mit einem runden Kern und einer großen Menge Blüthen herum. Er beschreibt den Kern als von fettem Geschmack und mit nur wenig von jenem aromatischen Geruch, durch welchen sich die bei uns bekannte Muskatnuß auszeichnet. Aus einem Einschnitt in der Rinde des Baumes träufelte eine rothe scharfe Flüssigkeit. Wir erfuhren nicht, ob die Eingebornen diese Pflanze zu irgend etwas benützen.

Kürbisse, Gurken, Stachelbeeren, Gujaven, Ananas, Wassermelonen und großen rothen Pfeffer gibt es in Menge.

Die reichste Quelle für die Lebensmittel der Eingebornen ist indeß der Yam (Dioscorea), wovon sie fünf bis sechs verschiedene Sorten haben, von denen eine auf Ovolau wild wachsend gefunden wird. Die Zeit, wo sie mit der Anpflanzung des Yams beginnen, wird durch das Blühen des Malayenapfels bezeichnet, das Anfangs August eintritt. Der alte Yam wird in dreieckige Stücke geschnitten, von denen man fünf bis sechs aus einer Wurzel bekommt, je nach deren Größe. Es wird jedoch sehr darauf geachtet, jede Wurzel an der Spitze einzukerben, damit beim Pflanzen keine Verwechslung stattfinden möge. Ein Setzling wird in jeden der kleinen Erdaufwürfe gelegt, die drei bis vier Fuß von einander entfernt sind. Die Yams brauchen sechs bis acht Monate zum Reifwerden, und die Zeit, wo sie gegraben werden, ist im April oder Mai. Der Ernte-Ertrag ist ungewiß und steigt von einer Wurzel bis zu fünfzehn in jedem Erdaufwurf. An einigen Orten wird der Yam sehr groß, so in Somu-somu, wo ich einige sah, die vier bis fünf Fuß lang und sehr mehlig waren. Rings um

alle Koros oder Ortschaften befinden sich Häuser zur Aufbewahrung des Ueberflusses von Yam, die da sehr luftig und gegen den Regen geschützt liegen. Ueberall in der Gruppe, wo nicht gerade Krieg herrschte, fanden wir die Pflanze in großer Menge; bereits ist sie ein Gegenstand der Ausfuhr geworden, denn es sind ganze Schiffsladungen davon mit Nutzen nach Sydney geschickt worden.

Es gibt außerdem noch eine andere Wurzel, Kawai genannt, welche der malayischen Batate gleicht. Der Knollen derselben ist länglicht und von brauner Farbe; die äußere Haut hart und fällt beim Kochen wie Birkenrinde ab; sie ist weiß, mehlig, von sehr angenehmem Geschmack und sehr fruchtbar. Beim Einheimsen nehmen die Eingebornen gewöhnlich bloß die größern Wurzeln und lassen die kleinern als Samen liegen. Unser Gärtner meinte es wäre sehr nützlich dieses Knollengewächs auch in unserm Lande einzuführen, was durch jedes direct von den Fidschi-Inseln kommende Schiff leicht geschehen könnte. In Rewa findet man eine Wurzel, Ivia genannt, in den morastigen Gründen, welche diesem Eilande eigenthümlich sind. Sie reift einmal im Jahr und erreicht, wenn man sie mehrere Jahre wachsen läßt, eine ungeheure Größe, indem sie dicker als ein Mannskörper und mehrere Yards lang wird. Sie hat viele Wurzeln, welche wieder andere austreiben, und von denen Blätter in verschiedenen Richtungen ausgehen, so daß eine einzelne Pflanze ein vollkommenes Gebüsch bildet. Will man sie essen, so wird die äußere Rinde abgeschabt und das Innere zuerst in Stücke geschnitten und dann gekocht; allein sie bleibt immer rauh, selbst wenn man sie lange kocht. Sie wird auch zu einem Mandrai gemacht und dann Mandrai sivi-sivi genannt. Dem Besitz dieser Wurzel verdankt es das Rewa-Volk, daß es nie Hungersnoth zu leiden hat.

An dem Ufer der Flüsse wächst hier Taro in Menge. Ist die Frucht reif, so wird der größere Theil derselben von den Blättern abgeschnitten und der übrig bleibende Rest wieder verpflanzt. Man bereitet diese Wurzeln durch Kochen; werden sie aber nicht gehörig gekocht, so bleibt ein scharfer Saft zurück, der in Mund und Kehle Schmerzen verursacht. Sie werden auch zu einer Art von feinem Mehl zerstoßen, welches man dadurch zum Aufbewahren herrichtet, daß man es zu großen Ballen knetet,

aus denen man vermittelst Kokosnußmilch Puddings macht. Auch in Erdlöchern bewahrt man eine große Menge Taro auf, wo er sauer wird, worauf ihn die Eingebornen als Mandrai benützen. Die Eingebornen essen auch die Pfeilwurz (Maranta arundinacea), die man im wilden Zustande in großer Menge findet, und, zu einer Art von Mehl zerstoßen, zu Puddings benützt. Diese Pflanze könnte man sehr stark bauen und zu einem werthvollen Handelsartikel machen. Auch einiges Zuckerrohr wird von den Fidschi's gebaut, die dasselbe zum Kauen, als Dachbedeckung und zu Pfeilen benützen. Es wächst auch in allen Theilen der Inseln wild. Die Ti-Wurzel (Dracaena), welche sie dicht einwickeln und backen, enthält selbst noch mehr Zuckerstoff als das Zuckerrohr, und schmeckt sehr gut. Die Gelbwurz (Curcuma) wird von ihnen gleichfalls mit großer Sorge gepflegt. Die Eingebornen trocknen dieselbe und zerreiben den Theil der Wurzel unterhalb der Zwiebel zwischen Steinen zu Pulver. Die Weiber beschmieren damit ihre Körper, indem sie dieß für ein Mittel zur Vermehrung ihrer Schönheit und Gesundheit halten. Diese Sitte gibt ihnen das gelbe ölige Aussehen und macht, daß sie bisweilen selbst safranfarbig sind. Tabak wird in großer Menge gebaut und leidenschaftlich geraucht. Ein Geschenk von diesem Kraut macht ihnen ungemeine Freude und wird, wenn auch noch so gering, immer dankbar angenommen. Diese Sitte herrscht übrigens in ganz Polynesien, und je weiter westwärts man kommt, desto mehr scheinen die Eingebornen dieser Sitte zu huldigen.

Die weißen Ansiedler sprachen uns von einem einheimischen nankingfarbigen Zeug; doch sahen wir keinen solchen, wohl aber einen andern, der schönem weißem Schirting gleicht. Sie haben auch die Baumwollstaude (Gossypium herbaceum), die eine Höhe von fünfzehn Fuß erreicht. Die Fidschi's cultiviren den Papier-Maulbeerbaum (broussonetia papyrifera) mit großer Sorgfalt, und machen einen Tapazeug daraus, den sie Malo nennen. Die Pflanzungen dieses Baumes gleichen jungen Baumschulen. Die Pflanzen werden abgeschnitten, wenn die Stämme etwa einen Zoll dick sind. Dann wird die Rinde in so langen Streifen, wie möglich (manchmal der ganzen Länge des Baumes nach, zehn bis zwölf Fuß) abgeschält, hierauf in Wasser gelegt, mit einer Schneckenmuschel, Kaku genannt, gerieben und endlich gebeizt. Darauf wird sie auf einen Block

gelegt, und mit einem Hammer geklopft, von dem drei Seiten eingekerbt, die vierte aber glatt ist. Sie schlagen immer zwei Streifen Tapa in einen, um die Fibern stärker zu machen, und während dieser Operation verkürzt er sich um ein Viertheil. Die Rinde wird fortwährend mit Wasser angefeuchtet. Obgleich sie der Länge nach etwas eingeht, so wird doch ein zwei Zoll breites Stück nicht selten durch das Schlagen bis zu achtzehn Zoll ausgedehnt. Es macht ihnen keine Schwierigkeit die Stücke mit einander zu verbinden, denn der Saft ist dazu klebrig genug, und die Verbindung oft so fest, daß man sie kaum bemerkt. Wenn die Tapa gemacht ist, bleicht man sie in der Sonne, wie bei uns die Leinwand; wollen sie sie aber gemalt haben, so unterwerfen sie dieselbe folgendem Verfahren, das man Kesukesu nennt: Bambushölzchen von der Größe eines kleinen Fingers werden an einem Brett befestigt; darauf legt man die Tapa und reibt sie mit einer Art Farbe oder Saft aus der Frucht des Laudi, welche sich der Tapa bloß da anklebt, wo diese den Bambus berührt. Dann wird dieselbe mit einer Auflösung von Pfeilwurz gewaschen, wodurch sie einen Glanz bekommt. Das Bereiten der Tapa ist eine Beschäftigung der Frauen, welche gewöhnlich sehr früh am Morgen damit anfangen und von denen eine im Tag etwa zehn Faden Zeug fertig bringt. Die Tapa wird außerdem auch in der Weise bereitet, wie wir sie bei der Samoa-Gruppe beschrieben haben.

Die Rinde des Hibiscus tiliaceus wird viel dazu benützt, um Bänder zu flechten. Zu diesem Zweck weicht man sie zuerst in Wasser ein, um sie sanft und geschmeidig zu machen. Aus ihr bereiten die Weiber ihr Liku, d. h. ein hübsch geflochtenes, etwa drei Zoll breites Band, an welchem die Enden der Rinde so herabhängen, daß sie eine Art Franze bilden, welche roth oder schwarz gefärbt wird. Dieß ist die einzige Bekleidung, welche die Weiber tragen, um ihre Blöße zu bedecken. Das Band wird so geflochten, daß es ein wenig elastisch ist und von selbst hält, denn es wird sonst durch nichts befestigt. Beim Flechten selbst wird die Arbeit am großen Zehen des rechten Fußes fest gemacht. Der Pandanus odoratissimus liefert ihnen das Material zu ihren Matten, Baya-baya genannt. Sie werden in derselben Weise gewoben wie auf den übrigen Inseln, nur scheinen sie mir hier

stärker, fester gemacht und tauglicher zu dem Gebrauch, für den sie bestimmt sind, nämlich als Bodendecken. Ein Rattan (Flagellaria) wird dazu benützt, um Körbe zu machen. Zu diesem Zweck wird der Stamm gespalten und dann der Korb auf sehr niedliche Weise geflochten. Man verwendet dieses Gewächs auch an der Stelle von Stricken zum Festmachen der Häuser. Der Palmbaum (Caryota) gibt beim Bauen das Sperrwerk, wozu ihn sein gerader Stamm und sein hartes, dauerhaftes, zähes Holz besonders tauglich machen. Die Stämme des Farrenbaums werden als Thürpfosten verwendet. Aus dem Bambus macht man hier Wassergefäße, auch Flöße, deren sich die Eingebornen beim Fischen bedienen. Ferner macht man daraus Fackeln, welche bei den nächtlichen Tänzen als Beleuchtung dienen und die in Verbindung mit Kokosnuß-Oel ein sehr helles Licht verbreiten. An einigen Orten bildet er auch das Sparrwerk der Häuser, allein er wächst nur in einigen wenigen Districten. Das Eisenholz (Casuarina indica) wird besonders zum Anfertigen von Speeren und Keulen benützt; es ist ein schön geädertes und sehr schweres Holz. Aus den alten hängenden Wurzeln des Mangelbaums machen sie ihre Bogen, die sehr zäh und elastisch sind. Eine Pinienart, von den Eingebornen Dackui genannt und der Kaurie-Fichte Neu-Seelands sehr ähnlich, findet man auf mehreren Inseln, am häufigsten aber auf Vitilevu und Kantavu. Bei Levuka sahen wir eine solche, welche fünf Fuß im Durchmesser hatte. Die Yasu oder das Sandelholz ist nun fast völlig ausgerottet, doch bekamen unsere Botaniker noch einige kleine Species in der Nachbarschaft der Sandelholzbay. Die Eingebornen reiben es an einer Koralle und machen dann ihr Oel damit wohlriechend.

Der Boden der Inseln besteht aus einem tiefen Lehm von gelber Farbe, mit einer starken Beimischung verwitterten, vegetabilischen Stoffes; dazu kommt nun noch ein schönes Klima sowie Ueberfluß an Wasser, und so darf man sich nicht wundern, daß sowohl alle einheimischen wie die eingeführten Gewächse mit Ueppigkeit wachsen und sich vermehren. Um einen Begriff von der reißenden Schnelligkeit des Pflanzenwuchses zu geben, händigte mir Hr. Brackenridge, unser Horticulturist, folgende Notizen über den von ihm angepflanzten Garten ein. Rüben, Rettiche und Senfkörner hatten, nachdem sie vier und zwanzig Stunden gesäet

waren, bereits die Samenblättchen über den Boden heraufgetrieben. Melonen, Gurken und Kürbisse gingen in drei Tagen auf, Erbsen und Bohnen in vier. Vier Wochen nach der Aussaat konnten Rettiche und Lattichsalat und in fünf Wochen die großen englischen Erbsen benützt werden. Verschiedene Sorten Mangold, Mohrrüben, Lauch, drei Arten von Poley, nebst Windsor- und langhülsigen Bohnen, drei Sorten Erbsen, fünferlei verschiedene Arten von Kürbissen, zwei Sorten Gurken, drei Arten Bisam- und Wassermelonen, zweierlei Rüben, Petersilien, Kohl, Kresse, verschiedene Salatarten, einige Goldäpfel, sodann peruvianische Chirimoya und die Taheitische Orange wurden zusammen gepflanzt und werden nun, wie ich hoffe, in diesen Eilanden heimisch werden, nicht allein zum Vortheil der Eingebornen, sondern mehr noch zu dem der Seefahrer, welche nach uns diese Eilande besuchen mögen, um sich zu verproviantiren. Der Garten wurde der Obhut David Whippy's übergeben, eines sehr fleißigen Mannes, der, wie ich überzeugt bin, allem aufbieten wird um diese Pflanzen zu erhalten und sie zum Gedeihen zu bringen.

Das Klima der Fidschi-Inseln ist allen den verschiedenen Arten der tropischen Pflanzen sehr angemessen und eben so auch nicht wenigen aus der gemäßigten Zone; denn viele Inseln haben einen gebirgigen Charakter und zahlreiche Oertlichkeiten, welche dem Fortkommen der letzteren höchst günstig seyn möchten. Diese Eilande waren früher von den Korallenriffen an bis zum Gipfel ihrer höchsten Bergspitzen mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt, allein unterhalb der Höhe von tausend Fuß über dem Meere des der Windseite zugekehrten Theiles der großen Inseln ist die ursprüngliche Vegetation fast ganz durch die Feuer zerstört, welche die Eingebornen machen um ihre Felder zu reinigen. Während unseres Aufenthaltes sahen wir häufig einen solchen Brand über weite Strecken hinzüngeln. Die Waldungen oberhalb der angegebenen Höhe sind diesen Verwüstungen entgangen und bilden große schattige Baummassen, wo das Unterholz und der krautartige Theil des Pflanzenwuchses verschwindet. Gegen die Spitzen und Rücken der Berge zu werden die Bäume sparsamer und lassen so den zahlreichen Arten Farrnkraut (Filices) Luft und Licht zukommen. Man findet das letztere in großer Menge und Ver-

schiedenheit, untermischt mit mannichfachen Formen der Orchideen und vielen Moosarten, mit denen die Bäume bedeckt sind. Schlingpflanzen sind sehr zahlreich, finden sich aber am häufigsten am Rande der angebauten Felder und an den Ufern der Bäche, wo sie am meisten Nahrung haben. Drei Arten der Freycinetia, eine Melastomacee und Asclepias waren die einzigen Schlingpflanzen, welche man über einer Höhe von zweitausend fünfhundert Fuß entdeckte. Die niedrigere Region eignet sich hauptsächlich zur Anpflanzung von Früchten und Wurzeln. Die Yams werden gewöhnlich in trockenen offenen Lagen in mastem Boden gebaut und durch Brodfrucht- und Ivibäume gegen die heftigen Winde geschützt, welche zu Zeiten wehen. Die Pflanzen, welche einem Fremden, der diese Inseln besucht, zuerst in die Augen fallen, sind die gerade über dem Hochwasserzeichen stehenden, nämlich: Hibiscus tiliaceus, Barringtonia, Hernandia sonora, Erythrina indica, Cordia mit großen gelben Blumen, Xylocarpus, welche eine große und sehr lockend aussehende gelbe Frucht hat; eine Art der Ixora und eine Volcameria, beide mit wohlriechenden Blüthen; der Mangelbaum (Tiri der Eingebornen), der selbst noch im Salzwasser wächst und große Strecken der Korallenriffe und morastige Gründe bedeckt und denselben ein reizendes Aussehen gibt. Der letztgenannte Baum scheint hauptsächlich im feuchten Boden gut zu gedeihen und kommt nicht bloß im Salzwasser fort, sondern man findet sogar, daß die jungen Pflanzen gegen die See zu treiben, indem sie aus den Ritzen und Spalten der Korallen herauswachsen; sie stehen häufig drei bis vier Fuß tief unter Wasser, halten sich aber nichtsdestoweniger und senden, wenn sie nun hinreichende Höhe erlangt haben, ihre luftigen Wurzeln aus, welche sich einsenkend dem Mutterstamme hinreichende Kraft geben, um allen Anstrengungen des Wellenschlags widerstehen zu können.

Unsere Botaniker waren auf diesem neuen und fruchtbaren Felde der Ausbeute äußerst emsig im Sammeln. Die Liste der von ihnen eingebrachten Pflanzen beträgt etwa sechshundert und fünfzig Arten, und sie glauben, daß noch manche zu sammeln übrigbleiben, was vielleicht andern Botanikern für die Zukunft beschieden ist. Doch kann dieß nur dann geschehen, wenn die Insulaner sich mehr civilisirt haben, und man mit Sicherheit

in die Bergregionen wandern kann, was jetzt mit vieler Gefahr verbunden ist.

Die Feldarbeiten und die Erscheinungen der Vegetation dienen ihrem Kalender zur Grundlage und geben einigen ihrer Monate oder Jahresabtheilungen die Namen.

Die Monate beginnen stets mit dem Neumond, der Vulavou genannt wird. Sein erstes Erscheinen wird stets mit Geschrei und Trommelschlag gefeiert. Dieß geschieht besonders auf Vanualevu oder in dem Buia-Land, wie es auch manchmal genannt wird.

Außer den allgemeinen Beschäftigungen des Kriegs und Ackerbaues und außer den Barbieren, welche wir oben als die Begleiter der Häuptlinge geschildert, tragen die Männer Lasten und bauen Häuser und Canoes. Bei der Aufrichtung derselben verwenden sie Personen, die von Handwerk Zimmerleute sind und in großer Achtung stehen. Ihre Häuser sind von denen der andern Gruppen verschieden, bestehen aber aus dem gleichen Material. Das Gerüst und die Schwellen werden von Kokosnußholz und aus dem Baumfarrn gemacht; sie haben auf den entgegengesetzten Seiten zwei Thüreingänge, die drei bis vier Fuß hoch und vier Fuß breit sind. Man senkt Pfosten, etwa drei Fuß von einander entfernt, in den Boden ein; dann kommt das aus Palmbaumholz bestehende Sparrwerk, welches auf einem über die Pfosten hingehenden Rahmschenkel ruht, eine sehr jähe Abdachung hat und oben einen Kokosnußbalken trägt, der den First des Daches bildet; die Enden desselben sehen an jedem Ende über die Dachbedeckung hinaus und sind mit Muscheln (Cypraea ovula) beschwert. Die Dachbedeckung ist eigenthümlich, nämlich unten an der Rinne am dicksten. Sie wird von oben herab angefangen und besteht aus wildem Zuckerrohr, mit Farrnkraut untermischt. Unten hat diese allmählich zunehmende Dachbedeckung eine Dicke von zwei bis drei Fuß und ist viereckig zugeschnitten.

Die Seiten werden mit kleinem viereckigem, nicht (wie auf Tonga) halbmondförmigem Rohrgeflecht geschlossen. Vor den Eingängen hängen Matten. Die Mbures sind auf dieselbe Weise gebaut, nur haben sie etwas spitzigere Dächer. Sie halten meist fünfzehn bis zwanzig Fuß im Gevierte, sind dreißig Fuß hoch und haben ein äußerst plumpes Aeußere; die gewöhnlichen Häuser sind länglich, 20′ bis 30′ lang und 15′ hoch. Einige von den

bessern Häusern, welche Häuptlingen gehören, sind äußerst gut und sinnreich gebaut. Will jemand ein Haus bauen, so bringt er dem König oder Häuptling einen Wallfischzahn als Geschenk und trägt ihm seinen Wunsch vor. Der König befiehlt nun den Leuten, welche gewöhnlich mit solchen Geschäften beauftragt sind, das Holz zuzurichten und alles in Bereitschaft zu halten. Die Ausführung des Werkes selbst wird einem Oberaufseher übergeben, und man verwendet dazu bis zu fünfhundert Mann, wie man es gerade für nöthig hält. Das Haus wird in zehn bis fünfzehn Tagen fertig, und die Dachbedeckung bedarf gewöhnlich erst nach fünf Jahren einer Nachbesserung; doch soll sie zwanzig und noch mehr Jahre halten. Alle Häuser haben Feuerstellen im Mittelpunkt, ein wenig nach einer Seite zu; dieselben sind jedoch nichts weiter als eine Aschengrube mit einigen großen Steinen um das Feuer darunter zu machen und die Töpfe darauf zu stellen. Dieselbe Vorrichtung findet man auch in den Mbures, wo Tag und Nacht ein Feuer brennt, was, wie sie glauben, der Kalou oder Geist verlangt. Die Häuser haben gewöhnlich keine abgetheilten Gemächer, aber an den Wänden ist der Boden etwa einen Fuß höher als in der Mitte. Diese Erhöhungen dienen zum Schlafen und sind mit vielen Matten bedeckt, so daß die Lagerstätten ganz weich und angenehm sind. Beim Schlafen bedienen sie sich als Kopfkissen eines aus Bambus- oder anderm Holz gemachten, zwei Zoll im Durchmesser haltenden vierbeinigen Schemels, der unter den Nacken gestellt wird und dazu dienen soll, daß das Hauptha ar nicht in Unordnung kommt. Durch das fortwährende Liegen auf diesem Schemel bildet sich im Nacken ein harter Fleischklumpen, so groß wie ein Gänseei. Dieses Kopfkissen kam ohne Zweifel in Gebrauch, um dadurch ihr eigenthümlich aufgestutztes Haar zu schützen, und ich erfuhr auf Befragen, daß sie sich dieses Geräthes schon seit undenklichen Zeiten bedienten. Manche von diesen Holzkissen sind ausgehöhlt und verziert, und die Häuptlinge führen selbst auf Reisen immer ihre eigenen mit sich. Die Kai-si oder das gemeine Volk macht sich dieselben an Ort und Stelle.

Die Canoes der Fidschi-Insulaner sind besser als die der übrigen Polynesier. Sie sind gewöhnlich doppelt gebaut und die größten wohl hundert Fuß lang. Die zwei Theile, aus denen

das doppelte Canoe besteht, haben ungleiche Länge und sind durch Balken verbunden auf welchen eine Plattform angebracht ist. Dieselbe hat eine Breite von 15′ und steht an beiden Seiten drei Fuß über den Bord der Fahrzeuge hinaus. Ein solches Canoe faßt bequem vierzig bis fünfzig Mann.

Wenn ein Häuptling ein Haus oder ein Canoe bauen lassen will, so stellt er einen Zimmermann an die Spitze, dessen Titel Rokola und dessen Amt erblich ist. Derselbe ist eine Person von großer Wichtigkeit, und die Arbeiter bilden eine eigene Kaste, in welcher auch das Handwerk erblich ist. Der Häuptling gibt dem Rokola einen Wallfischzahn als Lohn und bezahlt die Arbeit gleichfalls ihm und nicht den Arbeitern, welche von dem Rokola bezahlt werden und selbst für ihre Nahrung sorgen. Mit großer Anstrengung kann ein Canoe in drei bis vier Monaten vollendet werden, aber gewöhnlich bedarf es dazu eben so vieler Jahre.

Die Töpfer bilden auch eine besondere Kaste, in welcher die Weiber allein das Handwerk ausüben und keine andere Arbeit verrichten. Sie graben den Lehm und bringen ihn in Körben nach dem Dorf, wo sie ihn kneten und mit Sand vermischen bis er den nöthigen Grad von Zähigkeit erlangt hat. Ihre Werkzeuge sind sehr einfach, nämlich: ein flacher Schlägel (tala); ein kleiner runder flacher Stein (vatu), und ein rundes Polster, das aus Kokosnußblättern verfertigt wird. Sie besitzen viele Arten von irdenen Gefäßen, welche sie zu verschiedenen Zwecken benützen und die mancherlei Formen haben. Ihre Trinkgefäße haben gewöhnlich drei kleine Löcher an einem Ende, ähnlich den Augen einer Kokosnuß. Sie setzen beim Trinken das Gefäß niemals an den Mund, da sie es für sehr unschicklich halten, daß mehrere Personen aus demselben Gefäß trinken, und es dabei mit dem Mund berühren. Um dieß zu vermeiden, halten sie das Gefäß acht bis zehn Zoll über dem Kopf und lassen das Wasser wie aus einer Röhre in den Mund laufen, indem sie zu diesem Zweck den Kopf etwas rückwärts beugen. Es ist schwer sich einen Begriff davon zu machen, wie unbequem diese seltsame Art des Trinkens ist, allein sie ist auf allen Inseln der Gruppe heimisch; nur die Könige und hohen Häuptlinge machen davon eine Ausnahme, denn die Trinkgefäße dieser sind stets mit dem Tabu belegt.

Die Schmäuse sind von vielen Ceremonien und Förmlichkeiten begleitet und verrathen einen ganz unerwarteten und wirklich staunenswerthen Grad von Höflichkeit und guter Sitte; doch werden dieselben bei Schildkrotgastmahlen noch mehr als bei andern Veranlassungen an den Tag gelegt. Dieselben können entweder von Königen oder mächtigen Häuptlingen gegeben werden; die von den Königen veranstalteten werden in dem Mbure gehalten, wobei derselbe mit neuen Matten belegt und das ewige Feuer, welches gewöhnlich bloß glüht, zur hellen Flamme angefacht wird. Der König selbst streckt sich in der Nähe des Feuers der ganzen Länge nach aus, die Gäste sitzen ihm gegenüber in Reihen, und die Tische stehen zwischen ihm und den letztern. Da sie in Beziehung auf den Rang äußerst ängstlich sind, so zählt man bei einem solchen Mahle selten mehr als fünfzehn Gäste; darunter befinden sich stets der Staatsrath, ein Priester, und ein oder zwei vornehme Besuche. Das Uebrige sind Matanivanua (Grundbesitzer). Die übrigen Gäste, besonders die Fremden, werden vom Priester empfangen, welcher die Honneurs im Mbure macht, und eine Bewillkommnungsrede an sie hält, welche von der übrigen Gesellschaft durch ein Händeklatschen beendet wird. Die Personen sitzen alle nach ihrem Rang, und für den König ist ein besonderer Tisch bestimmt, während die übrigen alle mit ihren Fingern aus einem und demselben Geschirr essen. Das Mahl besteht aus verschiedenen Gängen, nämlich den verschiedenen Theilen der Schildkröte, aus Taro, Yams u. s. w., und nach jedem Gang wird eine Kokosnußschale mit Wasser herumgereicht um die Hände zu waschen. Der erste Gang besteht aus den untern Theilen der Schildkröte. Der zweite aus Taro, Yams, Mandrai und Bananen nebst dem Wasser (oder der Suppe) worin dieselben gekocht worden sind, das man aus Kokosnußbechern trinkt; der dritte und wichtigste Gang besteht aus den bessern Theilen der Schildkröte, welche gebacken und noch rauchend in der eigenen Schale aufgetragen werden. Ueber diese spricht der Priester ein kurzes Gebet, und dann werden sie von zwei Mitgliedern der Gesellschaft mit Bambusmessern zertheilt. Man schneidet auch oft Stücke ab, um sie den Weibern des Königs zu schicken, welche dem Gastmahl nicht anwohnen dürfen. Nach dem dritten Gang wird Ava gereicht, und das Mahl hat mit dem Aufbruch des Königs sein Ende.

Der Mbure, wo diese Schmausereien stattfinden, ist fast ganz in der Art und Weise wie ihre Wohnungen eingerichtet, nur daß ein Theil davon ausschließlich dem Geist und dem Priester vorbehalten bleibt. Der Mbure wird auch zum Empfang von Besuchen benützt. Die Ankunft derselben wird gewöhnlich vorher angezeigt, worauf man die Anstalten zu ihrem Empfang trifft.

Sobald man die Canoes zu Gesicht bekömmt, begibt sich die ganze Bevölkerung des Ortes nach dem Strand, um die Fremden zu empfangen. Dieselben landen in aller Stille und gehen so nach dem Ort wo die Einwohner versammelt sind, worauf beide Theile sich niedersetzen. Der Häuptling der Besucher erzählt nun alle Neuigkeiten und Vorfälle der Reise, und dann berichtet der Häuptling der Ortschaft über die Vorfälle, welche seit ihrem letzten Beisammenseyn stattgefunden haben. Hierauf stimmen alle zusammen einen Lobgesang an, worin sie dem Geist für seinen Schutz danken und die Fremden zugleich willkommen heißen. Ist derselbe beendet, so werden die Canoes ans Land gezogen, die Fremden nach dem Mbure geführt und gespeist. Zum Beschluß wird getanzt, erzählt und Ava getrunken.

Der Mbure ist nicht allein der Ort wo Gastmahle gegeben und Fremde empfangen werden, sondern auch der gewöhnliche Ausruheplatz der Häuptlinge, wo sie oft stundenweis zusammensitzen, besonders wenn sie jemanden finden können, der mit ihnen plaudert oder ihnen Geschichten erzählt. Besonders gerne stellen sie auch Fragen über fremde Länder. Auf diese Weise erfuhren sie, daß die Welt rund sey, was von ihnen offenbar mit Ungläubigkeit und einem deutlichen Ausdruck des Zweifels im Gesicht hingenommen wurde. Ihre eigene Ansicht ist, daß die Fidschi-Gruppe der Mittelpunkt der Welt sey, und der Ausdruck, welchen sie auf die Weißen anwenden — Papalangi — bezeichnet „von jenseits des Himmels", weil sie annehmen, daß, indem wir uns ihren Eilanden nähern, wir durch den sichtbaren Himmel segeln.

Ich belustigte mich eines Tages sehr über einen aufgeweckten alten Häuptling, den ich, nachdem Whippy in meinem Auftrag viele andere Fragen an ihn gestellt hatte, fragen ließ, ob er glauben könne, daß die Erde rund sey. Nach einigem Zaudern sagte er Ja, und auf die weitere Frage, warum er es glaube, erwiederte er, weil die Papalangis es so sagen; es könnte über-

haupt wahr seyn, denn die Sonne sey rund und manchmal auch der Mond; allein er glaube, das Fidschi-Land sey flach und nicht rund wie die übrigen Theile der Erde. Man konnte sie nicht dazu bringen die in meiner Cajüte hängenden Globen anzusehen, und sie wendeten sich jedesmal ab, wenn man ihnen die Fidschi-Inseln zeigte. Whippy sagte, sie hätten über die Kugeln gesprochen, wie sie sie nannten, und halten dieselben alle für unwahr.

Die Art wie das Volk der Fidschi-Gruppe seine Zeiteintheilung macht, steht mit der Natur ihres Klima im Einklang. Sie stehen gewöhnlich sehr früh auf, und ehe sie an die Arbeit gehen, waschen sie sich und trinken Ava. Bei den Häuptlingen ist das letztere an einigen Orten mit großen Förmlichkeiten begleitet, wovon wir früher schon ein Beispiel anführten. Dann gehen sie an die Arbeit, was bis zehn oder elf Uhr dauert, worauf sie nach Haus zurückkehren, sich baden und mit Kokosnußöl einreiben. Wenn dieß geschehen, nehmen sie eine leichte Mahlzeit ein. Am Nachmittag schlafen oder faullenzen sie, und die höhern Klassen putzen sich, was einen großen Theil ihrer Zeit in Anspruch nimmt. Wenn dieß vorüber, gehen sie nach dem Mbure, machen Besuche oder lungern herum und gaffen (sara sara). Abends nehmen sie die Hauptmahlzeit ein (vakasi ya levu), auf welche sie viele Zeit verwenden. Das Gesicht wird jeden Tag bemalt. Man benützt ein Gemisch aus dem Oel der Maiketa und dem Ruß der Laudi-Nuß, um dasselbe zu schwärzen. Und kann dieß durch eine zinnoberrothe Nase, einige zerstreute Punkte von derselben Farbe im Gesicht oder einen breiten quer über das ganze Gesicht gehenden Streifen noch mehr herausgehoben werden, dann halten sie sich für unübertrefflich schön und können ganze Stunden lang unbeweglich vor einem Sechskreuzerspiegel sitzen, um sich zu bewundern. Der Turban oder Sala und der Maro sind die auszeichnenden Merkmale der Häuptlinge. Die erstern sind sehr groß mit weiten Falten; die Länge des letztern richtet sich nach dem Range der Person die ihn trägt. Der Sala besteht aus feiner Tapa, dem Taffet ähnlich, und ein bis zwölfmal um den Kopf gewunden. Der Maro oder Siavo, welcher zum vollständigen Anzug des Häuptlings gehört, ist manchmal fünfzig Yards lang, und bei feierlichen Gelegenheiten sah ich welche,

die so lang waren, daß sie von einem Schleppträger nachgetragen werden mußten.

Die Häuptlinge tragen auch zuweilen einen Pareu, gleich dem der Samoaner und Tongesen. Mächtige Häuptlinge tragen eine einzelne Muschel der Cypräa aurora und ein Stück von einem großen rothen Spondylus als Verzierung um den Hals. Beide Zierden werden hochgeschätzt, und erben vom Vater auf den Sohn fort. Einige tragen auch ein Halsband von Wallfischzähnen, die wie Klauen geformt sind; andere wieder Perlenschnüre; einige auch Menschenzähne, die sie den unglücklichen Opfern ihrer Kannibalen-Schmäuse abgenommen; andere endlich Schnüre von Cypräa moneta und manchmal von der großen Venusmuschel. Auch Armbänder werden getragen, zu welchem Zweck man die Trochus-Muschel aushöhlt. Die Art und Weise wie der Haarpfriemen getragen wird, zeigt den Rang an. Niemand als der König trägt ihn vornen. Die an Rang ihm zunächst kommenden tragen ihn etwas auf der Seite, während die niederen Klassen ihn, wie die Schreiber ihre Federn, hinter dem Ohr stecken haben. Sie haben eine sehr hohe Meinung von ihrem Geschmack im Anzug, und man kann sagen, daß darin hauptsächlich ihr Nationalstolz besteht.

Die Weiber dürfen keine Tapa tragen*), und ihre Kleidung ist leicht und knapp. Sie besteht bloß aus dem Liku, einer Art Band, das, wie bereits erwähnt, aus der Rinde des Vau oder Hibiscus gemacht wird. Vor der Verheurathung wird der Liku kurz getragen, allein nach der Geburt des ersten Kindes muß er länger gemacht werden. Nur die Weiber tätowiren sich und zwar bloß an den Theilen, welche von dem Liku bedeckt werden. Die Weiber glauben, daß die Tätowirung ein Paß für die andere

*) Dieses Verbot scheint in der Eifersucht ihres eigenen Geschlechts seinen Grund zu haben, das jede hart straft, welche dasselbe übertritt. Als ein Beispiel hiefür zeigte mir Whippy ein altes Weib aus Levuka, der es einst in den Sinn kam, ein kleines Stück Tapa auf dem Kopf zu tragen, mit dem sie sich in dem Dorf zeigte, worauf die übrigen Weiber über sie herfielen, und ihr, nachdem sie sie fast todt geprügelt hatten, die Nase abbissen und so ein Denkmal ihrer eigenen Eitelkeit und der Wildheit des schönen Geschlechts im Fidschilande setzten.

Welt sey, wo dieselbe bewirke, daß sie nicht von ihrem eigenen Geschlecht verfolgt werden könnten, von dem ihnen eine Anzahl auf Befehl der Götter entgegenkomme, und sie, wenn sie nicht tätowirt wären, mit scharfen Muscheln bewaffnet, unaufhörlich durch die untern Regionen jage. Dieser Aberglaube ist so stark, daß wenn Mädchen sterben, bevor sie tätowirt worden, ihre Freunde sie so bemalen, daß es wie eine Tätowirung aussieht, um den Priester zu täuschen und dem Zorn der Götter zu entgehen. Außer den vom Liku bedeckten Theilen werden manchmal die Winkel oder der ganze Rand des Mundes tätowirt, was angeblich geschieht um Runzeln zu verhindern. Das Fidschi-Wort für Tätowiren ist ngia. Es geschieht nur von Weibern, welche dazu ein Werkzeug gebrauchen, das bati ni ngia genannt wird. Man taucht dasselbe in ein Gemeng von Laudinuß-Ruß und Oel, und schlägt es dann mittelst eines Zuckerrohres in den Körper ein. Die gemeinen Weiber werden im Alter der Mannbarkeit (im vierzehnten Jahr) tätowirt, Weiber von Rang aber oft dann erst, wenn sie ihr erstes Kind geboren haben. Nach der Tätowirung sind sie für einige Zeit tabu.

Beide Geschlechter haben die Ohrläppchen durchbohrt, die Weiber nur auf einem Ohr, die Männer auf beiden. Um die Löcher offen zu halten, werden Taparollen, Holz- oder Muschelstücke hineingeschoben, die manchmal so groß sind, daß die Ohren auseinanderreißen. Ich sah einen Eingebornen, der ein so großes Loch in den Ohren hatte, daß man die Hand durchstecken konnte.

Die Weiber machen Kränze von natürlichen und künstlichen Blumen, womit sie sich selbst und die Salas ihrer Männer schmücken. Diese Gewohnheit ist indeß hier nicht so allgemein, wie auf Taheiti. Männer und Weiber bedienen sich der rothen Schminke äußerst gern, und ein wenig rothe Farbe wird für die kostbarste Erwerbung angesehen. Sie verwenden ganze Stunden dazu um sich aufzuputzen und zu schmücken. Zu Zeiten sieht man sie auch, wo sie die Köpfe ganz mit Leim eingeschmiert, während andere sie ganz glatt geschoren und nur eine einzelne Locke auf einer Seite haben, was ihnen ein sehr possierliches Aussehen gibt.

Obgleich fast ganz nackt, haben diese Eingebornen doch ein großes Schamgefühl und halten es für äußerst unschicklich den ganzen Körper zu zeigen. Wenn man je einen Mann oder ein

Weib ohne den Maro oder Liku sähe, so würde die betreffende Person gewiß getödtet. Als einen Beweis dafür wollen wir einen Vorfall berichten, der sich während des Aufenthaltes der französischen Expedition auf Levuka zutrug. Eine Abtheilung französischer Matrosen war ans Land geschickt worden, um ihre Gefäße mit Wasser aus dem Bach zu füllen, der durch die Stadt fließt. Da sie bei diesem Geschäft im Wasser standen, so hatten sie alle ihre Kleider abgelegt und wurden also von den Häuptlingen und vom Volk ganz nackt gesehen, worauf sogleich eine Deputation an Capitän d'Urville geschickt wurde, um ihm diese Unschicklichkeit vorzustellen und ihn zu bitten, daß er seinen Leuten nicht mehr erlauben möge dieß zu thun.

Das Volk hält seinen Körper wohl eingeölt, was sie als ein Mittel gegen Erkältungen betrachten. Eine Fidschi-Mutter sucht daher auch vor allen andern Erzeugnissen der civilisirten Welt eine Glasflasche zu erhalten, um ihr wohlriechendes Oel darin aufzubewahren, und schon am frühen Morgen kann man die Schaar ihrer Kinder um sie herum sehen, die sie zuerst wäscht und dann so lange mit Oel einreibt, bis sie hübsch glänzen.

Es gibt auf diesen Inseln nur wenig Gelegenheit zu einem vortheilhaften Handel, denn sie besitzen nur wenige von den Vortheilen, welche denselben begünstigen. In einem guten Jahre sammelt man eine oder zwei Ladungen Tripang und eine gewisse Anzahl Schildkrötenschalen. Auch Muscheln kann man bekommen, allein diese haben nur geringen Werth. Das Sandelholz ist, wie bereits erwähnt, ausgerottet. Auf der andern Seite bietet aber die Gruppe gute Gelegenheit zur Ergänzung der Mannschaft nach langen Reisen, und gewährt mannichfache Lebensmittel, sowie Holz und Wasser in Menge. Ich halte den Hafen von Levuka auf der Insel Ovolau für den hiezu am meisten geeigneten. Man kann in denselben leicht ein- und ausfahren, er bietet guten Ankergrund, und die Eingebornen sind hier ungewöhnlich guten Charakters. Es wohnen da auch alle weißen Ansiedler, welche man nach Belieben als Dollmetscher oder Lootsen gebrauchen kann. Die Annäherung ist gleichfalls mit nur geringen Schwierigkeiten verbunden, und wenn ein Schiff den Hafen vor Einbruch der Nacht nicht erreicht, so kann man dieselbe ganz gut zwischen Ambatiki und Ovolau zubringen.

Die Handelsgegenstände, welche am meisten gesucht werden, sind Musketen, Pulver, Blei, Feuersteine, Wallfischzähne, Hobel, rothe Farbe, Knöpfe, Flaschen, Truhen und Kästen, Spiegel, Aexte, Beile, Tuch, Bohrer, Fischangeln, Messer, Scheeren und an einigen Orten auch blaue Perlen. Es herrscht indeß keine sichere und regelmäßige Nachfrage, da die Eingebornen heute dieß morgen jenes verlangen, oft auch sich völlig weigern einen Handel einzugehen. Ihr Geschmack ist in der That sehr launisch; ein wenig rothe Farbe ist indeß meistentheils ein Paß zu ihrer Gunst. Hat ein Eingeborner ein wenig Roth auf seiner Nase oder seinen Wangen, dann ist er schnell gut gestimmt und der Neid der Uebrigen angeregt.

Der Handel mit diesen Inseln, ja selbst nur der Besuch derselben der Lebensmittel wegen ist, wie man bereits gesehen, mit nicht wenig Gefahr, sowohl für das Leben wie für das Eigenthum verbunden. Das Beschiffen einer an Klippen und Riffen überreichen See, von welcher bis jetzt noch keine Karte veröffentlicht ist, auf die man sich vollkommen verlassen könnte, ist die Ursache von nicht geringerer Gefahr als die Verrätherei, Hinterlist und der Kannibalismus der Eingebornen. Zwischen den Jahren 1828 und 1840 sind, soviel man in Erfahrung gebracht hat, nicht weniger als acht Schiffe, darunter fünf amerikanische, in der Fidschi-Gruppe verloren gegangen. Bei einem Fall kamen alle an Bord befindlichen Menschen um. Dazu ist nicht zu rechnen, daß in derselben Zeit eilf Handelsschiffe und ein englisches Kriegsfahrzeug, welche am Land beilegten, mehr oder weniger beträchtlichen Schaden erlitten haben. Zieht man in Betracht, wie wenig Schiffe bis jetzt diese Inseln besucht haben, so stehen diese Fälle eines gänzlichen oder theilweisen Verlustes außer allem Verhältniß zu denjenigen, welche ohne Schaden davongekommen sind. Ich glaube mich versichert halten zu können, daß die Bemühungen unsers Geschwaders die Gefahren, welche früher mit jedem Verkehr an dieser Gruppe verbunden waren, so sehr vermindert haben, daß jetzt ein Besuch derselben weniger gefährlich ist.

Aus den Mittheilungen der Missionäre und meinen Unterredungen mit ihnen schöpfte ich folgende Notizen über deren seitherige Bestrebungen. Es sind gegenwärtig sechs Missionäre da,

nämlich die HH. Cargill und Jagger auf Reva; Croß auf Viwa; Hunt und Lythe auf Somu-somu, und Calvert auf Lakemba. Sie gehören alle zu der Wesleyanischen Missionsgesellschaft in Großbritannien. Bis jetzt haben sie nur geringen Erfolg gehabt und die meisten Mitglieder ihrer Kirche sind Tongesen. Die Eingebornen scheinen indeß nichtsdestoweniger sehr zu wünschen, daß Missionäre unter ihnen leben, zum Theil weil sie einsehen, welchen Vortheil ihnen dieß in ihrem Verkehr mit den Schiffen gewährt, welche von Zeit zu Zeit kommen, um denselben verschiedene Bedürfnisse zu bringen, und theilweise weil sie glauben, daß der Geist oder Gott der Missionäre dem Koro, wo diese wohnen, seinen besondern Schutz angedeihen lasse. Allem nach glaube ich, daß die Missionäre für ihr Leben nichts zu fürchten haben. Es gehört übrigens von ihrer Seite viel Gemüthsruhe und Geduld dazu, um alle die Prüfungen zu ertragen, denen sie fortwährend ausgesetzt sind. Die Häuptlinge und andere Personen glauben, daß sie das vollkommene Recht hätten jeden Augenblick die Wohnungen der Missionäre zu betreten, und nicht selten ist ihr Betragen roh und unsittlich. Es gibt keine Lage im Leben, welche mehr physischen und moralischen Muth erfordert als diejenige, in welche sie sich häufig versetzt sehen, oft nur aus dem teuflischen Grunde, sie zur Begehung irgend einer Handlung hinzureißen, welche einer Erpressung von Geschenken oder einer Plünderung zum Vorwand dienen könnte. Die Eingebornen sind wirklich Meister im Aushecken von Plackereien, was sie sich oft viel Zeit und Mühe kosten lassen. Kommt man hinter ihre Schliche, so läugnen sie dieselben nicht im geringsten, sondern schlagen sehr einfach eine Lache auf. Obgleich sie es an der äußerlichen Achtung gegen die Missionäre niemals fehlen lassen, so verbieten sie ihnen doch Convertiten zu machen oder etwas gegen ihre Priester oder Götter zu unternehmen. Die Häuptlinge gestatten ihnen nicht das Erbauen von Wohnungen, sondern halten das Landesgesetz strenge aufrecht, wornach ohne ihren Befehl und ihre Zustimmung kein Haus gebaut werden darf.

Die Meinung ist allgemein geworden, daß wo ein Missionär wohnt, keine Kriege mehr statthaben, und es kommt ohne Zweifel endlich der Augenblick, wo auch in dieser Gruppe die langen Bemühungen mit Erfolg gekrönt werden dürften. Obgleich dieser

Augenblick noch ziemlich ferne seyn mag, so wird er doch gewiß kommen, wenn der häufigere Verkehr mit den Weißen so sehr zugenommen hat, daß es für die Häuptlinge wünschenswerth wird, schreiben zu lernen, und wenn sie dadurch eine richtigere Ansicht von der Macht der Weißen erlangt haben. Würde der König eines der mächtigsten Districte bekehrt werden, so würde wohl der ganze Stamm dem königlichen Beispiele folgen. Die Missionäre wohnen jetzt schon ein bis fünf Jahre an den verschiedenen Stationen. In Rewa wurde eine Presse eingerichtet, und Katechismen in dem Ambau-, Somu-somu- und Rewa-Dialekt ausgetheilt. Alle Missionäre mit denen ich zusammenkam, waren der Ansicht, daß die Eingebornen dieser Gruppe weit intelligenter seyen als in andern Theilen Polynesiens. Es gibt nur wenige, die sich nicht mit großer Klarheit und Kraft ausdrücken können. Meine eigene Erfahrung und die meiner Officiere stimmt mit letzterem Punkte überein, denn die Dollmetscher brauchten häufig Ausdrücke, welche nach meiner tiefen Ueberzeugung nicht von ihnen selbst ausgegangen waren.

Es kann niemand diese Inseln besuchen ohne ein tiefes Bedauern darüber zu fühlen, daß ein so schöner Theil von Gottes Schöpfung täglich und stündlich durch Handlungen von solch' gräßlicher Entartung entweiht wird, wie sie da vorkommen. Die Zeit wird indeß auch früher oder später kommen, wo es den Missionären durch ihre Ausdauer, ihren Muth und ihre Hingebung gelingen wird, diese Insulaner von ihren sinnlichen und wilden Gewohnheiten abzubringen und für edlere Regungen empfänglich zu machen. Für den Erfolg ihrer verdienstlichen Bemühungen haben sie meine herzlichsten Gebete, und es gereichte mir zum nicht geringen Vergnügen zu erfahren, daß sie von uns glauben, wir hätten gleichfalls etwas weniges dazu beigetragen den Weg zur Einführung des Evangeliums ihnen etwas leichter und ebener zu machen, als er vor unserer Ankunft auf der Gruppe gewesen.

## Sechstes Capitel.

Die Sandwichinseln im Jahr 1840.

Nachdem das Geschwader aus den Riffen heraus war, gab ich dem Porpoise ein Zeichen sich von uns zu trennen, um zur Ausführung der Befehle zu schreiten, welche ich dessen Commandanten gegeben hatte. Sodann beorderte ich den Tender, an dem Seeriff entlang bis nach der Round-Insel zu segeln, ehe er seine Fahrt nach Oahu in der Sandwich-Gruppe antrete. Der Vincennes und Peacock setzten ihren Weg gemeinschaftlich nach Norden fort und gingen am 13ten von der östlichen in die westliche Länge über, wo wir in Folge davon unsere Tagesrechnung änderten. Zugleich verloren wir den regelmäßigen Passatwind und begannen veränderliche Winde und leichte Windstöße zu spüren. Da ich nun mit dem Capitän Hudson alle nöthigen Vorkehrungen getroffen hatte, so beschloß ich, daß die Schiffe sich von einander trennen sollten. Dadurch hoffte ich eine Beschleunigung unserer Fahrt nach Oahu zu erzwecken, eine Sache von Wichtigkeit in Betracht unserer geringen Lebensmittelvorräthe. Ferner ergab sich aus dem Verfolgen verschiedener Richtungen noch der weitere Vortheil, daß man dadurch bessere Gelegenheit hatte nach einigen zweifelhaften Inseln zu suchen und Nachrichten über die Strömungen und Winde zu sammeln. Die Schiffe trennten sich deßhalb am Abend des 14ten von einander.

Am 19ten sahen wir ein Eiland in der Nähe der Stelle, welche als Kemins- oder Gardner's Insel bezeichnet ist. Dieser Platz liegt unter 4° 37′ 42″ S. B. und 174° 40′ 18″ W. L. Es ist eine niedere Koralleninsel mit einer seichten Lagune in der Mitte, zu welcher keine brauchbare Einfahrt führt; doch ist das Riff auf der Westseite so nieder, daß die See zur Zeit der Fluth in die Lagune fließt. Nachdem man dem Eilande nahe genug gekommen, wurden die Boote losgemacht, und es landeten einige Officiere und Matrosen, nachdem sie eine gefährliche Brandung passirt hatten, welche sich mit Heftigkeit an dem Theile des Riffs bricht, über welchen die Fluth in die Lagune strömt. Der übrige

Theil des Riffs, welches die Insel bildet, besteht aus weißem Korallensand, ist etwa 300′ breit und hat eine Vegetation, welche, unähnlich der der übrigen niedern polynesischen Eilande, des niedern Gestrüppes entbehrt. Es gab sehr viele Vögel auf der Insel, die sehr zahm waren, namentlich die Tropenvögel, welchen die Matrosen ihre schönen Schwanzfedern ausrissen, während sie im Neste saßen, und zwar ohne daß sich die Vögel dadurch im mindesten hätten stören lassen. Außer den Vögeln fand man auch eine große Art Ratten auf dem Eilande.

Die Fluth geht hier stark nach Norden, und der Unterschied der Ebbe und Fluth beträgt $4\frac{1}{2}$′. Man sah auf der Insel keine Korallenblöcke und sie erhebt sich weniger hoch über das Wasser als die weiter östlich gelegenen. Der Boden schien dagegen hier besser zu seyn, da der Korallensand feiner und mit mehr vegetabilischer Erde gemischt ist. Diesem Umstande mag es auch zuzuschreiben seyn, daß die Bäume hier größer sind, denn obgleich von derselben Art wie auf den übrigen Inseln, deren wir bereits Erwähnung gethan, erreichen sie doch eine Höhe von 40′ bis 50′. Bei hellem Wetter kann man die Insel auf eine Entfernung von fünfzehn Meilen sehen. Da ich glaube, daß dieß die von Capitän Gardner entdeckte Insel ist, so behielt ich diesen Namen bei.

Am Morgen des 19ten entdeckte man vom Mastkorb aus eine Brandung, und gegen Mittag sah man eine kleine Insel, welcher ich den Namen des Mannes gab, der sie zuerst erblickt hatte — M'Kean's-Eiland; Nachmittags wurden Boote zu ihrer Untersuchung abgesendet. M'Kean's-Eiland besteht aus Korallen, Sand und Felsen, ist drei Viertelmeilen lang und eine halbe Meile breit. Sie erhebt sich fünfundzwanzig Fuß über den Spiegel des Meers und hat keinen Pflanzenwuchs, außer spärliches grobes Gras. Die Brandung war zu heftig, als daß man hätte landen können. Unsere Beobachtungen ergaben für M'Kean's-Eiland eine Lage unter 174° 17′ 26″ W. und 3° 35′ 10″ S. B. Ihre Entfernung von der Kemins-Insel beträgt etwa sechzig Meilen.

Am 26sten entdeckten wir Land, das sich als eine Lagunen-Insel erwies, etwa sechzig Meilen westlich von der Stelle der Sydney-Insel. Um zehn Uhr, wo wir ihr nahe gekommen waren, wurden die Boote herabgelassen und um eine Seite des Eilandes herumgeschickt, während das Schiff an der andern hin-

segelte. Diese Insel wurde auf keiner Karte gefunden; ich nannte sie deßhalb Hulls-Insel, zu Ehren jenes ausgezeichneten Officiers der nordamerikanischen Seemacht. Sie ist ohne Zweifel schon häufig für die Insel Sydney gehalten worden. Ihr nordwestlicher Punkt liegt unter 172° 20′ 52″ W. L. und 4° 29′ 48″ S. B. Zu unserer großen Ueberraschung fanden wir auf der Insel eilf Kanakas von Taheiti nebst einem Franzosen, der vor fünf Monaten hier zurückgelassen worden war, um Schildkröten zu fangen, von denen sie achtundsiebenzig Stücke hatten. Der Franzose war unwohl und wir sahen ihn nicht, allein drei Kanakas kamen an Bord und blieben kurze Zeit da. Sie kannten die Insel Sydney, von der sie sagten sie liege sechzig Meilen westlich; auch seyen gegen Norden zu noch zwei kleine Inseln, aber sonst keine in der Nähe. Sie bemerkten, sie hätten die Sydney-Insel schon besucht und sie gleiche der, auf welcher wir sie gefunden hätten. Hull's Insel hat ein wenig frisches Wasser und einige Kokosnußbäume, aber sonst wenig Verführerisches zu einem Besuche, selbst um Schildkröten zu fangen. Der Werth der in ihrem Besitz befindlichen konnte kaum die Kosten decken.

Wir segelten nun nach dem Eiland Sydney und fuhren tief in die Nacht hinein, bis das Gekreisch der Vögel uns warnte, daß es gerathener seyn möchte beizulegen und den Morgen zu erwarten. Der Morgen war stürmisch, es wehte ein heftiger Wind aus Osten und man sah kein Land. Bis gegen Mittag konnte man keine Beobachtung machen, aber bald darauf wurde vom Mastkorb aus Land im Nordwesten entdeckt, das sich als die Hulls-Insel herausstellte. Zugleich ersahen wir aber auch, daß wir von einer südwestlichen Strömung weit abgezogen worden waren, und ich fand, daß wir, um die Insel bei diesem Wind zu erreichen, viel Zeit verlieren würden. Deßhalb beschloß ich zuerst die Eilande aufzusuchen, welche im Norden liegen sollten. Mit einem Südostwinde segelten wir nordwärts und sahen mit Tagesanbruch eine Insel zwölf Meilen westlich, welche die Birnias-Insel war. Um zehn Uhr entdeckten wir ein anderes Eiland, Enderburys, für welches unsere Beobachtungen eine Lage unter 3° 8′ S. B. und 171° 08′ 30″ W. L. ergaben. Bei der letztern Insel brachten wir den größten Theil des Tags zu, indem wir Beobachtungen über die Tiefe des Meeres anstellten,

das ein etwas eigenthümliches Aussehen hatte. Die Insel ist eine Koralleninsel mit einer trockenen Lagune, von dem gewöhnlichen Korallenriff umgeben, das von dreißig bis hundertundfünfzig Fuß breit ist und etwas über die Endspitzen der Insel hinausreicht. Die größte Höhe wurde zu achtzehn Fuß gefunden. Sie besteht fast aus lauter Korallenplatten mit Sand vermischt. Diese Platten haben den schon früher erwähnten sonoren oder hellen Ton und bestehen gleichfalls aus festem Korallenstein. Der Grund der Lagune ist ganz aus solchen Platten gebildet und liegt an manchen Stellen tiefer als der Meeresspiegel zur Zeit der Fluth. Die Platten sind auf alle Weise auf und übereinandergesetzt und gewöhnlich von der Dicke eines Grabsteins. Sie sehen aus als hätten sie vordem einmal ein großes Pflaster gebildet, das nun auf alle Weise aufgebrochen und, wenn nebeneinander gelegt, nach einer übersichtlichen Schätzung einen weit größern Raum, als die Insel hat, bedecken würde.

Das Eiland ist 3 M. lang und 2½ M. breit. An der Südspitze ist es am breitesten, und dort befinden sich auch zwei Klumpen verbutteter Pflanzen und Gestrüppes, aus Cordia, Tournefortia, Portulaca, Boerhaavia u. s. w. bestehend. Die Nordspitze ist fast von aller Vegetation entblößt, mit Ausnahme einer kleinen Schlingrebe (Convolvulus maritimus). Hier ist die Lagune sehr sichtbar. Auf der Ostseite befindet sich ein kleiner Canal, durch welchen das Wasser zur Zeit der Fluth wahrscheinlich in die Lagune fließt, wo es allmählich wieder ausdünstet, Auf der Westseite der Insel fanden wir eine Menge Triftholz, das gerade auf der Spitze der aus Korallenplatten bestehenden Bank lag. Einige von den Stämmen waren sehr groß, fünfzig bis sechzig Fuß lang und hielten zwei bis drei Fuß im Durchmesser. Der Umstand mit diesem Triftholz könnte zu der Vermuthung führen, daß während der westlichen Passatwinde die Luft- und Wasserströmungen unter dem Aequator sich von den westlichen Inseln bis hieher ausdehnen. Die Oertlichkeit, wo wir diese Stämme fanden, wäre ein Beweis, daß das Wasser zu Zeiten sehr hoch steigt, und das Eiland völlig überschwemmt seyn muß. Es fanden sich auch Ratten hier, die ihre Nester auf kleine Gebüsche von 18″ bis 2′ hohem Gras gebaut hatten, während die der Vögel auf dem Boden waren.

Da ich einsah, daß wir, wegen des nur noch geringen Vorraths an Lebensmitteln, unsern Weg nach den Sandwichinseln so schnell als möglich zurücklegen müßten, so segelte ich gegen Norden, nachdem wir dreizehn Tage in dieser Gegend zugebracht hatten. Am 10ten September trafen wir unter 8° N. B. und 161° 10′ W. L. auf die nordöstlichen Passatwinde. Am 20sten entdeckten wir die Insel Kauai, welche gebirgig ist und sich von NNW. nach ONO. erstreckt. Am 23sten September erblickten wir die Insel Oahu. Das Aeußere derselben ist keineswegs einladend; sie hat mehr Aehnlichkeit mit der wüsten Küste von Peru als irgendeine andere der polynesischen Inseln, welche wir besucht hatten, und scheint ebensowenig angebaut zu seyn. Auf den ersten Anblick hin würde man das Land wüste und felsig nennen. Der Boden ist an manchen Stellen sehr zerrissen und erhebt sich zu hohen Spitzen, die hie und da durch tiefe Schluchten von einander getrennt sind, und nur geringe Vegetation haben. Nach den veröffentlichten Beschreibungen der Hawaii-Inseln erwartete ich in ihnen und besonders in Oahu einen vollkommenen Garten zu finden, und war geneigt diese meine Enttäuschung dem Umstande zuzuschreiben, daß wir uns von der Leeseite näherten, was ungewöhnlich ist; allein ich muß zu meinem Bedauern gestehen, daß die Insel von keiner Seite aus ein einladendes Aussehen hat.

Um vier Uhr sahen wir die Stadt Honolulu, welche von der See aus sichtbar ist und mit ihren Kirchen und Thürmen mehr als irgendeine andere polynesische Insel die Idee eines civilisirten Landes erweckt. Da es zu spät war um den Ankerplatz zu erreichen, so beschloß ich bis zum Morgen des 24sten windwärts zu laviren, wo wir sodann um 8 Uhr 30 Minuten Vormittags Anker warfen und den Tender antrafen, der einige Tage vor uns hier angelangt war. Honolulu zeigt, selbst auf größere Entfernung, viele in europäischer Weise gebaute Häuser mit Fenstern und verschiedenen Thürmen, welche sich über die Häuser erheben. Auch sieht man einige große Gebäude, welche noch im Bau begriffen sind. Die einheimischen Häuser mit Rohrdächern schlagen übrigens vor, wodurch der Charakter einer polynesischen Stadt erhalten bleibt und ihr der Stempel der Halbcivilisation aufgedrückt wird. Dessenungeachtet weilt der Blick mit Ver-

gnügen auf ihr, da man augenscheinlich sah, wie sie in Folge des Fortschrittes sich änderte. Seit mehreren Jahren sind hier auch Nordamerikaner angesiedelt, welche jetzt die Mehrzahl der fremden Ansiedler ausmachen. Viele von uns erwarteten auch Freunde zu treffen und alle wußten, daß man der Ankunft des Geschwaders sehnsüchtig entgegensah, während wir gewiß erwarten durften eine Menge Briefe bereit zu finden, welche uns Nachrichten aus der Heimath bringen sollten.

Der Anblick des Landes von unserm Ankerplatze aus war dürr; die Ebene, auf welcher die Stadt steht, ist beinahe ohne alles Grün und zeigt nur einige wenige zerstreut liegende Häuser. Diese Ebene dehnt sich östlich und westlich vor der Stadt aus, während hinter ihr das Gelände allmählich zu dem Nuuanu-Thal ansteigt. Der Eingang dieses Thals mit den grünen Taropflanzungen gewährt dem Auge einen angenehmen Ruhepunkt, wenn dasselbe auf der zerklüfteten und öden Umgebung umhergeschweift. Das Fort mit seinen zahlreichen Schießscharten und die in dem vom Riff eingeschlossenen Hafen liegende Flottille geben dem Ganzen ein Ansehen von Bedeutung wie man es auf einer polynesischen Insel wohl nicht erwartet. Die Rhede ist sicher, ausgenommen in den Wintermonaten, wo manchmal südwestliche Stürme wehen, allein es kamen dergleichen während des Aufenthaltes der weißen Missionäre seit fast zwanzig Jahren nicht vor.

Hr. Brinsmade, unser Consul, war so gütig uns die zahlreichen Briefe zu schicken, welche uns erwarteten und deren Inhalt wir gierig verschlangen, da wir seit fast einem ganzen Jahre ohne Nachricht von Haus waren. Ich ging ans Land um Anstalten zu treffen, das Schiff in den Hafen zu bringen und einen geeigneten Ankerplatz ausfindig zu machen. Bei unserer Landung herrschte große Bewegung und es zeigten sich dem Auge so scheckige Gruppen, daß man ihre Kleidung oder ihr Aussehen nur schwer beschreiben könnte. Es gibt aber auch wenig Plätze, wo in Beziehung auf Kleidung und Sprache eine so große Verschiedenheit herrscht, wie zu Honolulu. Die Mehrheit trug abgetragene europäische Kleider, zum Theil auf die allersonderbarste Weise. Allein im Durchschnitt war die Menge sehr spärlich bekleidet, die einen nur halb, die andern ohne Hemd, keiner voll-

ständig, und einige gar nur mit dem Maro. Ich erwartete mehr Civilisation zu finden. Die Weiber waren alle in lange lose Röcke, Badhemden gleich, gekleidet und viele von ihnen schäckerten im Wasser, wie wenn es das Element wäre, in dem sie geboren worden. Einige Eingeborne trugen die einfache Tapa über die Schultern geworfen, was ihnen ein weit würdigeres Aussehen gab, als diejenigen hatten, welche in abgetragene Kleidungsstücke gehüllt waren. Man sagte mir übrigens, ich solle nicht zu schnell über das Volk urtheilen, denn es präsentire sich nicht eben schön.

Auf dem Platze zeigte sich große Geschäftigkeit, welche hauptsächlich von der Ausbesserung mehrerer Schiffe herrührte, bei welcher die Eingebornen sich betheiligten. Die Landung geschieht an einem kleinen auf Pfählen errichteten Kai, und es schien daß derselbe für die gerade im Hafen liegenden Schiffe eine hinreichende Aushülfe sey. Die Zahl derselben betrug neun.

Die Eingebornen stehen in Bezug auf Farbe zwischen den Tongesen und den Fidschis. Die Gruppirung der aus Luftziegeln erbauten Mauern, der europäischen Häuser mit Piazzas, einheimischen Gebäuden und Pulperias war eben so auffallend als die Verschiedenheit in Race und Kleidung, von den Chinesen in ihren weiten Hemden, Pumphosen und breitkrämpigen Strohhüten bis zum wohlgekleideten Europäer im Tuchüberrock, und straff angezogenem Beinkleid. Alles ist erdfarbig, mit Ausnahme einiger grünen Fensterläden. Die Straßen, wenn man sie so heißen will, haben keine Regelmäßigkeit in Beziehung auf die Breite, und man watet bis an die Knöchel in feinem Staub und Sand. Man gibt sich nur wenig Mühe sie vom Unrath frei zu halten, und an einigen Orten werden die Geruchsnerven höchst unangenehm durch widrige Kothlöcher berührt, in welchen feiste Schweine behaglich herumwühlen. Eines derselben, das man uns als dem König gehörig bezeichnete, war tabued und demzufolge ein bevorrechtetes Wesen. Der Spaziergang am Ufer war indeß, nach einem so langen Aufenthalt an Bord, äußerst angenehm.

Am Morgen des 25sten gingen wir mit dem Lootsen an Bord unter Segel und fuhren in den Hafen ein. Da hätte man denken können, daß die Gefangenen in Bedlam losgelassen

worden seyen. Das ganze Ufer, Hafen, Fort, Boote, Schiffe, Dächer waren mit einer Masse Menschen bedeckt, die ein fortwährendes Geschrei ertönen ließen; denn bei der Ankunft eines Kriegsschiffes ist ganz Honolulu auf den Beinen und am Gestade oder auf den Dächern. Es ist nicht Neugierde allein, welche diese Aufregung verursacht, denn es kommen häufig Kriegsschiffe an, sondern sie betrachten das Ereigniß vielmehr als eine Art von Goldregen, der auf sie niederfällt, und deßwegen malt sich neben dem freundlichen Empfang Freude und Vergnügen auf jedem Gesicht.

Im Verlauf des Tages besuchten uns die fremden Consuln, Ansiedler und Missionäre an Bord, und hießen uns herzlich willkommen auf der Insel, indem sie uns zugleich allen Beistand anboten, der in ihrer Macht liege. Dieser freundliche Empfang, welcher uns sowohl von Fremden als Eingebornen zu Theil wurde, freute uns sehr und ließ uns mit einemmale ganz heimisch werden. Unsere Ankunft war schon seit einem halben Jahre ängstlich erwartet worden. Der Gouverneur Kekuanaoa stellte das dem Kekauluohi gehörende große steinerne Gebäude, das in dem Hofe liegt, in welchem sich die Gruft der königlichen Familie befindet, zu meiner Verfügung. Da diese Gruft gerade einige Ausbesserungen erlitt, so standen die Staatssärge, welche mit Sammt und Goldtuch reich verziert sind, und worunter zwei sich befanden, in denen die Leichname des verstorbenen Königs Liho-liho und seiner Frau mit der Fregatte Blond von England gebracht worden waren, in dem Haus, das ich einnehmen sollte. Der Gouverneur hatte sie jedoch alsbald in die Gruft zurückbringen lassen. In zwei Tagen war ich behaglich eingerichtet, stellte meine Instrumente auf und machte mich bereit die Uferuntersuchungen zu beginnen.

Ich war nun im Stande meine Operationsplane auszuführen; die Schiffe wurden mit aller Anstrengung zum Dienste hergerichtet, indem die eine Hälfte der Mannschaft an Bord zur Ausbesserung zurückbehalten wurde, während die andere Hälfte frei hatte. Die Dienste, zu welchen ich die Schiffe des Geschwaders verwenden wollte, waren folgende: Capitän Hudson sollte mit dem Peacock und dem Tender nach der Samoa-Gruppe zurückkehren, die von dem Flying-Fish und den Booten auf der Südseite von Upolu angestellten Untersuchungen, in welchen ich

Versehen entdeckt hatte und Nachlässigkeiten vermuthete, revidiren, mehrere kleine und zweifelhafte Eilande, welche unter dem Aequator liegen sollten, aufsuchen und die wenig bekannten Gruppen der Ellice- und Kingsmill-Inseln besuchen; ferner sich nach dem Schicksal des Capitän Dowsett, welcher einen mit dem Wallfischfang bei den Pescadoren beschäftigten amerikanischen Schooner befehligte, erkundigen und Entschädigung für die Wegnahme der amerikanischen Brigg Waverley auf der Strongs-Insel zu erlangen suchen. Da ich durch die Ankunft des Porpoise die Ermordung des Gideon Smith auf Upolu erfahren hatte, so schloß ich in meine Befehle an Capitän Hudson den Auftrag ein, die nähern Umstände des Verbrechens zu untersuchen und die Frevler zu strafen. Auch gab ich ihm die Weisung nach dem magnetischen Aequator unter 160° W. L. zu suchen und demselben westwärts zu folgen. Nach Vollziehung dieser Aufträge sollte er dann die Insel Ascension besuchen und sich gegen Ende des kommenden Monats April im Columbia-Fluß mit mir vereinigen. Diese Weisungen schlossen ein weites Gebiet ein, das, so viel ich erfahren, nur erst wenig bekannt ist, aber von unsern Wallfischfängern fortwährend befahren wird. Eine nähere Erforschung mußte daher für diesen wichtigen Zweig der Industrie von höchstem Nutzen seyn.

Den Porpoise beabsichtigte ich zu einer genaueren Untersuchung einiger Inseln in der Paumotu-Gruppe oder dem niedern Archipel zu verwenden, die mir während unseres Besuchs im verflossenen Jahr nicht möglich gewesen war. Er sollte alsbald nach seiner Ankunft in der Gruppe eine Abtheilung auf einer der Inseln ans Land setzen, welche etwa sechs Wochen, oder überhaupt so lange das Schiff mit der Untersuchung der übrigen Eilande sich beschäftigte, darauf verweilen sollte. Nach beendigtem Geschäfte war L. C. Ringgold angewiesen Taheiti zu berühren und von da, nachdem er Penrhyn und die Flints-Inseln untersucht, noch vor dem 1sten April nach Oahu zurückzukehren. Mit dem Vincennes wollte ich selbst nach Hawaii segeln, um hier die Spitze des Manua Loa zu besteigen, Pendelbeobachtungen auf der Höhe und am Fuße des Berges anzustellen, die Krater und die letzten Eruptionen zu beobachten und, wenn dieß geschehen und die Zeit es erlauben würde, nach den Marquesas-Inseln

weiter zu fahren und von da dem magnetischen Aequator entlang nach dem Meridian der Hawaii-Inseln zu segeln, wohin ich vor dem 1sten April zurück seyn wollte, um mit dem Porpoise zusammenzutreffen und in Gemeinschaft mit ihm nach der Nordwestküste unter Segel zu gehen. Ich hielt die Zeit vom 25sten November an für vollkommen hinreichend um bei gehöriger Emsigkeit diese Aufgaben zu lösen, sowie auch den Officieren und der Mannschaft für ihre lange Confinirung auf die Schiffe hinlängliche Erholung zu verschaffen.

Am 25sten hatte ich die Ehre eines officiellen Besuches vom Gouverneur Kekuanaoa. Er ist ein Mann von edlem Aeußern, etwa sechs Fuß groß und verhältnißmäßig breit. Er war in voller Uniform, blau mit Gold gestickt und hatte etwas sehr Militärisches in seinem Wesen. Er wurde von den Officieren und den Marinewachen, sowie mit bemannten Raaen empfangen, zeigte viel Eigenliebe und schien mit der bei solchen Gelegenheiten üblichen Etikette sehr vertraut. Er war mit im Gefolge des Königs Liho-liho bei dessen Besuch in England gewesen und spricht von daher noch ein wenig englisch. Ich setzte ihm ein Frühstück vor und gewährte ihm auch die andern Achtungsbezeugungen, zu welchen sein Rang ihn berechtigte. Er ist einer der höchsten Häuptlinge und war der Gemahl der Kinau, einer Schwester des Kaahumanu. Seine Kinder sind nun die wahrscheinlichen Thronerben, und werden von Herrn und Frau Cooke unterrichtet. Kekuanaoa ist jetzt Gouverneur der Insel Oahu und besitzt viele Energie, wovon ich später Gelegenheit zu sprechen haben werde.

Das Haus, welches ich bewohnte, lag in den östlichen Vorstädten Honolulu's, in der Nähe der Wohnung der Missionäre, und stand in Verbindung mit der Schule für die Kinder des Hrn. Cooke und der Häuptlinge. Die letztere besuchte ich bald nach meiner Ankunft und war über die Ordnung und Reinlichkeit, welche ich fand, sehr erfreut. Herr und Frau Cooke überwachen sowohl die Spiele als die Lernübungen der Kinder und prägen ihnen die Nothwendigkeit der Bildung ein. Es wird ihnen viele Aufmerksamkeit geschenkt, und da sie von jeder Ansteckung von außen her bewahrt sind, so haben sie vieles vor den übrigen Eingebornen voraus. Es war dieß die bestgeordnete Schule, welche ich auf den Inseln fand. Die Kinder, im ganzen eilf Knaben und

Mädchen, wurden gut behandelt und beaufsichtigt. Zweck dieser Schule ist ausschließlich die Erziehung der königlichen Familie, ihre Charaktere zu bilden, sie zu unterrichten und ihre Sittlichkeit zu überwachen. Aus diesem System der Erziehung wird meiner Ansicht nach viel Gutes erwachsen. Doch glaube ich nicht, daß dasselbe den vollen Erfolg, welchen man davon hofft, haben werde, oder daß die Eindrücke, welche die Kinder erhalten, gerade die für Fürsten geeigneten sind. Das System, welches verfolgt wird, zielt nämlich eher auf republikanische Formen hin; doch mag eine gute, praktische, religiöse Erziehung der Erfolg davon seyn. Wie weit dieselbe geführt werden sollte, konnte ich nicht erfahren. Ich habe indeß selten artigere Kinder getroffen als in dieser Schule.

Nach einer nähern Bekanntschaft mit Honolulu erschien es mir in der Civilisation viel weiter vorgeschritten als ich zuerst gedacht hatte, und ich konnte mich nicht ohne Mühe an den Gedanken gewöhnen, unter einem polynesischen Volke zu seyn, so sehr sind sie von den andern Inselbewohnern verschieden. Die Lage der Stadt Honolulu ist nicht schön, und ihr Plan zeugt ebensowenig von Geschmack; doch gibt es eine große Anzahl bequemer Wohnungen, die von jungen Bäumen eingefaßt und mit den Rohrhäusern der Eingebornen untermischt sind. Die Straßen haben keine Bäume, und die Eingebornen und hier wohnenden fremden Ansiedler scheinen keine Lust zu haben sie in der Stadt zu pflanzen, was mich überraschte, da dieß offenbar eine weit größere Annehmlichkeit gewähren würde als manches andere. Die hohen Mauern aus Luftziegeln, welche sich aus Südamerika hieher verpflanzten, vermehren, so passend sie auch an und für sich seyn mögen, weder die Schönheit noch die Annehmlichkeiten Honolulu's; denn da man sie verfallen läßt, so werden sie in einem so trockenen Klima durch die Menge feinen Staub, welchen die Passatwinde jeden Tag einige Stunden lang umhertreiben, nicht wenig beschwerlich. Allein diese staubigen Straßen und trockenen Ebenen kann man in wenigen Minuten mit einem der angenehmsten und lieblichsten Klimate der Welt vertauschen — nämlich durch einen kurzen Ritt in das Thal Nuuanu; der Contrast ist so groß, als ob man aus der kalten in die warme Zone käme. In diesem Thale haben einige Herren

von Honolulu Landhäuser, welche ihnen während der heißen Jahreszeit eine angenehme Zurückgezogenheit bieten.

Das Thal Nuuanu wird durch einen Bruch in der vulkanischen Centralkette von Oahu gebildet; es steigt von der Stadt aus allmählich an, ist etwa sieben Meilen lang und am Eingang eine halbe Meile breit. Es verengert sich allmählich, bis es die Nordseite der Gebirgskette erreicht, wo es plötzlich mit einem eilfhundert Fuß tiefen Abgrund, Pali genannt, endigt. Hier streicht der Passatwind zwischen den zwei 1500′ hohen Bergspitzen mit Gewalt durch, während sich um die Berghöhen die Wolken verdichten, deren Wasser beständig in kleinen Silberbächen die Abhänge herunterrieselt, auf allen Seiten von Felsen zu Felsen springt, in der Mitte des Thals zusammenfließt und einen großen Bach bildet, den die Eingebornen wieder getheilt haben, damit er allen Theilen der Ebene Fruchtbarkeit und Ueppigkeit verleihe.

Die Schönheit des Thals ist beim Eintritt in dasselbe manchmal überraschend durch die Wirkung von Licht und Schatten, welch' letztere durch die Wolken hervorgebracht werden, die man an den Bergspitzen hängen sieht und von welchen diese zurückgehalten werden. Manchmal entfernen sie sich von den Gipfeln, werden aber mit nur vermehrter Stärke wieder angezogen und fliehen über das Thal hin, indem sie fruchtbare Wasserschauer über dasselbe ergießen und alle Arten von Regenbogen bilden, während der ganze westliche Himmel ein glänzendes Sonnenlicht ist. Dann und wann nehmen auch die Sonnenstrahlen von dem Thale Besitz, was einen beständigen und plötzlichen Wechsel von Regenschauern und Sonnenschein verursacht.

Das Haus, welches der Gouverneur Kekuanaoa freundlichst zu meiner Verfügung stellte, war ein doppeltes, von zwei Stockwerken, mit Piazzas vorn und einem Flügel auf der einen Seite; es gewährte hinreichenden Raum für alle mit den mathematischen Aufnahmen verbundenen Arbeiten, und ich benützte die Gelegenheit, alle bis jetzt entworfenen Karten zu revidiren und zu vervollständigen. Die Schiffe erfuhren die nöthige Ausbesserung; die Officiere, welche nicht an Bord nöthig waren, wurden mit der Aufsicht beauftragt, und statteten mir täglich um 9 Uhr Morgens Bericht am Observatorium ab, wo sie bis 4 Uhr Nach-

mittags beschäftigt wurden; andere hatten fortdauernd Arbeit am Observatorium, wieder andere wurden zur Aufnahme der einzelnen Inseln abgeordnet, so daß unser Aufenthalt zu Honolulu einer der geschäftvollsten Zeiträume der ganzen Kreuzfahrt war.

Das Haus war, obgleich bequem, selten von seinen Eigenthümern bewohnt, denn diese ziehen die Grashäuser vor, welche für ihre Lebensweise und das Klima besser passen, und wenn man sie in dem Zustande erhalten könnte, wie sie gleich nach der Erbauung sind, so wären sie in der That sehr angenehme Wohnungen. Die Häuptlinge setzen einen Stolz darein, ein europäisches Haus zu besitzen, das aus Korallenblöcken aufgeführt ist, welche man von den Riffen westlich von der Stadt holt; dieß ist eine unerschöpfliche Steingrube. Die Blöcke finden sich in Schichten von 1′ bis 2′ Dicke, und man kann sie fast von jeder Größe haben. Ein Fremder hatte diesen Steinbruch von der Regierung gepachtet.

Wir hatten gute Gelegenheit, die Fortschritte, welche die Civilisation der Inseln unter der neuen Einrichtung der Regierung machte, sowie das Gute zu beobachten, welches die Missionäre bereits gethan; allerdings herrscht noch große Zügellosigkeit und Lasterhaftigkeit, aber es wäre höchst ungerecht, die Schuld auf die Missionäre zu werfen, denn ohne ihre Bemühungen stünden die Sachen noch viel schlimmer. Die niedern Classen der Fremden, welche auf diesen Inseln sich angesiedelt haben, sind ein starkes Hinderniß größerer Sittlichkeit, da sie meist Kneipen, Speisehäuser für Matrosen und Branntweinschenken errichten. Jede Lockung, welche Matrosen von ihrer Pflicht abziehen, wird ihnen hier geboten. Solche Leute müssen allenthalben schädlich wirken, und daß es hier nicht in noch höherem Grade der Fall ist, dankt man hauptsächlich der Aufmerksamkeit und Energie des Gouverneurs, aber auch der wachsamen Aufsicht der Missionäre über die Eingebornen. Damit will ich indeß nicht behaupten, daß das Verfahren der Missionäre in allen Beziehungen günstige Folgen haben müsse, aber jedenfalls sind sie eifrig bemüht die Wohlfahrt der Gesellschaft, in der sie leben, zu befördern, und ich halte es darum für meine Pflicht, ihre täglichen und stündlichen Bemühungen zur Förderung der moralischen und religiösen Interessen der Eingebornen nicht bloß durch Lehren,

sondern auch durch Beispiele offen anzuerkennen. Ich habe wie mit den Missionären, so mit ihren Gegnern gesprochen, aber selbst diese letztern haben mit wenigen Ausnahmen einen mildern Ton gegen die ersteren angestimmt. Dagegen herrschte Krieg zwischen Engländern und Amerikanern, was der Scandalsucht reichliche Nahrung gab. Die Missionäre enthielten sich weislich aller Einmischung in diesen Streit, und der Gouverneur behauptete mit Energie und Anstand, sowie mit Unparteilichkeit die Herrschaft der Gesetze.

Der König Kamehameha III, welcher Befehl gegeben hatte nach ihm zu schicken, sobald der Vincennes angelangt sey, kam von Maui nach Honolulu am 19. Sept. Am nächsten Tage besuchte ich ihn in seiner Behausung nahe beim Fort, begleitet von unserm Consul, Hrn. Brinsmade, und vielen unserer Officiere und Naturforscher. Ein Soldat in Scharlachuniform stand Schildwache vor der Thüre; man führte uns in das Audienzzimmer und stellte uns dem König vor, der mitten unter seinem Gefolge saß. Die Wohnung bestand aus zwei großen, durch Flügelthüren mit einander in Verbindung stehenden Zimmern mit niedriger Decke. Rechts vom König befand sich Kekauluohi, eine Tochter Kamehameha's I., welche als erster Minister fungirte; außerdem war anwesend Kekuanaoa, Gouverneur von Oahu, Herr Richards, des Königs Dollmetscher und Rathgeber, Haulilio, John Young und die Officiere der Leibwache.

Der König trug einen blauen Rock, weiße Beinkleider und Weste; wie wir später erfuhren, hatte er sich in vollen Staat geworfen, um uns zu empfangen, seine Staatsuniform aber wieder abgelegt, als er uns in gewöhnlicher Uniform herankommen sah. Sein Aussehen ist einnehmend: er ist ziemlich kräftig gebaut, über Mittelgröße, hat ein gutmüthiges Gesicht und gefällige Manieren. Am meisten zog jedoch Kekauluohi unsere Aufmerksamkeit auf sich. Diese Dame ist über sechs Fuß hoch, breit gebaut und sehr fett. Sie war in gelbe Seide gekleidet, mit ungeheuern Gigotärmeln, und trug eine Tiara von schönen gelben, mit einigen scharlachrothen untermengten, Federn. *) Unter den Federn

*) Diese Federn gehören zu den berühmtesten Erzeugnissen in diesen Inseln, und man kann sich einen Begriff von ihrer Kostspieligkeit

erhob sich ein großer Schildkrotkamm, der ihr straffes, schwarzes Haar zusammenhielt. Sie saß in einem großen Armstuhl, über den ein aus denselben Federn wie ihre Tiara gearbeiteter Mantel gebreitet war; an ihren Füßen trug sie weiße baumwollene Strümpfe und Männerschuhe. Sie war eine der merkwürdigsten Gestalten die ich je sah. Das Gespräch ging durch die Dollmetschung des Herrn Richards leicht vor sich, und ich nahm einen günstigen Eindruck von dem Verstande der königlichen Familie dieser Inseln mit mir. Eins ist gewiß, daß sie an Körpergröße keiner Familie nachstand, die mir je vor die Augen kam.

Ich gab sodann die Besuche zurück, die ich von den fremden Residenten empfangen hatte, und suchte dann auch die Missionäre auf, die, gelegentlich bemerkt, keineswegs so luxuriös wohnen als man es zuweilen dargestellt hat. Nahe bei den Wohnungen der Missionäre sind die Druckereien, in denen lauter Eingeborne, und zwar sehr fleißig arbeiten. Ihre Beschäftigung ist ein Weg zur Beförderung, denn die Kenntnisse und die Gewohnheit des Fleißes, die sie erwerben, heben sie über ihre Landsleute, und so werden sie schnell theils als Lehrer, theils als Beamte verwendet. Man hat hier bereits die ganze Bibel in mehr als 11000 Exemplaren gedruckt, und es erscheinen zwei Wochenschriften, eine englische, the Polynesian, und eine andere in der Hawaii-Sprache, welche von den Eingebornen allgemein gelesen wird. Eben so werden viele Abhandlungen zum Theil von einheimischen Verfassern gedruckt, worunter ich einen David Maro nenne, der die Missionäre auf alle Weise, namentlich auch durch sein Beispiel unterstützt.

Die Missionäre, unter deren Leitung die Eingebornen aus der Barbarei sich emporhoben, fanden in dem Verkehr mit Fremden viel mehr Hindernisse als Unterstützung, namentlich von Seite

machen, wenn man weiß, daß jeder Vogel nur einige wenige hat, und daß man zu einem Kopfputz einige Tausende braucht. Der Kranz, den Kekauluohi trug, wurde auf 250, und ihr Kleid auf 2500 Dollars geschätzt. Die Vögel (Melithreptes pacifica) werden mit Vogelleim, der aus der Pisonia gewonnen wird, gefangen, und dieser Fang bildet einen Gewerbszweig der Bergbewohner. Ein solcher Federschmuck ist das Symbol eines hohen Rangs.

der Consuln der zwei europäischen Mächte. Alle Gesetze und Verordnungen der Könige und Häuptlinge gegen Laster und Ausschweifungen wurden nicht bloß verspottet, sondern man bot ihnen offen Trotz, weil sie die Interessen einiger der hier angesiedelten Personen verletzten. Versuchte man denselben mit Gewalt Achtung zu verschaffen, so erfolgten Einsprüche und Drohungen. An diesen Streitigkeiten nahmen die Missionäre selten auch nur als Rathgeber Theil, da aber die Streitigkeiten sich sehr häufig erneuerten, so suchten der König und die Häuptlinge einen brauchbaren Rathgeber aus den Vereinigten Staaten herbeizuziehen, und da dieß mißlang, so baten sie Herrn Richards, einen der Missionäre, das Amt zu übernehmen. Dieß war ein fähiger Mann, mit den Einrichtungen der Inseln sehr wohl vertraut, aber an die kleinlichen Zänkereien der fremden Consuln nicht gewöhnt. Man kann dieses nicht als Beweis eines ungebührlichen Einflusses der Missionäre ansehen, und zudem hatte er auch keine Stimme im Rath, der von dreizehn Häuptlingen ersten Ranges, darunter vier Frauen, gebildet wird; alle zeichnen sich durch das Bestreben aus, mit Gerechtigkeit und Billigkeit die ihnen vorgelegten Gegenstände zu entscheiden.

Am 2. October empfing ich einen Besuch von Herrn Richards, der mir den Wunsch des Königs ausdrückte, daß ich ihn besuchen möchte. Ich fand ihn in dem großen Grashause, das der Gouverneur Kekuanaoa für ihn gebaut hatte.*) Er sprach mir von der Art, wie Fremde sich in die Regierungsangelegenheiten eingedrängt und ihm unbillige Maßregeln abgenöthigt hatten, so namentlich den Vertrag, welchen ihn Capitain Laplace von der französischen Fregatte Artemise zu unterzeichnen zwang. Diejenigen unter den Fremden, welche dem Einfluß der protestantischen Missionäre auf die Sitten der Hawaier abgeneigt waren, hofften durch Herbeirufung katholischer Priester Sectenhaß zu erregen und die Fortschritte der protestantischen Missionen zu hemmen. Sie

*) Dieser Bau ist etwa 60 Fuß lang und 40′ breit; enthält nur ein Zimmer, das aber durch bewegliche Wände in mehrere Abtheilungen getheilt ist. Der Boden ist mit Matten bedeckt, das Ganze sehr passend für das heiße Klima, und der Geruch des Grases sehr angenehm und erfrischend.

veranlaßten deßhalb katholische Priester, sich im Gebiet von Hawaii niederzulassen, in directem Widerspruch mit dem Gesetz, welches die protestantische Religion für die einzig geduldete erklärte; dieß hatten der König und die Häuptlinge festgesetzt, in der Ueberzeugung, daß zweierlei Glaubensformen nur Streit und Verwirrung erzeugen würden. Der erste katholische Priester landete im Jahr 1827, wurde von allen Classen, auch von den Missionären freundlich empfangen, und obgleich das erste Messelesen Aufsehen und Unwillen erregte, trat doch keinerlei Störung ein, bis zum Jahre 1830, wo die katholischen Priester verdächtig wurden, den versuchten Aufstand von Liliko befördert zu haben. Die Katholiken galten deßhalb in den Augen der regierenden Classe als die Feinde der gesetzlichen Ordnung, und das spätere Verfahren gegen sie beruht nicht auf religiöser Abneigung, sondern auf politischen Gründen. Man beschloß die Priester aus der Insel zu vertreiben, und schickte sie auf Kosten der Regierung nach Californien.

Erst im Jahr 1836, wo der Geistliche Walsh heimlich landete, wurde ein abermaliger Versuch gemacht, den katholischen Glauben auf diesen Inseln zu verbreiten. Sobald man Hrn. Walsh's Eigenschaft als katholischer Missionär erfuhr, erhielt er Befehl abzureisen, und erst nach wiederholten Bemühungen erwirkte er die Erlaubniß zu bleiben, doch nur unter der Bedingung, daß er nicht versuche seinen Glauben auszubreiten. Als im November desselben Jahres Capitain Russell einen Vertrag mit Kamehameha III schloß, zum Schutze brittischer Unterthanen und brittischen Eigenthums, ward versucht, unter brittischer Flagge irische Missionäre hereinzubringen. Die Brigg Clementine kam mit einer Anzahl katholischer Priester an Bord, die ans Land gingen, was in Oahu große Aufregung zur Folge hatte; sie erhielten sogleich Befehl, sich wieder einzuschiffen und in demselben Fahrzeug abzureisen. Als sie sich weigerten, wurden sie durch Drohungen zum Nachgeben gezwungen, ohne daß man jedoch Gewalt angewendet hätte. Das Schiff, obwohl unter englischer Flagge, gehörte doch dem französischen Consul, als aber die Behörden von Oahu in ihn drangen sein Gewicht geltend zu machen, stellte er jede Befugniß über das Schiff in Abrede, indem solches gemiethet sey.

Nachdem die katholischen Priester sich wieder hatten einschiffen müssen, wurde das Schiff von Eigenthümern und Verfrachtern preisgegeben. Seine Flagge wurde von den Franzosen herabgerissen und von dem brittischen Consul auf öffentlicher Straße verbrannt, bei der Regierung aber stellte man, unter dem Vorgeben, man habe sich desselben mit Gewalt bemächtigt, die Forderung auf ansehnlichen Schadenersatz.

Kaum hatte diese Unterhandlung begonnen, so kam die französische Fregatte Venus, Capt. Du Petit Thouars, und das brittische Schiff Sulphur, Capt. Belcher, an. Die beiden Consuln thaten alles was in ihrer Macht stand, um den Beweis zu führen, daß man sich eine grobe Verletzung der Rechte ihrer Landsleute habe zu Schulden kommen lassen. Die Auftritte, welche dieß zur Folge hatte, waren schmählich; der englische Consul z. B. vergaß sich so weit, daß er einer Frau Namens Kinau, die im Range dem König zunächst stand, die Faust vor das Gesicht hielt; dasselbe that Capitän Belcher Hrn. Bingham, dem Vorstand der amerikanischen Mission, unter der Drohung, ihn an der Raae aufhängen zu lassen. Das einzige Vergehen dieses Geistlichen war, daß er den Dollmetscher gemacht, und daß man meinte er übe Einfluß auf die Regierung aus. Obgleich diese Drohung nur eine eitle Prahlerei war, so rief sie doch große Aufregung hervor. Mit den Franzosen schloß man einen Vertrag ab, und erweiterte den Russell'schen Vertrag mit neuen Artikeln. Beide Befehlshaber versprachen, daß die katholischen Missionäre bei nächster Gelegenheit abreisen und weder predigen noch irgendeinen Versuch zur Verbreitung ihrer Religion machen sollten. Im französischen Vertrag indessen ward hinterher ausgesprochen, daß die Missionäre das Recht besäßen, ihren Glauben zu lehren, obgleich beide Officiere förmlich anerkannt hatten, daß ohne Zustimmung und Erlaubniß der Hawaii'schen Regierung kein solches Recht ausgeübt werden könne.

Einige Monate nach diesen Verhandlungen kam der Bevollmächtigte des Bischofs von Nikopolis mit einigen Gehülfen in Oahu an, konnte aber die Erlaubniß zum Landen nicht erhalten, und das Schiff durfte erst dann in den Hafen einlaufen, nachdem der Eigenthümer die schriftliche Zusicherung gegeben hatte, daß keine Priester ans Land gesetzt werden sollten. Diese Priester kauften nun, im Vereine

mit denen welche nach oben erwähnter Bestimmung sich so bald als möglich wieder einzuschiffen hatten, einen Schooner, und fuhren darin nach der Insel Ascension in der Carolinen-Gruppe.

Der König und die Häuptlinge hielten es nun, um sich gegen künftige Belästigungen zu sichern, für nothwendig ein Gesetz zu erlassen, kraft dessen bei Todesstrafe Jedermänniglich untersagt war den römischen Glauben zu lehren. In Folge dieses Gesetzes wurden einige Eingeborne mit Geldbußen und auf sonstige Weise bestraft. Man that alles Mögliche, um das Gehässige dieses Gesetzes der amerikanischen Mission aufzubürden, und behauptete sie habe die Erlassung desselben durch ihren Einfluß auf König und Häuptlinge erwirkt. Die Falschheit dieser Beschuldigung ward einleuchtend, als achtzehn Monate später durch Vermittelung der Missionäre das Gesetz, insoweit es zur Verhängung von Körperstrafe ermächtigt, zurückgenommen und religiöse Duldung verkündet wurde. Wenn irgendein Tadel sie trifft, so ist es der, daß sie nicht früher die nöthigen Schritte thaten, um den Widerruf einer Verordnung zu erzielen, die in so großem Widerspruch stand mit den staatlichen Einrichtungen des Landes, aus dem sie kamen. Es ist möglich, daß sie warme und aufgeregte Gefühle zu bekämpfen hatten; allein wenn es in ihrer Macht lag, den Widerruf eines Gesetzes, das, wie ihnen nicht entgangen seyn konnte, mit großer Härte gehandhabt wurde, früher zu erzielen, so sind sie durch nichts zu entschuldigen. Diese Saumseligkeit, sey sie nun scheinbar oder wirklich, ist natürlich sowohl in Hawaii als in den Vereinigten Staaten bitter getadelt worden, und hat den zahllosen Unwahrheiten und Irrthümern, die man bezüglich ihres Betragens in andern Dingen verbreitete, einige Wahrscheinlichkeit gegeben. Selbst die Strenge, mit welcher das Gesetz, so lange es in Kraft war, gehandhabt worden seyn soll, war bei weitem nicht so groß als man gewöhnlich angab, und die Berichte hierüber scheinen im allgemeinen sehr übertrieben worden zu seyn.

Die Ankunft des Capitäns Laplace auf der französischen Fregatte Artemise erzeugte eine Krisis, auf welche, wie es scheint, keine Partei vorbereitet war. Man war in Honolulu allgemein der Ansicht, daß die Sendung dieses Offiziers eine Folge der Vorstellungen sey, welche ein geheimer Agent der römischen Mis-

sionäre, Namens Murphy, gemacht habe, ein Mann, den man verdächtigt, der französischen Regierung eingeredet zu haben, daß fortwährend französische Katholiken und Bürger Verfolgungen ausgesetzt seyen. In wiefern dieß wahr seyn konnte, wird sich aus der Thatsache ergeben, daß die Zahl der Unterthanen Frankreichs auf diesen Inseln, mit Einschluß des Consuls, jedoch ohne seine Familie, die englisch ist, nur vier beträgt. Wie werthvoll ferner der Handel war, zu dessen Beschützung es einer Fregatte bedurfte, wird sich gehörig würdigen lassen, wenn man erfährt, daß während der beiden der Sendung des Capitäns Laplace vorangegangenen Jahre nur drei französische Schiffe diese Eilande besucht hatten, und daß sich der Werth ihrer Ladungen bloß auf 20—30,000 Dollars belief. In dem Jahre, welches den Verhandlungen, die ich jetzt erzählen will, folgte, kam sogar nur Ein französisches Schiff an.

Daß irgendein grober Mißgriff begangen worden, geht klar hervor aus dem Inhalte von Capitän Laplace's Manifest, in welchem er anführt, seine Sendung habe insbesondere den Zweck, der schlechten Behandlung welcher französische Unterthanen ausgesetzt seyen, ein Ende zu machen und ihnen die Freiheit ihrer Gottesverehrung zu sichern. Er schreibt die eingebildeten Uebel, worüber er sich beklagt, dem schlimmen Betragen der amerikanischen Missionäre zu, und macht dem König den Vorwurf, er sey von „perfiden Rathgebern" mißleitet worden.

So viel man aus Capt. Laplace's Manifest ersehen kann, hatten seine Verhaltungsbefehle nur auf die religiöse Duldung Bezug; er sollte den französischen Katholiken und den von ihnen bekehrten Eingebornen für die Zukunft eine gute Behandlung sichern. Er verlangte ferner, als Bürgschaft für das künftige Wohlverhalten des Königs und der Häuptlinge, die Summe von 20,000 Dollars, worüber er keine Rechnung abgelegt haben soll; der französische Consul aber suchte, wie sich gleich zeigen wird, das Dazwischentreten des Capt. Laplace zu seinem eigenen persönlichen Vortheile zu wenden. Die Bekanntmachung des Manifests und die übertriebene Forderung, von welcher es begleitet war, erzeugte große Bestürzung in Honolulu und auf der ganzen Insel Oahu. Die fremden Einwohner geriethen in Angst um ihr Eigenthum, das einerseits den Gefahren einer Beschießung,

andererseits der Plünderung der Eingebornen bloßgestellt war; die Eingebornen waren in Schrecken gesetzt über die Forderung einer Summe, deren Bezahlung ihnen unmöglich war; die Missionäre dagegen, mit ihren Frauen und Kindern, waren der Gegenstand einer Aechtung, gegen welche, wie man dem amerikanischen Consul wissen ließ, ihre Nationalflagge sie nicht schützen, noch gegen Beleidigung und Beschimpfung sie wahren konnte. Bis die Forderungen des französischen Capitäns befriedigt waren, wurde der Hafen von Honolulu von ihm in Blokadestand erklärt und jede Verbindung nach auswärts ohne seine besondere Erlaubniß untersagt.

Das Betragen der fremden Einwohner unter diesen Umständen war ein höchst ungewöhnliches. Weit entfernt, die Regierung, unter deren Schutz sie gelebt und ihr Glück gemacht hatten, durch Rath und Haltung zu unterstützen, organisirten sie einen Ausschuß zur Wahrnehmung ihrer eigenen Sicherheit in der drohenden Krisis, bildeten eine Schutzwache, nicht um gegen den einfallenden Feind, sondern um gegen die Eingebornen zu kämpfen, und wandten sich wirklich an Capitän Laplace um Darleihung von Waffen und Schießbedarf, um sie wider diejenigen zu gebrauchen, denen sie so vielfach zu Dank verpflichtet waren. Sie nahmen solchergestalt Partei gegen die einheimische Regierung, welche sie in der äußersten Noth verließen, und mit Leidwesen muß ich anführen, daß die Amerikaner im allgemeinen keine Ausnahme hievon machten, sondern daß einige von ihnen den einheimischen Regenten es überließen, den Kampf mit einem mächtigen Feinde, so gut sie es vermochten, auszufechten. Die geächteten Missionäre wollten dem König und den Häuptlingen keine weitern Schwierigkeiten dadurch bereiten, daß sie ihnen Rath ertheilten, der, als von ihnen kommend, dem französischen Befehlshaber verdächtig gewesen wäre, sondern erwarteten schweigend die Leiden, zu deren Erduldung sie berufen schienen.

Fast möchte es scheinen, als ob die von Capitän Laplace geforderte Summe auf den Rath des französischen Consuls so hoch gestellt wurde, da dieser wußte, daß die Hauptquellen der Regieruug zur Entrichtung dieses Geldes nicht ausreichten, und hoffte daß, wenn statt jener Summe einige Handelsbegünstigungen verlangt würden, die Gewährung keinen Anstand fände, oder daß

die Versagung einen guten Vorwand an die Hand gäbe zur Besetzung der Insel durch die Franzosen — Umstände, die beide zum Geldvortheil des Consuls sich wenden ließen. Dieselben Gründe wirkten in ganz anderer Weise auf die übrigen fremden Einwohner, denn nachdem sich ihre erste Angst ein wenig gelegt hatte, erkannten sie den Nachtheil, welchem die letztere Alternative sie aussetzen würde, während sie überdieß bei wirklichen Feindseligkeiten am meisten zu befahren gehabt hätten. Zum großen Verdruß des französischen Consuls entschlossen sie sich daher, der Regierung die verlangte Summe vorzustrecken. Der König traf zur erwarteten Zeit nicht ein, allein die Regentin und der Statthalter, die auf diese Art zu hohen Zinsen Geld erhielten, unterzeichneten den Vertrag.

Obgleich die Hoffnungen des französischen Consuls, die Insel von seinen Landsleuten in Besitz genommen zu sehen, vereitelt wurden, so benützte er den Stand der Dinge doch, um sich einen persönlichen Vortheil zu sichern, indem er einen Handelsvertrag herbeizuführen suchte, welcher zu Gunsten der Franzosen die Gesetze gegen die Einfuhr geistiger Getränke abschaffte. Capitän Laplace zeigte sich diesem Plane geneigt, und es wurde ein Handelsvertrag abgefaßt, der, unter der offen erklärten Absicht den französischen Handel zu schützen, die freie Einfuhr von Wein und Branntwein aussprach, die der Consul bisher eingeschmuggelt hatte. Dieser Vertrag wurde dem König, der mittlerweile angekommen war, spät Nachmittags vorgelegt mit dem Ersuchen, ihn bis nächsten Morgen zu unterzeichnen, widrigenfalls man abermals zu feindlichen Maßregeln greifen würde. Es darf nicht Wunder nehmen daß sich der König, wie er gegen mich äußerte, in der vollständigsten Rathlosigkeit befand, als er sah daß man ihm zur Unterschrift einen zweiten Vertrag vorlegte, der seine Gesetze und die innere Ordnung der Insel über den Haufen warf. Diese Schwierigkeiten wurden noch erhöht durch den Umstand, daß er sich ganz auf sich selbst angewiesen und von aller Hülfe freundschaftlichen Rathes verlassen sah, denn man ließ ihm nicht einmal Zeit seine eigenen Häuptlinge zu Rathe zu ziehen. Die Fremden, Einwohner sowohl als Missionäre, hielten sich fern von ihm, obgleich jetzt Verhältnisse eingetreten waren, in welchen die wahren Freunde dieses Volkes nützliche Dienste hätten leisten

können durch Aufrechthaltung der Gesetze, unter denen sie lebten. Man kann sie nicht stark genug tadeln, daß sie diesen schreienden Frevel an den Rechten einer schwachen Nation wissentlich ohne kräftige und entschiedene Einsprache ihrerseits vollführen ließen. Die Missionäre besonders ließen sich eine ruhmvolle Gelegenheit entschlüpfen: sie hätten ihren Charakter in schönem Licht gezeigt, wenn sie, als es sich um ihre eigene Gefahr handelte, sich wirklich jeder Handlung enthalten, wodurch die Verlegenheit der Regierung vergrößert werden konnte, dagegen sich mit allen in ihrer Macht stehenden Mitteln dem Umsturz der Gesetze widersetzt hätten, die dem Laster der Völlerei, das sie so lange bekämpft, steuern sollten. Auch die Handelsleute besaßen nicht den Muth, ihre Stimme zu erheben zur Verurtheilung einer Handelsweise, die so unheilschwanger war für ein Volk von dem sie ihren Unterhalt schöpften. Obgleich alle wußten was im Werke war, und man einige von ihnen berufen hatte, so wollte doch keiner die Verantwortlichkeit übernehmen, dem König zu rathen, seine Unterschrift einem Vertrage vorzuenthalten der ihn in seinen eigenen Augen herabwürdigen mußte, und der die Gesetze, welche bisher so wohlthätige Folgen gehabt hatten, über den Haufen warf.

Ich mache diese Bemerkungen über das Betragen der fremden Einwohner und Missionäre, weil ich überzeugt bin, daß der geringste Widerstand dem Verfahren des Capitän Laplace Einhalt gethan und es nur wenig Aufwand gesunder Vernunft erfordert hätte, um ihm die eigennützigeu Absichten des französischen Consuls klar darzuthun. Zu welchen Maßnahmen er auch gegriffen haben möchte, wenn man seinen ersten Forderungen nicht willfahrt hätte, ich kann nicht glauben daß er, um einen — offenbar nicht in seinen Verhaltungsbefehlen gelegenen — Handelsvertrag, so vortheilhaft er seyn mochte, zu sichern, zu Feindseligkeiten geschritten wäre, oder daß er, falls in diesem Punkte ihm Widerstand entgegengetreten wäre, die Rechte des Monarchen eines schwachen und harmlosen Volks mit Füßen getreten hätte.

So bestand denn Capitän Laplace darauf, daß jener unverantwortliche Mensch, den wir als französischen Consul genannt, der aber von der Regieruug bisher nicht empfangen worden war, in dieser Eigenschaft anerkannt wurde. Die Sache endigte mit

der Landung des Capt. Laplace und zweihundert seiner Leute, die vollkommen bewaffnet und schlagfertig waren, um in einem der Strohhäuser des Königs ein Meßopfer zu feiern. Tags darauf segelte dann die Fregatte ab, und so hatte in einem Zeitraum von zehn Tagen Capt. Laplace durch den Schrecken seiner Geschütze einem widerstrebenden Volk eine gefürchtete Religion aufgezwungen, den König und seine Häuptlinge mit Schmach überhäuft, die Gesetze mit Füßen getreten, der Unsittlichkeit und dem Laster den Eingang auf der Insel erschlossen und überdieß in seiner Fregatte die ganze im Umlauf befindliche Masse baaren Geldes mit fortgeführt. Wahrlich, dieß war eine heldenmüthige That, eine That, die allen dabei Betheiligten zu hoher Ehre gereichen muß!

Die unmittelbare Folge dieses Vertrags wäre lächerlich, wenn sie nicht so ernstliche Folgen hatte. Die obenerwähnte Brick Clementine wurde alsbald von dem französischen Consul nach der Küste von Südamerika geschickt, von wo sie mit dem Bischof von Nicopolis und mehreren Priestern, sowie mit einer vollen Ladung von französischem Wein und Branntwein an Bord zurükkehrte. Es ist überflüssig, den Einfluß zu beschreiben, den die Einführung dieser Menge von berauschenden Getränken auf die Masse des Volks hatte, indem die untern Classen noch immer die allen Wilden gemeinsame Neigung für dieses schlimmste Kunstproduct civilisirter Völker zeigen. Die Häuptlinge suchten das Uebel zu mindern, indem sie den Detailverkauf einer bestimmten Erlaubniß unterwarfen.

Wie der König den von Laplace ihnen abgenöthigten Vertrag ansah, kann man sich ohne Mühe denken; er sprach sich darüber auch offen gegen mich aus, und wünschte sehr seinen Vertrag mit den vereinigten Staaten zu erneuern und zu erweitern, wozu ich leider nicht bevollmächtigt war. Der König schickte später eine Gesandtschaft nach Frankreich, um wo möglich den Handelsvertrag wieder loszuwerden. Mit den katholischen Geistlichen auf der Insel, denen durch den Vertrag freier Eintritt gewährt war, kam ich in keine persönliche Berührung, bemerkte indeß, daß sie sehr eifrig seyen, ihre Religion zu verbreiten; sie hatten bereits mehrere Wohnungen zum Gottesdienst eingerichtet, und waren bemüht, eine große steinerne Capelle zu er-

bauen. Alle Häuptlinge indeß und die große Masse des Volks sind noch Protestanten. Das Nebeneinanderbestehen zweier verschiedener Glaubensbekenntnisse hat bereits mehrere Streitfälle ergeben, einen während des Aufenthalts unserer Eskadre über das Schulsystem, und einen zweiten über die Heurathen zwischen Personen, die den verschiedenen Bekenntnissen angehörten. Der Wetteifer der beiderseitigen Lehrer kann indeß möglicherweise zur Besserung des Unterrichts und zum Fortschritt der Civilisation beitragen. Die protestantischen Missionäre haben schon ungemein viel Gutes geleistet, namentlich dankt man ihnen einen Gesetzcoder und eine geschriebene Constitution, welche letztere am 8 Oct. 1840 bekannt gemacht wurde. Sie ist allerdings nichts weniger als vollkommen, doch so gut als die Umstände gestatteten, und jedenfalls kann sie als Beweis des aufrichtigen Interesses dienen, das der König und die Häuptlinge an der Wohlfahrt ihrer Unterthanen nehmen. Der Gesetzcoder wird jetzt fest und rasch gehandhabt, wovon wir selbst ein Beispiel hatten, indem ein Häuptling, der seine Frau durch Gift aus der Welt geschafft hatte, regelmäßig processirt, verurtheilt und gehängt wurde.

Der ungeheure Fortschritt, den die Hawaier in der Civilisation gemacht haben, ergibt sich am besten aus der Vergleichung ihrer alten Gebräuche mit dem jetzigen Zustande des Landes. Man hielt sich z. B. in früherer Zeit an kein bestimmtes Erbfolgegesetz hinsichtlich des Throns; Söhne hatten zwar den Vorrang, aber man berücksichtigte den Rang der Mutter eben so sehr und noch mehr als das Alter; da nun die Häuptlinge in der Thronbesteigung ein großes Wort mitzureden hatten, so war fast immer ein Krieg die Folge eines Thronwechsels, wobei denn natürlich oft alle gewöhnlichen Regeln bei Seite gesetzt wurden, und die persönliche Tapferkeit entschied. Jetzt ist durch die Constitution das Erbfolgerecht entschieden, und der ehemalige feudale Charakter der ganzen Landesverfassung scheint immer mehr zu schwinden; indeß ist der Landbesitz noch immer wesentlich feudalistisch, wie es sein Ursprung mit sich bringt. Rang und Macht waren sehr regelmäßig abgestuft, denn die Inseln zerfielen in fünf Unterabtheilungen, von denen die kleinsten die Mu's oder Pachthöfe waren. Die Besitzer dieser letztern wechselten selten, weil das Interesse der Häuptlinge es mit sich brachte, diese im Besitz zu

lassen, desto häufiger aber waren die Wechsel in den Besitzern der größern Abtheilungen, und wie der Tod des Königs gewöhnlich einen allgemeinen Krieg erzeugte, so der Tod eines Häuptlings einen Krieg im Innern seines Gebiets. Jetzt ist auch hier die Erbfolge, sowie die Art und der Betrag der Abgabe geregelt, so daß Streitigkeiten nur noch in geringer Zahl vorkommen und die Sicherheit des Besitzes den Anbau des Landes fördert; natürlich konnte den Erpressungen der Häuptlinge lange Zeit nur schwach gesteuert werden, bis endlich die Missionäre es dahin brachten, daß dieß Recht Steuern zu erheben nur der Regierung zukam, die es nach der Zustimmung des Hauses der Repräsentanten ausübt. Bemerkenswerth ist, daß ein reicher Kindersegen mit Steuererleichterung belohnt wird: wer drei Kinder zu ernähren hat, ist frei von der Arbeitssteuer an den König; wer vier zu ernähren hat, frei von der Arbeitssteuer an König und Grundeigenthümer; wer fünf Kinder hat, zahlt keine Kopfsteuer, wer sechs hat, ist völlig steuerfrei. Es geschah dieß, um die Ehen zu befördern, die zur Zeit, als die Missionäre ankamen, so gut wie gar nicht mehr bestanden; der Verkehr mit Europäern scheint auch die Bande sofort gelockert zu haben, denn aus den noch erhaltenen Sagen scheint sich zu ergeben, daß vor der Entdeckung der Inseln das eheliche Band mehr geachtet war. Der Sonnabend ist in Honolulu ein Festtag, an welchem man sich außerhalb der Stadt namentlich mit tollem Reiten belustigt, aber der Sonntag wird mit einem Anstand und einer Stille gefeiert, die den strengsten Puritaner befriedigen könnte, und dieß wirkt selbst auf die ausgelassensten Fremden ein. Die Eingebornen sammeln sich sehr anständig gekleidet in den im Osten und Westen der Stadt liegenden Kirchen, die nach einheimischer Art, wenn auch geräumig, doch bloße Grashäuser sind. Eine andere Kirche, aus Korallenfels gebaut, ist gegenwärtig im Bau. Mehrere Schulen stehen unter der Oberaufsicht der Missionäre, und ich wohnte einer Prüfung bei, wobei gegen 700 Kinder nebst ihren Eltern zusammenkamen; die Lockung dazu war ein Fest, welches die Missionäre gaben, und wo den Häuptlingen und ihren Angehörigen in der Kirche Schinken und andere kalte Gerichte, Pasteten u. s. w. vorgesetzt wurden. Die Kinder des gemeinen Volks erhielten ihren Poe, ihr gewöhnliches Mahl, rohe Fische und Zuckersyrup. Letzterer ist bei den Eingebornen ein so beliebtes

Gericht, daß viele Eltern ihre Kinder nur darum in die Schule schicken sollen, um an diesem Feste mit Theil nehmen zu können; auch scheint, meinen eigenen Beobachtungen zufolge, bei der Austheilung dieser Leckerei zwischen Kindern und Eltern nicht das beste Einvernehmen zu herrschen. So groß das Gedränge und der Tumult, lief doch das Fest anständiger ab als ich mir gedacht hatte. Am meisten fiel mir der Mangel an Spielen unter den Knaben und Kindern überhaupt auf, und auf mein Befragen erfuhr ich, daß die Missionäre nach reifer Ueberlegung für rathsam erachtet hätten, ihnen lieber alle heidnischen Belustigungen zuuntersagen als zu dulden, daß sie sich mit etwas beschäftigten, das die alten Ideen wieder aufwecken könnte. Daher haben die hawaii'schen Knaben ein gesetztes, fast finsteres Ansehen, so daß es rathsam wäre, neue Spiele unter ihnen einzuführen; die alten waren mehr oder minder Hazardspiele, was ihnen wahrscheinlich den meisten Reiz gab.

Der anwesende Gouverneur war so freundlich, auf meine Bitte das Maika-Spiel spielen zu lassen, was früher eine Lieblingsunterhaltung der Häuptlinge gewesen war: man sucht einen Stein dieses Namens, der aus harter Lava besteht, wie ein kleines Rad gestaltet ist, etwa 3 Zoll im Durchmesser hat, und ganz glatt polirt ist, möglichst weit fortzurollen. An manchen Orten hatten sie zum Behufe dieses Spiels Gräben von mehr als einer Meile in der Länge gezogen, etwa 3' breit und 2' tief mit hartem, ganz geebnetem Boden. Das Spiel wird noch jetzt auf jedem ebenen Boden getrieben. Alle werfen den Stein mit großer Kraft, und die größte Weite, in die er von den geübtesten Spielern geworfen wurde, war 420 Y. Dieß war in der heidnischen Zeit das große Hazardspiel, das mit solcher Leidenschaft getrieben wurde, daß Vermögen, Weib und Kind, selbst Arm und Bein nach dem Tode, ja ihre eigene Freiheit auf einen einzigen Wurf gesetzt wurde. Ein anderes Spiel ist jetzt mehr im Gebrauch als vor einigen Jahren, und das Wiederaufleben desselben wird dem Erscheinen der Fregatte Artemise zugeschrieben, seit welcher Zeit sich die Eingebornen überhaupt in ihren Vergnügungen weniger Zwang auferlegen als vorher. Das Spiel besteht darin, einen Stein unter verschiedenen Tapabündeln, gewöhnlich fünf, zu verbergen. Der, welcher ihn verbirgt, sitzt auf der einen Seite, während die Gegenspieler auf der andern Seite sitzen; jeder der letztern ist mit einem 3' langen Stab versehen

der mit einer Feder oder einem Stück Tuch geschmückt ist, und womit er den Bündel unter dem er den Stein verborgen glaubt bezeichnet. Hat er recht gerathen, so gewinnt er einen Punkt, hat er fehl gerathen, so gewinnt derjenige, welcher den Stein verbirgt; der, welcher zuerst zehn Punkte zählt, gewinnt das Spiel. Dieß Spiel scheint sehr einfach und alles auf Glück zu beruhen, bis man es selbst sieht; es ist sehr unterhaltend für einen Zuschauer, denn die Spieler zeigen großen Eifer, alle Bewegungen, alle Blicke werden genau verfolgt. Jetzt wird das Spiel nur um Schweine, Tapas u. s. w. gespielt. — Auch eine Darstellung des Lanzenwerfens gab uns der Gouverneur; dieß war sonst eine allgemeine Belustigung unter dem Volke, jetzt ist sie nur noch unter den Soldaten üblich.

Da ich möglichst alle Inseln der Gruppe zu untersuchen wünschte, so schickte ich Hrn. Knox mit dem Tender und mehreren Naturforschern an Bord nach Kauai, mit dem Auftrage, bei der Rückkehr auf der Westseite von Oahu zu landen. Sie fuhren am 25. Oct. ab und erreichten Kauai erst am 27. bei Koloa an der Südwestseite; schwache Winde hatten die Fahrt, welche sonst nur einige Stunden dauert, so sehr verzögert. An der Stelle, wo sie landeten, ist eine weite Ebene, die mit Zuckerrohr und Maulbeerbäumen bepflanzt ist, einst das Werk eines Capt. Stebson, der hier einige Gebäude aufgeführt hat. Ihrer Instruction gemäß theilten sich hier die Naturforscher in drei Abtheilungen: die eine, bestehend aus Dr. Pickering und Hrn. Brackenridge, sollte von Waimea nach Hailelea die Mitte der Insel übersteigen, um die Botanik des Hochlandes kennen zu lernen; die andere, bestehend aus Hrn. Poole und Rich, sollte auf der Ostseite längs der Küste fortgehen, während die dritte Parthei, Hr. Dana und Hr. Agate einen mittleren Weg verfolgen sollte, um das Aussehen des Landes, die geologische Formation u. s. w. in Augenschein zu nehmen. Der Schooner sollte in der Zwischenzeit die Rheden und kleinen Häfen der Insel untersuchen.

Dr. Pickering und Brackenridge brachen zu Fuß auf, längs der Südküste nach dem 18 Meilen entfernten Waimea, um die westliche Straße quer über die Insel einzuschlagen. Die ganze Strecke zwischen Koloa und Waimea ist eine Reihe sonnenverbrannter Hügel und dürrer Ebenen, die allmählig von dem Fuße der Berge nach

den Ebenen zu sich abflachen und nur hie und da von Schluchten durchschnitten sind. Zu Waimea steht noch ein von Russen erbautes Fort, worin ein deutscher, in russischem Dienste stehender Arzt, Namens Schoof, sich festzusetzen beabsichtigt hatte, aber durch Kamehameha I vertrieben wurde. Jetzt ist eine Wache von Eingebornen in dem Fort, Waimea bildet den besten Ankerplatz auf der Insel, die Monate Januar und Februar ausgenommen, wo die Passatwinde unterbrochen sind und die Winde aus Südwest her gerade gegen das Ufer wehen. Der District, in welchem Napali liegt, heißt Hauapape und erstreckt sich bis Napali im Westen, wo ein Theil der Centralgebirgskette ans Meer stößt, und die Ebene in der Nähe des Meeres durch eine fast senkrecht zwischen 1500 und 2000′ ansteigende Höhe abschließt. Der District von Hauapape bildet eine Missionsstation unter dem Geistlichen Samuel Whitney; er gibt die Bevölkerung im J. 1838 auf 3272 an, und bemerkte mir, daß er seit einigen Jahren ein Register über Sterbfälle und Geburten halte, welches zeige, daß sich die ersten zu den letztern wie 3 : 1 verhalten. Hr. Whitney schreibt diese rasche Abnahme frühern Lastern zu, und einheimische wie fremde Berichter führen die Einimpfung der Lustseuche auf den Besuch Cooks zurück. Diese Krankheit durchdringt jetzt gleichsam die ganze Bevölkerung, und hat die Eingebornen zu einem kränklichen Zustande herabgebracht, so daß viele Weiber ganz unfähig sind Kinder zu gebären, und wenige von den Gebornen wirklich zur Reife heranwachsen. Als zweite Ursache der Abnahme der Bevölkerung bezeichnet Whitney die frühere despotische Herrschaft, welche das Leben unsicher machte und allen Fleiß und Arbeitsamkeit zerstörte. Manche Krankheiten stammen auch von unmäßigem Essen her, indem die Eingebornen oft mehrere Tage fasten und dann sich überladen. Von Kindermord weiß Hr. Whitney seit den letzten 10 Jahren nichts, und glaubt auch nicht, daß das Gesetz, welches fleischlichen Verkehr verbietet, zu dem Verbrechen Anlaß gegeben habe, im Gegentheil hat das Ehegesetz eine gute Wirkung in diesem District gehabt, und wird vielleicht der Zerstörung, die jetzt im Lande herrscht, Einhalt thun; es haben jährlich 30 bis 40 Heurathen stattgefunden. Ich bin auf die Bevölkerungsverhältnisse dieses Districts etwas näher eingegangen, weil man ihn allgemein für denjenigen hält, wo die Ursachen der Abnahme am

thätigsten sind. Im Klima kann der Grund nicht liegen, denn es ist denen der leewärts gelegenen Theile der andern Inseln sehr ähnlich und die Atmosphäre gilt für trocken und gesund. Liegt es vielleicht in dem Umstand, daß das ursprüngliche Gift der Krankheit sich hier zuerst verbreitete und heftiger blieb als anderswo? Die Fortschritte in der Sittlichkeit und der Bildung der Eingebornen sind sehr bedeutend: es bestehen 10 Schulen, alle unter einheimischen Lehrern und auf Kosten des Volks; zwei Drittheile der Erwachsenen können lesen und viele sogar schreiben. Jetzt ist der Unterricht auf die Jugend und die Kinder beschränkt, von denen etwa 300 die Schule regelmäßig und 600 wenigstens gelegentlich besuchen. Auch in ihren Wohnungen und in ihrer Kleidung ist eine Besserung vorgegangen.

Die Insel Niihau wurde von niemand aus unserer Eskadre besucht, ich kann sie jedoch in einer Beschreibung der Hawaii-Inseln nicht übergehen; sie liegt 16 Meilen SW. von Kauai, ist 28 Meilen lang und 8 breit. Die Ostseite ist felsig, zum Anbau ungeeignet, und deßhalb nur die Westseite bewohnt. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 1000 und die Bevölkerung ist, was sehr zu beachten, im Wachsen.

Von Waimea nach Hailelea gibt es keine ordentliche Straße, sondern man muß von Napali aus ein Kanoe nehmen und längs dem Ufer hinfahren. Das entsprach den Absichten unserer Reisenden nicht, und sie beschlossen quer über die Insel zu gehen, zu welchem Zwecke Hr. Whitney sie mit Führern versah. Der Weg ging allmählich aufwärts über eine unfruchtbare Fläche, etwa 12 Meilen weit. Anfangs fanden sie nichts als verdorrtes Gras, dann einige Farren und endlich verkrüppelte Akacien und Sandelholz. Erst nachdem sie eine Höhe von 3400 Fuß erreicht, kamen sie in eine sehr üppige und interessante botanische Region. Auf großen, flachen und waldfreien Strichen wuchs eine Art wilden Kohls in Menge. Wildschweine waren augenscheinlich sehr zahlreich, auch wilde Hunde sollen in Schaaren vorhanden seyn. Nachdem sie diesen fruchtbaren Strich hinter sich hatten, erreichten sie das Tafelland, eine mit Sümpfen bedeckte Strecke von mehr als 20 Quadratmeilen, auf welche die eingebornen Führer selbst sich nur ungern hineinwagten. Mehrere interessante Pflanzen wurden auf diesem Wege gesammelt, wie Acäna, Daphne,

Pelargonium, Plantago, Drosera und manche merkwürdige Grasarten. Als sie am Pali oder Steilabhang ankamen, vergaßen die Reisenden zwar eine Messung mit dem Sympiesometer anzustellen, schätzten aber die Höhe, welche sie seit ihrer letzten Meßstation erstiegen hatten, auf 6—700′, somit die Gesammthöhe auf etwa 4000′, eine Höhe, die auch der Missionär Alexander zu Hailelea durch Triangulation ermittelt haben wollte.

Das Hinabsteigen war nicht wenig mühsam, doch kamen sie bald in das Wainitu-Thal, dessen Berge schroff auf beiden Seiten gegen 1500 Fuß ansteigen und mit Vegetation in allen Schattirungen bedeckt sind, während die Thalsohle mit Tutui-Bäumen (Candlenut, Aleurites trilobata), Brodfrüchten, Orangenbäumen, Bananen, Pflanzungen von Brussonetia papyrifera und Tarofeldern bedeckt waren, die das Thal mit Wohlgerüchen erfüllten. Die üppige Vegetation dieser Thäler hat auch schon mehrere Missionäre veranlaßt, sich in denselben niederzulassen und die Eingebornen zu bereden, die Seeküste mehr zu verlassen. Die Tutuibäume wachsen auf dieser Insel mit großer Ueppigkeit, und man preßt ein vortreffliches Oel daraus, welches bereits einen Ausfuhrartikel bildet; es soll namentlich zum Mahlen besser als Leinsamenöl taugen.

Ehe die Wanderer Waioli erreichten, kamen sie durch einen Wald von Pandanusbäumen. Waioli ist eine Missionsstation unter dem Geistlichen Alexander im Districte Hailelea auf der Nordseite von Kauai. Die Ebene, auf der Waioli liegt, erhebt sich nur 6—8′ über die Meeresfläche; der westliche Theil dieses Districts ist von Schluchten durchrissen und bietet dem Ackerbau nur wenige anbaufähige Stellen dar, aber der östliche Theil ist von wenigstens 20 Bächen bewässert, von denen mehrere als Flüsse angesehen werden könnten. Er liegt 3—500′ über dem Meere, und umfaßt etwa 50000 Acres Land, wo Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo, Kaffee, Korn, Bohnen, Maulbeerbäume und Gemüse jeder Art gedeihen würden; jetzt gewinnt man Taro, süße Kartoffeln, Yams, Brodfrucht, Bananen, Pisang, Melonenkürbisse, ächte Melonen, Mais, Bohnen und Kokosnüsse; Zuckerrohr wächst wild; von Maulbeerbäumen gibt es vier Arten: die chinesische, die Multicaulis, die schwarze und weiße; letztere Varietät hat ein kleines Blatt. Die Vegetation ist durch den häufigen Regen

außerordentlich üppig; der Maulbeerbaum wächst sehr schnell und gedeiht, da er gegen die heftigen Winde gesichert ist, ungemein gut; einige Blätter der Multicaulis haben die ungeheure Größe von 15″ Länge und 12″ Breite. Ein Hr. Titcomb hat eine bedeutende Seidenzucht angelegt und gewinnt vortreffliche Seide zum Weben sowohl wie zum Nähen. Seine größte Schwierigkeit ist die unstäte Arbeit der Eingebornen. Das Klima ist etwa 3° kälter als auf der andern Seite der Insel; der Thermometerwechsel vom Januar bis Mai geht von 56° bis 82°, manchmal fällt er auf 52° und steigt auf 87°; die Einwohner leiden nie durch Hitze, und die Regen sind so häufig, daß das Land fortdauernd in Grün gekleidet ist. Es regnet fast 9 Monate im Jahr, und von den Regenbogen, welche diese vorübergehenden Schauer bilden, hat dieser Landstrich seinen Namen Hailelea, d. h. Land der Regenbogen erhalten. Es ist sehr ungewöhnlich auch nur wenige Tage trockenen Wetters nach einander zu haben. Während 3 Monaten, die in obenerwähnten 9 Regenmonaten lagen, fiel an 52 Tagen Regen und 14 Tage waren wolkig; während der übrigen 24 Tage war das Wetter hell, doch regnete es manchmal Nachts. Die Herren suchten mehrere Gipfel zu ersteigen, aber der Regen hinderte sie daran; die Insel hat mehrere Gipfel, darunter den Waiilioli, welcher 6000 Fuß hoch ist; wahrscheinlich hat derselbe einen Krater auf seinem Gipfel, wie andere hohe Berge der Gruppe. Die Bevölkerung des Districts ist seit einer Reihe von Jahren in Abnahme, und Hr. Alexander schätzt seit 9 Jahren diese Abnahme auf ein Proc. jährlich, was er früheren Ausschweifungen sowie der Unfruchtbarkeit der Weiber zuschreibt; die welche Kinder haben, verlieren sie in frühem Alter, und manche führen auch aus Furcht vor den Schmerzen der Geburt Fehlgeburten herbei. Siphylis ist selten, aber Gonorrhöe herrscht in großem Umfang. Das Klima gilt für sehr gesund, aber unmäßiges Essen und unmäßiges Fasten, das Wohnen in feuchten Hütten, das lange Verbleiben im Wasser und das Schlafen auf dem Erdboden werden als Ursachen für die zahlreichen Krankheiten unter den Eingebornen angeführt.

Während die Herren diese und andere Nachrichten über die Insel einzogen, hatte der Tender dieselbe umfahren, die kleinen Häfen aufgenommen, aber keinen zum Aufenthalt von Schiffen

tauglich gefunden; der von Waimea ist noch der brauchbarste; die Westküste aber bietet fast nur eine fortlaufende senkrechte Klippe dar. Die naturforschenden Herren begaben sich auf erhaltene Ladung an Bord und fuhren nach Oahu, dessen Westseite sie am 3. Nov. erreichten. Die Küste bietet einen trübseligen Anblick; der Boden ist sandig und arm, die Hütten in Verfall, und die Bewohner sehen elend und schmutzig aus; erst etwas landeinwärts ändert sich die Scene, man sieht große Taro- und Zuckerfelder, die Wohnungen werden bequemer und zierlicher, und die Einwohner sehen munterer und reinlicher aus.

Die Herren wurden sehr freundlich von den Missionären Emerson und Locke empfangen, welche eine Schule eingerichtet haben, wobei sie die Kinder ganz bei sich zu Hause halten, was die Eingebornen sonst nicht leicht zulassen, was aber für deren Erfolg wesentlich ist. Außer den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen werden auch im Ackerbau Anweisungen ertheilt, *) was um so nöthiger ist, als weite Striche dieser Insel ungemein fruchtbar sind, und das Volk bei seinen geringen, leicht zu befriedigenden Bedürfnissen eine große Trägheit zeigt; doch scheinen die Bequemlichkeiten und Bedürfnisse des civilisirten Lebens sie allmählig zur Thätigkeit zu spornen, was sich durch vermehrte Neigung zur Lohnarbeit kundgibt. Die Bevölkerung ist indeß auch hier stark in der Abnahme: die Geburten verhalten sich zu den Sterbfällen durchschnittlich wie 1 : 2, was man der Unfruchtbarkeit und den Fehlgeburten zuschreibt, welche letztere sehr häufig sind; auch der Kindermord dauerte bis zum J. 1840 fort. Nach den früheren Gesetzen mußten die Eltern für Kinder über 10 Jahre Steuer zahlen; die Abschaffung dieses und die Einführung eines neuen Gesetzes, das dem Vater einer großen Anzahl ehelicher Kinder Belohnungen aussetzt, hat viele bewogen, ihren Kindern mehr Sorge zu schenken. Das Gesetz, wonach schwanger befundene Mädchen an den Straßen arbeiten mußten, hatte gleichfalls Kindermord veranlaßt. Unmäßigkeit hat seit einiger Zeit auch

*) Bemerkenswerth ist, daß hier wie an andern Orten die eingebornen Kinder eine große Vorliebe für die Rechenkunst zeigen, und sehr leicht umständliche Aufgaben lösen.

hier wieder eingerissen, und die Einfuhr von Rum, Branntwein u. s. w. in Folge des französischen Vertrags hat auch auf das gemeine Volk schlimm gewirkt, denn dieß konnte zwar dergleichen nicht bezahlen, folgte aber dem Beispiel, und trank Arak oder anderes gegohrenes Getränke aus Kartoffeln, Wassermelonen u. dgl. oder Ti.

Die HH. Rich und Brackenridge machten einen Ausflug nach der Bergkette, aber der Tag war ungünstig; auf der Rückkehr fanden sie viele interessante Pflanzen, z. B. eine staudenartige Viola, etwa 2′ hoch mit einer schwach riechenden weißen Blume; Exocarpus cupressiformis, dasselbe, was der einheimische Kirschbaum in Neusüdwales ist, und nahe an dem Fuße des Berges Wälder von Erythrina monosperma. Am nächsten Tage setzten sie ihren Weg in der Richtung von Honolulu fort über eine Ebene, welche in drei oder vier Grasarten reichliches Viehfutter liefert, aber bei guter Bewässerung eines ausgedehnten Anbaues fähig wäre; jetzt decken magere Sandelholz= und andere Büsche den Boden, welcher Zuckerrohr und Indigo erzeugen könnte. In dem Garten des Missionärs Bishop sahen sie die Agati grandiflora, eine einheimische Pflanze mit sehr großen Blüthen in Klumpen von tiefer Orange und glänzender Scharlachfarbe, in voller Blüthe. Sie erhielten Samen davon, und Hrn. Brackenridge gelang es später, in dem Conservatorium zu Washington Pflanzen zu ziehen. Dieser District ist, unähnlich andern Theilen der Insel, durch zahlreiche und vortreffliche Quellen, die am Fuße der Berge vorbrechen, bewässert, so daß er nie durch Dürre leidet.

Es sind alle Anzeichen vorhanden, daß eine Erhebung der Insel stattgefunden hat, das flache Land liegt jetzt 50′ bis 60′ über dem Meeresspiegel, und das obere Gestein sieht aus wie ein kalkartiger Sandstein; letzterer liegt auf einem Lager von Lava, die zum Theil über, größtentheils aber unter dem Meeresspiegel sich befindet. Unter diesem Gestein und auf der Ebene dahinter sind einige horizontale Lager von Kieseln, welche das Meer abgerieben hat. Auffallend muß es erscheinen, daß zwar das obere Gestein mit Säuren aufbraust, daß aber alle Versuche, dasselbe in Kalk umzuwandeln, bisher fehlgeschlagen haben. Man hat es in denselben Ofen mit Korallengestein aus den jetzigen Riffen gebracht, während aber letzteres einen guten Kalk gab, kam ersteres

unverändert heraus, ein entschiedener Beweis, daß es kein Korallengestein ist, wofür man es hielt.

Zu Iwa hat Hr. Bishop eine große Gemeinde; das Dorf enthält etwa 50 Häuser und das Land umher ist reichlich damit besetzt. Das Dorf hat ein Aussehen von Gesundheit und Reinlichkeit, welches den Einfluß, den Hr. Bishop über seine Heerde ausübt, deutlich anzeigt. Die Eingebornen haben einige Fortschritte in den Künsten des civilisirten Lebens gemacht; es findet sich hier eine Zuckermühle, man macht Zeuge nach europäischen Mustern, und Schmiede, Zimmerleute und Maurer sind in ihren Gewerben wohl unterrichtet. Im J. 1840 enthielt die Kirche 900 Mitglieder, worunter 760 zu Iwa und der Rest zu Waianae gehörten, aber die Katholiken haben sich jetzt an beiden Orten niedergelassen, und entziehen Hrn. Bishop viele Leute. Schulen sind errichtet, aber Hr. Bishop hat große Schwierigkeit, passende Lehrer zu erhalten, und noch größere, die nöthigen Geldmittel herbeizuschaffen. Ob auch in diesem District die Bevölkerung abnehme, ist nicht genau ermittelt, denn die bisher dafür beigebrachten Beweise sind in keiner Weise genügend.

Dr. Pickering und Hr. Brackenridge machten einen Ausflug nach Waianae, namentlich um die Kaalaberge in botanischer Hinsicht zu erforschen. Waianae liegt auf der Westseite der Kette, sie nahmen ihren Weg durch eine Oeffnung in den Bergen, die etwa 1500′ hoch liegt, und erreichten Waianae, eine Entfernung von 16 Meilen am Nachmittag. Sie wurden hier freundlich empfangen von dem Häuptling, der Regent, Prediger und Schulmeister in einer Person ist; daneben ist er noch Fischer und fabricirt hölzerne Töpfe, worin er sich sehr geschickt zeigte. Die Bevölkerung beträgt etwa 1500 Seelen, wovon zwei Drittheile zur Kirche unter der Aufsicht Hrn. Bishops gehört; seit der Festsetzung der Katholiken aber ist die Hälfte zu diesen übergetreten. Während des Aufenthalts zu Waianae dehnten die HH. Pickering und Brackenridge ihre Ausflüge in verschiedenen Richtungen aus, und trafen dabei auf mehrere interessante Pflanzen; am Fuße der Berge z. B. mehrere Bäume, die ihr Laub halb verloren hatten, und Sandelholzbüsche; die Stämme der Bäume und die Stengel der Pflanzen waren ausnehmend saftreich, so daß sie den nicht selten heftigen Dürren widerstehen können. Auf der

Ebene hinter dem Dorfe fanden sie die Agati grandiflora in wildem Zustande, wo sie zwar kleinere Blüthen, aber dunkler orangegefärbt fanden. Sie verließen Waianae, nachdem sie sich zwei Tage bei dem Häuptling aufgehalten hatten, der ihnen eine Zeche von 4 Dollars abforderte, und schlugen dann einen andern Weg über die Berge ein, wo sie eine neue Art Morus, eine eigenthümliche zur Familie der Violaceen gehörige Pflanze, eine Dracäna und einige Farren fanden.

Dek vielbesprochene Salzsee erregte gleichfalls viele Neugierde, da er grundlos seyn und mit der Ebbe und Fluth steigen und fallen sollte. Beides war gänzlich ungegründet: die Tiefe erwies sich nirgends größer als 18 Zoll, und genaue Beobachtungen ließen auch bei der Fluth kein Steigen des Wassers bemerken. Salz in großen Haufen sah man an den Anhöhen aufgethürmt, um alle Feuchtigkeit ablaufen zu lassen; dieß Salz gehört dem König, der daraus ein beträchtliches jährliches Einkommen bezieht. Es gilt zum Einsalzen für vorzüglicher als anderes auf der Insel bereitetes Salz, und wird theuer bezahlt. Es findet sich krystallisirt im See, und wenn man Baumzweige ins Wasser hängt, so schießen sehr leicht Krystalle an. Der Niederschlag im See ist ein blauschwarzer Schlamm, der fast so zäh als Lehm ist. Der See hat eine Meile im Durchmesser und scheint ein ehemaliger Krater zu seyn. Wenn dem so ist, so müssen zwei benachbarte, fast nur durch Scheidewände getrennte Seen es ebenfalls seyn, wenn ihre Umrisse gleich nicht so deutlich sind, als die des Salzsees. Alle schienen mir aber sehr verschieden von den Küstenkratern. In geringer Entfernung landeinwärts von dem Salzsee ist eine tiefe Schlucht, an der man sieht, daß die Formation der oben besprochene compacte Kalkstein mit einer Schichtung von Kieseln ist, was nicht für das Vorhandenseyn eines Kraters spricht. — Am Ostende der Insel sind zahlreiche Höhlen, welche die HH. Drayton und Dana besuchten; sie befinden sich in einem Felsenabhange von 300 Fuß Höhe, und die Eingänge sind etwa 200 Fuß hoch. Früher benützten die Eingebornen sie zum Begräbniß der Todten, und zu Zeiten geschieht es auch noch jetzt, da sie auf dieser Seite der Insel noch sehr an ihren alten Sitten hängen. Die Höhlen sind eine Folge vulkanischer Thätigkeit.

Der merkwürdigste Punkt in Oahu ist der berühmte Krater

am Ostende, Lealu oder Diamanthügel genannt; er liegt etwa $4\frac{1}{2}$ Meilen von Honolulu, und bildet vom Hafen aus gesehen einen sehr malerischen Gegenstand. Er ist der größte Küstenkrater der Insel und besteht meistens aus sehr rauher und schwarzer Lava. Das Ersteigen desselben ist etwas beschwerlich. Am Rande haben sich Kalkinkrustationen gebildet; er ist sehr seicht und hat nur etwa eine halbe Meile im Durchmesser. Es hat nicht den Anschein, daß ein Lavastrom daraus hervorgebrochen sey, aber seine Oberfläche ist dick übersäet mit Lavablöcken, die auch im Korallenfels längs dem Ufer sich finden. Hier sieht man auch das gehobene Korallenriff, das zum Theil zersetzt ist, so daß es der Kreide gleicht; auch enthält dieß Gestein Fossilien von neuen Arten.

Am Fuße dieses Berges auf der Westseite sind die Ueberreste eines Heiar oder alten Tempels, bei dessen Bau jeder Einwohner, hoch und nieder, Steine mit der Hand zutragen mußte. Sie sind gewöhnlich viereckig. Der erwähnte Tempel lag am Bergabhange, von dem aus man die Ebene gegen Honolulu hin übersieht, in der Nähe des Dorfes Waikiki. Zwischen diesem Dorf und Honolulu ist eine große Menge Salzteiche, und Salz wird hier in staunenswerth großem Umfange bereitet. Es liegt in großen Haufen da, und was ich gerade sah, mochte 100 bis 200 Tonnen betragen. Das Salz wird jetzt ausgeführt nach Californien, Oregon, China, Kamtschatka und den russischen Niederlassungen zu Sitka. Die Eingebornen brauchen es zum Einsalzen von Fischen und Schweinefleisch, welche Kunst sie schon lange geübt haben sollen.

---

## Siebentes Capitel.

### Besuch von Hawaii und seinen Kratern.

---

Während unserer Abwesenheit näherten sich die Ausbesserungen unserer Schiffe ihrem Ende, und ich wollte nur noch den Naturforschern Gelegenheit geben Hawaii zu besuchen, weßhalb ich dem Befehlshaber der Tenders, Hrn. Knox, befahl, sie nach

der Kealakeakua-Bay zu führen und eine Woche später zu Hilo-Bay, an der entgegengesetzten Seite der Insel, wieder abzuholen. Sie fuhren am 10. Mai Abends ab, und wir machten unsere Vorbereitungen zur Ersteigung der feuerspeienden Berge. Der Tender, welcher auf seiner Hin- und Herfahrt mehrfach von Windstillen aufgehalten worden war, kam erst am 28. zurück. Am 14. hatten sie zu Napolo gelandet, und wurden von dem im District von Kealakeakua residirenden Missionär, Hrn. Forbes, sehr freundlich behandelt. Fast die ganze Küste dieses Districts, etwa 40 Meilen, ist nur Eine Lavalinie. Die Lava liegt manchmal meilenweit in großer Masse, an andern Stellen ist sie zum Theil gebrochen, und zeigt senkrechte Klippen, an denen sich die See mit Wuth bricht. Diese Formation erstreckt sich auf eine halbe Meile ins Innere, und mit der Entfernung von der See wird der Boden reicher und fruchtbarer. Das Land steigt streckenweise auf 2000′ an, und beginnt zwei Meilen von der Küste sich mit Gehölzen mancherlei Art zu bedecken, welche durch wilde Reben und Farrenkräuter fast ungangbar werden. In diesen Gehölzen sind einzelne gelichtete Stellen, welche das Aussehen haben, als seyen sie früher angebaut gewesen und dann durch herabströmende Lava verbrannt worden. Der Anbau wird an manchen Stellen betrieben, wo er in jedem andern Lande fast unthunlich erscheinen würde; nur an wenigen Orten ist der Pflug zu gebrauchen, obgleich ein 3 bis 4 Meilen breiter Streif Land zwischen der unfruchtbaren Lavaküste und dem Wald alles, was man anbaut, üppig wiedergibt, da der Boden aus zersetzter Lava, vermischt mit vegetabilischer Erde, besteht. Indeß haben die Eingebornen kaum einen Anlaß über ihren eigenen Bedarf hinaus zu bauen, da es ihnen fast ganz an Absatz fehlt; das Klima ist mild, gewöhnlich zwischen 62° und 76° im Winter, und 70° bis 80° im Sommer. Die Regenzeit dauert vom Mai bis September, vom December bis Januar ist gewöhnlich trocknes Wetter mit Nordwind.

Die Eingebornen sind hier besser daran als man erwarten sollte, und die Häuptlinge gehen mit gutem Beispiele voran. Kapiolani, eine Häuptlingsfrau, hat ein gutes zweistöckiges Haus von Stein; auch wurde eine steinerne Kirche erbaut. Gute Wege für Pferde wurden mit vieler Mühe durch den ganzen District angelegt, und in den Gewohnheiten der Weiber, welche sich an

den Gebrauch der Nadel und an andere weibliche Beschäftigungen gewöhnt haben, ist eine bedeutende Verbesserung vorgegangen. Die Zahl der Einwohner des Districts beträgt 9000, die der Ehen jährlich etwa hundert; auch hier glaubt man daß die Bevölkerung abnehme, doch ohne genügenden Grund; eine der Ursachen, die den Kindermord früher häufig machten, war der Umstand, daß der Mann oft seine Frau verließ, um eine andere zu nehmen, was unwandelbar dazu führte, daß die erstere ihr Kind ermordete. Trunkenheit ist hier fast unerhört. Es finden sich hier 23 Schulen, wovon eine von den Missionären gehalten wird, die andern von Eingebornen, welche ihren Unterricht auf der hohen Schule von Lahaina erhielten; die Zahl der Schüler ist zwischen 7 und 800. Die Hauptkrankheiten sind von skorbutischem Charakter, Hautausschläge, Wechselfieber, Katarrhe und Gedärmentzündung; letztere ist am häufigsten tödlich.

Die Südwestseite von Hawaii heißt Kona, in welchem District die Eingebornen weiter vorgerückt in nützlichen Künsten und unabhängiger von Fremden sind, als sonstwo. Die Stadt Kailau ist der Wohnsitz Kuakini's, den die Fremden besser unter dem Namen Gouverneur Adams kennen. Die geringere Classe der Fremden gibt ihm Geiz und Habsucht schuld, und behauptet, er habe bedeutende Reichthümer aufgehäuft; er ist aber von allen Handelsleuten, sowie von den Eingebornen, über die er herrscht, sehr geachtet, und gilt für einen der schlauesten und gewandtesten unter den Eingebornen. Die in diesem District herrschende Industrie deutet auf ungewöhnliche Anstrengung irgend eines Mannes hin, denn die Einwohner sind besser gekleidet und mehr zu fortdauernder Arbeit geneigt als andere; sie haben sich im Zimmer- und Maurerhandwerk ziemliche Uebung erworben, manche sind Grobschmiede und Kammmacher, viele Weiber machen aus Palmblättern geschätzte Hüte, und Gouverneur Adams hat eine Baumwollenmanufactur angelegt, womit er die europäische Waare zu verdrängen hofft. Der District, welcher etwa fünf Meilen von Napolo beginnt, gleicht diesem letztern in seiner Art, aber die Lava ist neuern Ursprungs, indem der Ausbruch des Hualalai im Jahre 1809 und 1810 stattfand, wo die Lava fast den ganzen nördlichen Theil bedeckte. Der Hualalai ist 7—8000 Fuß hoch und steigt an seiner Westseite steil an. Regen fällt selten

an dieser Küste, außer in Schauern, und da auch der Thau fehlt, so ist der Anbau des Landes von keiner großen Ausdehnung, doch findet sich eine Meile vom Ufer Gras genug um Vieh zu unterhalten, und zwei Meilen im Innern ist Feuchtigkeit genug da, um alles fortdauernd grün zu erhalten. Hier wächst auch in einem Strich, eine halbe Meile breit, der Brodfruchtbaum in Ueberfluß, und oberhalb desselben wird Taro angebaut; in einer Höhe von 2—3000 Fuß und etwa 5 Meilen vom Meere beginnt zuerst der Wald.

Die Bevölkerung ist stehend, weil sich eine große Sterblichkeit unter den Kindern zeigt. Von 96 Frauen unter 45 Jahren hatten 23 gar keine Kinder, die andern 73 zusammen 299, von denen 152 das zweite Jahr nicht überlebten. Kindermord ist in neuerer Zeit unbekannt.

Hr. Rich fand unter den zersetzten Schlacken nur wenige Pflanzen; darunter erwähnt er Copaiva, Plumbago Zeylanica Boerhaavia, mehrere Convolveln und Sidas mit einigen Gräsern und Flechten; Copaiva und Plumbago sind zwei der mächtigsten Heilmittel in der einheimischen Materia medica. Der Boden scheint einst weit stärker angebaut gewesen zu seyn als jetzt.

Am folgenden Montag theilten sie sich in zwei Abtheilungen, von denen die eine aus den Herren Peale, Rich und Hall mit acht Kanakas und zwei Führern bestand, die andere aus den HH. Dana und Hudson; die letztern schlugen den Weg längs dem Meeresufer gegen Süden ein, die andern wollten den Vulcan von Kilauea besteigen. Diese letzteren kamen bald in einen fruchtbaren District mit üppigem Zuckerrohr und Taro, der hier ohne Wasser gebaut wird, indem man, um die Pflanze gegen die Sonne zu schützen, sie mit Farrenblättern bedeckt; der so gebaute Taro ist viel größer, schmackhafter und mehliger. Während des ersten Tages kamen sie durch einiges Waldland, das aus Koa (Acacia), Edwardsia, Chrysophylla, Dodonäa u. s. w. bestand. Die bemerkenswertheste Pflanze war eine Kletterpflanze mit großen Klumpen von scharlachrothen Blüthen, die an den Zweigen abgestorbener Bäume 20 bis 30 Fuß hoch hinaufläuft. Diese Wälder sind reich an Vögeln, von denen Hr. Peale mehrere schoß, unter andern eine Krähe, Alala von den Eingebornen genannt, und einen Fliegenschnapper, Elepaio genannt, der früher als der Gott

der Canoemacher verehrt wurde. Am Rande des letzten Waldes in einer Höhe von 2000 Fuß schlugen sie ihr Nachtlager. Hier fanden sie unter den Farren, die in großer Menge 4 bis 5′ hoch wuchsen, reichliche Nahrung für ihre Pferde, mußten sich aber in der Nacht gehörig einhüllen, da die Temperatur auf 48 ° F., 30 ° niedriger als an der Küste, fiel.

Am folgenden Morgen standen sie mit Sonnenaufgang auf, worauf Hr. Hall und die Eingebornen, wie regelmäßig alle Morgen während der Reise, beteten und einen Psalm sangen, ehe sie aufbrachen. Bald kamen sie über die Waldregion hinaus, und betraten ein Land von unfruchtbarem Aussehen, das aus harter Lava bestand, in deren Spalten verschiedene staudenartige Gramineen, Vaccinien, Daphnes, zahlreiche Compositä von einem steifen harten Charakter, und einige kleine Oho-Büsche, eine Art süßer Wolfsbeeren, wuchsen. Auf ihrem Wege bemerkten sie manche tiefe Höhlen unter der Lava. Die Spuren von wildem Vieh und Hunden, welche letztere in den Höhlen eine Zuflucht suchten, waren häufig. Das Vieh mehrt sich jetzt stark, da es auf eine Anzahl Jahre hinaus verboten ist dasselbe zu tödten. Nach einer Tagesreise erreichten sie die Stelle des alten Tempels von Kaili, dessen Ruinen gleichweit von den drei Bergen Mauna Kea, Mauna Loa und Hualalai liegen. Diesen Tempel soll Umi, König der Insel, gebaut, und drei Pyramiden, als die Sinnbilder der drei von ihm regierten Districte, errichtet haben; als er später fünf andere Districte eroberte, nöthigte er jeden derselben, an der Seite des Tempels auch eine Pyramide zu errichten; alle sind aus festen Lavablöcken ohne Cement aufgebaut. Der Tempel soll früher mit zahlreichen Götzenbildern geschmückt gewesen seyn, jetzt ist aber keine Spur davon übrig. Der Tempel liegt 5000′ über dem Meere.

Von hier an konnten die Wanderer nur noch einige Meilen zu Pferde machen; der Boden wurde jetzt zu rauh und die Lavabrocken zu zackig, so daß man die Pferde zurückschicken mußte. Auch das Gehen wurde jetzt über die in lockern Haufen übereinanderliegenden Schlacken sehr beschwerlich, die Vegetation verschwand fast ganz bis auf einige kleine Metrosiderosbäume und Wolfsbeeren. Die Schlacken sahen aus, als kämen sie aus irgend einer ungeheuern Gießerei.

Am 18. setzten sie ihre Reise in früher Stunde fort in der

Richtung gegen den Mauna Kea über viele alte Lavaströme, die ¼ bis eine ganze englische Meile breit waren; einer besonders, der in einer nordwestlichen Richtung lief, war nach der Angabe der Führer 40 Meilen lang und hatte nicht eine Spur von Vegetation, nicht einmal ein Moos war darauf zu sehen. Dieser Lavastrom ist in Stücke von jeder Gestalt und Größe zerrissen, und sah so frisch aus als müsse er noch die Füße des Wanderers brennen; dennoch lag der Ausbruch über das Gedächtniß und die Sagen der Eingebornen hinaus. Die Reisenden kamen sodann an zwei alten, mit Buschwerk und Gras bedeckten Kratern vorüber, an deren Fuße ein frischaussehender Strom glänzender Lava vorüberzog. Der erste Krater glich in mancher Hinsicht einem riesenhaften alten Steinbruch, das Gestein war zusammengebrochen und in großer Verwirrung umhergestreut; die eine Seite der Wandung war wie gesprengt und auf der Ebene unten umhergestreut; die stehengebliebenen Seiten waren fast senkrecht und zeigten verschiedene Schichten; viele Pflanzen wuchsen in den Spalten. Der zweite Krater hatte von innen und außen eine regelmäßige conische Gestalt, dennoch bestanden seine Seiten augenscheinlich aus großen, aus dem Grunde emporgeworfenen und so übereinander geschichteten Lavablöcken.

Sie lagerten am Fuße eines sehr alten, jetzt mit Edwardsiabäumen und Akazien bedeckten, sehr alten Kraters, wo sie Wasser fanden. Die Eingebornen suchten eine der Lavahöhlen auf, zum Schutz gegen die Kälte und den feuchten Wind. Obwohl sie am nächsten Tage schönes Wetter und hellen Sonnenschein hatten, so konnten sie doch auf dem Wege vor ihnen den Regen aus den Wolken herabfallen sehen; bald kamen sie selbst hinein und mußten bei ziemlicher Kälte den ganzen Tag in einem feinen durchdringenden Regen fortwandern. Die Eingebornen klagten so sehr über Kälte, daß die Reisenden anhalten, ein Feuer anzünden und ihnen Lebensmittel reichen mußten, an denen es zu fehlen begann. Da man zahlreiche Spuren von wildem Rindvieh sah und den Klang eines fernen Schusses vernahm, so suchte einer der Führer die Viehjäger in der Nähe auf und kehrte bald mit einem Vorrath von getrocknetem Rindfleisch zurück. Der Weg der Reisenden führte durch guten Weidegrund, wo große Viehheerden Nahrung finden und der Häute wegen gejagt werden.

Dieser Theil der Insel wäre zu Viehhöfen sehr geeignet, aber die Entfernung von der Küste und der Mangel an Straßen stehen hindernd entgegen, und zudem würde man keine Eingebornen als Diener dingen können, da das Klima von dem an der Küste so sehr abweicht.

Am nächsten Morgen sahen sie die Spitzen des Mauna Kea und Mauna Loa, die mit Schnee bedeckt waren, der jedoch gegen 10 Uhr verschwand. Sie nahmen nun eine südliche Richtung, und kamen über viele alte, sehr zersetzte und jetzt mit Vegetation bedeckte Lavaströme; die Bäume bestanden aus Koa (Akazien), Edwardsia und Dodonäa; sie trafen jetzt zum erstenmal die merkwürdigen von Douglas erwähnten und von Dr. Hooker mit dem Namen Argyrophyton Douglasii belegten Compositä; sie waren etwa 8′ hoch und mit einem silberglänzenden Flaumhaar bedeckt, was sehr hübsch aussah. An diesem Tage wie in der Nacht und am folgenden sahen sie die schöne säulenartige Wolke des Vulcans Kilauea, welche stets über dem Krater hängt; als sie dem Berge näher kamen, überfiel sie ein Nebel, wodurch die Führer vom Wege abkamen, die Reisenden aber nahmen nun ihre Taschencompasse heraus und stellten sich, zum nicht geringen Erstaunen der Führer, selbst an die Spitze. Am 22 erreichten sie den Vulcan und fanden sich reichlich belohnt für die vorangegangene sechstägige mühevolle Reise; die nähere Schilderung dieses Theiles der Insel mit ihren zahlreichen Kratern und ihrer vulcanischen Thätigkeit muß ich jedoch auf später verschieben. Unsere Reisenden wandten wiederum nach Hilo um, schifften sich daselbst nach Oahu ein und erreichten Honolulu am 28 November.

Das Geschwader stand jetzt, nachdem es sich für eine lange Kreuzfahrt mit Vorräthen versehen, auf dem Punkte abzusegeln, und sollte nun Theile des Oceans untersuchen, die in Bezug auf einen wichtigen Zweig unserer Nationalindustrie, den Wallfischfang, von besonderem Interesse sind. Der Porpoise war bereits nach der Paumotugruppe oder dem gefährlichen Archipel abgesandt worden, um einige als zweifelhaft bezeichnete Inseln zu untersuchen; auch sollte er auf einer derselben eine Abtheilung Leute lassen, um durch den Korallenfelsen zu bohren, zu welchem Ende die Expedition mit einem Apparat versehen worden war; von da sollte er nach Taheiti, und von Taheiti nach Penrhyn und

Flintsinsel gehen, und Ende März 1841 nach Oahu zurückkehren. Der Peacock und Flying-Fish sollten die Lage einiger zweifelhaften Inseln untersuchen, indem sie an dem magnetischen Aequator westlich von 160° W.L. hinführen, von da zu einer kleinen Inselgruppe unter 174° W.L., die ich selbst schon zum Theil untersucht und die Phönixgruppe genannt hatte, steuern, und endlich die Gente Hermosa von Quiros aufsuchen, von denen man mir zu Upolu im J. 1839 erzählt hatte und welche nordwestlich liegen sollten. Ihre weitere Bestimmung war die Ellicegruppe, dann die Kingsmillgruppe, endlich sollten sie die Nurikgruppe durchschiffen und die Pescadores sowie die Insel Ascension besuchen, welche letztere gegenwärtig die Gränze des Wallfischfangs innerhalb der Tropen gegen Westen ist; von da sollten beide Fahrzeuge nach der Nordwestküste Amerika's gehen, und am Columbiastrom mit dem übrigen Geschwader zusammentreffen. Den östlichen Theil desselben Strichs wollte ich selbst mit dem Vincennes untersuchen, nachdem ich zuvor die Vulcane von Hawaii erstiegen und auf dem Gipfel des Mauna Loa die nöthigen Pendelbeobachtungen angestellt haben würde.

Am 3 December war alles auf dem Vincennes in Bereitschaft, und wir fuhren aus dem Hafen, begleitet von unserm Consul, Hrn. Brinsmade, und meinem Freund Dr. Judd; der erstere hoffte durch die kräftige Bergluft seine Gesundheit zu verbessern, welche durch den langen Aufenthalt in dem heißen Theile der Insel gelitten hatte; der zweite wollte theilnehmen an unsern Arbeiten und Anstrengungen, und erbot sich unsern Arzt, Dolmetscher und Aufseher der Eingebornen zu machen; seinen Bemühungen und seinem Eifer verdankt die Expedition sehr viel. Während unserer Fahrt nach Waiakea, oder der Hilo-Bay, hatten wir leichte, wechselnde Winde mit schwerem Thau bei Nacht, am 8 erblickten wir die großen Vulcane, und am folgenden Morgen erreichten wir das Land. Segelt man in der Richtung auf Hilo-Bay zu, so zeigt Hawaii nur wenige Züge, welche einen vulcanischen Ursprung andeuten, und gleicht in dieser Beziehung der Insel Sawaii in der Samoagruppe; beide Namen sind auch eins und dasselbe, und nur in der Aussprache etwas verschieden; viele Landspitzen und Vorlande haben gleichfalls dieselben Namen, und dieß

bestärkt die Ansicht, daß die Bewohner beider Gruppen gemeinsamen Ursprungs sind. *)

Wer mit der großen Höhe der Berge von Hawaii nicht bekannt ist, dem mag die Insel vergleichungsweise wenig hoch scheinen, da ihre Oberfläche gleichförmig und ohne Unterbrechung von der See aus ansteigt. Der Anblick, den die Insel von dem Ankerplatz aus in der Hilo-Bay darbietet, ist neu und prachtvoll: die Ufer sind besäet mit ausgedehnten Wäldchen von Cocosnuß- und Brodfruchtbäumen, untermischt mit Zuckerpflanzungen, durch welche man zahlreiche Bäche nach dem Meere eilen sieht; hierauf folgt ein mehrere Meilen breiter, waldfreier, aber mit Grün bekleideter Gürtel, sodann ein noch breiterer Waldgürtel, dessen Bäume in dem Maaße, als es von der See aus höher aufwärts geht, von der Vegetation der Tropen in die der Polargegenden übergehen; über allem diesem erheben sich dann die schneebedeckten Berggipfel. An dem Mauna Loa sieht man mit dem nackten Auge keinen Schnee, aber mit einem Fernrohr kann man denselben auf dem abgerundeten Gipfel hie und da liegen sehen. Der Anblick dieses Berges ist so trügerisch, daß man ihm nicht die Hälfte seiner wirklichen Höhe zuschreiben sollte; von Hilo aus betrachtet sieht der Mauna Loa aus als könnte man über seine wenig erhabene Oberfläche ohne Mühe hinschreiten, und es herrscht in der That hinsichtlich dieses Berges so viel optische Täuschung, daß wir dadurch sehr ermuthigt wurden, und unsere Vorbereitungen trafen, mit dem Entschluß jedenfalls den höchsten Gipfel zu ersteigen. Ich war jetzt täglich beschäftigt, das Observatorium zu Waiakea einzurichten, die Chronometer in Ordnung zu bringen und die Instrumente so zu stellen, daß man gleichzeitige Beobachtuugen auf dem Berg und am Ufer vornehmen könne. Nachdem alle Voranstalten getroffen waren, brachen wir am 14 December auf: unsere Gesellschaft bestand außer zweihundert Eingebornen aus

*) Dieser Gegenstand wird in dem Bericht des Hrn. Hale, des Philologen der Expedition, näher untersucht werden, und ich beziehe mich darauf hinsichtlich einer vollständigen Untersuchung desselben und in Betreff der Wanderungen der polynesischen Stämme. (Dieser Bericht ist seit etwa zwei Jahren gleichfalls erschienen. Zusatz d. Uebers.)

Lieutenant Budd, den Midshipmen Eld und Elliott, Hrn. Brinsmade, Dr. Pickering, Hrn. Brackenridge, Dr. Judd, mir selbst und zehn Mann, worunter unser Diener aus dem Schiffe. Dieß war eine zahlreiche Gesellschaft; wenn man aber erwägt, daß außer unsern Instrumenten, Zelten u. s. w. auch Lebensmittel getragen werden mußten, so wird man die Zahl nicht unmäßig finden, besonders da mindestens ein Drittheil der ganzen Zahl Lebensmittel für die übrigen tragen muß. Nachdem ich mit Lieutenant Carr, der in meiner Abwesenheit den Befehl über das Schiff führte, alles abgeredet hatte, brach ich auf, um zu meinem kleinen Heere zu stoßen. Sechs Meilen von Hilo kamen wir in den ersten Wald, und um 6 Uhr Abends überschritten wir 8 Meilen von Hilo die Schlucht, welche diesen District und den von Puna scheidet. Als die Dunkelheit eintrat, machten wir an einigen Grashäusern Halt, um uns gegen den schweren Thau zu schützen und bis zum Aufgehen des Mondes liegen zu bleiben. Als es hell geworden war, brachen wir wieder auf, und die Wolke des Vulcans von Kilauea lag vor uns wie ein Feuerpfeiler, um uns auf unserm Wege zu geleiten. Um halb fünf Uhr erreichten wir Olaa, das bereits 138′ über dem Meere liegt, und hier beschlossen wir bis 8 Uhr liegen zu bleiben, um den Eingebornen Zeit zu lassen ihre Nahrungsmittel zu kochen.

Jenseits Olaa hatten wir keinen deutlichen Weg mehr, denn die ganze Oberfläche wurde eine Lavamasse, welche allen metallischen Glanz behalten hatte, und eben über den Boden weggelaufen zu seyn schien, so schwach war die Zersetzung. Nur einige verkrüppelte Gebüsche fanden sich auf unserm Weg, rechts von uns aber bemerkten wir einige dichte Waldstriche. Der Tag war warm und die Sonne schien hell, und wenn wir an Wasserpfühlen vorüber kamen, die in dem Lavafels stehen geblieben waren, so stürzten sich die Eingebornen hinein wie überhitzte Hunde. Die Lava hatte einen besondern metallischen Glanz und war augenscheinlich in geschmolzenem Zustande über die Oberfläche hingelaufen. Die Eingebornen nennen diese glatte Lava-Art Pahoihoi, dasselbe Wort, womit sie auch den Atlas bezeichnen. Sie lief eine Strecke weit glatt fort, und nahm dann eine runzelige oder wellige Form an, zum Zeichen daß die Masse während des Verkühlens vorwärts gedrängt worden war; wo es steil hinab-

ging, drängte die Masse vorwärts, und da die Oberfläche sich verkühlte und fest wurde, floß der geschmolzene Stoff unten weg, und es bildete sich eine Art Tunnels, zum Theil von bedeutender Größe; diese Stellen erkennt man an dem hohlen Klang, den sie beim Hinüberschreiten von sich geben.

Um 3 Uhr Nachmittags erreichten wir Kapuauhi, welches nur aus wenigen Häusern besteht und etwa 15 Meilen von Olaa entfernt ist. Die Temperatur bei unserer Ankunft war 80° im Schatten, in der Sonne 84°; der ganze Strich umher war schwarze Lava, nirgends konnte man auch nur ein kleines Zelt aufschlagen, und da Regen drohte, so nahmen wir eines der Häuser an, das man uns anbot, wurden aber von Flöhen fast gefressen und unsere Decken und Kleider damit angefüllt. Dr. Judd, welcher fand daß einige der Eingebornen überladen waren, schickte zurück um eine Reserve von 30 Mann herbeizurufen; mehrere der Lastpäcke waren unmäßig groß, andere zwar klein, aber schwer; unter diesen befand sich ein kleiner, eiserner Mörser, den ich mit mir nahm, um Versuche hinsichtlich des Schalles in der verdünnten Luft zu machen; dieser war den Eingebornen sehr zur Last gewesen, und sie hatten alle möglichen Versuche gemacht, sich desselben zu entledigen. Da man Mühe hatte, unser kleines Heer Morgens bei Zeiten auf die Beine zu bringen, so wurde vorgeschlagen, den Mörser mit Tagesanbruch abzufeuern. Obwohl klein, machte er doch mit einem tüchtig verkeilten Pfropfe einen Lärm wie eine große Kanone. Er wurde demgemäß zum Erstaunen aller abgefeuert und brachte den Haufen schnell in Bewegung. Dieß machte auf die Träger einen solchen Eindruck, daß man keine Klagen mehr hörte, und munter nahmen sie ihre Last auf, da sie in den Augen ihrer Genossen Leute von großer Wichtigkeit geworden waren.

Die jetzt erreichte Höhe war 2184 Fuß, der Thermometer stand auf 72°, die tiefste Temperatur in der Nacht war 52°; ein leichter Regenschauer fiel in der Nacht. Um 8 Uhr Morgens verließen wir Kapuauhi nach einer durch die Flöhe höchst lästigen Nacht, und nach etwa 3 Stunden erreichten wir den Okea-Baum, der als die Gränze des Gebietes von Pele oder der Göttin des Vulcans bekannt ist. In älterer Zeit wagte kein Eingeborner über diesen Baum sich hinaus, ohne der Göttin ein

Opfer zu bringen; viele seltsame Sagen werden von ihr und ihren Kämpfen mit den alten Kriegern der Insel, wobei sie mit ihren Feuerströmen ganze Heere vernichtete, erzählt. Dr. Judd und ich horchten, während wir uns am Vulcane befanden, auf eine dieser langen Erzählungen von einem jungen Manne, Namens Kiwe, dem Abkömmling eines der Sagenerzähler, welche dazu aufgestellt waren, die Sagen in ihrer Familie fortzupflanzen, so daß sie gleichsam die lebenden Archive der Nation waren. Wir hatten ihn in unsere Hütte berufen, richteten viele Fragen an ihn, und er begann zu erzählen, ward aber bald finster und verweigerte weitere Antwort, weil er bemerkte, daß wir es niederschreiben und in einem Buch herausgeben wollten, so daß jedermann es lesen könne; dadurch würde er seines Geschäftes als Sagenerzähler verlustig.

Bald nachdem wir Kapuauhi verlassen, fanden wir den Boden aus vulcanischer Asche über der Lava bestehend, das Buschwerk wurde dicker und saftiger und erhob sich zu kleinen Bäumen; Okea war das Hauptholz, auch gab es einige Akazien, und man zeigte uns eine merkwürdige Pflanze, deren Saft Blasen auf der Haut zieht, und womit die Eingebornen eine Art von Tättowirung bewirken. Unsere Richtung, seit wir von Kapuauhi aufgebrochen, war nahezu südsüdwestlich, und die geneigte Fläche, die wir hinanstiegen, nicht so steil wie vorher; das Land zu unserer Linken war nur Ein Fels, während das zur Rechten noch von dem obenerwähnten Walde bedeckt war, der unsere Aussicht gegen Westen beschränkte. Gerade als wir die große Ebene des Vulcans erreichten, näherten wir uns der Südgränze des Waldes, und als wir um dessen Ecke bogen, stand auf einmal der Mauna Loa in seiner ganzen Größe vor uns. Der Tag war ausnehmend schön, die Atmosphäre, einige fliegende Wolken abgerechnet, rein und klar, und dieser ungeheure Dom erhob sich vor uns aus einer über 20 Meilen breiten Ebene. Bisher hatte ich mir keinen richtigen Begriff von seiner Größe und Höhe gemacht, und ich fühlte nun zum erstenmal die Größe der Aufgabe, die ich übernommen hatte.

So auffallend und merkwürdig war der Berg, daß ich erstaunt und getäuscht war, als Dr. Judd mich aufforderte nach dem Krater zu blicken, denn ich sah nichts vor mir als eine un=

geheure, schwarze, häßliche, meinen Erwartuugen gar nicht entsprechende Grube. Kein Feuerstrahl brach heraus, keine glühenden Steine wurden emporgeworfen, kein Kegel war vorhanden, sondern nur eine Senkung, die inmitten der ungeheuren Ebene klein und unbedeutend schien. An dem entlegenen Ende zeigte sich eine kleine kirschrothe Stelle, aus der Dampf emporstieg und sich oberhalb in eine wie Silber glänzende Wolke verdichtete. Diese Wolke war indeß prachtvoller als ich je eine gesehen hatte, und ihr Anblick allein hätte für die Mühe der Herreise entschädigt. Wir eilten nach dem Rande der Höhlung, um einen Blick auf das Innere zu gewinnen, und der aus zahlreichen Rissen hervordringende Dampf zeigte uns, daß wir über einen Boden hinwanderten, unter dem das Feuer wüthete. Der Wind sauste an uns vorbei, als würde er ins Innere der Erde hineingezogen um irgend einen mächtigen Brand zu fördern.

Erst wenn man den Rand erreicht hat, erkennt man den Umfang der Höhlung, und es zeigt sich seine Tiefe durch eine Vergleichung mit der Größe der Menschen. Das Unermeßliche, dessen man sich auf diese Weise bewußt wird, erfüllt den Geist mit Erstaunen, und der Eindruck von Größe und Erhabenheit wächst mit jedem Augenblick. Um einen Begriff von dem Umfang der Höhlung zu geben, braucht man nur zu sagen, daß man die ganze Stadt Newyork hineinsetzen könnte, und daß sie im Grunde der Höhlung kaum bemerkt werden würde, denn diese ist 3½ Meilen lang, 2½ Meilen breit und über tausend Fuß tief. Eine breite Bank umgibt sie in der Tiefe von 660 Fuß und von da nach dem Grunde ist es noch 384 Fuß. Dieser Grund sieht bei Tage aus wie ein Haufen rauchender Ruinen; das Hinabsteigen auf die Bank scheint auf den ersten Anblick eine leichte Sache, nimmt aber doch eine gute Stunde weg. Wir schlugen unsere Zelte im Angesicht des Vulcans an dessen westlicher Seite auf, und die Eingebornen waren beschäftigt Hütten zu errichten, um sich gegen den kalten Wind zu schützen; inzwischen hatten wir Zeit, vor Sonnenuntergang noch eine andere Ansicht des Kraters zu gewinnen.

Alle gewöhnlichen Begriffe von vulcanischen Kratern verschwinden hier; hier ist kein hoher Kegel, kein feuriger Stoff oder Felsen, die über den Rand hinausgeschleudert werden. Die Ufer

scheinen wie aus massiven Blöcken gebaut, welche stellenweise mit Farren, die durch die hervordringenden Dämpfe genährt werden, bekleidet sind; was am Tage schon wunderbar ist, wird es noch zehnfach mehr in der Nacht, wo der ungeheure Pfuhl von kirschrother fließender Lava die ganze Umgebung erhellt und wie Wasser nach allen Richtungen hinfließt, während die erhellte Wolke gleich einem ungeheuern Baldachin darüberhängt. Das Ufer neben uns war mit halbnackten Eingebornen, über 200 an der Zahl, bedeckt, und alle starrten mit schreckenvollen Blicken die erstaunliche Erscheinung an. Ihre Vorfahren hätten nicht gewagt, so in die furchtbare Wohnung der boshaften Göttin Pele zu schauen, da sie sich dem Orte nur mit der größten Furcht näherten, und auch dann nur um ihre Opfergabe in den brennenden Pfuhl zu werfen, und sich einen sichern Durchgang durch ihr Gebiet zu erkaufen.

Wir saßen geraume Zeit schweigend am nördlichen Ufer, bis einer von uns vorschlug, nach der schwarzen Bank zunächst über dem See hinabzusteigen; das war eine mühselige Arbeit, und endlich kamen wir an eine Stelle, wo wir etwa 500′ unmittelbar über dem Feuersee standen; dieser ist hier 1500′ lang und 1000′ breit, und das Licht war so stark, daß ich den kleinsten Druck lesen konnte. Sehr verwundert war ich über den Mangel an allem Geräusch, denn man hörte nichts als ein dumpfes Murmeln, ähnlich dem beim Aufkochen einer dicken Flüssigkeit. Der Dunst und Dampf, die unaufhörlich hervortraten, waren so verdünnt, daß sie den Anblick nicht hinderten, und nur in der glänzenden Wolke über uns, welche abwechselnd zu sinken und zu steigen schien, sichtbar wurden. Hie und da wurden Steine oder Massen glührothen Stoffs zur Höhe von etwa 70′ emporgeschleudert und fielen dann in den See zurück. Dieser war augenscheinlich im Steigen, und nur noch wenig Fuß fehlten um sein Ufer zu überfluthen; wir alle starrten schweigend, mit dem Ausdruck von Schrecken und Verwunderung auf dem Gesichte, das Schauspiel an, das niemand betrachten kann, ohne sich von der Richtigkeit der Ansicht: daß der Mittelpunkt der Erde eine feurig flüssige Masse ist, zu überzeugen. Wir kehrten gegen Mitternacht zu unsern Zelten zurück, äußerst ermüdet, aber dennoch nach der Aufregung einer solchen Scene unfähig zu schlafen.

Bei Tagesanbruch stand der Thermometer auf 43$^{0}$, und man bemerkte einen starken Niederschlag von den Dampflöchern. Die barometrische Höhe des Lagers an der Westseite des Kraters betrug 3970′; ich verbrachte den Tag mit Beobachtungen der Länge und Breite, und verschob die genauere Untersuchung des Vulcans auf die Rückkehr; nur einige Beobachtungen mögen hier Platz finden, da wir uns viel mit der Aufnahme von Bildern mit der Camera lucida beschäftigten, in der Absicht, bei unserer Rückkehr die allenfalls in der Zwischenzeit vorgegangenen Veränderungen zu beobachten; zu diesem Ende stiegen wir wieder zu der schwarzen Bank hinab. Der ungeheure Raum, den der Krater einnimmt, füllt sich allmählich mit der flüssigen Lavamasse bis zu einem gewissen Punkt, wo die Wände den Druck nicht länger tragen können; dann findet ein Ausbruch statt, vor welchem jedoch ein großer Theil der Lava zunächst den Wandungen des Kraters abgekühlt ist und in der erreichten Höhe fest stehen bleibt. Nach dem Ausbruch senkt sich dann die centrale Masse um 3 oder 400′, und läßt den festgewordenen Theil als eine Art Terrasse oder Bank zurück. Die Oberfläche derselben ist vergleichsweise flach, obwohl etwas uneben, und meist mit einer glasigen, an einigen Stellen mit einer schlackenartigen, sehr in Farben spielenden und brüchigen Lava ½ bis 1″ dick überzogen. Geht man über diese Kruste, so kracht und bricht sie unter den Füßen; sie scheint leicht zu zersetzen, und hat an einigen Stellen ihren Glanz verloren, indem sie eine grauliche Farbe annahm und zerreiblich geworden ist. Es ist nicht immer sicher über diese schwarze Bank zu gehen, und man muß wie auf zweifelhaftem Eise eine Stange mit sich nehmen und den Weg vor sich untersuchen. Diese krause, einem Ueberzug von blauem und gelbem Glas gleichende Oberfläche kracht unter den Füßen wie gefrorner Schnee bei sehr kaltem Wetter. Allenthalben erblickt man finstere Löcher und gewölbte Höhlen, aus denen eine heiße Luft heraufdringt. Man kommt über große und weite Spalten, aus denen eine auf 180$^{0}$ erhitzte Luft hervorbricht, die fast erstickend ist. Nähert man sich dem großen See am Südende des Kraters, so wird die Hitze fast unerträglich. Auf etwa zwei Drittheile der Entfernung vom Nordende sind ausgedehnte Schwefelbänke, aus deren Spalten fortwährend starker Dampf entweicht, und schöne Krystalle sieht man

theils in den Spalten selbst, theils am Ufer liegen. In manchen Rissen geriethen unsere Stöcke in Brand, und in den gewölbten Kammern unten konnte man da und dort den Felsen rothglühend sehen. Diese schwarze Bank ist von verschiedener Breite, von 600 bis 2000′; sie erstreckt sich rund um die ganze Höhlung, wegen der großen Hitze aber kann man sich dem Rande selten nähern. Zu dem Grunde des Kraters führte an der Nordwestecke der schwarzen Bank, von der ein Theil eingestürzt war, eine schiefe Ebene hinab; das Hinabsteigen schien anfangs leicht, zeigte sich aber, als die Herren Waldron und Drayton es versuchten, ziemlich schwierig, da viele Spalten den Pfad rechtwinkelig durchschnitten, und die glasige Kruste so voll von scharfen Spitzen war, daß sie die Hände verletzte und bei jedem Schritt die Schuhe zerschnitt. Nach vieler Mühe erreichten diese Herren den obern Boden des Kraters, welcher 384′ unter der schwarzen Bank lag, so daß die Gesammttiefe unterhalb des nördlichen Randes 987′ ausmachte. Gleich der schwarzen Bank ist auch dieser Strich nicht flach, sondern bietet zahlreiche und bedeutende Unebenheiten dar. Sie konnten sich dem eigentlichen Feuersee nur auf etwa 1500 bis 2000′ nähern, und doch waren sie schon nahe genug, daß ihre Schuhe anbrannten und sie die Stöcke in der Lava anzündeten, welche in der vorhergehenden Nacht übergeströmt war. Ueber den kleinern See hatten sie von einer leichten Erhöhung herab eine gute Aussicht: er war etwas in Bewegung, große Massen rother flüssiger Lava hoben sich in regelmäßigen Zwischenräumen 6 oder 8′ in die Höhe, kleinere wurden weit höher emporgeworfen. In der Entfernung von 50′ sah man keine Gase emporsteigen, noch war irgendein Dampf sichtbar; dennoch stieg ein feiner, rauchähnlicher Dunst aus der ganzen flüssigen Oberfläche auf; stärkere Rauchausstoßungen wurden aber niemals bemerkt. Anfangs schien es ganz möglich über die hartgewordene Oberfläche bis an den Bereich des flüssigen Theils hinzugehen, obwohl die Stelle, auf der sie standen, so heiß war, daß sie ihre Stöcke auf den Boden legen mußten, um sich darauf zu stellen. Bald aber mußte man diesen Gedanken aufgeben, denn nach kurzer Zeit begann die flüssige Masse sich zu erweitern; plötzlich borst ein Stück und zeigte einen glänzendrothen Schimmer, dann drang in wenigen Augenblicken die flüssige Lava durch,

ein Stück wurde rasch abgerissen und verschwand plötzlich in der flüssigen Masse. Dieß ging fort, bis der See sich zur äußern Bank hin ausgedehnt und bis auf 15′ der Stelle, wo die Wanderer standen, genähert hatte; jetzt erklärte der Führer, es sey hohe Zeit sich zurückzuziehen, das Feuer laufe oft in wenigen Augenblicken über 10 Acres und darüber hin; in einem solchen Falle wäre der Tod unvermeidlich. Gewöhnlich kocht der See auf, entladet eine gewisse Masse über seine Ufer hin und sinkt dann innerhalb seiner Gränzen zurück; doch dauert dieß selten länger als einen Tag auf einmal. Eines der merkwürdigen Erzeugnisse dieses Kraters ist das haarförmige Glas oder, wie es hier genannt wird, Pele's Haar. Dieß sieht man in den Spalten gleich losen Büscheln von feinem Werg, und man findet es auch über die ganze Ebene hin an den Büscheln hängend; die Fasern dieses Glases sind von verschiedener Feinheit: einige sind gekräuselt, andere gerade mit kleinen hübschen Glastropfen am einen Ende. Auf der Leeseite des Kraters ist dieß Glas in solcher Menge vorhanden, daß der Boden stellenweise wie mit Spinnengeweben bedeckt erscheint. Wo Pele's Haar in Menge sich findet, herrscht auch ein sehr schöner und feiner Bimsstein vor, der gewöhnlich in Stücken von der Größe einer Haselnuß von grünlichgelber Farbe erscheint, kleinen Stücken neuen trockenen Schwammes gleicht, aber so leicht ist, daß ihn der Wind umhertreibt. Das südliche Ufer des Kraters ist mit diesem Erzeugniß bis auf eine gewisse Tiefe bedeckt, und der darüber hingewehte Sand gibt ihm einige Festigkeit.

Den Tag, während dessen wir am Vulcane blieben, brachten die Eingebornen damit zu, ihre Lebensmittel in den auf den Ebenen befindlichen Spalten, aus denen Dampf hervordringt, zu kochen. Der Krater war bei Nacht ausnehmend schön, um 4 Uhr Morgens aber hörte man von dem kochenden See her ein lautes Krachen, was, wie sich nachher zeigte, daher kam, daß eine große vorspringende Spitze der schwarzen Bank in den See gestürzt war.

Mit Anbruch des nächsten Morgens rüsteten wir uns alsbald zur Weiterreise, und da wir die Zeit unseres Aufenthaltes benützt hatten, um etwas mehr Ordnung in die Masse unserer Träger zu bringen, so hofften wir rascher vorwärts zu kommen.

Unser Weg ging zuerst einige Meilen weit gerade westlich nach dem Gipfel des Mauna-Loa zu über die weite, den Vulcan umgebende Ebene, und bog dann südwärts über ein altes, sehr zerrissenes Lavabett, über das niemand früher gezogen zu seyn scheint. Hier wurden wir zum erstenmal mit den sogenannten Klinkers bekannt, welche den Schlacken aus einer Gießerei gleichen, statt aber faustgroß zu seyn, haben sie 1 — 10 Fuß im Gevierte, und sind auf allen Seiten mit scharfen Spitzen versehen; sie sind größtentheils locker und, was sie noch gefährlicher macht, so ist eine Menge glasiger Lava darunter. Die Menge und Größe dieser Massen ist ungeheuer, und der Weg über diesen Landstrich war ebenso schwierig als unangenehm. Unser Führer Puhano, der bereits die HH. Douglas und Löwenstern bei ihrer Besteigung des Berges begleitet hatte, übernahm nun die Führung; es zeigte sich aber bald, daß er wenig von dem Weg wisse. Ich ging deßhalb mit dem Compaß in der Hand voran, und bald ging es wieder steil den Berg hinauf durch einen mit langem Gras bewachsenen Gürtel, wo das Gestein mit weißem Thon bedeckt und selten sichtbar war. Dieser Theil schien sehr durch Dürre gelitten zu haben, denn wir kamen an mehreren ausgetrockneten Bächen vorüber. Um 2 Uhr hatten wir nahezu die obere Gränze der Wälder erreicht, und da die Wolken über uns hinzuziehen und den Pfad zu verdunkeln begannen, so beschlossen wir Halt zu machen und zu lagern. Hier waren wir lange Zeit in Nebel eingehüllt, denn wir hatten die Region der Wolken erreicht, der Thermometer stand um 6 Uhr Abends auf 54°, der Thaupunkt auf 44°, und statt der Passatwinde aus Nordosten hatten wir einen Bergwind aus Westen, der bald die Temperatur auf 43° brachte, was uns sehr lästig fiel, da die Temperatur, seit wir die Küste verlassen, um 40° gefallen war.

Am 19 bei Sonnenaufgang stand der Thermometer auf 48°; da das Aufsteigen nun sehr mühsam wurde, so wählten wir nur das Nöthigste zum Tragen aus, und ließen das andere später nachkommen. Den Rest der Waldregion durchzogen wir in diagonaler Richtung, um 1 Uhr aber waren alle Bäume verschwunden, und wir fanden uns von niedrigem Gestrüpp umgeben. Der Wechsel der Vegetation zeigte sich nicht nur in den Arten, sondern auch in der Größe; das Sandelholz z. B. erschien nicht mehr als

Baum, sondern als eine niedere Staude; auch kamen wir durch weite Strecken, die durch Feuer verheert worden waren. Während des Tags waren wir an weiten Höhlen vorübergekommen, die oft eine große Strecke unter dem Boden hinführten; einige Leute gingen am einen Ende hinein und am andern heraus. Diese Höhlen oder Tunnels sind augenscheinlich dadurch entstanden, daß Lava am Berg herabfloß, und während der obere gewölbte Theil kalt und fest wurde, der flüssige weiter lief und sich endlich über die Oberfläche des Bodens ausbreitete; eine Oeffnung wurde dadurch gebildet, daß an einer Stelle das Dach einfiel. Diese Oeffnungen waren meist bezeichnet durch die Menge von Brombeer- und andern Stauden, die rund umherwuchsen; auch mahnten sie mich an die Höhlen in Kalksteindistricten. Zwischen 2 und 3 Uhr wurden wir abermals in Wolken gehüllt, und es war nothwendig unsere Vorsichtsmaßregeln gegen das Verirren zu verdoppeln: man zündete Feuer an, legte abgerissene Büschel auf den Weg u. dgl. Da ich es für rathsam hielt zeitig Halt zu machen, so hielten wir kurz nach drei Uhr an, um das Gepäck nachkommen zu lassen. Trotz der Größe unseres Zugs ließ derselbe doch keine bemerkbare Spur zurück, denn der Boden bestand aus harter, metallisch aussehender Lava und bot rund umher nichts als eine traurige Oede. Auch die Stimme wurde schwächer in dem Maße als die Luft dünner wurde. Unser Lager wurde die Sonntagsstation genannt, weil wir an diesem Tage hier ruhig liegen blieben. Der Barometer gab eine Höhe von 6071′ an, wir befanden uns über der Wolkenregion und konnten auf dieselbe hinabsehen. Als ich bei Nacht meine Kleider ablegte, bemerkte ich welche große Menge von elektrischem Fluidum hervorgelockt war; dieß haftete einige Zeit an meinen Kleidern, namentlich an einem großen Guanakomantel, in dem ich schlief.

An diesem Tage kam einer unserer Führer, den ich vom Krater aus nach Papapala geschickt hatte, um Lebensmittel zu kaufen, mit zwei weitern Führern, die mit dem Berge vollständig vertraut waren, und wußten wo Wasser zu finden sey, wieder zu uns, und brachte Nachricht daß er 40 Ziegen eingehandelt habe, und daß wir hinreichende Lebensmittel erhalten würden. Dieß war eine ermuthigende Nachricht, denn ich war von Anfang an ungewiß ob den Eingebornen zu trauen sey, und ein fast

meuterisches Benehmen derselben zu Kilauea war nicht geeignet meine Meinung von ihnen zu bessern. Auch fand ich, je mehr wir den Berg hinanstiegen, daß selbst leichte Lasten schwer, und die schweren unerträglich geworden waren; zudem verstrich unsere Zeit rasch, und wir hatten noch einen langen Weg vor uns, ehe wir den Gipfel erreichten. Was die Unannehmlichkeiten vermehrte, war der Umstand, daß die Nahrungsmittel der Eingebornen nahezu erschöpft waren, und daß wir uns nur mit der größten Mühe aus weiter Ferne Wasser verschaffen konnten; an diese Schwierigkeit hatte ich gar nicht gedacht, denn ich rechnete zuversichtlich auf den Schnee, wir hatten aber nach der Aussage der Führer noch zwei Tagemärsche, bis wir Schnee finden konnten. Wir zählten zusammen nahe an dreihundert Personen im Lager, hatten im Ganzen nur etwa 5 oder 6 Gallonen Wasser, und alle fühlten mehr oder weniger die Wirkungen der verdünnten Luft. Hr. Brackenridge hatte, obwohl einer der stärksten der Gesellschaft, einen heftigen Anfall von Bergkrankheit; viele der Eingebornen waren unwohl und wir alle fühlten heftige Schmerzen an den Augen und eine Trockenheit der Haut.

Der 20ste, ein Sonntag, war ein Rasttag; die Eingebornen verlangten dieß, und ich gab bereitwillig ihren Wünschen nach. Inzwischen wollte ich, um den Berg zu recognosciren, namentlich des Schnees wegen, Lt. Budd mit einigen Begleitern voransenden, die Eingebornen weigerten sich aber ihn zu begleiten und nahmen den Sonntag zum Vorwand. Ich glaube aber, daß Furcht mit im Spiele war, denn nie hatte jemand ihres Wissens früher den Berg erstiegen, und sie hielten mich geradezu für toll, daß ich mir so viel Mühe damit gab, ja sie sagten, ich suche Gold oder Silber oder irgend etwas, das um Geld zu verkaufen wäre, denn sonst würde ich nicht so viel Mühe und Geld darauf wenden. Während des Tages machte ich wiederholt Längen- und Breitenbeobachtungen, fühlte aber zum erstenmal mich durch das Halten der Instrumente sehr ermüdet. Barometer und Thermometer wurden den Tag über zu den mit dem Observatorium zu Hilo verabredeten Stunden beobachtet. Am Abend erhielten wir 15 Gallonen Wasser, was die Eingebornen zehn Meilen weit über rauhe Bergpfade hergebracht hatten. Hiedurch einigermaßen beruhigt, wandte ich nun meine Aufmerksamkeit auf das Brenn-

material, von dem jetzt Vorrath herbeigeschafft werden mußte, da wir auf einem der letzten Punkte uns befanden, wo solches zu haben war. Wir hatten noch zwei, wenn nicht drei Tagreisen nach dem Gipfel und noch eine Höhe von 8000′ zu ersteigen.

Montag den 21sten brachen wir frühzeitig auf; der Aufstieg wurde jetzt viel steiler als bisher, denn der ganze Berg bestand aus einer Lavamasse, die augenscheinlich vom Gipfel herab in allen Richtungen übergeströmt war. Die Sonne schien glänzend und ihre Strahlen fielen mit verstärkter Gewalt auf die schwarze Lava; kein Wind regte sich, und die durch die verdünnte Luft herbeigeführte Erschöpfung machte das Hinansteigen äußerst ermüdend; viele wurden von Ekel und Kopfweh befallen, und das Verlangen nach Wasser wuchs bei den Weißen wie bei den Eingebornen; mit Beeren konnte man den Durst nicht mehr stillen wie früher, denn diese Frucht war verschwunden und wenige Grasbüschel die einzige noch übrige Vegetation. Gegen Mittag erbot sich Dr. Judd mit dem Führer voranzugehen und nach Schnee zu suchen; wir sollten in derselben Richtung fortgehen und ein Lager schlagen, wenn wir nicht mehr weiter kommen könnten. Die meisten Leute lagen jetzt auf den Felsen herum trotz der strahlenden Mittagssonne; eine Neigung zu schlafen und eine Empfindung von Verdrossenheit, ähnlich denen wie sie durch Seekrankheit erzeugt werden, schien vorzuherrschen. Ich fühlte die Schlafsucht selbst in starkem Maße und schlief auch auf der harten Lava eine Stunde lang so fest als ich nur je geschlafen. Die Lasten waren unerträglich schwer geworden, und alle beklagten sich über ihre Unfähigkeit sie weiter zu schleppen; der Gebrauch des Sextanten war noch ermüdender geworden als den Tag zuvor, und es machte mir große Schmerzen ihn zu halten; nach meiner eigenen Empfindung mußte ich annehmen, daß die Kraft eines jeden um nahezu die Hälfte abgenommen hatte. Nach einstündiger Rast gingen wir noch zwei Meilen weiter und schlugen dann ein Lager; nirgends war auch nur ein Zeltpflock einzuschlagen, und man mußte die Stricke an lose Lavablöcke befestigen. Die Hauptveranlassung, weßhalb wir an dieser Stelle hielten, war die Entdeckung eines großen Tunnels, in welchem die Mannschaft Unterkommen fand; später nannte man diese Stelle die Reconvalescenten-Station, weil alle Kranken und Verwundeten aus den höhern

Stationen hieher als nach einem Hospital zurückgesendet wurden. Geraume Zeit nachdem wir das Lager geschlagen, kam Dr. Judd an und brachte einen kleinen Schneeball, sowie die angenehme Nachricht, daß wir auf dem Gipfel des Berges Schnee genug finden würden, vorausgesetzt wir erreichten denselben am nächsten Tage, denn er schmolz rasch hinweg. Wir hielten deßhalb eine Berathung, und fanden es am zweckmäßigsten, daß alle die welche zu den auf dem Berge anzustellenden Operationen nicht absolut nöthig wären, schnell den Gipfel ersteigen, dort die Aussicht genießen und dann nach der Küste zurückkehren sollten, da unsere Lebensmittel sowohl als das Wasser in so geringer Menge vorhanden waren, daß wir wahrscheinlich auf sehr kleine Rationen gesetzt werden mußten. Diese Abtheilung, bestehend aus dem Consul, Hrn. Brackenridge, Hrn. Drayton und Hrn. Elliott, brach frühzeitig auf, und ich folgte ihnen mit einem der Führer, 12 Kanakas und 7 unserer eigenen Leute. Der Wind blies heftig aus Südwesten und war durchdringend kalt: der Thermometer stand um 3 Uhr Nachmittags auf 25° F. Schon seit einiger Zeit hatte ich die Kanakas vor mir hergehen lassen müssen, um sie abzuhalten ihre Lasten abzuwerfen und davonzulaufen; endlich fand ich aber, daß sie wirklich nicht weiter gehen könnten und, da sie beinahe nackt waren, ausnehmend viel litten; ich suchte deßhalb unter einer hohen Bank von Lavablöcken eine gegen den Wind geschützte Stelle, und gestattete ihnen die Lasten abzulegen und umzukehren, worauf sie buchstäblich zu verschwinden schienen; nie sah ich eine solche Behendigkeit. Sobald die Eingebornen, die sich noch auf dem Wege befanden, die Leute der obern Abtheilung herabkommen sahen, ließen auch sie sich nicht länger bewegen der Kälte zu trotzen, und liefen alle miteinander davon. Der Berg bot in Folge hievon ein Bild der Verwirrung dar, da er mit Werkzeugen, Kisten, einzelnen Theilen des tragbaren Hauses, Zelten u. s. w. übersäet war. Ich befand mich nun allein mit dem Führer und neun Mann, ohne andere Bedeckung als das kleine Zelt für die Instrumente, und das Heranziehen eines Schneesturms machte es höchst nothwendig irgendeinen Schutz zu finden. Der Thermometer war auf 18° gefallen, die meisten Leute litten an der Bergkrankheit, mit Kopfschmerz und Fieber, und waren zu allen Verrichtungen unfähig. Ich fühlte mich aus denselben Grün-

den unwohl, indem die Adern an den Schläfen heftig schlugen und ich an kurzem Athem litt. Mit den wenigen Leuten, die noch zu arbeiten vermochten, fing ich an aus den Klinkers eine runde Mauer zu bauen, um das wenige Segeltuch, was wir hatten, darüber auszubreiten; alle entbehrlichen Decken wurden innerhalb aufgehängt, um uns gegen die Kälte zu schützen. Als dieß geschehen war, machten wir ein Feuer, um unser spärliches Mahl und etwas Thee für die Kranken zu bereiten.

Als das Abendessen zu Ende war, streckten wir uns in dem runden Raume, so gut es gehen wollte, nieder; der Schnee begann nun in Menge zu fallen, und während die Leute über unsere höchst vergnügliche Lage scherzten, ging der Wind draußen allmählich in einen vollständigen Orkan über. Der Thermometer war auf 15° gefallen, und wir befanden uns dem Barometer zufolge in einer Höhe von 13,190′. Ich war froh, daß die Kranken in Folge der Ruhe wieder mehr Muth zu fassen begannen; bald war alles in tiefem Schlafe, und obwohl der Fels kaum einen Fuß breit flachen Bodens darbot, so schienen sie doch ganz gemächlich zu ruhen. Ich hatte wenig Lust zu schlafen, denn die Schwierigkeiten häuften sich und ich war besorgt wegen eines meiner Leute, der nicht mit uns angekommen war. Etwa um 4 Uhr Morgens hatte sich der Schnee dermaßen auf unserm Segeltuchdach angehäuft, daß es über uns hereinbrach und auch einige Steine mit sich brachte. Dieß war ein unangenehmer Zufall, und nachdem wir uns herausgearbeitet hatten, mußten wir das Segeltuch ganz abnehmen und den Schnee hinausschaffen, was eine sehr unangenehme Arbeit war. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich eine höchst widerwärtige Nacht zubrachte. Als das Tageslicht kam, hatte der Sturm etwas nachgelassen, die Kranken befanden sich besser, und guter Muth und Heiterkeit begannen wieder zu herrschen. Um 11 Uhr brachen wir auf, und nach zweistündigem mühseligem Steigen erreichten wir endlich den Gipfel oder letzten Krater. Noch schneite es fort in einzelnen Stößen und ein scharfer Südwestwind blies uns gerade ins Gesicht; der Boden war einen Fuß tief mit Schnee bedeckt, und dieß machte es eben so mühsam als gefährlich, über diese lose liegenden Steinblöcke hinzuschreiten. Ein Hinabsteigen in den Krater war unmöglich, und so mußten wir den ebensten Fleck, den wir finden konnten, zum

Lager auswählen. Um 6 Uhr glaubten wir es uns für die Nacht ziemlich bequem gemacht zu haben, und der Sturm schien soweit gemäßigt, daß wir keine Störung befürchteten; in kurzer Zeit aber erfuhren wir das Gegentheil. Unser Feuer wurde auseinandergerissen, Lichter ausgeblasen, und das Zelt schüttelte und klappte, als wolle es in Stücken gehen und vor dem heulenden Sturme verschwinden. Ich fühlte jetzt, daß die Leiden in voriger Nacht Scherz in Vergleich mit den dießmaligen gewesen. So war es denn ein wahres Labsal nach dieser Nacht die Sonne klar aufgehen zu sehen. Sie schien ganz klein und ihre Form, als sie über dem Meere erschien, durch horizontale Refraction verändert, indem sie eine lange horizontale Ellipse von dritthalb Durchmessern bildete, welche sich erst nach der einen, und dann nach der andern Seite erweiterte; nachdem die Sonne zwei Durchmesser hoch über den Horizont heraufgestiegen war, neigte sich die Ellipse allmählich zur Rechten, wenige Augenblicke nachher wurde ihre längere Achse vertical, und hierauf wurde die Erscheinung am untern Ende breiter, ungefähr in der Form eines Eies.

Gegen 11 Uhr erschienen die HH. Judd und Pickering mit fatalen Nachrichten; nicht nur war der obenerwähnte Vermißte nicht wieder erschienen, sondern fast alle Eingebornen hatten ihre Lasten liegen lassen, und von der aus dem Schiffe abgegangenen Abtheilung war noch keine Nachricht eingetroffen. Nachdem wir mit Mühe ein Feuer angezündet und etwas gegessen hatten, suchten die HH. Judd, Pickering und ich einen bessern Platz um die Zelte aufzuschlagen, fanden aber keinen. Hr. Pickering verließ uns hierauf und stieg zuerst in den Krater hinab. Die Oede des Berges ist über alle Beschreibung: die ganze Oberfläche ist eine einzige Lavamasse, welche zu einer und derselben Zeit in flüssigem Zustand aus diesem obersten Krater ausgeworfen worden. Hier ist kein Sand oder anderes Gestein, nichts als Lava, wohin man das Auge wendet. Allem Anschein nach ist sie aus verschiedenen Zeitaltern, zum Theil sehr alt, aber doch noch nicht zersetzt, und die Abwechslungen von Hitze und Kälte scheinen sich mit Regen und Schnee vergeblich zu ihrer Zerstörung verbunden zu haben. An einigen Stellen ist sie ganz glatt und flach, anderswo erscheint sie in Form von Klinkern, welche sich selten in Haufen finden, sondern in meilenlangen und manchmal

eine Meile breiten Lagern daliegen, zuweilen 10—20 Fuß über der Fläche der umgebenden Lava. Der Ort, wo meiner Ansicht nach diese Klinker gebildet wurden, ist der Krater selbst; hier wurden sie durch widerstrebende Kräfte zerbrochen und nachher mit der flüssigen Lava ausgeworfen und den Berg hinabgeschwemmt, bis sie, durch ihr wachsendes Gewicht oder durch die unmäßige Reibung welche die Masse zu überwinden hatte, in ihrem Laufe aufgehalten wurden.

An diesem Tage erhielten wir Nachricht von der Ankunft Lt. Aldens mit der Abtheilung aus dem Schiff an der Reconvalescenten-Station, aber er hatte keine Lebensmittel mitgebracht, und somit war unsere Noth nur noch vermehrt. Der Christtag brach an mit Schnee und einem Sturm aus Südwesten; es war sehr kalt, und das einzige Mittel uns warm zu halten, bestand darin uns in Decken und Pelze einzuhüllen; wir hatten gerade genug Holz, um ein wenig Chocolade zu wärmen.

Da die kleinen Instrumente angekommen waren, so begann ich einige Beobachtungen; während die übrigen damit beschäftigt waren unsere Zelte so fest als möglich zu machen, entdeckten Dr. Judd und ich in dem unsrigen einen Niederschlag von Feuchtigkeit, die, wie bei näherer Untersuchung sich ergab, durch Dampf erzeugt war, welcher durch einen Riß in der Lava hervordrang. Ein Thermometer, den wir hineinstellten, stieg auf 68°. Das Zelt lag 40′ vom Rande des Kraters, und es war nicht zu verwundern daß der Dampf von dem Feuer unten einen solchen Weg sich suchte. Da die Sache uns einigermaßen belästigte, zerstießen wir einige Lavastücke und füllten die Spalte aus. Dieß führte uns zu der Entdeckung eines kleinen Stückes Moos, des einzigen lebenden Dings, das sich innerhalb 4000′ von der Höhe des Berges fand; dieses Moos wurde hier durch den ausströmenden Dampf genährt, welcher ihm Wärme und Feuchtigkeit zuführte.

An diesem Tage machten wir viele Proben mit der Temperatur des kochenden Wassers; der Durchschnitt der Beobachtungen ergab den Siedepunkt zu 188°, was 560′ auf jeden Grad der Temperatur ausmacht. Am Vulcan von Kilauea hatte ich nicht ganz 550′ auf den Grad gefunden, während das Ergebniß sehr genauer Beobachtungen an der Sonntagsstation 555 Fuß und

an der Reconvalescenten-Station 558′ gewesen war. Auch waren wir beschäftigt eine hohe Steinmauer um einen Raum, groß genug um die erwarteten Häuser und Zelte zu fassen, aufzurichten, da es durchaus nöthig war uns gegen die heftigen Winde zu schützen; außerdem wurde auch jedes Zelt von einer besondern Mauer umgeben; beides erwies sich später als ungemein passend, namentlich um uns gegen den Südwestwind zu schützen. Einige der Kisten kamen jetzt allmählich mit Hülfe der Matrosen an, aber die Lebensmittel kamen noch nicht, und so mußten die Rationen vermindert werden; der Wind blieb ziemlich frisch den Tag über, gegen Nacht nahm er aber wieder an Heftigkeit zu, und um 8 Uhr hatten wir abermals Sturm aus Südwest. Ich erinnere mich nicht, je eine solche Nacht zugebracht zu haben, denn mehrere Stunden lang wehte ein vollständiger Orkan und verursachte ein solches Knarren und Schlagen der Zelte, als wenn Hunderte von Menschen mit Prügeln darauf schlügen. Dieß Geräusch, verbunden mit dem Heulen des Windes über dem Krater, machte die Stunden der Dunkelheit wahrhaft schauerlich. Die beiden andern Zelte wurden niedergeweht, das meine stand fest; die Leute lagen unter den gefallenen Zelten, und waren nach dem Unfall in bequemerer Lage als vorher. Es war unmöglich gegen die Stöße auszuhalten, und wir wachten die ganze Nacht, denn niemand konnte schlafen; dabei fiel der Thermometer innerhalb des Zeltes auf 17°, und das Wasser in den Schläuchen unter meinem Kissen gefror. Gegen 3 Uhr ließ der Wind nach, und mit Sonnenaufgang hatten wir 20°.

Die Nachrichten, die ich den Tag zuvor über den Zustand der Mannschaft erhalten hatte, bestimmten mich selbst nach den nächsten Stationen zu gehen, und ich stieg mit Dr. Judd den Berg hinab. Etwa um 4 Uhr erreichten wir die Reconvalescenten-Station, nachdem wir auf dem Wege die Kisten und verschiedene andere Gegenstände, namentlich auch die Stücke des tragbaren Hauses, zerstreut gefunden hatten. Dieß war die Schuld der Eingebornen, welche auf die erste Nachricht von der Kälte und andern Beschwerlichkeiten der Wanderung in Masse davongelaufen waren. Ich fand Lt. Budd ganz wohl und nur wenige der bei ihm befindlichen Leute krank, aber sie hatten wenig oder keine Lebensmittelvorräthe. Die Verschiedenheit der Temperatur

zwischen der Höhe von 14000 und 9000′ war sehr auffallend: wir konnten in der freien Luft sitzen ohne von der Kälte belästigt zu werden, und es war als seyen wir mit Einemmal vom Winter ins Frühjahr übergetreten. Obwohl ich 10 Tage zuvor diesen Ort, weil es an Vegetation und Wasser fehlte, für besonders öde angesehen hatte, so schien mir doch jetzt alles, im Vergleich mit der Station auf dem Gipfel, ganz leidlich angenehm zu seyn. Man hatte, wie ich oben bemerkt, diese Stelle wegen einer sehr merkwürdigen Höhle ausgewählt, welche jetzt unser Hospital wurde und sich trocken, warm und geräumig genug für die ganze Abtheilung erwies. Sämmtliche Kranke wurden alsbald hieher geschafft und unter die Aufsicht Dr. Judds und seiner Assistenten gestellt.

Wie brachten hier die Nacht zu und genossen, obwohl der Lavaboden des Zeltes ein rauhes Bett war, eines vortrefflichen Schlafes. Nachdem ich hinsichtlich der Lebensmittel und der Verbindung der Stationen untereinander das Nöthige angeordnet hatte, trat ich den Rückweg nach dem Gipfel an, begleitet von einem mit Lebensmitteln wohlbeladenen Matrosen. Um 4 Uhr erreichten wir nach einem harten sechsstündigen Marsch unser Lager auf dem Gipfel, wo man inzwischen an der Einschließungsmauer eifrig fortgearbeitet hatte; da wir fürchteten, abermals schlechtes Wetter zu bekommen, so arbeiteten wir alle mit, um die Zelte wirksamer gegen den befürchteten Sturm zu schützen. Wir fanden an diesem Tage die Kälte ausnehmend empfindlich, obwohl der Thermometer nicht unter 26° fiel. Alle unsere Anstrengungen beim Herbeischleppen der Steine und die heftige Körperbewegung konnten uns nicht warm halten. Dr. Pickering, der fast den ganzen Tag damit zugebracht hatte den Weg um die drei Krater zu machen, kam gegen Abend halb erfroren zurück; er hatte gefunden, daß der Strom des letzten Ausbruchs vor etwa 60 Jahren aus dem nördlichen Krater stattgefunden hatte. Den Tag über waren die beiden Chronometer mit der Pendeluhr und einigen Theilen des Pendelapparates auf dem Gipfel angekommen.

Am 28 brach der Tag mit schönem Wetter an. Bei Sonnenaufgang hatten wir dieselbe Erscheinung der Refraction, wie sie früher schon erwähnt wurde, und ich war abermals betroffen von der scheinbaren Kleinheit des Durchmessers der Sonne am

Horizont. Der Tag blieb sehr schön und klar, und wir waren deßhalb emsig mit Beobachtungen beschäftigt. Am 29 stellten wir den Pendelapparat auf, und kurz nachher kam Dr. Judd zu uns mit der freudigen Nachricht, daß die Abtheilung aus dem Schiffe angelangt sey mit Proviant für 60 Mann auf ebensoviele Tage. Jetzt erst war es sicher, daß unsere Ausdauer von Erfolg seyn und daß ich hinreichend lang würde bleiben können, um alle Zwecke, die ich mir beim Besuche des Berges vorgesetzt hatte, in Ausführung zu bringen. Dr. Pickering verließ uns jetzt, in der Absicht, mit Hrn. Brackenridge den Mauna Kea zu besteigen. Der Tag war viel wärmer als wir es je seit der Ersteigung des Gipfels gefunden hatten, denn der Thermometer stand im Schatten auf 47°, in der Sonne auf 70°, fiel jedoch in der Nacht wieder auf 20°.

Am 30 hatten wir abermals einen herrlichen Tag, und wir benützten ihn aufs beste durch zahlreiche Beobachtungen, der Versuch aber, eine Aussicht auf das Schiff zu gewinnen und durch gleichzeitige Signale eine Verbindung herzustellen, mißlang, da der Gipfel des Mauna Loa ein breiter flacher Dom ist, der gegen Norden und Osten sehr allmählich abfällt; ich begnügte mich deßhalb, die Meridiandistanzen durch drei Chronometer zu bestimmen. Der Thermometer stand um Mittag in der Sonne auf 92°, im Schatten auf 55°, und fiel in der Nacht auf 13°. Der 31 Dec. war abermals ein schöner Tag, an dem wir fortdauernd Zufuhr von Lebensmitteln, Holz u. s. w. erhielten, so daß wir wieder volle Rationen austheilen konnten; auch benützten wir den Tag, um das Pendelhaus zu errichten, eine Arbeit, die auch den folgenden Tag, den 1 Januar 1841, noch in Anspruch nahm. Am Abend dieses Tages hatten wir den schönen Anblick des Schattens des domförmigen Berges am östlichen Himmel; die helle Amethystfarbe an den Rändern wuchs an Stärke bis zur dunkeln Purpurfarbe in der Mitte. Das Bild war so deutlich wie möglich und der ungeheure Dom schien auf dem fernen Horizont zu ruhen. Die Nacht war klar und ein herrliches Mondlicht über die Scene ausgebreitet; die Wolken schwammen unter uns, mit dem Horizont darüber, und dieß mahnte uns an die Eisberge und Eisfelder des antarktischen Meeres; der Stand der Temperatur mehrte die Täuschung.

Diesen Abend hatte ich einen abermaligen Anfall von Bergkrankheit, wobei mir das Blut stark in den Kopf stieg. Mein Steward und mehrere von der Mannschaft wurden gleichfalls heftig ergriffen, doch fanden wir uns durch die Gegenmittel, welche Dr. Judd uns gab, am andern Morgen sehr erleichtert. Der Thaupunkt ließ sich vermittelst Pouillets Hygrometer (mit goldner Schale) nicht bestimmen. In diesem Falle wurde nämlich leicht Elektricität erregt; wenn man ein Kleidungsstück auszog, entwickelte sie sich in Funken. Bei näherer Untersuchung fand sich, daß unsere Pulse den Tag hindurch variirten und sehr leicht erregt waren. Der Dr. Judds variirte von 60 bis 100 Schlägen, der Hrn. Elds von 84 bis 120, und der meinige von 72 bis 108. Die Nacht war den Beobachtungen günstig und wir setzten sie deßhalb fort.

Der 3te war ein schöner Tag, und da die Pendeluhr und der Apparat völlig in Ordnung gebracht waren, wurde die Uhr in Bewegung gesetzt und alle zwei Stunden mit den drei Chronometern verglichen. Da es Sonntag und schön Wetter war, so gestattete man den Leuten sich am Krater herumzutreiben, viele stiegen auch in denselben hinab, und brachten schöne Lavaproben mit sich. In der Nacht war das Licht aus dem Vulcan von Kilauea außerordentlich glänzend. Am nächsten Tage begann Lt. Budd die Aufnahme des Gipfels, der einen Krater einschließt. Auf das falsche Gerücht, daß an der Südwestseite des Berges ein Ausbruch erfolgt sey, machte Dr. Judd einen Ausflug in jener Richtung, vergewisserte sich bald der Unwahrheit des Gerüchts, entdeckte aber in einem der Krater einen Lavastrom, der aus einem höher liegenden dahingeflossen war. Dieser Strom glich einer Kaskade von Eisen, indem die Flüssigkeit, ehe sie den Boden erreichte, in festen Zustand übergegangen war. Der Krater hat eine ovale Gestalt, ist geschichtet, und man zählte 70 Schichten basaltischen Gesteins, die augenscheinlich durch das Ueberströmen des großen Kraters abgesetzt worden waren. Die Führer aber glaubten nach ihren Ueberlieferungen zu wissen, daß dieß gerade der ältere Krater sey. In dem Grunde desselben war die Lava stark pulverisirt. Auf der Rückkehr fand Dr. Judd einen aus neuer Asche gebildeten Hügel, der oben offen war; er ging hinein und fand hier eine schöne Halle mit Stalaktiten von brauner Lava, die an den Seitenwän-

den und am Boden durch schwefelsaures Natron im efflorescirenden Zustande weißlich gefärbt war. Von diesem Schwefel wurde eine bedeutende Menge mitgenommen; man hatte auch an andern Orten welchen, jedoch nur in geringer Menge gefunden.

Am nächsten Tage, den 5ten, kam eine bedeutende Masse trocknes Gras von unten herauf; ich hatte solches kommen lassen, um das Haus damit zu bedecken und eine gleichmäßigere Temperatur herzustellen, was auch gelang, obwohl außerhalb die Temperatur während der 24 Stunden des Tages von 17° auf 50° wechselte. Da wir gerne uns ein wenig gewärmt hätten, so füllten wir eine Calebasse mit Steinen, und bedienten uns derselben als Brasero; Dr. Judd construirte sogar in einer Ecke des Zeltes einen kleinen Ofen und Kamin, so daß wir eine „Feuerseite" hatten, so gut es eben auf dem Gipfel des Mauna Loa gehen wollte. Wie gut es ging, kann man sich daraus abnehmen, daß wir drei Scheite Holz des Tages hatten, und daß das Wasser ein paar Fuß vom Feuer entfernt gefror. Die Temperatur des siedenden Wassers ward abermals untersucht und zu 187° gefunden; der Barometer stand auf 18, 384 Z. Ein Thaupunkt war nicht zu gewinnen; Elektricität entwickelte sich in starken Funken.

In den folgenden Tagen wurden die Beobachtungen fortgesetzt, und Hr. Eld stieg auch in den Krater hinab, um dessen Tiefe zu messen. Er fand die östliche Bank 470', die westliche 784' tief. Am 10 Jan. fiel wieder Schnee, die Temperatur stieg auf 32°, der Schnee schmolz schnell und verursachte innerhalb und außerhalb des Zelts eine außerordentliche Feuchtigkeit. Gegen Abend klärte sich das Wetter auf, der Wind sprang nach Westen um, die Temperatur fiel rasch auf 16°, und einige Stunden lang wehte ein vollständiger Orkan. Ich glaubte das Pendelhaus sehr gefährdet, es schütterte hin und her, und schien zu Zeiten wie aus dem Boden gehoben. Niemand im Lager konnte schlafen als bis Tagesanbruch, wo der Sturm nachzulassen begann.

Diese Stürme mahnten mich ungemein an die, welche wir während der antarktischen Kreuzfahrt im Eise erfahren hatten. Ich bedauerte keinen Windmesser zu haben, um die Richtung, Veränderung und Stärke des Windes zu beobachten. Bemerkenswerth ist, daß diese heftigen Stürme alle in der Nacht ein-

traten, Abends begannen und bis zum nächsten Morgen fortdauerten. Ich suchte die Geschwindigkeit der Wolken zu bemessen nach der Schnelligkeit, womit ihr Schatten über den Krater lief, und die größte Geschwindigkeit bei vielfachen Versuchen, die ich mit den Stürmen aus Südwesten machte, war etwa 47 Meilen in der Stunde. Es wurde indessen bei diesen Versuchen die Bemerkung gemacht, daß die Geschwindigkeit der Wolken beim Uebergang über den Gipfel des Kegels des Kraters zuzunehmen schien. Ob dieß daran lag, daß man ihre Bewegungen genauer mit feststehenden Gegenständen vergleichen konnte, vermag ich nicht zu sagen, glaube aber, daß die Wolken, sowie sie an die Seiten des Berges kommen, aufwärts und mit weit größerer Geschwindigkeit über die erste Hälfte des Kraters als über die zweite getrieben wurden.

Da ich den kleinen Mörser bei mir hatte, so machte ich einige Proben mit der Schnelligkeit des Schalls, indem ich sie mit je einer gemessenen Basis und den Seiten der Dreiecke verglich. Diese gaben so genügende Resultate, als man sie gewöhnlich tiefer unten erhält. Der große Unterschied lag nur im Schall selbst, denn das Abfeuern erzeugte nur eine Art von zischendem Geräusch. Der Mörser war von Eisen und die Ladung wurde festgekeilt; feuerte man ihn in der Nähe des Meeres ab, so mußte man sich die Ohren zuhalten, wenn man 20 Schritte davon stand. Der Schall war sechs Meilen weit hörbar und das Krachen glich dem einer großen Kanone. Auf dem Berggipfel standen wir hart daneben, und der Lärm, den er machte, glich mehr dem einer Rakete. Obwohl das Geräusch an der entgegengesetzten Seite des Kraters deutlich vernommen wurde, war der Schall doch nur schwach, an der Reconvalescenten-Station aber, in einer Entfernung von 8 Meilen, war er laut und reverberirend. In dieser Nacht vollendete ich die Pendelbeobachtungen und alle die über Declination und Intensität; nur die mit der Nadel von Gauß standen noch aus.

Am 12 unterstützte ich Lt. Budd in der Triangulation, und machte zu dem Ende den Weg um den Krater, um die westliche Station einzunehmen. Der Tag war schön und die Lava mit etwa 5″ Schnee bedeckt. Dr. Judd und ich machten uns lederne Sandalen über unsere Stiefel, und brachen frühzeitig südwärts auf, während Lt. Budd nordwärts ging, so daß wir um den

Pohakuohanelei-Krater herum kamen. In der Nähe desselben sind viele Spalten von großer Tiefe und frischem Aussehen, als seyen sie erst am Tag zuvor in Thätigkeit gewesen. Der Stoff, der aus denselben ausgestoßen worden war, schien ein Obsidian von dunkler, glänzender Farbe und sehr brüchig. Jenseits war ein ausgedehntes Bett von Pahoihoi, wie man eine Lavaart mit Atlasglanz nennt. Der kleine Krater im Süden ist im Vergleich mit den andern nur eine kleine Grube, und scheint nie Lava über seinen Rand ergossen zu haben. Beim Uebergang über diese Spalten waren wir in großer Gefahr, und schwierig war es über den neuen Lavastrom, der daraus hervorgebrochen schien, hinzugehen, da der Schnee die neuen und schwachen Stellen verbarg. Der Gedanke, 150′ bis 200′ tief in eine Schlucht hinabzustürzen, war nichts weniger als angenehm, mehr als einmal geriethen wir in Angst, wenn ein oder gar beide Füße einbrachen, und ich werde mein Hineintreten in ein Dampfbad, das der Untersuchung zufolge eine Temperatur von 169$^{0}$ hatte, so leicht nicht vergessen, obgleich ich nur einige Augenblicke darin blieb. Die Lava an der Mündung einiger dieser Schluchten schien, wie in Klumpeu von der Consistenz des Pechs oder geschmolzenen Siegellacks von verschiedener, meist brauner Farbe, heraufgeworfen und an den Rändern festgeklebt zu seyn. Eine dieser Spalten bezeichneten wir als die große Dampfritze, denn sie führte vom Gipfel des Berges eine lange Strecke hinab gegen Süden, und Dampf brach unaufhörlich daraus hervor. Als wir ein Stück Lava hinabwarfen, ergab sich ein Schall, als hätten wir viele Steine hineingeworfen, und das Echo dauerte so lange, daß man hätte glauben sollen, der Berg sey bis in seine Tiefen gespalten.

Obgleich wir kaum ein Drittheil des Weges um den Krater zurückgelegt hatten, waren doch unsere Sandalen bereits zerrissen, und wir mußten anhalten, um sie auszubessern, wenn wir nicht barfuß unsern Weg vollenden wollten. Während Dr. Judd den Schuster machte, nahm ich von Süden her eine Skizze des Kraters auf mit dem Mauna Kea in der Ferne, während rundum uns die Lava in mächtigen, durch eine furchtbare Gewalt wild durcheinander geworfenen Blöcken aufgethürmt war. Dieser Krater unterscheidet sich durch mehrere Eigenthümlichkeiten von dem des Kilauea, und hat keine schwarze Bank, sondern eine große Menge

herabgestürzter Trümmer um seine Wände her; auch findet sich kein kochender See, obgleich die Anzeichen von Feuer keineswegs fehlten; — seine äußern Mauern sind mehr niedergebrochen.

Das Blenden durch den Schnee im starken Sonnenlicht war jetzt für die Augen ausnehmend lästig geworden, und mehrere fühlten es sehr schmerzlich. Um 1 Uhr Mittags befanden wir uns an einer Station auf der Südwestseite, von wo aus ich die Entfernung vom Observatorium durch den Schall abnehmen konnte. Von dieser Station aus hatten wir einen fernen Ueberblick der Berge an der Küste. Nachdem ich meine Beobachtungen mit dem Theodolit gemacht hatte, setzten wir unsern Weg um den Krater fort, und kamen häufig an zahlreichen großen Blöcken von graulichem Basalt vorbei, die auf dem Lavastrom lagen und augenscheinlich aus dem Krater ausgeworfen worden waren.

Um zwei Uhr erreichten wir die Westseite des Doms des Mauna Loa, der hier viel steiler ist als auf der Ostseite. Hier war nur ganz schwacher Schnee, der kaum die schwarze Lava deckte. Das Wetter war vollkommen ruhig und eine Todtenstille herrschte, die ich selbst nur durch eine Bemerkung über die Pracht der Scene vor uns zu unterbrechen mich scheute. Der Anblick war überraschend großartig: in der Ferne tauchte die Insel Maui auf und unterbrach die Linie des tiefblauen Horizonts, während die untere Seite von einem weißlichen Nebel umhüllt war, der sie mit der Insel Hawaii zu vereinigen schien. Derselbe Duft füllte die Berge von Kohala auf unserer Rechten und das Westende von Hawaii ein; näher bei uns war Hualalai, der dritte große Berg der Inseln, an dessen Seiten der Seewind eine dichte Masse weißer, flockiger Wolken aufgehäuft hatte. Zu unserer Rechten erhob sich in starkem Relief der mit seinem Schneemantel bedeckte Mauna Kea, und zu unsern Füßen breiteten sich zwischen den drei großen Bergen die schwarzen von einer dichten finstern Wolkenmasse bedeckten Berge aus. Alles dieß war durch den Nebel so ineinander gemischt, daß es bei der Mannichfaltigkeit der Formen und Entfernungen der Gegenstände einen kaum begreiflichen harmonischen Ton erzeugte, und Erde, Meer und Himmel in Eins zu verschmelzen schien. Ich kann nicht hoffen, je wieder eine so erhabene Scene zu sehen, deren Anblick mich dergestalt

aufregte, daß ich mich erleichtert fühlte, als ich an die Arbeiten gedachte, deren Vornahme mich hieher gerufen.

Nicht ohne eine Art nervöser Aufregung stellte ich mein Instrument auf dem höchsten Punkt des Mauna Loa auf, einige Fuß von seinem Krater, und richtete dasselbe nach dem Mauna Kea, um die Verschiedenheit der Höhe dieser beiden Zwillingsriesen des stillen Meeres zu messen. Schon der Gedanke auf dem Gipfel eines der höchsten Berge mitten in dem unermeßlichen Ocean zu stehen, ganz nahe an einem ungeheuern Steilabsturz über einem unermeßlichen Krater, stürmisch wie die See, in dem geschmolzene Felsen wogten, hätte einen kräftigen Mann aufregen können, um wie viel mehr mich, da ich bereits erschöpft war durch das Einathmen der verdünnten Luft und durch meine Wanderungen über die Lava, welche dieser mächtige Kessel in Massen ausgeworfen haben muß, groß genug um einen Dom 60 Meilen im Durchmesser und beinahe 13 Meilen hoch zu bilden. Noch war ich in Ungewißheit, welcher Berg der höchste sey, denn obwohl frühere Messungen zu Gunsten des Mauna Kea entschieden hatten, so fand ich doch den Mauna Loa um etwa 1200 Fuß höher, als man ihn früher angegeben. Der doppelte Zenithwinkel war bald gewonnen, er entschied zu Gunsten des Mauna Kea, und spätere Berechnungen gaben dem einen Kegel des Mauna Kea 193′ über der Stelle wo ich stand. Obwohl die Berge Zwillinge sind, so tragen sie doch einen ganz verschiedenen Charakter: der Mauna Kea ist ein ungeheurer, steil angehender Berg mit neun Kegeln, der Mauna Loa eine sanft ansteigende Wölbung. Auf dem ersten herrschte die Kälte des Winters, während in letzterem inneres Feuer brennt, und hie und da seine Lava bis nach dem Punkte, wo der andere erst anzusteigen beginnt, schleudert, und dessen beide Seiten mit Schichten von Felsblöcken deckt.

Wir hatten nicht viele Zeit übrig, und sobald Lt. Budd zu mir kam, setzten wir unsern Weg fort, um unser Lager vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen, denn sonst hätten wir die Nacht zwischen den Lavablöcken zubringen müssen. Unsere Ledersandalen waren zerrissen, und unsere Schuhe hatten gelitten, so daß wir nicht wußten, ob sie bis an den Ort unserer Bestimmung halten würden. Mit raschen Schritten wanderten wir an dem Norduſer des Kraters vorüber, kletterten auf Händen und Füßen über einige

große Blöcke hinab, wo die Mauer durch Erdbeben niedergestürzt worden war, und mehrere hundert Fuß tiefe Schlünde in der Nähe ausgefüllt hatte. Der Weg war eben so schwierig als gefährlich, und erforderte namentlich an dem schmalen Rand, der den nördlichen von dem mittleren Krater trennt, eine außerordentliche Vorsicht: ein falscher Schritt oder das Ablösen eines kleinen Felsstückes hätte Hunderte von mächtigen Blöcken kopfüber in die Tiefe gestürzt. Wir kamen ohne Unfall hinüber, aber viele von uns sanken vor Erschöpfung zu Boden, als wir das entgegengesetzte Ufer erreichten. Wie ich die letzten zwei Meilen zurücklegte, kann ich in der That nicht sagen, vermuthlich nur gestachelt durch die Aussicht auf die rasch anrückende Nacht. Als wir ankamen, war die Sonne untergegangen, und wir vollkommen erschöpft.

Bei unserer Rückkehr fanden wir das Lager mit halbnackten Wilden angefüllt, welche, angelockt durch das schöne Wetter und in der Hoffnung alsbald ihre Ladung mit zurücknehmen zu können, heraufgekommen waren. Denn der folgende Tag war ursprünglich zum Abbrechen unseres Lagers bestimmt. Man konnte sie unmöglich zurückkehren lassen, denn die Nacht war angebrochen, und nun mußte man 40 Eingeborne unterbringen; dieß konnte nur in dem Pendelhaus geschehen, und so müde ich auch war, packte ich doch die Uhr und den Apparat zusammen, und überließ ihnen das Haus. Mit dem trockenen Gras auf dem Boden und vom Dach, sowie bei hinreichenden Lebensmitteln, machten sie es sich ganz bequem. Während ich indeß mit diesen Dingen beschäftigt war, hatte ich das Gefühl, als zögen sich Spinnweben über das Gesicht und die Augen, und bei einigen von den Leuten, welche mich den Tag über begleitet hatten, war es derselbe Fall. Auf dieß Gefühl folgte außerordentliche Irritation der Augen und Augenlieder, weil solche dem starken Schneeglanz ausgesetzt gewesen waren. Dr. Judd versuchte mehrere Mittel, aber keines wollte anschlagen, und ich fühlte bereits den Schrecken wahrscheinlicher Blindheit; wirklich war ich auch blind für den Augenblick, und bei all meiner Anstrengung brachte ich unter großen Schmerzen eine schlaflose Nacht zu. Diese war stürmisch, und der Thermometer fiel auf 17°; dennoch beschloß ich am andern Morgen die Station zu verlassen, wenn man mich auch den Berg hinab sollte führen müssen. Eines tröstete mich: meine Körperkraft hatte

ausgehalten, bis jeder Zweck meiner Besteigung des Mauna Loa vollständig erreicht war.

Als der 13. Januar anbrach, war auf dem Gipfel alles in Bewegung. Um neun Uhr machte ich mich selbst mit Dr. Judd und sechs Matrosen vom Vincennes auf den Weg, welche letztere ihre Freude durch drei laute Hurrahs zu erkennen gaben. Fast alle hatten mehr oder minder an der Bergkrankheit gelitten. Bei den Eingebornen zeigte sich nach Dr. Judds Bemerkung als allgemeine Symptome dieser Krankheit Kolik, Brechen und Diarrhöe, einige spieen Blut und einige andere hatten Fieberschauer. Eine gelbe Haut mit Kopfweh und Schwindel zeigte sich fast bei allen Theilnehmern dieser Expedition, während mehrere an Asthma und Rheumatismen litten, einige auch scorbutische Symptome hatten. Dr. Judd fand stets, daß die Kranken großen Hunger fühlten, ohne daß sie im Stande gewesen wären, entsprechend zu essen. Alle fühlten den Tag über eine Wandelbarkeit des Pulses, die bei der geringsten Aufregung stieg, und 30 bis 40 Schläge betrug. Die ganze Zeit über, während welcher wir uns in einer Höhe von mehr als 9000 Fuß befanden, gab es nur zwei Tage, an denen sich nicht die elektrische Aufregung in der Atmosphäre kundgab, und diese waren außerordentlich feucht; der Elektroscop war auch wirklich in steter Thätigkeit.

Nach zwei Stunden erreichten wir die Reconvalescenten-Station, ruhten hier zwei Stunden aus, und kamen um 5 Uhr nach der Sonntagsstation, kaum noch im Stande einen Fuß vor den andern zu setzen. Hier waren wir bald in Nebel eingehüllt, und fanden die weiche und herrliche Temperatur des Frühlings; ich kann den Eindruck, welchen dieß nach unserm dreiwöchentlichen Aufenthalt auf dem kalten dürren Gipfel auf uns machte, nicht beschreiben. Am andern Morgen, wo das ganze Frühlingsleben der Natur neuerwacht schien, waren wir in Folge der erduldeten Strapazen so steif, daß wir uns kaum rühren konnten, und die Mühe, die wir uns mit den schmerzvollen Gliedern gaben, nicht allzu ermattet zu erscheinen, war in der That komisch. Um 12 Uhr kamen wir an die Station, wo wir die Stühle zurückgelassen hatten, und niemals fühlte ich mich so erleichtert, als ich den meinigen erreichte, denn ich war ganz unfähig weiter zu gehen. Spät Nachmittags erreichten wir den Krater von Kilauea nach einer

Abwesenheit von 28 Tagen, von denen wir acht auf der Wanderung zurück gebraucht hatten.

Ich hielt mich hier einige Tage auf, um den Krater selbst und die Umgegend möglichst genau zu untersuchen, namentlich auch die gegen Norden gelegenen Schwefelbänke, die in einen 50 bis 100 Fuß tiefen Steilabsturz auslaufen, ein Beweis daß die ganze Ebene um den Kilauea hin in einer freilich sehr entfernten Zeit gesunken seyn muß. Diese Schwefelbank ist etwa 150 Yards lang und 40 Yards breit, und von den senkrechten basaltischen Felsen, welche die Ebene einschließen, durch eine Schlucht getrennt, aus der Dampf in großen Massen ausgestoßen wird. Wir stiegen hinab, so weit die Hitze es gestattete, und erhielten einige schöne Stücke krystallisirten Schwefels, den wir in kleinen Höhlungen fanden. In einigen Theilen der Schlucht war die Temperatur auf dem Siedpunkt. Die Bank schien durch eine Zersetzung des Gesteins vermittelst Hitze und Wasser gebildet. Außerhalb der Schlucht bestand die Bank aus einem schmierigen rothen und blauen Thon oder vielmehr Mergel, den die Missionäre zum Anstreichen der Mauern benützt haben sollen. Der Dampf von unten schien die ganze Bank zu durchdringen und zu sättigen. Wir kehrten wohlbeladen mit Proben nach unserm Lager zurück. Während des Tages steckte ich auf den den Krater umgebenden Höhepunkten Signale aus, und traf alle Anstalten, um denselben am nächsten Tage aufzunehmen. Dr. Judd erbot sich mit einer Abtheilung Eingeborner in den Krater hinabzusteigen, um mit dem vom Schiffe mitgebrachten Apparat wo möglich einige Gase, sowie auch flüssige Lava zu erhalten. Am nächsten Morgen, den 16., machten wir uns an unsere verschiedenen Arbeiten. Der Wind blies heftig aus Nordost, und troz des klaren Himmels war der Mittag unangenehm. Nachdem ich meine Grundlinie gemessen, besuchte ich nach einander alle Signalpunkte rund um den Krater. Die Ufer bestehen, gleich denen an der Südseite, aus Bimsstein und Sand, welcher leztere in großer Menge vorhanden ist und in Schichten von 6″ bis 8″ Tiefe vorkommt. Auf der Südwestseite des Kraters fanden wir die Gase nicht so bemerklich oder erstickend, wie ich nach den Berichten der Eingebornen vermuthet hatte; diese suchten mich nämlich durch allerlei Einwürfe abzuhalten, denn sie glaubten ein sehr schwieriges Tagwerk zu haben. Unter anderm

erzählten sie mir viele Geschichten von Leuten, die durch den Sand fielen; dieß konnte ich nicht begreifen, bis einer meiner Leute plötzlich bis in die Mitte des Leibes einsank. Die Ursache dieses Vorfalles war, daß Sand und Bimsstein sich in der großen Dampfschlucht angehäuft und diese fast bis zu gleicher Höhe mit der übrigen Oberfläche angefüllt hatten. Dieß läßt sich daraus erklären, daß dieses Material zum Theil seiner glasigen Spitzen und Fasern wegen eine gewisse Adhäsionskraft hat. Trifft man auf eine solche Stelle, so bricht man augenblicklich ein, wenn auch nicht tief. Wenn die Eingebornen über diesen Sand hinweggehen, so erproben sie ihren Weg vorher gern mit einem Stock.

Das Merkwürdigste an diesem Vulkan ist, daß man eine kurze Strecke davon gar keine Andeutung eines solchen Phänomens hat, und wenn man dem Rande sich nähert, äußerst erstaunt ist, ihn so nahe zu sehen. Von allen Theilen des Ufers aus ist es ein wunderbarer Anblick, von Norden her jedoch am schönsten, da man von dieser Seite aus das ganze mächtige Laboratorium der Natur auf einmal überschaut. Die ältesten Sagen der Eingebornen kennen ihn nur als in steter Thätigkeit. An der Südostseite sind einige lose Lavablöcke, die herausgeschleudert zu seyn scheinen; sie sind aber gering an Zahl. Dagegen ist kaum ein Zweifel, daß zeitenweise Sand in bedeutenden Massen ausgeworfen und umhergestreut wird; auf diese Weise allein konnte die Ebene um den Krater her so bedeckt werden, wie dieß der Fall ist. Auf meinem Wege kam ich an einem dritten Krater vorüber, dessen Namen ich nicht erfahren konnte, und den die Eingebornen wenig zu kennen schienen. Innerhalb desselben waren mehrere Kegel von farbigen Schlacken, namentlich ein großer rother. Der Durchmesser des Kraters beträgt 3000′, seine Tiefe etwa 300′; leider konnte ich aus Mangel an Zeit nicht hinabsteigen. Einer Sage zufolge soll hier eine ganze Armee durch Sand und Asche begraben worden und der Regen so stark gewesen seyn, daß fast die Luft davon verfinstert wurde. Dieser Sand gleicht, was ich hier gelegentlich bemerken will, ungemein dem der Sandhügel, welche der letzte Ausbruch zu Nanavalie aufwarf, wovon später die Rede seyn wird.

In dem Moment, der zwischen unsern beiden Besuchen verfloß, hatte die schwarze Bank einige Veränderungen erfahren, was

sich aus einer Vergleichung der äußern Umrisse der untern Grube ergab. Eine große vorspringende Spitze an der Ostseite der schwarzen Bank war verschwunden; die Feuerseen waren noch ziemlich dieselben. Ungefähr um drei Uhr, als ich den Ostrand von Laa Pele erreichte, bemerkten alle meine Begleiter, daß eine große Rauchsäule aus diesem Krater aufstieg, und wir eilten deßhalb alle an den Rand hinaus, aber die Schwefelbänke verbargen den Grund des Kraters und die schwarze Bank vor unsern Blicken. Mir fiel augenblicklich ein, daß ein Ausbruch stattgefunden haben müsse, der den ganzen Grund des untern Kraters überströmen konnte, und daß mein Freund Dr. Judd in gefährlicher Lage seyn würde. Ich war deßhalb sehr erfreut, als ich ihn nach einiger Zeit wohlbehalten zurückkehren sah; flüssige Lava zu erhalten war er indeß außer Stand gewesen. Was er aber mit langem Suchen und vielen Bemühungen nicht erlangt hatte, gewährte ihm kurz darauf ein Zufall, der ihm freilich beinahe das Leben gekostet hätte. Als er an dem kleinen Krater vorüberging, bemerkte er an den Abhängen schöne Proben von dem haarförmigen Glase, Pele's Haar, dessen wir oben schon gedacht haben. Er stieg eine Strecke weit hinab, als plötzlich die Kruste des Feuersees mit einem furchtbaren Krach zerbarst und ein 15′ im Durchmesser haltender Strahl von geschmolzener Lava 45′ hoch mit einem furchtbaren Geräusch emporgeschleudert wurde; mit genauer Noth entkam er, ehe ein zweiter Auswurf die Stelle, wo er stand, erreichte. Auf seinen Ruf brachten ihm nun die Indianer die Kohlpfanne, und ließen sie hinab, er brachte schäumende Lava herauf, die aber plötzlich wieder erkaltete; er hatte sich indeß an den beiden Handwurzeln und an den Ellbogen verbrannt. Der Krater war von ihm zuvor gemessen und 28′ tief und 200′ weit gefunden worden. Die Raschheit, mit der er sich füllte — innerhalb 12 Minuten — mag einen Begriff von der Menge der flüssigen Masse geben.

Gegen Abend wanderten wir, obwohl sehr ermüdet, nach dem Strande der Bank, um den Ausbruch, der von dem kleinen See herfloß, zu betrachten; obwohl ich es für unmöglich gehalten, daß der Anblick, den der große brennende See bei meinem ersten Besuche bot, noch übertroffen werden könne, so war dieß dennoch jetzt in hohem Grade der Fall. Das glänzendste Feuerwerk wäre unscheinbar gewesen neben dem, was wir jetzt sahen. Einen Be-

griff von dem Licht, das dieser Vulkan ausstrahlt, kann man sich aus dem Umstande machen, daß es manchmal in den vorüberziehenden Regenwolken Regenbogen erzeugt. Die ganze Fläche des Kraters nördlich von dem kleinen See, den ich nach Judds gefahrvollem Abenteuer Judds-See genannt, war in einer Länge von mehr als anderthalb und in einer Breite von einer halben Meile mit flüssiger Lava bedeckt, die in Bächen dahinfloß, als wäre sie Wasser gewesen. Diese theilten und vereinigten sich wieder, oder stürzten in Schnellen und Fällen über die verschiedenen Bänke. Die Bäche waren von glühender, kirschrother Farbe, und erhellten den ganzen Krater umher; der große See jenseits schien zu schwellen und lebendiger zu werden, so daß wir jeden Augenblick erwarteten, ein noch großartigeres Ueberströmen zu sehen. Wir saßen viele Stunden lang in großer Aufregung da, um den Fortgang des Schauspiels zu beobachten, das eine Reise um die Welt werth war. Nur mit Bedauern kehrten wir in unser Zelt zurück, entschlossen die Sache am nächsten Tag noch näher in Augenschein zu nehmen.

Wir standen zeitig auf, und unsere Aufmerksamkeit war alsobald wieder auf den Krater gerichtet. Der große See war so gesunken, daß wir ihn jetzt von unserer Stellung aus nicht sehen konnten, während der kleinere noch immer über seine Ufer floß, ein Zeichen, daß das Feuer beider nicht mit einander in Verbindung stand. Ich sah diesen Stand der Dinge nicht ungern, da es mir Gelegenheit gab, dem großen See näher zu kommen und Messungen vorzunehmen. Zu dem Ende stiegen wir frühzeitig den gewöhnlichen Pfad hinab, und sobald wir die schwarze Bank erreicht hatten, nahmen wir einige Winkel, um die Höhe der Ufer zu messen. Lt. Budd stieg mit einigen Leuten in die Tiefe des Kraters hinab, um ähnliche Beobachtungen über die Höhe der schwarzen Bank über dem Grunde zu machen. Das Ergebniß dieser Beobachtungen war 650 Fuß für die Höhe des Ufers über der schwarzen Bank und 342′ für die Höhe der schwarzen Bank über dem Grunde des Kraters, im ganzen also eine Tiefe von 992′. Die Messung der Ausdehnung des Sees ergab 1500′ in der Länge, und 1000′ in der Breite; zugleich fand ich, daß er in der vergangenen Nacht etwa 100 Fuß tief gesunken war.

zu stehen auf der schwarzen Bank und auf die Verheerung rings umher zu schauen, erzeugt ein Gefühl ähnlich dem beim Anblick eines furchtbaren Brandes, nur mit dem Beisatz, daß noch ein Gefühl der Unsicherheit hinzukommt, weil das Feuer nicht allein vor den Augen, sondern auch unter den Füßen des Beschauers rast. Der Anblick rings umher hat nichts irdisches, und man kann nicht begreifen, wie der Fels ohne sichtbares Feuer so geschmolzen werden kann. Unsere Ansichten von der Festigkeit des Steines unterliegen hier einer gänzlichen Veränderung, und nichts auf dieser Welt scheint eine Vergleichung an die Hand zu geben.

Die Lavavarietäten, die man trifft, sind meist der unmerkwürdigste Theil des Phänomens: die vorherrschende Art scheint von dunkler Farbe und metallischem Glanz; sie liegt einen Fuß dick und ist ganz fest, die andern sind minder dicht, mehr blasig und glasartig. Jeder besondere Fluß scheint sich von dem nächstfolgenden zu unterscheiden und ist leicht zu erkennen; es machte uns einige Unterhaltung, den Umfang und die Art der verschiedenen Lager zu untersuchen: dasjenige, was während unseres Aufenthalts im feurigen Fluß sich befand, war in vielen Theilen so glasig, daß es fast Obsidian war. Bimsstein findet sich gewöhnlich in kleinen Klumpen auf der Ebene oben, ich entsinne mich aber nicht und mein Notenbuch erwähnt auch nichts, daß Bimsstein im Krater gesehen worden wäre. In dem Maße, als die Basaltschichten in Dicke zunehmen, werden sie auch compacter. Die Abwesenheit von Klinkern und irgendeinem Lavaerguß auf der Ebene beweist zu Genüge, daß der Kilauea nie seine Ufer überströmt hat.

Die Spalte gegen Süden erstreckt sich auf eine bedeutende Entfernung und läßt sich aus dem hervordringenden Dampf verfolgen; sie ist indeß nicht fortlaufend, denn die Risse sind von verschiedener Länge, sie überspringen einander manchmal, und hören dann auf Hunderte von Yards weit auf. Große Massen von Pele's Haar überdeckten die Ebene.

Beladen mit allerlei Proben kamen wir noch vor Sonnenuntergang in unser Lager zurück. Lt. Budd, der das Ende der schwarzen Bank nicht hatte erreichen können, kam bald nach uns; auf seiner Seite war die Luft zu heiß und erstickend gewesen, und ich hatte, obwohl ich ihm mit dem Augenglas folgte, nichts

von ihm sehen können. Hiebei bemerke ich eine seltsame Wirkung der Refraction: wenn die Gesichtslinien über die erhitzten Luftsäulen ober der glänzenden Lava gingen, schien das entgegengesetzte Ufer manchmal in Bewegung und tanzte auf und nieder, wie man dieß zuweilen bei den ans Meeresufer schlagenden Wellen sieht. Die Schichtung der Felsen schien verdreht und tanzte gleichfalls auf und nieder.

Nachdem ich vier Tage am Vulcan gewesen, war ich so wenig geneigt ihn zu verlassen, wie das erstemal; es ist einer der Orte, an denen man ein immer größeres Interesse gewinnt, und welche alle Kräfte des Leibes und der Seele anregen, um den verschiedenen Erscheinungen allmählig mehr auf die Spur zu kommen. Die Entladung aus dem großen See während der Nacht des 17. muß 15 Millionen Kubikfuß an geschmolzenem Gestein ausgemacht haben, und diese Masse fand unzweifelhaft auf der Linie des Ausbruchs Höhlungen, die sie aufnahmen. Die Entladung auf dem kleinern oder Judds-See zu berechnen ist unmöglich, nimmt man aber an daß sie so rasch fortdauerte, wie bei dem ersten Vollwerden des Kraters, so müßten bis zur Zeit, wo ich am folgenden Tage dort war, über 200 Mill. Kubikfuß Lava ausgeworfen worden seyn. Man sieht leicht ein, daß es mit einer solchen Fluth innerhalb einer, geologisch gesprochen, verhältnißmäßig kurzen Zeit möglich seyn muß, einen Berg von der Größe des Mauna Loa aufzuhäufen. So groß auch die obigen Zahlen scheinen mögen, so haben wir doch nach dem Augenschein allen Grund zur Annahme, daß das „Aufkochen" und Ueberfließen des obersten Kraters des Mauna Loa noch viel größer gewesen seyn muß, in der That so groß, daß sich die Ergießungen des Kilauea gar nicht damit vergleichen lassen. Die ganze Höhe, von mehr als 6000 Fuß über der Lavaebene, scheint ganz von Anhäufung ausgeworfener Stoffe herzurühren.

Inzwischen waren allmählig alle, die ich nach verschiedenen Punkten ausgesandt, angekommen mit Ausnahme Lts. Alden, den ich nach dem Kegel von Tulani, einem alten Krater auf dem Nordabhang des Mauna Loa, geschickt hatte, um dort eine Anzahl Winkel aufzunehmen, und dadurch unsere Stationen am Vulcan unmittelbar mit dem Schiff zu Hilo in Verbindung zu setzen. Meine andern Leute schickte ich jetzt dahin voraus, ich selbst und

Dr. Judd machten uns mit 6 Matrosen und etlichen dreißig Kanakas auf den Weg, um der Linie der Grubenkrater und des letzten Lavaausbruchs an der Ostseite zu folgen. Der erste Gegenstand, auf den wir stießen, war Lua Pele oder Pele's Grube, ein runder Krater, der, mit Ausnahme des untersten Theils, wo ein Flecken schwarzer Lava zu sehen war, nahezu mit Bäumen ausgefüllt war. Die Mannigfaltigkeit der grünen Tinten dieser Bäume machte einen sonderbaren Eindruck. Der Krater ist lange Zeit ruhig gewesen, und scheint sehr verschieden von dem großen Krater von Kilauea in der Art seiner Thätigkeit, wie in dem Charakter der Lava. Etwas jenseits Lua Pele kamen wir an eine tiefe, etwa vier Fuß breite Spalte, welche gegen eine 60—80′ betragende Erhöhung in der Ebene in südlicher Richtung läuft, und augenscheinlich die Gränze der Kraterebene auf der Ostseite ausmacht. Diese Spalte gleicht einigermaßen der, die ich auf der Westseite betrachtet hatte, und schien sich, so weit ich sie mit dem Auge verfolgen konnte, gegen den großen Krater zu neigen.

Wir setzten unsern Weg gegen Südosten fort über eine zum Theil mit Sand bedeckte Ebene, und kamen in der Entfernung von zwei Meilen an dem Grubenkrater von Kalanokamo vorüber; dieß ist der vierte von Kilauea her in südöstlicher Richtung. Unter dem Namen Grubenkrater ist hier eine Art Einsenkung verstanden, von der man gar nichts bemerkt, als bis man hart davor steht, und aus der nie Lava ausgeworfen wird. Die Bildung derselben mag dadurch vorgegangen seyn, daß der Boden unter derselben unterminirt wurde. Bei einigen derselben ist ein Theil des Grundes mit Lava bedeckt, und die wahrscheinlichste Erklärung, welche sich uns bei Untersuchung der Umgegend darbot, scheint die zu seyn, daß ein Lavastrom unten durchfloß, und, nachdem er ausgelaufen, große Höhlungen zurückließ, in die das obenliegende Gestein, das keine Stütze mehr hatte, hinabfiel; als dieß tief genug gesunken war, strömte die Lava ein und füllte den Grund aus. Einige dieser Grubenkrater sind 800 bis 1000′ tief, keiner aber scheint je selbst ausgeworfen zu haben.

Eine andere Art Krater könnte man Kegelkrater nennen; dieß sind Hügel von Schlacken und Asche, durch das Auswerfen von Massen gebildet, welche von derselben Lavaart wie die Klinkers

des Mauna Loa zu seyn scheinen, obgleich sie mehr dem Abgang aus einem Schmelzofen gleichen. Der erste Kegelkrater, den wir trafen, liegt etwa eine Meile jenseits Kalanokamo und heißt Puukehulu. Diesen bestieg ich und maß seine Höhe, welche 800 Fuß über der Ebene beträgt; es war nahezu ein vollkommener Kegel, innen wie außen, und außerhalb wie innerhalb mit Bäumen bedeckt. Die Asche war an einigen Stellen so leicht und trocken, daß ich bis an die Kniee einsank. Von dem Gipfel dieses Kraters hatte ich eine schöne Aussicht auf das umliegende Land, und konnte alle Gruben- und Kegelkrater übersehen. Es waren acht Grubenkrater in meinem Gesichtskreis, vier zwischen uns und Kilauea, einer am Fuße des Puukehulu, und drei weiter entfernt gegen Südsüdost. Zwei Kegelkrater lagen östlich von uns. Aus den Spalten längs der Linie des letzten Ausbruchs stieg Dampf auf. Von diesem Standpunkt aus erhielt man Winkel mit allen den Kegelkratern, und verband diese mit den Stationen um den Kilauea; sie waren bei der Entwerfung der Karte von Hawaii sehr wichtig. Das Land gegen Südosten scheint gut mit Wäldern bedeckt, während es gegen Süden kahl und dürre ist. Nahe am Fuße des Puukehulu ist der Grubenkrater Alealea-iki, in den ein Lavastrom sich ergossen hat; er ist etwa 500′ tief und von elliptischer Gestalt.

Wir setzten unsern Weg fort gegen Panau über einen rauhen Lavaboden, auf dem junges Sandelholz und Okeabäume emporwachsen. Ehe wir Panau erreichten, kamen wir in ein üppiges Gebüsch von einer Art Judenkirsche (Physalis peruviana), die wir nach unserm Marsche sehr erfrischend fanden; die Eingebornen genießen sie nicht, und schienen etwas erstaunt daß wir sie aßen. Zu Panau fanden wir eine große Ausrodung inmitten der Wälder und ein kleines Dorf von drei oder vier Häusern, deren Bewohner Kähne bauen, obwohl der Ort 2676′ über dem Meere liegt; die Bäume in der Nähe sind sehr groß, und taugen zum Kahnbau vortrefflich.

Wir verließen Panau nach halb neun Uhr, zogen ostwärts, und nachdem wir etwa drei Meilen zurückgelegt hatten, bekamen wir das Meer in einer Entfernung von fünf Meilen zu Gesicht. Unsere Richtung änderte sich jetzt gegen Nordost; unser Weg führte jetzt durch eine Art Dschungeln und einige Meilen weit

über Sumpfboden. Wir schienen eine weite, mit dichter Vegetation bedeckte Vertiefung zu durchwandern, wo die Sonne nicht eindringen konnte, und erst als wir über diese Vertiefung hinaus waren, kamen wir auf eine der alten Lavaebenen, die mit verkrüppelten Stauden bedeckt und wo die Lava stärker zerrissen war, als wir es seit unserm Abgang vom Krater gefunden hatten. Die Stelle, wo wir unser Lager aufschlugen, lag 2266′ über dem Meere, und hier hatten wir auch die Linie des neuesten Ausbruchs erreicht, an dessen Ausgangspunkt zu gelangen ich mir vorgenommen hatte. Am 20 Jan. konnten wir vor 9 Uhr Morgens nicht aufbrechen, das Wetter war mild und angenehm und versprach einen herrlichen Tag. Um Mittag kamen wir an drei mäßig hohen Kegelkratern vorbei, und lenkten dann vom geraden Wege ab, indem der Führer uns vier Meilen weit quer durch das Land nach der Nordseite von Kalalua führte. Dieß war ein schweres Unternehmen, denn was in der Entfernung ein ziemlich flaches Land schien, zeigte sich in der Nähe als rauhe Lavaklinkers, die mit Gras und verkrüppelten Stauden überwachsen waren, so daß man nicht wußte, wohin der Fuß trat; jeden Augenblick fiel einer, und wir hatten vom Glück zu sagen, daß wir ohne gebrochene Beine durchkamen. Fast alle hatten aber mehr oder minder Verletzungen an den Füßen davongetragen, und die Haut aufgeschlagen, indem sie durch die alte schwache Kruste durchbrachen. Ueber Klinkers fortzuwandern ist, selbst wenn man den Weg vor sich sieht, mühselig und gefährlich, noch mehr aber wenn sie versteckt sind. Was uns am meisten ärgerte, war die Leichtigkeit, mit der die Eingebornen die Strecke durchwanderten. Gegen Abend trat ein feiner Regen ein, und da wir Pahuhali nicht mehr erreichen konnten, so beschlossen wir einige Meilen weiter hin, an dem Anfangspunkt des Ausbruchs, unser Lager zu schlagen.

Am 21 früh untersuchten wir die Localität, und fanden daß wir nur in geringer Entfernung unterhalb dem obern Theile des Ausbruchs uns befanden. Er hatte hier in kleinem Umfang begonnen, die Masse hatte sich allmählig angehäuft, und im Fortlaufe an Stärke gewonnen, bis sie in einer Entfernung von zwei Meilen ein Strom von flüssigem Gestein war, 10 bis 15′ dick, der alles mit sich fortriß, den Boden überdeckte und alle Vegetation auf seinem Wege zerstörte. Nach einem nordöstlich gerichteten Gange

von drei Meilen kamen wir an den Lavastrom, wo er etwa eine Meile breit war, und einem zu Stein gewordenen Strom glich, der alle Windungen und Wirbel deutlich bezeichnete und verewigte. Hie und da war er mit gefallenem Holz bedeckt, das in einigen Fällen wie gebleicht aussah; nur ein Loch bezeichnete die Stelle, wo der Baum gestanden, der Stumpf aber war völlig verzehrt. Diese Löcher waren oft 12 bis 15′ tief. Ueber ihren Ursprung kann kein Zweifel seyn, und ich vermuthe, daß während der Baum wegbrannte, der Felsenstrom fest wurde, woraus sich erklären würde, warum die Bäume oft noch so nahe der Stelle sich befanden, wo sie ursprünglich gestanden. Einige Stämme waren theilweise verbrannt, und an andern hingen noch Schmarotzerpflanzen. An einigen Stellen klebte Lava an Blättern und Zweigen, als ob sie hinaufgespritzt worden wäre. Man hätte diese Lavaklumpen für Vogelnester nehmen können, und doch zeigte das Holz keine Spuren von Feuer. Was mich am meisten in Erstaunen setzte, war der Zustand eines Bambusdickichtes (bambusa arundinacea), durch welches nicht nur die Lava hindurch geflossen, sondern das sie auch von beiden Seiten umgeben hatte; dennoch lebten noch viele Gesträuche, und ein Theil des Blätterwerks war unverletzt. Einige große Bäume, nur zwanzig Fuß von dem Lavastrom entfernt, scheinen kaum angetastet, und doch konnten wir nur 30 Yards von ihnen, obwohl seit dem Ausbruch acht Monate verflossen waren, unsere Stöcke in Brand stecken, wenn wir sie zwei Fuß tief in den Lavastrom hineinstießen. Näher am Meere war alles Blätterwerk bis auf eine Entfernung von 350 Yards vom Lavastrom getödtet. Um dieß zu erklären, muß man annehmen, entweder daß die Lava rascher fließt oder daß ihre Hitze ausstrahlende Kraft schwächer ist, als man gewöhnlich glaubte. Der festgewordene Strom gleicht noch bis zur Täuschung einer flüssigen Masse. Der Weg nach der See bildet einen Abhang von etwa hundert Fuß auf die Meile, und nach dem Bericht der Eingebornen erreichte der Strom das Meer in zwei Nächten und einem Tage, also etwa in 36 Stunden. Da die Entfernung etwas über zehn Meilen ist, so mußte die Schnelligkeit des Stroms etwa 400 Fuß in der Stunde betragen.

Wir zogen dem Lavastrom entlang, bis er sich zu einer Breite von 3 oder 4 Meilen erweiterte. Längs der ganzen Linie

sind viele Spalten, aus denen Auswürfe stattgefunden haben müssen, und ich bin überzeugt daß die Lava in mehreren Fällen in entgegengesetzter Richtung von dem allgemeinen Laufe des Stroms floß, denn wenn man in solchen Fällen der Spur nachging, so führte diese auf eine Spalte zurück, die auf ansteigendem Boden vorgekommen war. Der obere Theil des Stroms war von der Art Lava, die man Pahoihoi nennt, der untere Theil war sehr zerbrochen, doch nicht von der Art wie die Klinkers, und schien übereinander geschichtet wie Eis, wenn die Ströme im Frühjahr aufgehen, Platte über Platte, und viele davon durch den starken Druck von hinten in Stücke zerrieben. Etwa 6 Meilen vom Meere schien der Strom mit Einemmal sich über eine große Fläche verbreitet zu haben, und die Masse war flüssig genug, um überall das niederste Niveau zu suchen. In der Mitte dieser Fläche war ein mit Bäumen bedeckter Hügel; die Bäume waren alle stehengeblieben, hatten aber nicht ein Blatt mehr, was das öde Aussehen der Stämme noch erhöhte. Auf diesem Weg trafen wir hie und da einen „blasenden Kegel," aus dem noch Massen von Salzen, Schwefel und schwefeligen Gasen hervordrangen. Nachdem wir diesen Theil besichtigt, erstiegen wir einen alten Kraterhügel, und kamen jenseits desselben auf eine alte Lavaebene von der Art, die man Pahoihoi nennt. Diese schien ganz fest und ihre Oberfläche war ungebrochen und ohne die Löcher, wie ich sie oben beschrieben, dagegen zeigte sich eine große Anzahl hoher abgestumpfter Kegel, die zum Theil verkehrt waren. Diese schienen mir Lavaaufwürfe zu seyn, die sich, sowie sie an die Luft kamen, abkühlten und fest wurden. Jeder dieser Pfeiler hatte ein Loch vom Gipfel bis zum Grunde, und die Lava, aus der sie bestanden, war geblättert. Diese Säulen sind manchmal 20′ hoch, und einige gleichen kolossalen Bildsäulen von roher Arbeit. So lange die Pahoihoi-Lava dauerte, hatten wir angenehmen Marsch, sie reichte aber nicht weit, und bald machte wieder die rauhe Lava unsern Weg sehr mühselig. Fast an alle die bedeutenderen Höhen und Krater knüpft sich irgendeine Sage aus der alten Zeit, aber die Eingebornen erzählen sie nicht mehr gerne, und nennen dieselbe „dummes Zeug." Nachdem wir die Pahoihoi-Ebene hinter uns hatten, zogen wir längs der Linie der Kegelkrater fort gegen Point Kapoho, der Südostecke der Insel.

Je mehr wir uns dem Meeresufer näherten, desto besser wurde der Boden, den wir vortrefflich angebaut fanden. Gegen 4 Uhr kamen wir an dem Hause eines unserer Führer an, wo wir freundlich aufgenommen wurden und zu übernachten beschlossen. Um 8 Uhr vernahmen wir hier die auf dem Vincennes in der Hila-Bay abgefeuerte Kanone, obwohl die Entfernung 15 Meilen betrug; während wir am Krater von Kilauea waren, berichteten mir die Leute gleichfalls, daß sie solches gehört hätten, ich glaubte aber, der Klang sey durch irgendeine Explosion im Vulcane verursacht worden. Das ganze Land zwischen Hilo und der Südostspitze von Hawaii ist mit Lava bedeckt, was die deutliche Fortpflanzung des Schalls von einer kleinen Haubitze auf eine so große Entfernung erklären mag.

Am andern Morgen brachen wir zeitig auf, und erreichten gegen Mittag Nanavalie in der Nähe des Meeres, wo die Sandhügel einen merkwürdigen Anblick bieten. Der höchste war etwa 250′ hoch und fiel steil gegen das Meer ab, das ihn in raschem Verhältniß unterspülte. Drei dieser Sandhügel setzten mich mehr in Erstaunen, und waren schwerer zu erklären als irgendein anderes Phänomen, das auf den Ausbruch Bezug hatte. Nach den Berichten, die man mir mitgetheilt, bestand die Küste zu Nanavalie vor dem Ausbruch aus einer fortlaufenden Lavaklippe, von der harten metallischen Art, wie man sie noch auf beiden Seiten der Sandhügel mehrere Meilen weit trifft. Nirgends zeigte sich Sand. Gegenwärtig sind hier drei große Hügel aus hellgelbem Sand und Kies, mit ein wenig Lava oder Schlacken gemischt. Die letzteren stoßen zusammen mit der Lavaebene in der Nähe der See, welche, wie man an einigen Stellen bemerkt, unter ihnen fließt. Lager von Sand und Kies, ähnlich denen woraus die Hügel bestehen, finden sich eine Strecke weit längs der Seite der Lavaströme. Nach allen Berichten fand die Bildung derselben zu der Zeit statt, wo der Lavastrom das Meer erreichte, was einen mächtigen Sandsturm erzeugt haben muß, dessen Wirkungen sich noch auf beiden Seiten des Stroms eine Meile weit durch die Masse von Sand und Schutt, die in die Pandanus- und andere Bäume geschleudert wurde, bemerklich machen. Von dem Gipfel des Hügels aus konnte ich durchaus keinen Anschein von einer Untiefe entdecken, denn das Wasser schien so blau, wie

mitten im Ocean. Ich hatte diesen Punkt besonders im Auge, denn man hatte mir gesagt daß sich eine solche Untiefe gebildet habe.

Durch den Sand in der Nähe des Meeresufers schien Chrysolith in größerer Menge und in größeren Stücken verbreitet als anderswo. Dieß Mineral findet man durch die ganze Lavaformation in größerer oder geringerer Menge, und um die größere Menge an diesem speciellen Orte zu erklären, kann man annehmen, daß die geschmolzene Lava, als sie in Berührung mit dem Wasser kam, den Chrysolith ausschied, den das Meer ans Ufer warf. Die Breite des Lavastroms war hier drei Viertelmeilen. Der Theil zunächst den Sandhügeln war in sehr verworrenem, wildem Zustande, an einigen Stellen durch den Druck von oben und unten in Haufen aufgeschichtet. Der Strom soll über das alte Dorf Nanavalie hingegangen seyn. Mir fiel namentlich der Unterschied zwischen den alten und neuen Lavaflüssen auf; der alte sieht frischer aus als der neue, und hat den glatten, dunkeln, metallischen Glanz ohne alle glasige Kruste; er scheint ungefähr in der Consistenz von Pech über der Oberfläche hingeflossen zu seyn. Der letzte Fluß dagegen hat einen entschieden glasigen Charakter, mit einer ziemlichen Menge darin befindlichen Chrysolithes; er hatte eine dunkelbraune Färbung und ein röthliches schlackenartiges Aussehen. Von dem südlichen Sandhügel hat man eine weite Aussicht über einen Schauplatz vollständiger Verwüstung, was noch erhöht wird durch die Schwefeldämpfe und Gase, die noch immer aus der neuen Lava emporsteigen. Die letztere gleicht, die dunkle Farbe ausgenommen, einem Strom, an dessen Ufern große Eismassen aufgehäuft sind, und der auf seinem Laufe allenthalben Verheerung verbreitet hat. Der Strom der fließenden Lava scheint allen Widerstand niedergebrochen und jede Höhlung auf seinem Laufe ausgefüllt zu haben.

Am 23sten Januar waren wir bei Zeiten auf, um noch vor Mittag Hilo zu erreichen, was auch gelang; wir fühlten uns nach einer 42tägigen Abwesenheit und einer so anstrengenden Expedition hier wie zu Hause, und vernahmen hier mit Vergnügen, daß alle unsere Sammlungen wohlbehalten angelangt seyen.

An den folgenden Tagen stellten wir den Pendelapparat auf, und begannen in der Nacht die Coincidenzen zu beobachten. Die

drei gewonnenen Reihen stimmten zu meinem großen Erstaunen nicht zusammen. Ich konnte mir dieß nicht erklären, untersuchte und erprobte alles aufs genaueste, umsonst — ich konnte den Fehler in dem Instrumente nicht entdecken. Ich beobachtete nun die Abweichungen, welche selbst wieder unregelmäßig waren, und begann zu vermuthen, die Ursache möchte in vulcanischen Einwirkungen liegen und der Grund nicht fest seyn. Eine Zeitlang glaubte ich, eine in der Nähe entdeckte heiße Quelle trage die Schuld, endlich aber überzeugte ich mich, daß die Fluth und namentlich die Brandung am meisten Schuld sey, denn wenn diese am stärksten war, zeigten sich die Abweichungen am auffallendsten. Ich mußte das Pendelhaus zweimal verlegen, das letztemal bis auf drei Viertelmeilen von der Bay, bis ich meine Beobachtungen ohne Furcht vor Störung fortsetzen konnte.

Während ich mich auf dem Mauna Loa aufhielt, unternahmen Dr. Pickering und Hr. Brackenridge die Besteigung des Mauna Kea. Sie schlugen am 10ten Jan. die sogenannte Lange-Straße ein, einen chaussirten Weg, der indeß nur zwei Meilen lang ist. Dieser brachte sie in den Wald, der durchaus nur aus zwei Baumarten, Ohea (Callistemon) und Koa (Acacia) bestand; auch sah man mehrere Arten Baumformen, die an Schönheit zu wetteifern schienen. Viele von diesen gehörten zu Gattungen und Arten, die sie nie zuvor getroffen; die eine hatte die früher schon erwähnte seidenartige Dune, und eine andere ist eßbar. Zwei Tage lang blieben sie im Wald und die Bäume fingen endlich an knorrig und mit Moos bedeckt zu werden. Am 12ten kamen sie in einer Höhe von 6000′ aus dem Walde heraus, und schritten nun über gefrornen Boden hin. Auf den Wald folgen die Ebenen, obwohl man nicht recht einsieht, weßhalb die Gegend diesen Namen führt, denn nicht nur steigt der Boden allmählich gegen den Fuß der höhern Gipfel an, sondern man stößt auch auf zahlreiche conische Hügel von 2 bis 800′ Höhe, und selbst zwischen diesen ist der Boden undulirend und von Schluchten durchschnitten. Der Strich soll sich durch eine große Anzahl wilden Rindviehs auszeichnen, und man sollte demnach auf gute Weide schließen; dieß ist aber keineswegs der Fall, denn es finden sich nur zerstreute Grasbüschel und eine Art Ranunkeln, die aber so herbe sind, daß das Vieh sie nicht fressen will. Der vorherrschende Charakter

des Landes ist Unfruchtbarkeit, und versteckte Felsen decken einen großen Theil davon, Gebüsche scheinen fast gänzlich zu fehlen, aber zerstreute Mamanibäume erblickt man allenthalben. Sie erreichten endlich, nachdem sie eine mehr nordwestliche Richtung eingeschlagen, einen Punkt, von wo aus sie eine herrliche Aussicht über den fernen Wald, die Hilo-Bay und das Meer hatten. Sie schlugen ihr Lager unmittelbar über dieser Höhe auf unter einer vorspringenden Lavabank, nahe bei einigen Wassertümpeln, die sich öfters in der compacten Lava, nie aber in der porösen finden.

Am 13ten brachen sie frühzeitig auf, und kamen durch einen Landstrich von sehr reicher und mannichfaltiger Vegetation, namentlich an den zersetzten Ufern der Schluchten. Unter den Pflanzen waren mehrere Compositen, zwei oder drei mit kreuzständigen Blättern, Pelargonium Douglasii, fünf oder sechs Farrenarten, mehrere Rubiaceen, Grase und andere kleine Pflanzen. Etwa drei Meilen weiterhin erreichten sie eine Höhle, wo sie die Eingebornen und das Gepäck zurücklassen wollten, denn von hier aus konnte man den Gipfel in einem Tage erreichen und wieder zurückkehren. Dr. Pickering und Hr. Brackenridge brachen dahin auf, und gelangten, nachdem sie etwa drei Meilen zurückgelegt, auf eine sehr ausgedehnte Ebene, wo die Vegetation der gemäßigten Klimate fast mit einemmale verschwand und einer arktischen Flora Platz machte. Steinblöcke, Kies, Sand, Schlacken und Gerölle bedeckten größtentheils die Ebene, und man sieht nur spärliche Blätter von zwei Grasarten (Avia und Panicum) und einige Steinmoose; die ganze Ebene glich dem trocknen Bett eines mächtigen Stromes, dessen Wasser seit Jahrhunderten abgelaufen. Nichts von Lavaströmen oder Klinkern war zu sehen, wie auf dem Mauna Loa. In der Ferne erhoben sich sechs Gipfel, um deren Fuß rauhe Lavablöcke lagen, während gegen die Gipfel röthliche Schlacken mit Kies vorherrschten. Die letztern Gipfel waren steil und das Aufsteigen sehr ermüdend, und als sie endlich den Gipfel erreichten, mußten sie gleich Schutz suchen gegen das ungestüme Wetter, denn ein kalter schneidender Wind blies heftig aus Südosten, und das Wasser in den Schläuchen gefror in wenigen Minuten bei hellem Sonnenschein. Die Leeseite des Berges war einige hundert Fuß weit hinab eine Eisfläche, die Wetterseite dagegen war mit kleinen, gegen den Wind gerichteten Eis-

zapfen bedeckt, die beim Darauftreten in großer Zahl abgelöst wurden. Der südliche Gipfel des Mauna Kea ist der höchste, aber die beiden Herren besuchten ihn nicht, indem sie nach der Westseite des Berges gingen, bis sie den Nordwest- und Nordabhang zu Gesicht bekamen. Der Mauna Loa und der Mauna Kea sind wesentlich verschieden, sowohl in ihrer Form als in ihren Bestandtheilen. Der Mauna Loa ist, wie wir gesehen, bis auf eine Strecke von 4 oder 5000′ herab Eine Masse von Lavaströmen, während der Mauna Kea fast ganz aus Schlacken besteht, ohne alle Krater, wenn man nicht die obenerwähnten konischen Berge als solche ansehen will. Die Vegetation hört bei dem einen mit etwa 7000′ auf, während sie bei dem andern bis auf 12000′ ansteigt, und einige zerstreute Pflanzen findet man selbst noch wenige hundert Fuß von dem Gipfel des Mauna Kea. Auch die Pflanzen sind verschieden, die Mamani nimmt unter 11000′ einen Gürtel ein, während diese Pflanze auf dem Mauna Loa gar nicht zu finden ist.

Bei ihrer Rückkehr begaben sie sich nach der Höhle, wohin die Eingebornen sich geflüchtet hatten, brachten dort die Nacht zu, und setzten am 15ten und 16ten ihre Reise nach Hilo fort, wo sie wohlbehalten ankamen.

Während ich meine Arbeiten fortsetzte, beschäftigte ich mich auch mit dem Lande. Dieser Theil der Insel Hawaii ist außerordentlich fruchtbar. Zuckerrohr wächst hier in Menge und ist sehr groß, Kaffee gedeiht gut, ebenso Indigo und die Tacca, aus der man ein Mehl wie aus der Pfeilwurz macht. Gouverneur Adams hat eine Zuckermühle, die unter der Leitung einiger Chinesen steht und etwa 30 Tonnen Zucker jährlich liefert, sie ist aber in sehr schlechtem Zustande, denn sonst würde sie eine weit größere Menge liefern, da jetzt viel Rohr auf dem Feld verfault. Die Eingebornen verstehen den Anbau gut, jeder hat ein kleines Zuckerfeld, und wenn ein Begehr entstände, so könnte sich der Anbau sehr ausdehnen; das Rohr kommt in zwölf Monaten zur völligen Reife. Ein Hr. Caste hat gleichfalls eine Zuckermühle, die gut gedeiht, auch hat er eine große Kaffeepflanzung angelegt, die jedoch noch nicht alt genug ist, um zu ertragen. Der Missionär Goodwich, welcher dem jetzigen, Hrn. Coan, im Amte voranging, suchte den Anbau des Zuckerrohrs und des Kaffee-

baums eifrigst zu fördern, pflanzte auch mit Hülfe der Eingebornen eine Menge Kaffeebäume, und bemühte sich die letztern im Anbau zu unterweisen. Leider betrachtete sein Nachfolger diese Verbesserungen in sehr verschiedenem Licht, vernachlässigte nicht nur die Bäume, sondern gab sich auch noch die Mühe sie auszurotten, um den Fortschritt solcher industriellen Bestrebungen bei den Eingebornen zu hindern. Ich ging mit dem Missionär um den Garten herum, und sah wie alles, Reben, Früchte und Zierbäume, worauf sein Vorgänger so viel Aufmerksamkeit gewendet, zu Grunde ging. In seinem religiösen Beruf ist Hr. Coan übrigens ein sehr eifriger Mann, namentlich auch in den Schulen, die hier wie auf andern Punkten der Inseln von Erwachsenen wie von Kindern besucht wurden, jetzt aber nur von letzteren, etwa 2—3000, was ein Sechstheil der Bevölkerung ist. Ob in diesem District gleichfalls die Bevölkerung abnimmt, kann ich nicht mit Sicherheit angeben; der Kinder sollen wenige seyn, indeß die Zahl derer, welche die Schule besuchen, zeigt, daß das Verhältniß ungefähr dasselbe ist, wie in andern Ländern.

Während unseres Aufenthalts zu Hilo besuchte ich den Regenbogenfall, der etwa anderthalb Meilen entfernt, und eines Besuchs wohl werth ist. Der Wailuku-Fluß, der das Dorf Hilo von dem Dorfe Paneo trennt, fällt hier 120 Fuß hoch herab in ein rundes Bassin, das augenscheinlich durch ein Einsinken der Lava, womit das ganze Land bedeckt ist, gebildet wurde; die Schichte von Sand und Thon wird stellenweise unterminirt, und so blieb die vorstehende Bank stehen, über welche jetzt das Wasser herabstürzt; durch die große Höhe zerstreut es sich in Schaum, der durch den Wind in verschiedenen Richtungen umhergetrieben wird, und bei glänzendem Sonnenschein unzählige Regenbogen von großem Glanz bis zu den zartesten Farben erscheinen läßt. Die Seitenwände, welche den basaltischen Bau zeigen, vermehren noch die Wirkung, und man möchte glauben, das Bassin sey von Feenhand gebaut, um den Besucher zu bezaubern. Die Missionäre besuchen Abends oft diesen schönen Fleck, und zeigen den Fremden auch den Wasserfall als eine der ersten Merkwürdigkeiten.

Hr. Brackenridge ging auf dem Rückweg vom Berge nach dem Seestrande bei Papapala. Das ganze Land südwestlich vom Krater war eine flache dürre Wüste von glatter Lava, untermischt

von Strichen herabgeschwemmter Schlacken und Büscheln von haarartigem Glas, das an den wenigen verkrüppelten Büscheln von Silene und Compositen hing. Dieser Charakter der Landschaft dauert fort bis auf etwa 6 Meilen von der See, wo die Lava rauher wird, Büsche von Metrosideros und Sophora (Mamani) auftreten und sich bis zum Rande eines etwa 600′ hohen Steilabsturzes ausdehnen. An diesem Steilabsturze hängen lose, mit Büschen und Bäumen dicht überwachsene Lavablöcke. Unter den Büschen befand sich eine amaranthartige Staude von großer Schönheit. Von dem Fuß dieses Steilabsturzes an bis an die Seeklippe ist eine flache Ebene von glatter, glasiger Lava, mit einigen Rissen und Spalten. In diesen wuchs die große blumige Agati, welche hier am Boden hinkriecht, ferner Daphnes, Rubiaceen und einige Gräser. An der senkrechten Klippe bricht sich das Meer mit großer Heftigkeit. Die Entfernung vom Vulkan nach dem Meere in südwestlicher Richtung ist etwa 14 Meilen. Dieser ganze Theil der Insel ist unbewohnbar, weil es ganz an Wasser, sowie an fruchtbarem Boden fehlt, und nicht ein einziger Eingeborner war den ganzen Tag zu erblicken. Einige wilde Katzen und eine Ziege waren alle Thiere, die er zu Gesicht bekam.

Obgleich die vulkanische Thätigkeit in dieser Gruppe stets vorherrscht, und so viele Zeugnisse dafür auf der Oberfläche zu sehen sind, sowohl in der Form von Kratern als in der von Lavaspalten, so können doch nur wenige auf den Namen von Vulkanen Anspruch machen. Die welche am meisten Aufmerksamkeit verdienen, sind der Mauna Loa, Kilauea und Hualalai, die jetzt in Thätigkeit sind, und der große Krater von Haleakala. Kegelkrater oder Berge von schlackenartiger Lava finden sich auf der ganzen Gruppe, manchmal an den Seiten der großen Berge, manchmal vereinzelt in der Nähe der Küste. Viele derselben bestehen aus Bruchstücken von Lava und aus Sand. Man sieht sie gleichfalls in den Kratern auf dem Gipfel des Mauna Loa und Haleakala, und sie scheinen nie flüssige Lava ausgestoßen zu haben, sondern ihr Entstehen den aufeinander folgenden Auswürfen loser Materialien zu verdanken. Sie finden sich häufig in einer fortlaufenden Linie, aber dieß gibt nur einen geringen Begriff von ihrer Zahl, und wenn die Nachrichten über den Hualalai wahr sind, so kann man von seinem Gipfel Hunderte wie

Auswüchse an seiner Seite sehen. Einer der auffallendsten Züge dieser Insel ist die oben schon erwähnte Verschiedenheit in der Bildung der zwei großen Berge, deren Höhe so nahe zusammenstimmt. Die Gestaltung des Mauna Loa ist einzig, und er ist immer gewachsen durch das Ueberfließen seines obersten Kraters, ja vielleicht ist er ganz dadurch gebildet worden, denn bei näherer Erwägung ist dieß nicht nur nicht unmöglich, sondern selbst höchst wahrscheinlich, und man wird beim Ersteigen desselben unwiderstehlich zu diesem Schluß geführt. Die Ausdehnung der Lavaströme, die über die Oberfläche hinfließen, ist sehr groß, und die Lava strömt aus sehr zahlreichen Quellen; die neuere Ausströmung z. B. bedeckte eine Fläche vnn 20 Quadratmeilen mit einer durchschnittlichen Dicke von 12 Fuß. Die Höhe des Mauna Kea wurde vermehrt durch die Wirkungen der Kegelkrater, deren jetzt neun auf seinem flachen Gipfel sich befinden, und während der eine geschmolzene Massen von sich gibt, stößt der andere Schlacken aus. Die Grubenkrater sind nicht der Sitz vulkanischer Thätigkeit gewesen, dennoch verdienen sie durch die eigenthümliche Bildung diese Namen; in viele hat sich Lava ergossen. Die Art der Bildung scheint sehr einfach, und zwar gerade so, daß man voraussetzen muß, es sey eine plötzliche Unterminirung eingetreten, aber daß sie immer fast einen regelmäßigen Kreis mit senkrechten Wänden bilden, diese bemerkenswerthe Erscheinung ist nicht so leicht zu erklären.

Hier kann ich nicht umhin auch eines Einströmens der See zu erwähnen, das am 7ten Nov. 1837 stattfand. Ein ähnliches Ereigniß fand, wie früher erwähnt, auf der J. Tutuila in der Samoagruppe statt. Ungefähr um 7 Uhr Abends sank das Meer bei Hilo weit unter die Ebbemarke, einige Augenblicke nachher aber kehrte das Wasser in einer riesenhaften Welle zurück, die mit großer Geschwindigkeit und unter donnerndem Geräusch über das Ufer hereinbrach. Alle niedrig gelegenen Striche am Ufer waren augenblicklich überschwemmt, und eine große Anzahl Häuser wurde weggerissen. So plötzlich und unerwartet war die Katastrophe, daß viele Eingeborne von der Fluth fortgerissen wurden und um ihr Leben kämpften. Das Meer blieb etwa 15 Minuten auf dem Lande, zog sich dann über die Ebbemark zurück, kam aber nach kurzem Zwischenraum wieder, jedoch mit minderer Gewalt. Nach-

her schwankte es eine Zeitlang fort, aber immer schwächer, bis es endlich seinen gewöhnlichen Stand wieder einnahm. Zu Oahu ward die Erscheinung gleichfalls beobachtet, die Zeit des Eintritts wird aber um sechs Uhr angegeben, und das Meer oscillirte fort bis zum andern Mittag. Zu Oahu begann die Bewegung eine halbe Stunde ehe sie zu Hilo eintrat.

Aus den Thatsachen, die wir über ein ähnliches Phänomen zu Tutuila mitgetheilt, geht hervor, daß beide zwar nicht genau zu derselben Zeit eintrafen, jedoch in so geringem Zwischenraume, daß man nicht zweifeln kann, einerlei Ursache habe dieselben hervorgerufen. Es ist gewiß, daß das Phänomen zuerst an der Samoa-Gruppe eintrat, und angenommen, daß die Zeitangaben in beiden Fällen richtig sind, so betrug die zwischen der ersten Welle zu Tutuila in der zu Oahu verflossenen Zeit, die Längenverschiedenheit eingerechnet, 2 Stunden 30 Minuten. Die wirkliche Entfernung bei einer Richtung N. 20° O. beträgt 2250 Meilen, was beweisen würde, daß die Welle in der Richtung von Süden nach Norden 900 Meilen in der Stunde verlief. Ebenso würde daraus hervorgehen, daß die zu Hilo und an der Nordseite von Maui eintreffende Welle eine rückkehrende war, da der Zeitunterschied eine Stunde betrug. Bemerkenswerth ist auch, daß sie auf einen sehr schmalen Gürtel beschränkt gewesen zu seyn scheint, indem sie zu Kauai nicht gefühlt wurde. An der Nordseite von Tutuila war kein Rückschlag der rückkehrenden Welle, die Breite derselben scheint also nicht über 100 Meilen gewesen zu seyn. Vergleicht man die Schnelligkeit des Steigens und Fallens, so finden wir, daß diese zu Tutuila stärker war als zu Oahu. Am erstern Orte betrug das Steigen und Fallen 9½ Fuß in zwei Minuten, am letztern nur 2′ in einer Minute. Beachtenswerth ist auch noch, daß sie an der Südseite der Hawaii-Gruppe nicht über die Fluthmark hinausging. Der Mittelpunkt der Welle scheint in einer Linie oberhalb Maui gewesen zu seyn. Die Südseite dieser Insel wurde stärker betroffen als die von Oahu, aber die Welle an der Nordseite scheint größer und verheerender gewesen zu seyn, denn das kleine Dorf Kahului im District Kailuku wurde gänzlich weggefegt. Als die Bewohner von Kahului das Meer sich zurückziehen sahen, eilten sie voll Freude nach den Riffen, um die Fische zu fangen, ehe sie aber solche

erreichen konnten, kam die Welle, wie eine breite Mauer herangerollt, um alle ihre Wohnungen zu begraben und zu vernichten oder wegzuschwemmen. Doch verloren hier nur zwei Personen das Leben, während zu Hilo zwölf vermißt wurden. Das Steigen zu Hilo betrug nach einem Zeichen an einem Boothause 11′ über die gewöhnliche Fluthmark. Das Wetter war ziemlich ähnlich und an beiden Orten der Barometer im Sinken. *) Ich stellte später Nachfragen an der Küste von Californien an, ob dieß Steigen und Fallen des Meeres auch hier beobachtet worden sey, konnte aber keine Nachricht erhalten. Ein ähnliches Ereigniß trat im J. 1819 ein, war aber, allen Berichten zufolge, minder heftig.

Erdbeben sind sehr gewöhnlich auf Hawaii, doch scheinen sie meistens local; man fühlt sie nicht selten auf Maui, aber auf Oahu oder Kauai hörte ich von keinem. Ein Missionär hatte im J. 1832 die Erdbeben aufgezeichnet, und zählte 50 Stöße in acht Jahren. Die gewöhnliche Bewegung ist gleich der, wie sie das Abfeuern fernen Geschützes oder das Fallen eines schweren Körpers auf den Boden hervorbringt; hiezu kommt, wenn das Erdbeben leicht ist, eine zitternde Bewegung.

Am 3ten März waren alle unsere Instrumente eingeschifft, und die Geschäfte am Observatorium eingestellt, wir konnten aber erst am 5ten absegeln, da der Landwind oft in der Nähe des Ufers gänzlich fehlt. Zum Glück ist keine Strömung da, und die Schiffe haben deßhalb nichts zu fürchten, wie denn überhaupt die Hilo-Bay im allgemeinen ein sehr sicherer Ankerplatz ist, wo man auch vortreffliches Wasser im Ueberfluß findet. Nur in den Wintermonaten kommt ein bedeutendes Schwellen herein, was den Aufenthalt auf dem Schiff höchst unangenehm macht.

*) Vergleicht man die Zeit dieses großen Wasserandrangs an den beiden Puncten, nämlich an den Samoa-Inseln und dieser Gruppe, so findet man ihn fast gleichzeitig mit dem großen Erdbeben von Chili am 7ten Nov. 1837; in wieweit diese beiden Erscheinungen zusammenhängen, ist eine sehr interessante Frage, die ich aber hier nicht weiter verfolgen kann.

## Achtes Capitel.

### Maui 1841.

Schon am 15 Febr. hatte ich entdeckt, daß mein langer Aufenthalt zu Hilo es mir unmöglich machen würde, die Marquesas zu besuchen, wie ich beabsichtigte. Ich beschloß deßhalb, ehe ich nach Oahu zurückkehrte, was am 1sten April geschehen sollte, eine kurze Zeit mich zu Maui aufzuhalten, und da wir das Feld der Forschung auf Hawaii erschöpft hatten, so gab ich den Herren Drayton, Pickering und Brackenridge Befehl, in einem kleinen Fahrzeug nach Maui zu gehen, damit sie desto länger Zeit haben möchten, diese Insel zu untersuchen. Am 5ten März ging ich selbst unter Segel, und um ein Uhr Nachmittags kamen wir in den Bereich des Seewindes, der uns bald über den Strich der Windstillen hinausbrachte. Der Nachmittag war schön und der Schneegipfel des Mauna Kea deutlich sichtbar, und nachdem wir mit dem Patent-Log eine Grundlinie genommen, und die nöthigen Winkel aufnahmen, berechneten wir seine Höhe zu 13,656′. Um Mitternacht legten wir bei, um das Tageslicht abzuwarten, und am Morgen brachte uns ein leichter Seewind langsam auf der Rhede von Lahaina vor Anker.

Die Insel Maui zerfällt in zwei eiförmig gestaltete Halbinseln, die durch einen niedrigen, nur wenige Fuß über das Meeresniveau emporragenden Isthmus verbunden sind. Obwohl die Halbinseln auf den ersten Anblick einander gleichen, so zeigen sie sich bei näherer Untersuchung doch sehr verschieden. Ost-Maui ist die größere, und erhebt sich in einem ungebrochenen Berge bis auf 10,000′, um dann fast senkrecht ins Meer abzufallen. West-Maui hat viele scharfe Gipfel und Kämme, die durch tiefe Thäler getrennt sind, und welche im Abfall gegen die See sich öffnen und an der Nord- und Südseite abhängige Ebenen von bedeutender Ausdehnung bilden. Den höchsten Gipfel von West-Maui fanden wir durch Triangulation 6130′.

Ich schickte alsbald einen Officier an den König ab, der den Wunsch ausdrückte, mich am Nachmittag zu sehen. Ich machte ihm deßhalb meine Aufwartung, und wurde sehr herzlich und freundlich aufgenommen. Die Unterhaltung drehte sich haupt-

sächlich um die Verhältnisse der Inseln. Auf meinem Rückweg belustigte mich ungemein der Anblick einer Menge kleiner Kinder, die kaum kriechen konnten, doch aber ins tiefe Wasser der eingeschlossenen Räume längs der Pfade hineinkrabbelten, und darin mit einer Zuversicht herumpatschten, als wäre es ihr natürliches Element. Sie kamen mir wie kleine Enten vor. Weder die ältern Kinder noch die Eltern selbst schienen sich um sie zu kümmern, und man erstaunte nicht wenig, daß ich die Sache ungewöhnlich fand. Obgleich diese kleinen Kinder nicht eigentlich schwimmen konnten, so gelang es ihnen doch durch die Bewegungen ihrer Arme und Beine vorwärts zu kommen und den Kopf über dem Wasser zu halten.

Das merkwürdigste Gebäude, das man bei der Annäherung an die Bay von Lahaina sieht, ist das Seminar von Lahainaluna, an der Seite des Berges der hinter Lahaina ansteigt. Des Königs Palast ist aus Korallenfels gebaut, aber nur halb vollendet; dennoch scheint er bereits in etwas verfallenem Zustand, und zeigt mehr Armuth als königliche Pracht, und diese Wohnung war weder geeignet die Achtung seiner Unterthanen zu erhalten, noch seine Bedeutung in den Augen der Fremden zu erhöhen. Die Stadt Lahaina ist längs dem Meeresufer drei Viertelmeilen lang hingebaut, besteht meistens aus Grashäusern, die hart am Ufer erbaut sind, und hat nur Eine Hauptstraße mit wenigen unter rechten Winkeln einmündenden Nebenstraßen. Nach des Königs Palast ist das Fort der auffallendste Gegenstand; es ist länglich viereckig, als Vertheidigungspunkt jedoch von keiner Bedeutung, und es dient hauptsächlich nur, um unruhige Unterthanen und Matrosen einzusperren. Der Flächenraum im Innern beträgt etwa einen Acre, und die Mauern sind 20′ hoch. Es finden sich ferner Vorrathshäuser in der Stadt, in denen die Abgaben an den König, bestehend in großen Haufen Tapas, niedergelegt werden. In geringer Entfernung vom Landungsplatz sind die Wohnungen der Missionäre Richards und Baldwin.

Ich hatte das Vergnügen, den König mit seinem Gefolge an Bord zu empfangen; sein Auftreten war sehr achtungswerth, und obwohl, was ich bereits vom König gesehen, mich sehr zu seinen Gunsten gestimmt hatte, so erhöhte doch ein Besuch, den ich ihm vor meiner Abreise machte, ungemein das Interesse, das

ich an seiner Wohlfahrt fühlte. Statt in einem verfallenen und halb beendigten Palast empfangen zu werden, wurde ich über eine schmale gepflasterte Straße eine Strecke weit hinter demselben nach seinen Privatzimmern geleitet, wo er mich seiner Gattin, die sehr unwohl gewesen war, vorstellte. Sie ist nicht als Königin anerkannt, denn sie ist die Tochter eines untergeordneten Häuptlings der Insel Hawaii, aber die hübscheste Frau der Insel. Der König heurathete sie, wie man sagt, aus Neigung und gegen die Wünsche seiner Häuptlinge, nachdem diese ihm seine Heurath mit seiner Schwester Nahienaena, wie früher erwähnt, untersagt hatten. Um Streit über die Thronfolge zu verhindern, hatte man früher für nöthig gehalten, daß der König alle Frauen des höchsten Ranges als Weiber nehmen, und daß alle von denselben gebornen Kinder als seine Erben erklärt und betrachtet werden sollten. Der gegenwärtige König ist, wie man sagt, der natürliche Sohn Kamehameha's I, und wurde aus politischen Ursachen Thronerbe.

Nachdem wir die gepflasterte Straße überschritten, kamen wir auf eine kleine Insel, wo ein Grashaus von mäßiger Ausdehnung, umgeben von Hibiscusbäumen stand, die nur eine sehr geringe Höhe erreichten, und ein den Sonnenstrahlen fast undurchdringliches Gebüsche bildeten. Am Eingang des Hauses kam mir der König in einer blauen Jacke und weißen Beinkleidern entgegen, und führte mich in das Gebüsch, wo seine Gattin in einem zwischen Bäumen aufgehängten, reinlichen, weißen Hamak lag. Alles um sie her war hübsch, bewies Sorgfalt und Aufmerksamkeit für ihre Bequemlichkeit, und einen Grad von Sittenverfeinerung, den ich nicht erwartet hatte. Obgleich krank, erkannte man doch ihre Schönheit, und ich war nicht wenig erstaunt darüber. Der König sagte mir, dieß seyen seine Privatzimmer, wo er ungestört bleiben könne und von niemand belästigt werde; sie brächten ihre meiste Zeit bei einander zu, und er zeigte mir eine kleine Hütte von Ti-Blättern, die er für sie gebaut hatte, und wo sie auf frisch gemähtem Grase lag. Der König zeigte mir die Verbesserungen, die er im Plane hatte, und aus Mangel an Geld nicht ausführen konnte. Obwohl sein Einkommen in Tapas und andern einheimischen Erzeugnissen sehr bedeutend ist, und in frühern Zeiten einen großen Reichthum gebildet hätte, so ist dieß doch jetzt wegen der Entwerthung dieser Gegenstände von geringer

Bedeutung. Er hat so viele Leute mit Nahrung und Kleidung zu versorgen, daß es eine bedeutende Ausgabe erfordert, wenn es auch nur in der gewöhnlichen Kleidung der Insel geschieht. Diese Umstände machen den König so arm als einen seiner Unterthanen.

Die kleine häusliche Scene, deren Zeuge ich gewesen, erfreute mich ungemein, um so mehr, als sie ganz unerwartet war, und ich erfuhr nachher, daß sehr wenige in dieß Allerheiligste zugelassen würden; ich hatte Sr. Majestät nicht so viel häusliche Tugend zugetraut. Seine Gattin ist viel schöner als die Eingebornen gewöhnlich sind, denn sie hat nicht die grobe und unverhältnißmäßige Gestalt, welche die vornehmern Frauen dieser Insel auszeichnet; dennoch sind ihre Züge entschieden die der Eingebornen.

Da ich das weibliche Seminar zu Wailuku zu sehen wünschte, begab ich mich dahin mit Hrn. Drayton, zu welchem Ende einer der Häuptlinge mir ein Pferd lieh. Wir ritten längs dem südlichen Ufer von Westmaui hin, ein Landstrich, welcher durch Bewässerung vermittelst der zahlreichen von Bergen herabkommenden Bäche sehr gut angebaut werden könnte, aber nur zum kleinern Theil gut angebaut ist. Je mehr wir uns dem Ostrande von Westmaui näherten, desto näher rückten die Berge an das Meer, bis sie endlich einen mehrere hundert Fuß hohen Steilabsturz bildeten. Dahin führte ein schwer zu passirender Zickzackpfad, der zum Theil gut erhalten, an der Südseite aber gänzlich verfallen und sehr schwer zu passiren ist. Die größte Unannehmlichkeit auf diesem Ausflug entsprang aus den heftigen Windstößen, die mehrmals, wenn sie plötzlich aus den Schluchten hervorbrachen, uns fast vom Pferde gerissen hätten. Endlich erreichten wir den sandigen Isthmus, dessen niedrigster Theil nur 7′ über dem Meere liegt. Hier wechselt der Sand unaufhörlich seine Stelle, wird in Dünen aufgeworfen und dann wieder durch den Wind zerstreut. Wir wandten uns hier links und erreichten, nachdem wir 7 Meilen weit über eine fast unbewohnte, aber auch kaum anbaufähige Ebene geritten, endlich Wailuku.

Das Seminar besteht aus einer langen Reihe hübsch auf einer geneigten Fläche liegender Gebäude, die ein blühendes Dorf ausmachen, welches systematischere Fortschritte und Anstrengungen kundgibt als irgendein Ort, den ich auf den Sandwichinseln

traf. Auch die Felder sind besser eingehegt und die Ernte sorgsamer gehalten. Wir wurden freundlich aufgenommen von dem Geistlichen Greene, seiner Frau und einer Miß Ogden, welche die Aufsicht über die Anstalt führen, die 80 Schülerinnen von 12—18 Jahren enthält. Man verschaffte mir jede Gelegenheit die Anstalt in Einsicht zu nehmen, an der ich vieles zu loben, doch aber auch manches auszusetzen fand, vor allem einen Mangel an Reinlichkeit bei den Schülerinnen. Die ganze Anstalt gereicht der Ausdaner derjenigen welche sie unternommen haben, sehr zum Lobe; ich halte es aber nicht für klug daß man die Eingebornen selbst, d. h. die Eltern, an den Kosten der Anstalt gar keinen Antheil nehmen läßt. Der einzige Grund, den man dafür anführte, war gar nicht ausreichend, denn er besagte bloß, daß diese Leute die Vortheile nicht genug verstünden und zu würdigen wüßten, somit nichts beitragen würden. So weit meine Beobachtungen gehen, ist dieß ein Irrthum. So lange die Kinder unentgeltlich erzogen und unterhalten werden, werden auch die Eingebornen sich nicht bemühen die Mittel dazu zu liefern. Einige Eingeborne erwiderten mir auf meine Frage, weßhalb sie ihre Kinder nicht dahin schickten, daß sie deren Aufnahme nicht bewerkstelligen könnten, da alle Aufgenommenen von den Missionarien ausgewählt würden; sie wären bereit einiges für die Erziehung ihrer Kinder beizutragen, wenn man es ihnen nur gestatten wollte.

Der größte Einwurf, den man gegen das System dieser Schule erheben kann, ist meiner Ansicht nach der, daß die Zöglinge nicht in einem frühern Alter aufgenommen werden, und daß man es versucht, sie ausschließlich für das civilisirte Leben, wie es jetzt ist, zu erziehen. Da man sie erst mit zwölf Jahren aufnimmt, so können sie kaum das ungezwungene Leben, das sie in ihrem wilden Zustande führten, vergessen, ihre frühern Eindrücke bleiben also unausgerottet, und sie kehren auch, fast sobald sie die Schule verlassen, in ihren wilden Zustand zurück, da sie ihn bequemer finden, als die Beibehaltung ihrer nur theilweise civilisirten Sitten, während, wenn sie im jüngeren Alter aufgenommen, und durch nützliche, andauernde Beschäftigung gelehrt würden sich auf ihrem Standpunkt zu erhalten, sie nicht so leicht in ihre früheren Sitten zurückfallen oder diejenigen ihrer Eltern annehmen, vielmehr eine günstige Rück-

wirkung auf ihre Eltern ausüben würden, denn das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern ist hier ein ganz anderes, als es bei uns ist, indem die erstern, sobald die Kinder herangewachsen sind, ganz unter der Gewalt der letztern stehen.

Auch der Plan, wie es hier geschieht, die Kinder aus den untersten Schichten der Bevölkerung zu nehmen, ist ein Mißgriff: bei einem monarchischen Regierungssystem sollten die Kinder der hohern Stände besser unterrichtet seyn als die andern. Dieser Grundsatz wurde bei der Errichtung der Häuptlingsschule zu Honolulu angenommen, und ich sehe nicht ein, warum er sich nicht auch auf die Kinder der Häuptlinge zweiten Ranges erstrecken sollte. Die Schule würde dadurch populärer werden, und die Eltern solchen Standes könnten auch zum Unterhalte der Kinder beitragen, während die untern Stände hier wie anderswo die höhern nachahmen würden.

Nach einem Ausflug in der Umgegend kehrten wir nach Lahaina zurück, wo wir vor Einbruch der Nacht nach einem ermüdenden Ritte ankamen.

Ich besuchte in Gesellschaft von einigen Officieren das Seminarium von Lahainaluna, das, wie früher bemerkt, am Berge hinter der Stadt in einer Entfernung von zwei Meilen liegt. Der Weg dahin ist zum Theil durch die Zöglinge des Seminars gemacht, und wir fanden auch einige am Wege mit Errichtung von Steinmauern beschäftigt. Viele waren schon große Bursche, ihre Arbeit war keineswegs systematisch, und jeder schien nur zu thun, was ihm gut dünkte; überhaupt sahen sie etwas gesindelhaft aus. Wir wurden von dem Geistlichen Herrn Andrews empfangen, der uns die ganze Anstalt zeigte, in der sich jedoch eine starke Vernachlässigung kenntlich machte. Auch der Garten war in schlechter Ordnung, freilich wohl auch weil nichts darin fortkommt, denn die Lage ist zu hoch zur Bewässerung, welche in diesem Clima unerläßlich ist. Der Boden besteht aus rothem Thon, der bei trockenem Wetter einen feinen Staub bildet, welcher alles überdeckt und den der Wind unaufhörlich in Wolken auftreibt. Diese Umstände setzen einem der großen Zwecke des Instituts wesentliche Hindernisse entgegen, während der Mangel an Wasser der Einprägung reinlicher Gewohnheiten, deren die Eingebornen so sehr bedürfen, entgegentritt. Der Zweck der Anstalt

ist die geistige Entwicklung und die Kenntniß nützlicher Künste zu fördern, sowie passende Lehrer für die einheimischen Schulen zu bilden. Sie wurde im J. 1831 nach dem Grundsatz, daß sie sich selbst erhalten müsse, gegründet, und nur solche die ihren Unterhalt selbst bestreiten konnten, aufgenommen. Dieß waren vorzugsweise Erwachsene, und zwar größtentheils verheurathete Leute; sie bauten sogar ihre eigenen Häuser, die aus Luftziegeln aufgeführt wurden. Hr. Andrews war der erste, der die Aufsicht unternahm, und die ganze Ausgabe der Mission bestand in den Büchern u. s. w., sowie in der Besoldung des Oberaufsehers. Nach diesem Plan wurde drei Jahre lang verfahren, und in diesem Zeitraum stieg die Zahl der Schüler auf neunzig. Im J. 1834 beschloß die Mission die Schule zu vergrößern, und Gebäude auf eigene Kosten zu errichten. Die Geistlichen Clarke und Dibble sollten in Mathematik und Physik unterrichten, sowie auch Bücher in die einheimische Sprache übersetzen, welche dann in der Missionspresse gedruckt werden sollten.

Im J. 1836 wurde der Charakter der Schule gänzlich geändert, das System der Selbsterhaltung sowie die Aufnahme erwachsener Schüler gänzlich bei Seite gelegt, und keiner mehr über 20 Jahre aufgenommen. Im J. 1837 wurde das jetzige große Gebäude mit einem Aufwand von 12000 Dollars aufgeführt, und aus den verschiedenen Districtsschulen der Insel 36 Knaben aufgenommen, die in einer Anzahl kleiner, gut gedeckter Hütten wohnen. Der König und die Häuptlinge verwilligten der Anstalt 500 Acres Land, wovon aber nur 50 ertragfähig zu machen und nur 30 angebaut sind. Seit dieser Zeit gewährt die Schule nicht mehr den früheren Nutzen, aus dem einfachen Grund, weil ein solches Institut gar nicht nöthig war. Ich betrachte den Plan als durchaus unausführbar und unpassend für die Bedürfnisse der Eingebornen. Zur Oberaufsicht in seiner ersten Gestalt taugte Hr. Andrews vortrefflich, als es aber unter die Leitung des Missionsbureau's kam, von dessen Mitgliedern nur wenige praktische Leute sind, taugte Hr. Andrews nicht mehr. Die angestellten Professoren waren gute Lehrer und Uebersetzer, sahen aber natürlich mehr auf die geistige Entwicklung als auf praktische Ausbildung, die fast ganz vernachlässigt worden zu seyn scheint, denn Zimmermanns- und Schneiderarbeit wurden ganz aufgegeben,

und um zu dem Ackerbau anzutreiben, bezahlte man ihnen die Arbeit, welcher Lohn auf Kleidung verwendet wird, so daß der Arbeitslohn in der That höher ist, als man in den Vereinigten Staaten bezahlen würde. Allenthalben sah ich nichts als übel angewendete Geldmittel; die Schule hat ihren Hochpunkt bereits überschritten, und nähert sich dem Verfall, was jedem beim ersten Besuche auffallen muß. Auch ist die Disciplin der Schüler stark gelockert. Wir gingen gerade durch die große Capelle, als Hr. Dibble sie katechisirte; eine zerlumptere, schmutzigere Schaar von Burschen habe ich selten als Schüler, oder wie man sie jetzt nennt, als Studenten der Universität gesehen. Die Lehrer thun was sie können, um den Erwartungen des Publicums zu entsprechen, ich betrachte aber ihre Bemühungen als weggeworfen, denn praktische Leute und Handwerker sind nöthig, um die Eingebornen zu unterrichten, und ein Plan ist nothwendig, um ihre Sitten und Gewohnheiten zu ändern; sie sind faul und unreinlich, dabei lügnerisch und eigensinnig. Jeder Schüler kostet jetzt die Gesellschaft 20 Dollars des Jahrs, wovon 7½ D. auf den Unterhalt und 12½ D. auf die Kleidung kommen. Außerdem zahlt man ihnen auch noch 15 Cents täglich, wenn sie zu arbeiten haben, was ungefähr eben so viel des Jahres ausmacht. Warum man ihnen diese Prämie gibt, konnte ich nicht einsehen, und ich betrachte sie als eine der schlechtesten Einrichtungen der Anstalt, besonders da die Schüler sehen müssen, daß ihre Arbeit häufig ganz nutzlos ist; wenn man sie z. B. Steinmauern um Ländereien her aufführen läßt, die nicht einmal einen Zaun werth sind. Daß das Institut unter den Eingebornen nicht sehr populär ist, darf also nicht verwundern.

Lahaina ist der große Sammelplatz unserer Wallfischfänger auf diesen Inseln, und die Rhede wurde deßhalb genau aufgenommen; sie kommen hauptsächlich deßhalb hieher, weil die Mannschaft leichter in Ordnung zu halten ist, und nicht dieselbe Versuchung hat, ans Ufer zu gehen wie zu Honolulu; außerdem finden sich hier Lebensmittel in größerer Menge, namentlich Kartoffeln, welche auf den Hochlanden von Maui in Menge gezogen werden. Lahaina hat etwa 3000 Einwohner, und es herrscht hier mehr Ordnung als in irgendeiner Stadt von derselben Größe, die ich in Polynesien sah. Dieß ist dem Einfluß der Behörden,

sowie der Abwesenheit von Fremden und den davon unzertrennlichen Branntweinschenken zuzuschreiben.

Den hier wohnenden Missionären Richards, Baldwin und Andrews sind wir viel Dank für ihre Gefälligkeiten schuldig. Hr. Baldwin ist Pfarrer sowohl als Arzt des Ortes, und predigt in der einheimischen Kirche und in der Matrosencapelle, welche durch Subscriptionen der Wallfischfänger hier erbaut wurde; die einheimische Kirche ist ein großes Gebäude, das 1800 Personen fassen kann; der gewöhnlche Besuch beträgt 1200. Dieser District ist mit Schulen, die 8 bis 900 Schüler enthalten, wohl versehen; einige derselben stehen unter der Aufsicht David Maro's, eines einheimischen Lehrers, der mehrere kleine Abhandlungen verfaßt hat.

Der District von Wailuku besteht aus Thal und Hochland; der Boden in ersterem ist ausnehmend reich und wohl bewässert, und auch das Hochland gibt, wenn es nur an Feuchtigkeit nicht fehlt, gute Ernte. Gewöhnliche und süße Kartoffeln, Bataten und Zuckerrohr sind die Haupterzeugnisse der Westseite der Insel. In einigen Strichen sind ausgedehnte Wälder, aber das Holz ist von wenig Werth, da es entweder weich und schwammig oder hart und schwer zu verarbeiten ist. Aus der erstern Art machen die Eingebornen ihre Kanoes. Der District Kulu in Ostmaui hat, obwohl rauh und felsig, doch einen lehmigen, weichen und fruchtbaren Boden, der die schönsten Kartoffeln, Rüben, Korn, Melonen und Weizen erzeugt. Der letztere, obwohl von vortrefflicher Qualität, wächst wild; er wurde etwa ums Jahr 1830 eingeführt, gepflanzt, aber ihm weiter keine Aufmerksamkeit geschenkt; statt aber auszugehen, hat er sich vermehrt. Der Isthmus, etwa 20 Meilen lang und 15 breit, ist zu trocken zum Ackerbau; während neun Monaten im Jahr ist er ein schönes Weideland, das große, meist Fremden angehörige Viehheerden nährt.

Die HH. Pickering, Drayton und Brackenridge erhielten den Auftrag, den Vulcan Mauna Haleakala zu ersteigen; dieser gleicht einigermaßen dem Mauna Kea: er ist bis zur Höhe von etwa 2000′ kahl, dann folgt ein Waldgürtel bis zur Höhe von 6000′, und von da bis zum Gipfel, der durch eine tiefe Schlucht gespalten ist, ist der Berg wiederum kahl. Sie erreichten gegen Abend eine Zuckerpflanzung, die etwa 1690′ über dem Meere liegt, und

zwei Weißen gehört, die hier einheimische Frauen geheurathet haben. Am folgenden Tag brachen sie frühzeitig auf, um wo möglich den Gipfel zu erreichen, aber es regnete heftig, so daß sie in einer Höhe von 8090′ in einer großen Höhle Zuflucht suchen mußten. Hier fanden sich viele interessante Pflanzen, unter andern zwei Pelargonien, die eine mit dunkel scharlachrothen, die andere mit Lilablüthen; das Argyroziphium begann, wie sie aufstiegen, zu verschwinden, und an seine Stelle trat die seidenartige Species, die sich nur in hohen Breiten findet. Als sie auf dem Gipfel am Rande des Kraters ankamen, trieben die Wolken mit großer Schnelligkeit hindurch und verbargen völlig dessen Ausdehnung. Die Höhe betrug, nach dem Barometer gemessen, 10,200′. Der eisige, von einem starken Wind getriebene Regen fiel bald den Missionären und Studenten, die sie von Lahainaluna mit heraufgenommen, sehr lästig, und die letztern namentlich fühlten zum erstenmal die Wirkungen der Kälte. Die Gränzlinie der Wälder war bei 6500′. Oberhalb der Höhle nahm der Boden ein steinigeres Aussehen an, und das Grundgestein wurde da und dort sichtbarer, was vorher nicht der Fall gewesen war. Wo das Gestein vortrat, war es mehr oder minder poröse Lava, aber kein regelmäßiger Strom ließ sich bemerken; die Oberfläche der Lava schien dicker mit Erde bedeckt als am Mauna Kea, und somit war mehr Boden vorhanden, sowie ein dicker Ueberzug von Schutt. Nahe am Gipfel bemerkte man Spuren von Rindvieh, sowie von wilden Hunden, aber außer einigen Ziegen ließ sich kein Thier sehen.

Der Krater von Haleakala, wenn man ihn so nennen kann, ist eine tiefe Schlucht, die im Norden und Osten offen ist, und eine Art Ellbogen bildet; der Grund desselben liegt, nach dem Barometer gemessen, 2783′ unter dem Gipfel und 2090 Fuß unter der einschließenden Mauer; die Abhänge sind zwar steil, man kann aber doch fast allenthalben hinabkommen. Die innere Seite des Kraters war gänzlich von Vegetation entblößt, und vom Grunde erhoben sich einige bedeutende Hügel von Schlacken und Sand; einige der letztern haben eine ockerrothe Farbe am Gipfel mit kleinen Kratern in der Mitte. Alles trägt den Stempel vulcanischer Thätigkeit, die Eingebornen aber haben keine Ueberlieferung von einem Ausbruch. Indeß geht doch die Sage, in früheren Zeiten habe die Göttin Pele hier ihre Wohnung ge-

habt, sey aber von der See daraus vertrieben worden, und habe dann ihren Aufenthalt auf Hawaii genommen, wo sie seitdem immer geblieben. Bezieht sich vielleicht diese Sage auf eine Zeit, wo die Vulcane von Maui noch in Thätigkeit waren? Ueber den Ursprung des Namens „Mauna Haleakala," oder Haus der Sonne, konnte ich keine Nachrichten erhalten.

Nachdem sie die Nacht in der Höhle zugebracht, machten sie am andern Morgen Ausflüge nach dem Krater, und stiegen in denselben hinab. Der Bruch nach Norden hin scheint durch heftige vulcanische Erschütterungen erfolgt zu seyn. Gegen Norden zeigt sich kein ächter Lavastrom, wohl aber eine Spalte oder tief eingeschnittenes Thal; hier ist der Boden schwammiger Art, und es fanden sich mehrere interessante Pflanzen, unter anderen das baumartige Geranium. Die Tiefe des Kraters beträgt etwa 2000′; die Entfernung von der Mitte nach jeder der beiden Oeffnungen beträgt etwa fünf Meilen; die gegen Osten war mit einer Reihe Schlackenhügel, zum Theil 5 bis 600′ hoch, angefüllt, und unter denselben lief ein Lavastrom, der fast horizontal war. Die östliche Oeffnung windet sich kurz um gegen Südosten, und fällt dann rasch nach der Küste ab. Auf dem Grunde fanden sich Lagerungen von hartem Kies, dazwischen, wie es scheint, kohlensaurer Kalk und einzelne schwarze Krystalle, wie Augit, aber Chrysolith, der nebst Hornblende auf dem Gipfel sich hie und da fand, fehlte hier. Von dem Gipfel des Berges konnte man die Richtung des Lavastroms verfolgen bis in die Nähe der See hin, wo er mehr die Form eines Delta annahm.

Von dem Gipfel des Berges konnte man die ganze Spalte nordwärts und ostwärts verfolgen. Vulcanische Kraft scheint auch auf der Südwestseite thätig gewesen zu seyn, denn eine Linie von Schlackenhügeln dehnt sich den ganzen Weg vom Berg herab aus, und ein Lavastrom, der noch seine ganze Frische behalten, soll vor etwa einem Jahrhundert hier vorgebrochen seyn. Die Schlackenhügel auf dem Gipfel gleichen sehr denen auf dem Mauna Kea, aber der Berg selbst ist den beiden in Hawaii ganz unähnlich, und sinkt im Vergleich mit ihnen zur Unbedeutenheit herab. Ich habe zwar einiger Lavaströme auf demselben erwähnt, sie scheinen aber nicht aus ächter Lava zu bestehen, wie auf dem Mauna Loa; man sieht keinen als den an der Südwestseite, und viele glauben es bestehe gar kein anderer. Nie wurde hier Bimsstein oder Haar-

glas (Pele's Haar) bemerkt, und man weiß auf der Insel nichts von diesen vulcanischen Erzeugnissen. An der Wand des Kraters wurde stellenweise der Compaß durch Localattraction so afficirt, daß er nutzlos wurde. Bei der Rückkehr nach Lahaina nahmen Dr. Pickering und Hr. Brackenridge den Weg durch den Wailukupaß, der durch seine Felsengipfel, welche mehrere hundert Fuß hoch gerade über ihnen sich erheben, an die tiefen Schluchten von Madeira mahnt. Einige schöne Pflanzen wurden daselbst gesammelt, und unerwarteter Weise war eine der hervorstechendsten darunter eine holzige Lobelia, die der Vegetation ihren Charakter verlieh.

Am 17. März verließen wir endlich Maui, und steuerten nach Oahu, wobei wir südlich an Lanai vorüber kamen, einer domförmigen Insel, an der sich allenthalben breite Spalten zeigen; sie ist ausschließlich von vulcanischer Bildung. Nach Lanai kommt die Insel Molokai, unter deren Schutz wir, da der Tag weit vorgerückt war, die Nacht über liegen blieben. Molokai ist etwa 40 Meilen lang und 9 Meilen breit; ein Drittheil der Insel gegen das westliche Ende zu ist eine dürre Wüste welche, die Regenzeit ausgenommen, keines Anbaues fähig ist; dieser Theil hat dennoch einige Einwohner, und diese sind arm, da sie sich nur von Fischen nähren. Die östlichen zwei Drittheile bilden fast nur einen einzigen Berg, der von Süden allmählich bis zu einer Höhe von 2500′ ansteigt, während er im Norden fast senkrecht ist. Die Formation ist der der andern Inseln ähnlich; Korallengestein soll auf einem der hohen Berge sich finden; auch auf der Südseite von Maui fand sich welches in bedeutender Höhe.

Am 18. warfen wir vor Honolulu Anker, zu spät um noch einzulaufen, was erst am folgenden Morgen geschah. Die nächsten Tage verliefen nun damit, unsere Vorräthe an Bord zu bringen, und am 23. lief zu meiner großen Freude der Porpoise ein, der eine Fahrt zur Aufsuchung mehrerer wenig bekannten Gruppen gemacht hatte.

## Neuntes Capitel.

Die Kreuzfahrt des Porpoise.

Der Porpoise hatte am 15. Nov. mit einer Anzahl Kanakas an Bord Oahu verlassen; die letztern sollten unter Anleitung eines

Officiers auf einer der Koralleninseln durch den Fels bohren, während der Porpoise selbst seine Fahrten fortsetzte. Am 1sten Dec. kamen sie ostwärts an Walker's Insel vorüber, am 3ten kreuzten sie die Linie unter 149° 36′ W. L. und am 4ten den magnetischen Aequator unter 2° S. B. und 149° 10′ W. L. Am 11ten erreichten sie die Insel Manhii von der Paumotugruppe, und kurz darauf Ahii, am 13ten fuhren sie an der Rurikkette hin, und am 15ten gelangten sie nach Aratica oder Karlshoff-Insel, wo Lt. Commandant Ringgold 15 Mann unter Lt. Johnson ans Land setzte, um den Bohrversuch zu machen. Am 18ten fuhr der Porpoise wieder ab, erblickte am 19ten die Vincennes- und Raraka-Insel, am 20ten die Sacken-Insel, die sehr niedrig ist und nur wenig Bäume hat; südwärts davon lag eine Gruppe von drei Inseln, von denen eine bewohnt war, und zwar von Taheitiern, die von ihrer Königin dahin geschickt waren, um Cocosbäume anzupflanzen. Die Leute befanden sich schon ein Jahr auf dieser Insel, welche sie Tuinaki nannten.

Lt. Commandant Ringgold hatte Auftrag, diese Inseln besonders aufzunehmen; er blieb deßhalb hier bis zum 23sten liegen, wo er die Anker lichtete, um ostwärts neue Inseln aufzusuchen; am 26sten erreichte er Raroia oder Barclay de Tolly, welches richtig, am 27sten Takurea oder Wolchonsky, welches unrichtig auf den Karten angegeben ist; die Inseln Camboy und Merril, welche unter 141° W. L. und 15° 13′ S. B. liegen sollten, fanden sich gar nicht. Am 5. Jan. kamen sie an Taweri oder Resolution-Island vorüber, die Brandung war aber zu stark, als daß sie hätten landen können. Die Einwohner, die man erblickte, schienen denen von Clermont Tonnerre zu gleichen. Taweri besteht aus zwei kleinen Inseln, die eine Meile von einander liegen, in welchem Raume man keinen Grund findet. Am 6ten erreichten sie Nukutipipi oder Margareths-Insel, und steuerten dann nach Teku oder den vier Kronen von Quiros, einer kleinen Insel, die gleich den meisten vorhergehenden keine Einfahrt in die Lagunen hat. Sodann wurde die Insel Archangel oder Heretua aufgesucht, aber an einem ganz andern Orte, als dem auf den Karten angegebenen aufgefunden; die Turnbull-Insel fand sich gar nicht. Am 12ten fuhren sie nach San Pablo unter 19° 56′ S. B. und 145° W. L. Diese Insel ist höher als die er-

wähnten, hat mehrere Cocosnußwäldchen, und Lt. Commandant Ringgold legte bei, um mit den Eingebornen, die man bemerkte, zu verkehren; mehrere befanden sich am Ufer, flohen aber als die Brick herankam, krochen erst, als man sie anrief, aus dem Versteck hervor, und brachten Cocosnüsse. Ein alter, wild aussehender Häuptling ließ sie indeß nicht landen, und Lt. Ringgold warf ihm einige Geschenke zu für ein Paar Cocosnüsse und zwei Fische, von denen der kleinste 5′ 4″ lang war, und 4′ 4″ im Umfang hatte; diese gaben ein herrliches Mahl; sie zeichneten sich aus durch ihre glänzende Farbe, durch die Größe ihrer Hundszähne in jedem Kiefer, und eine große Protuberanz über den Augen. Die Menschen waren von der dunkelfarbigen Race, ähnlich den Fidschis, von schöner Gestalt und krausem Haar.

Nachdem Lt. Ringgold in dieser Gegend noch einige andere kleine Inseln aufgesucht hatte, steuerte er wieder nach Aratica, wo er am 18ten ankam, die gesammte zurückgelassene Mannschaft wohl fand und wieder aufnahm. Sie hatten keine außerordentlichen Geschäfte gemacht, und die größte Tiefe, in welche sie hinabkamen, betrug 21′, zehn bis eilf Fuß tief gelangte man meist ohne große Schwierigkeit, dann kam man aber höchstens einen Fuß des Tages vorwärts; das harte Korallengestein schien sehr große Hindernisse entgegenzusetzen. Indeß hatte Lt. Johnson einige Tage vor Lt. Ringgolds Ankunft durch die gewonnenen Erfahrungen Hoffnung auf bessern Erfolg gefaßt, aber es war nicht möglich, mehr Zeit auf die Sache zu verwenden; ich glaube jedoch, daß dem Anbohren der Koralleninseln keine unübersteiglichen Schwierigkeiten entgegenstehen. Die gemachten Proben fielen aus wie ich vermuthet hatte: man fand wenig Korallensand, und hie und da Schichten von Korallenfels. Nach meiner Rückkehr habe ich die Ergebnisse einer ähnlichen, von Capitän Belcher auf einer andern Insel derselben Gruppe angestellten Probe gesehen; sie stimmen mit den unsrigen überein.

Ehe ich diesen Gegenstand schließe, kann ich nicht umhin, einige aus meinen eigenen Beobachtungen entnommene Bemerkungen zu machen. Ich hatte viele Gelegenheit Beobachtungen zu machen, und zwar nicht bloß an solchen Inseln, die ausschließlich aus Korallen gebildet sind, sondern auch an Riffen um hohe vulcanische Inseln her, welche die sichersten und besten Häfen der

Südsee besitzen. Nach vielen Forschungen und genauen Untersuchungen kann ich unmöglich glauben, daß diese großen Bildungen das Werk von Zoophyten seyen, und die Gründe, mit denen man diese Theorie zu stützen versuchte, scheinen mir mit den Thatsachen nicht in Uebereinstimmung zu seyn. Ich muß die Arbeiten dieser Thiere als völlig unzureichend ansehen, um die beobachteten Wirkungen zu erzeugen, und ich glaubte das bloße äußere Ansehen der Riffe reiche hin jede solche Ansicht zu widerlegen. Die neulich verbreitete sinnreiche Theorie Darwins, nach welcher ein gleichmäßiges Sinken und Wachsen stattfindet, ist gleichfalls mit der Gestalt, der Ausdehnung und dem allgemeinen Bau der Riffe nicht in Uebereinstimmung.

An allen den Korallenriffen und Koralleninseln, die ich untersuchte, habe ich unzweideutige Zeichen der Auflösung entdeckt. Schon im ersten Bande war die Rede von Korallenblöcken, die auf der Höhe von Riffen liegen, ebenso von Bänken und Längenrissen, die ich bemerkt hätte. Alle diese Erscheinungen wurden später wiederholt gefunden. Um die Lage der Blöcke zu erklären, nahm man an, daß sie von der See heraufgeschleudert worden seyen, aber die Stellung derselben und das Gewicht lassen daran gar nicht denken: in vielen Fällen standen sie aufrecht auf dem dünneren Ende, und hatten augenscheinlich eine höhere Bank gebildet, von der sie jetzt allein übriggeblieben. In allen beobachteten Fällen waren sie etwas entfernt von dem äußeren Rande des Riffes, und bedeckt mit den Trümmern der Korallen, die als die höchsten Theile der Inseln bildend erwähnt wurden; es wäre ganz unmöglich, daß die See eine so gewichtige Masse auf eine solche Entfernung fortstoßen könne, und wären sogar solche Massen durch die Einwirkung des Wassers von einem Riff losgebrochen worden, so wären sie unzweifelhaft, den Gesetzen der Schwere folgend, in die unergründliche Tiefe neben ihnen gesunken.

So weit die niedrigen Koralleninseln untersucht wurden, durch Sondirungen sowohl als durch Bohrung, ergab sich eine Grundlage von Sand oder von etwas, das beim Zerbröckeln zu Sand wird. Die hohen Koralleninseln, die wir untersuchten, zeigen sich als eine Formation aus Conglomerat, bestehend aus compacten Korallen und todten Muscheln, untermischt mit verschiedenen Korallenarten, die augenscheinlich erst, nachdem das Leben erstorben, hier abgelagert wurden.

Ein auffallendes Beispiel hievon sah man auf der Insel Metia, und dieselbe Bildung bemerkte man auch zu Oahu. Die abreibende Wirkung des Meeres an allen den Inseln und Riffen ist augenscheinlich, denn sie zeigen allenthalben eine abgenutzte Oberfläche. Einige lebende Korallen findet man allerdings an der Oberfläche, aber wenige Zoll tiefer ist das Riff stets eine Masse losen Materials, und zeigt keine regelmäßige korallinische Structur, wie dieß der Fall seyn müßte, wenn das Riff ein Werk der Lithophyten wäre. Alle die Koralleninseln liegen in einem Meer, wo die vulcanische Thätigkeit sich allenthalben kundgibt, und wir haben keinen Grund zu bezweifeln, daß sie ebenso leicht emporgehoben oder gesenkt werden könnten, wie die von unzweifelhaft vulcanischem Ursprung. Neben einem so großen und mächtigen Agens scheint es mir nicht nöthig, zu einer Ursache seine Zuflucht zu nehmen, die an sich ungenügend ist, und mit den Thatsachen in Widerspruch steht. Die Annahme scheint fast abgeschmackt, daß diese unermeßlichen Riffe durch die Thätigkeit eines so kleinen Thiers erhoben worden seyen, und ebenso die Erklärung der besondern Bauart, wodurch ringförmige Riffe gebildet werden, während sie in neun Fällen unter zehn von anderer Form sind.

Wer die Karte des stillen Meeres untersucht, und die Stellung der Koralleninseln zu einander, sowie die Ausdehnung des Meeres, über welchem sie in Gruppen verbreitet sind, ins Auge faßt, wird kaum zweifeln, daß viele, die jetzt getrennt sind, in einer fernen Periode verbunden waren und ausgedehnte Landstriche bildeten. Auch muß er zur Annahme geneigt seyn, daß ihre Veränderung und Trennung durch dieselben Ursachen herbeigeführt wurden wie bei andern Ländern. Wenn aber dem so ist, so sind die Lagunen, wie sie sich jetzt darstellen, leicht zu erklären. Ehe ich die Koralleninseln sah, hatte ich aus den Versuchen, ihre Bildung zu erklären, die Ansicht geschöpft, daß alle Riffe in gleicher Höhe mit dem Wasser lägen, und eine gleichförmige Oberfläche hätten; das ist aber keineswegs der Fall, denn sie sind alle sehr unregelmäßig und stark gebrochen, einige ganz über dem Wasser, andere werden von demselben überspült und einige stehen ganz unter dem Wasser in verschiedener Tiefe. Da die Koralleninseln Sand und Kalkstein zur Basis haben, so könnte man die Bildung der Lagunen durch die Annahme erklären, daß nach der

Trennung der verschiedenen Theile des früheren Continents von einander der äußere Rand oder die Korallenlinie von dem Meere ungleichmäßig angegriffen, an einigen Stellen compakter geworden sey, als an andern. Während nun der Rand der Insel an einer Stelle widerstand, konnte er an andern auseinander gerissen werden, und durch den abwaschenden Ein- und Ausfluß des Meeres die unterhalb der Mitte liegenden Schichten als Sand und Schlamm oder in Auflösung nach dem Meere fortgeführt werden. Die solchergestalt untergrabene Mitte würde aus Mangel eines Stützpunkts einsinken und den umgekehrten Kegel oder die tunnelartig gestaltete Lagune bilden, wie sie sich gewöhnlich in der Mitte dieser Inseln, umgeben von einem an Breite und Höhe wandelbaren äußern Rande, findet.

Neuere Beobachtungen beweisen, daß die Riffe und Inseln der Auflösung unterworfen sind: denn an vielen Punkten, wo frühere Seefahrer Korallenuntiefen angemerkt haben, bestehen jetzt keine mehr. Ein Riff namentlich, das von denen, welche Taheiti zehn Jahre vor uns besuchten, angemerkt wurde, ward von dem englischen Capitain Belcher nicht mehr aufgefunden, obwohl er die Stelle sehr genau untersuchte. Auch über die Bow-Insel bemerkt derselbe, daß mehrere Punkte derselben, als er sie nach vierzehn Jahren wieder besuchte, sehr wesentliche Aenderungen erfahren hätten. Diese Bemerkungen beziehen sich namentlich auf die Inselchen innerhalb der Lagunen. Ich könnte selbst, wenn es der Raum gestattete, ähnliche Fälle anführen, nehme aber jetzt Abschied von den Koralleninseln, in der Hoffnung, daß diese Bemerkungen den Geist der Forschung bei andern rege machen werden.

Am folgenden Tag segelte der Porpoise nach Taheiti, wo er am 21. Jan. ankam. Dem äußern Anschein nach stand zu Papeiti alles noch so, wie ein Jahr früher, aber einige Ereignisse waren während des Jahres eingetreten, die ich näher anführen will, weil sie zeigen wie hier die Sachen verlaufen, und weil sie eine Einsicht in das Benehmen der königlichen Personen geben, wie wir sie uns bei unserm frühern Besuch nicht hätten träumen lassen.

Am 7. Mai brachte eine der unglücklichen häuslichen Streitigkeiten der königlichen Familie ganz Papeiti in Gährung. Die Königin stürzte, gefolgt von allen ihren Begleiterinnen, unter

großem Weheklagen in das Haus eines Fremden, um ihrem königlichen Gemahl zu entkommen, der sie unter schrecklichen Drohungen verfolgte. Die Umstände des Streits, wie ich sie aus glaubwürdigen Quellen vernahm, sind folgende: als Pomare von ihrem Wohnsitz zu Papaoa nach Papeiti zurückkehrte, kam ihr Pomare-Laui in vollem Jagen entgegengeritten, und da er wegen einer Wendung des Weges das Gefolge der Königin nicht sogleich bemerkte, überritt er eines ihrer Mädchen, das dadurch verletzt wurde; Pomare, welche den Vorfall seinem Betrunkenseyn zuschrieb, begann auf ihn zu schimpfen, worauf er in vollem Zorn abstieg, und sie nicht nur gleichfalls schimpfte, sondern auch schlug. Hiemit nicht zufrieden packte er sie auch bei dem Haar, warf sie zu Boden, und suchte sie zu erdrosseln, woran er nur durch seine Begleiter gehindert wurde, die ihn hielten, bis Pomare sich geflüchtet hatte. Als er sie nicht mehr einholen konnte, eilte er nach ihrem neuen Palast in Papeiti, und machte seinem Zorn Luft, indem er ihre Kästen und Koffer aufbrach, ihre Garderobe und Putzsachen in Stücke riß, und so für etwa 2000 Dollars Schaden anrichtete. Auf diese Beleidigung hin erklärte anfangs die Königin, daß sie die Richter aufrufen und eine Ehescheidung verlangen wolle, änderte jedoch bald ihren Sinn, und vergab ihrem Ehemann auf das Versprechen künftigen bessern Betragens. Obgleich dieß Benehmen von Seite des König-Gemahls sehr außerordentlich erscheinen mag, so ist es doch nicht so gar zu verwundern, wenn man hört, daß die Königin ihn häufig selbst auf der Straße tüchtig durchprügelte, und sie soll ihm diese Strafe so ernstlich und stark zugezählt haben, daß er sie nicht leicht vergaß. Diese Streitigkeiten in der königlichen Familie kann man, wie ich glaube, mit Recht den Fremden zuschreiben, denn sie unterstützen seine Ausschweifungen, um aus diesen Friedensstörungen Geldvortheile zu ernten.

Am 11ten Mai fand eine große Versammlung der Districtsschulen zu Papaoa statt, die sehr feierlich ablief, aber am nächsten Tage erfolgte ein Auftritt, der die feindseligen Gesinnungen zwischen den vornehmen Häuptlingen und der Partei der Königin in ein deutliches Licht stellt. Eine Versammlung war berufen worden, um die Berichte der Hülfsgesellschaften und die Aufzählung der Beisteuern zu vernehmen, das Volk war versammelt, ihre

Majestät trug ein scharlachrothes seidenes Kleid, und ihre Ehrenfräulein eng anschließende Jacken von derselben Farbe mit weißen Vorstößen. Trotz der religiösen Tendenz der Versammlung störte Zwietracht deren Verlauf, und ging so weit, daß es eine Zeitlang allen Anschein hatte, als solle die Geschichte sehr ernsthaft werden. Das Mißverständniß entsprang daraus, daß das Volk von Matavai den Tag zuvor bei der Königin gespeist hatte, statt einer Zusammenkunft beizuwohnen, die sie mit den Häuptlingen von Anaa verabredet hatten. Diese letzteren waren aufgebracht darüber, daß sie so ohne alle Entschuldigung auf eine hintansetzende Weise behandelt worden waren. Die Matavaier, statt in die Capelle an die für sie bestimmte Thüre zu kommen, wählten die am entgegengesetzten Ende, welche den Häuptlingen von Anaa zugewiesen worden war; die letzteren hielten dieß für eine Ausforderung, stießen die vordersten der Matavaier zurück, und schlossen die Thüre; jetzt glaubten die Matavaier, man wolle sie gänzlich ausschließen, brachen die Thüre auf und drangen unter Anführung von Hitoti und Paofai herein. Jetzt folgte ein Tumult und Durcheinander: es waren in diesem Augenblick über 500 Personen in der Capelle, die Männer schlugen auf einander und rauften sich, stolperten bunt durcheinander und über die Bänke, während die, welche nicht selbst im Kampfe waren, laut schrieen und die Kämpfenden aufmunterten. Mehrere Häuptlinge nebst den HH. Pritchard, Wilson, Darling u. a. versuchten vergebens Frieden und Ruhe herzustellen, die Rauferei dauerte fort, Säbel wurden gezogen, Gewehre ergriffen, und alles ließ sich zu einem blutigen Gefecht an. Die Frauen der Missionäre suchten ihr Heil außerhalb des Gebäudes, während alle eingebornen Frauen eiligst davonliefen. Pomare und der König-Gemahl benahmen sich mit großem Muthe; die erstere hielt Hitoti fest, der andere, ein Mann von großer Stärke, brauchte seine Faust gegen mehrere der Anführer, schlug sie nieder und jagte die andern in die Flucht.

Die Rauferei dauerte eine halbe Stunde und endete damit, daß die Anaaer mit einigen zerschlagenen Köpfen hinausgejagt wurden. Als die Ruhe wiederhergestellt war, kehrten die Damen zurück, und der Missionär Wilson von Matavai hielt eine Predigt über die „brüderliche Liebe,“ worin er ihnen den Mangel daran und ihr schimpfliches Benehmen vorhielt; er sprach sich mit

großem Kummer darüber aus, daß seine Heerde, die er nun 40 Jahre gehütet, aller seiner Ermahnungen vergessend sich so übel benommen habe. Nach der Predigt wurden die Beisteuern für das Jahr gezählt und zu etwa 400 Dollars befunden, wenig mehr als die Hälfte dessen, was im vorigen Jahr eingegangen war. In Folge der Ruhestörung wurde das Fest, welches nachher stattfinden sollte, aufgegeben, und die meisten kehrten nach Hause zurück; nachher aber erfuhr man, daß viele dennoch geblieben und eine sehr wilde Nacht zugebracht hatten. Diese Ruhestörungen entspringen augenscheinlich aus dem Mangel an Achtung von Seite der eifersüchtigen Häuptlinge für die Königin und ihren Gemahl; sie halten das Benehmen der königlichen Familie für schimpflich, und glauben, daß deren Beispiel ihrer Stellung, sowie den Häuptlingen und dem Volke überhaupt zur Unehre gereiche; auch schieben sie diese widerwärtigen Umstände dem Einflusse der Fremden zu, die bei jeder Gelegenheit den Gesetzen Trotz bieten. Seit dem Besuch des Capitäns Dupetit Thouars ist dieß noch schlimmer geworden.

Die Officiere bemerkten, daß seit unserem ersten Besuche eine strengere Polizei zu Papeiti eingeführt sey, keine Matrosen oder andere unordentliche Personen durften nach acht Uhr ohne einen geschriebenen Paß vom Consul mehr herumlaufen; wer dawider handelte, ward eingesperrt und nicht freigelassen, bis er zwei Dollars bezahlte; dieß wurde für nöthig erachtet, um die öffentliche Ruhe zu bewahren, und streng eingehalten.

Als Lt. Cdt. Ringgold seine Aufträge, mit Einschluß der magnetischen und Chronometer-Beobachtungen, vollzogen hatte, fuhr er ab, wurde aber bei der herrschenden Windstille gleich anfangs durch eine Strömung gegen Süden getrieben; er fand die Passatwinde erst wieder unter 13° S. B., und den Nachrichten zufolge, die ich zu sammeln vermochte, muß ich glauben, daß man während der Monate December, Januar und Februar südl. von 14° S. B. nicht auf sie rechnen kann. Am 6. Februar erreichten sie die Flints-Insel unter 151° 48′ W. L. und 11° 25′ 43″ S. B.; sie ist klein, nur anderthalb Meilen lang von NNW. gen SSO., und dick bewaldet; hohe Riffe dehnen sich von einer Spitze an eine Strecke weit aus, und die Brandung war so stark, daß man es für unmöglich hielt mit einem Boote zu landen, was sehr zu bedauern ist, da

diese isolirten Inseln stets ausnehmend interessant sind. Keine Einwohner waren zu erblicken. Am 8. Febr. entdeckte man eine niedrige kleine Sandinsel mit einer Lagune, gleichfalls von einer Branduug umgeben, die das Landen unmöglich machte. Der Porpoise fuhr dann über die vermeintliche Stelle der Teinhoven-Insel hin, ohne eine Spur von Land, und entdeckte endlich am 15. die Penrhyn-Insel, etwa 30 Meilen westl. von ihrer Stelle auf Arrowsmiths Karte. Sie war von der gewöhnlichen Korallenbildung, niedrig und dicht mit Bäumen bewachsen, worunter sich die Cocospalme am meisten auszeichnete.

Am 16. Morgens näherte sich eine bedeutende Anzahl zum Theil sehr großer Canoes dem Schiff, um 7 Uhr kamen zwei in die Nähe, und bald folgten andere. In dem Maße, als die Anzahl sich mehrte, wurden sie kecker und kletterten unter wildem Geschrei an den Seiten herauf. Es waren die wildesten Wesen, die man noch getroffen hatte, ihr Geschrei war entsetzlich und von den heftigsten Verrenkungen und Gesticulationen begleitet. Diese Eingebornen waren ganz nackt, und nur wenige trugen einen kleinen Maro von Cocosnußblättern. Die Canoes führten 7 bis 16 Mann; ihr Geschrei war betäubend und keiner von uns verstand ihre Sprache; der Klang ihrer Stimme war außerordentlich mißtönig, in einem Augenblick hoch und schrill, im nächsten ein tiefer Brummbaß. Bei ihren Reden schlugen sie sehr heftig auf ihren Schenkel, einige rangen die Hände und schrieen, während sie die Augen hervordrängten und furchtbare Grimassen schnitten, so daß man sie für Rasende im höchsten Ausbruch der Wuth hätte halten sollen. Sie waren nicht im Stande, ihre Aufmerksamkeit auch nur einen Augenblick auf irgend etwas zu festigen, sondern ihre Blicke schweiften mit fieberhafter Schnelligkeit von einem Gegenstand zum andern. Anfangs schienen sie unbewaffnet, bei näherem Hinsehen aber entdeckte man, daß sie Waffen in ihren Canoes verborgen hatten. Einigen gelang es aufs Verdeck zu kommen, und mehreres wurde gestohlen, was sie rasch und geschickt in einem der Canoes versteckten. Man mußte ihnen Einhalt thun und das Verdeck säubern, was durch die Matrosen rasch und ohne daß einer der Eingebornen verwundet worden wäre, ins Werk gesetzt wurde. Sobald sie in ihren Canoes zurück waren, schleuderten sie große Stücke Korallen und Muscheln

mit Heftigkeit aufs Verdeck, einige über ihre Köpfe hingefeuerte Schüsse brachten sie nicht aus der Fassung, vielmehr standen sie in ihren Canoes auf und schwangen unter heftigem Geschrei ihre Speere, so daß man sich auf einen Angriff gefaßt machen mußte; endlich aber nach langen vergeblichen Bemühungen ward ein Tauschhandel eingeleitet, und sie gaben ihre Waffen, Halsbänder u. dgl. gegen Messer, Tücher u. dgl. her. Sobald sie den Tauschartikel empfangen, warfen sie das Verlangte an Bord, und schienen ehrlich im Handeln, obwohl sie sich als gewandte Diebe zeigten.

Gleich andern Eingebornen Polynesiens schienen sie eine halb amphibische Race, und tauchten wegen jeder Kleinigkeit, die über Bord fiel, alsbald unter, ohne sich im mindesten zu besinnen. Sie sind von lichter Olivenfarbe, obwohl dunkler als die Samoaner und Taheitier, mit schönem schwarzem Haar. Die alten Männer hatten Bart um Kinn und Oberlippe. Ihre Züge glichen einigermaßen denen der Samoaner, und sie sind ebenso athletisch, schlank und schön gebaut. Weder Tättowirung noch Beschneidung scheint bei ihnen üblich, doch hatten viele die vordern Zähne verloren. Die Sitte, Leib und Glieder mit Schrammen zu bezeichnen, scheint allgemein; nur wenige Worte gleichen denen der andern polynesischen Dialekte, und weder die Taheitier, noch Hawaier konnten sich mit ihnen verständigen. Nur zwei oder drei Frauen ließen sich blicken: sie hatten zarte Formen, lichte Farbe und weibliche Züge mit langem glänzendem Haar und schönen weißen Zähnen. Dr. Holmes bemerkte, daß ihre Brüste unmäßig groß waren; nach ihren Bewegungen zu schließen waren sie ebenso unkeusch und ausschweifend, wie irgendwo in Polynesien. Nach allem was wir sahen, sind diese Eingebornen ein wildes, streitsüchtiges Geschlecht, und alte Leute wurden mit wenig Rücksicht, vielmehr sehr rauh behandelt. Ebenso bemerkte man wenig Spuren von Ranguntersch ied, und nur einer hatte das Aussehen eines Häuptlings. Dieß war ein alter Mann, der in der Mitte eines Canoe saß, dessen fünfzehn Ruderer eifrigst bemüht waren die Brick zu überholen. Er trug einen Mantel von geflochtenen Blättern über die Schulter nebst einem Netz von Blättern auf dem Kopfe, und seine ganze Haltung deutete auf oberherrliche Gewalt hin; auch bemerkte man einen Bündel von

Federn, wie es scheint Hahnenfedern. Sechs bis acht Fuß lange Lanzen von Kokosnußholz waren die einzigen Waffen die man bei ihnen sah. Als Zierrathen hatten sie Schnüre von Menschenhaar geflochten, und je eine Schnur mit halb Zoll langen Fingernägeln ausgeschmückt. Einige von ihnen trugen kurze Mäntel. Ihre Canoes waren von dunkelfarbigem Holze, sinnreich gebaut aus einzelnen mit Sennit zusammengenähten Stücken, und größer als wir sie je auf einer niedrigen Insel gesehen hatten. Sie schienen wenige Werkzeuge zu haben, und die einzigen Artikel von europäischer Arbeit waren ein flaches Eisenstück, das in Form einer Krummhaue an einen Stock gebunden war, und einige blaue Glasperlen.

Die Insel mochte etwa 50′ hoch seyn, ist von NNO. nach SSW. neun Meilen lang, etwa fünf Meilen breit und hat eine große Lagune mit vielen Korallenstellen; man kann mit einem Boot hineinfahren. An der Nordwestseite scheint ein weit fortlaufendes Dorf innerhalb Kokosnußwäldchen zu liegen, und die Insel ist augenscheinlich sehr dicht bevölkert; die Wildheit der Eingebornen hinderte eine Landung. Der Verkehr mit der Insel war zu kurz und unvollkommen, als daß man über die Sitten und Gebräuche genügenden Aufschluß hätte erhalten können; auch zeigten sich die Eingebornen einem nähern Verkehr abgeneigt, wie sie denn auch selten von Schiffen besucht zu werden scheinen. Nach den Federn zu schließen, die man bei ihnen als Schmuck sah, müssen sie Hausgeflügel haben. Man bemerkte die Yamwurzel, aber nicht den Taro; die Brick verabreichte ihnen süße Bataten, Kürbisse und Orangen, und gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß sie dieselben pflanzen sollten; sie schienen die Anweisung wohl zu begreifen. Man bemerkte, daß diese Eingebornen ein ganz außerordentliches Talent Reden zu halten besaßen; einige fuhren drei Viertelstunden lang fort zu sprechen in einer Höhe, daß man glaubte, niemand könne es fünf Minuten aushalten; kaum hielten sie inne, um Athem zu schöpfen, und begleiteten sich dabei fortwährend mit heftigen Gesticulationen. Das zog aber die Aufmerksamkeit ihrer Gefährten keineswegs auf sich, denn jeder war nur auf seine Rolle bedacht und versuchte eben so lärmend zu seyn.

Mangel an Zeit und Mundvorrath machten es unmöglich,

die Kreuzfahrt den erhaltenen Instructionen gemäß nach den „gefährlichen Inseln" fortzusetzen. Dieß war um so mehr zu bedauern, als auch die westliche Lage von Flints- und andern Inseln untersucht werden sollte. Am 24. März trafen sie nach einer Abwesenheit von 4 Monaten und 9 Tagen vor Honolulu ein. Die Ergebnisse dieser Kreuzfahrt waren mir sehr erfreulich, wenn gleich die Instructionen nicht in ihrem vollen Umfang hatten ausgeführt werden können. Die Ausführung derjenigen, welche vollzogen worden, waren von großen Beschwerden begleitet wegen des schlimmen Wetters, ein Hinderniß, das ich befürchtet hatte, doch nicht in dem Umfang, in welchem es wirklich der Fall war. Leider hatte auch das Schiff auf der Reise stark gelitten, so daß wir über eine Woche auf seine Wiederherstellung verwenden mußten, und erst am 3. April den Hafen verlassen konnten.

Obwohl ich verschiedener Erzeugnisse des Bodens der Hawaii-Insel gelegentlich erwähnte, so will ich doch die eigentlich einheimischen Pflanzen hier in Kürze zusammenstellen. Sie bestehen aus folgenden wichtigen Pflanzen: Taro (Caladium esculentum), wovon man 13 Varietäten kennt; es wird zu allen Jahreszeiten gebaut, meistens an Stellen, die zugleich Fischteiche sind, indeß ist die im trocknen Land gepflanzte dieselbe Art wie die, welche im Wasser wächst. Die Yamwurzel (dioscorea), Uhi bei den Eingebornen, wächst auf diesen Inseln nicht so gut, noch in solcher Menge, wie auf den Inseln im südlichen stillen Ocean. Die Pfeilwurzel (Tacca) fängt an ein Handelsartikel zu werden; Anbau und Behandlung sind noch einer bedeutenden Verbesserung fähig, und die Pflanze wird mit der Zeit für diejenigen, welche mit dieser Inselgruppe Handel treiben, ein wichtiger Gegenstand werden. Die süßen Bataten sollen nach der Ansicht vieler von den Spaniern eingeführt worden seyn; man kennt 32 Varietäten, von denen 19 roth und 13 weiß sind. Sisymbrium wächst um Honolulu, und wird von den Fremden als Salat benützt. Farrenwurzel (Blechnum), deren Inneres von den Eingebornen gegessen wird. Kokosnüsse gibt es sehr viele, man macht aber wenig Gebrauch davon. Papaw-Aepfel (Carica papaya) gibt es in Fülle, Rosenäpfel (Eugenia), Bananen und Pisang ebenfalls. Die Frucht des Mehlbaums (Aleurites triloba), Tutui der Eingebornen, gibt ein Oel, das allmäh-

lich ein Handelsartikel wird. Von der Brodfrucht (Artocarpus incisa) gibt es nur Eine Art. Der Pandanus, Lauhala, ist einer der nützlichsten Bäume, die sie haben; man braucht die Blätter, um Körbe und Matten zu flechten und Häuser zu decken; die Frauen machen sich Halsbänder von den Nüssen. Der Hibiscus tiliaceus, Hau bei den Eingebornen, dient zu mancherlei Zwecken, namentlich zur Bereitung von Stricken. Der schwarze Senf wurde naturalisirt; Turmeric (Curcuma) findet sich gleichfalls, wie ich höre, in bedeutender Menge auf Maui; man hat davon schon in den Handel gebracht und er soll von vorzüglicher Qualität seyn. Indigo wächst wild, namentlich auf Hawaii. Fast alle Arten von fremden Gemüsen und Früchten wurden eingeführt und sind mit wenigen Ausnahmen gut gerathen. Gleiches war der Fall mit mehreren Zierbäumen und Zierpflanzen.

Unsere Botaniker haben bemerkt, daß der Charakter der Flora der Hawaii-Inseln in manchen Beziehungen sowohl dem indischen als polynesischen ähnlich ist, doch in einigen Eigenthümlichkeiten gegen die der südlichen polynesischen Inseln einen starken Contrast bildet. Diese Verschiedenheit besteht in dem Mangel aller Arten von Ficus; die kleinen Varietäten von Bäumen fehlen gleichfalls, obwohl es einige ausgedehnte Wälder gibt. Orchideen sind außerordentlich selten, und die epiphytischen Arten fehlen gänzlich, während die Compositä viel zahlreicher sind als auf den südlicheren Inseln. In den Farren aber ist die Verschiedenheit am auffallendsten, und besteht darin, daß hier verschiedene Geschlechter und Stämme vorherrschen. Die Abwesenheit amerikanischer Pflanzen hat man gleichfalls hier bemerkt: sie erscheinen trotz dem, was man allgemein darüber berichtete, nicht viel zahlreicher als auf den südlichen Inseln. Der bemerkenswertheste Zug der Flora sind die holzigen Lobeliaceen, die in großer Mannichfaltigkeit sich finden, und mehrere verschiedene Gattungen bilden. Man glaubt daß mehr als 50 Gattungen verschiedener Familien diesen Inseln eigenthümlich sind, und hinsichtlich der Arten ist man der Ansicht, daß alle unzweifelhaft einheimischen auch streng auf diesen Theil der Erde beschränkt sind. Die botanischen Regionen kann man in die der Seeküste, in den Walddistrict unter 6000′ und in eine dritte noch höhere abtheilen. Alpenpflanzen kommen nicht vor. Hinsichtlich weiterer Bemerkungen über die interessanten botani-

schen Verhältnisse dieser Gruppe muß ich auf den speciellen botanischen Bericht verweisen.

Da so manches über das Klima der verschiedenen Districte gesagt wurde, so ist es hier bloß nöthig, eine allgemeine Uebersicht der ganzen hawaiischen Gruppe zu geben. Die monatliche mittlere Temperatur hält sich zwischen 70° und 78°, was aber fast ausschließlich auf die Küste sich bezieht, denn in größerer Höhe steht der Thermometer natürlich niedriger. Die tägliche Variation ist selten mehr als zehn oder zwölf Grad. Der Barometer weicht gewöhnlich nicht weit von 30″ ab. Man wird wohl schon bemerkt haben, daß in dem Grade der Feuchtigkeit oft innerhalb weniger Meilen eine große Verschiedenheit besteht, ja ich möchte sagen, daß innerhalb weniger Ruthen oft ein verschiedenes Klima herrscht; in dieser Beziehung sind wenige Orte auf den Inseln so beachtenswerth als die unmittelbare Umgebung der Stadt Honolulu. Während einzelne Theile des Stadtgebiets selten von Regenschauern heimgesucht werden, sind andere wegen ihres häufigen Vorkommens bekannt. Geht man von der Stadt das Nuuanu-Thal hinauf, so wird der Regen häufiger, bis endlich der Ueberfluß an Feuchtigkeit völlig lästig wird. Ueber die Gesundheit oder Ungesundheit des Klima's herrscht große Meinungsverschiedenheit, und zuverlässig macht dasselbe auf die körperliche Beschaffenheit verschiedener Personen einen verschiedenen Eindruck. Im Ganzen ist die Leeseite der Insel als Aufenthaltsort vorzuziehen, obgleich die Masse von Staub manchmal sehr lästig wird, denn es fällt selten genug Regen um ihn zu legen, während man auf der Wetterseite über die häufig wiederkehrenden Regenschauer viel klagt: in manchen Strichen soll kein Tag ohne Regen vorübergehen.

Was die Stärke des Passatwindes betrifft, welcher gewöhnlich neun Monate des Jahres herrscht, so ist dieselbe zu Zeiten sehr widerwärtig; er bläst über das Hochland der Inseln mit großer Heftigkeit und wird den Schiffen in der Nähe zuweilen gefährlich. Diese Bemerkung trifft namentlich die kleinern Inseln; die größern haben abwechselnde Land- und Seewinde, welche die Hitze mäßigen, und gewöhnlich sind auch die Winde nicht so heftig. Der lieblichste Theil der 24 Stunden ist die Nacht, und ich habe nie so angenehme Nächte in irgend einem Theile der

Welt zugebracht: obwohl warm, ist doch eine unerschöpfliche Elektricität in der Luft. Im Winter, vom December bis März, hören die Passatwinde größtentheils auf, Windstillen treten ein, und manchmal herrscht ein Südweststurm zwei oder drei Tage lang. Einem solchen geht gewöhnlich ein heftiges Anschwellen der See von dieser Seite her voran, und die Brandung wird stärker. Dieser Wind ist von schwerem Regen begleitet; wir selbst machten nicht seine Bekanntschaft, außer so lange wir auf dem Berge waren, aber die fremden Bewohner versicherten mich, daß er äußerst unangenehm sey, und statt der bei dem Nordostwind gewöhnlich empfundenen Electricität fühle man eine dumpfe Schwere, welche den ganzen Körper abspanne. Zu gewissen Zeiten des Jahres fällt schwerer Thau, und es gilt für ungesund sich demselben auszusetzen.

Die Krankheiten des Klima's sind wenige, und diese meist milder Art; nach dem Bericht lange hier wohnender Aerzte kann man die Inseln als gesund für Fremde betrachten. Die vorherrschendsten Krankheiten sind Fieber, Diarrhöen, Entzündungen, Wassersucht, Katarrhe, Ophthalmien, Asthma, Dysenterie, Rheumatismen, Skropheln und Syphilis. Trotz der Abwesenheit augenfälliger Ursachen sind diese Krankheiten häufig unter den Eingebornen; viele derselben aber werden erzeugt durch das Wohnen in Grashäusern, die keineswegs dem Regen undurchdringlich und deßhalb oft naß sind. Eine andere häufige Ursache ist das theilweise Faulen des Grases, womit die Häuser oben und an den Seiten gedeckt sind. Wenn ich in solche Häuser hineintrat, bemerkte ich immer einen Geruch von Schimmel, und ihre Matten und Tapas haben gleichfalls häufig ein moderiges Ansehen. Da die Häuser offen stehen, so sind sie natürlich allen atmosphärischen Veränderungen unterworfen, und dieß muß durch die fortwährende Hemmung der Hautausdünstung Krankheiten erzeugen, eine Ursache, die durch ihr Schlafen auf feuchtem Boden noch viel wirksamer wird. Ueber Ophthalmie klagt man viel, namentlich um Honolulu, Lahaina und an einigen Orten von Kauai; man könnte dieß der Menge Staub zuschreiben, die täglich durch die Passatwinde in Bewegung gesetzt wird, wäre nicht diese Krankheit ebenso vorherrschend an Orten, wo diese Ursache nicht besteht. Ich habe die Ansicht aufstellen hören, daß das Vorherrschen der starken

Passatwinde mit dem Salzschaum, den sie umhertreiben, eine weitere Ursache seyn könnte. Hautkrankheiten sind gewöhnlich eine Folge des Mangels an Reinlichkeit, denn obgleich die Eingebornen sich sehr häufig baden, so muß ich sie doch nach meinen Beobachtungen ihrer Sitten und ihrer Wohnungen für ein schmutziges Volk halten. Die Tapa- sowohl als die Baumwollenkleider werden getragen, bis sie vollkommene Lumpen und ekelhaft schmutzig sind; es fällt ihnen selten ein die Kleidung zu wechseln. Ihre Wohnungen theilen sie mit Hausgeflügel, Hunden und Schweinen, und selten geht es hier ohne den Schmutz ab, den so manche Bewohner erzeugen müssen. Nicht selten sieht man die ekelhafteste Krankheit, die Krätze, den größten Theil eines Hauses ergreifen, und ich konnte nicht umhin, mich zu wundern über die wenigen Fortschritte, die sie in ihren Wohnungen und in ihrer Lebensweise gemacht hatten. Mein Freund, Dr. Judd, versicherte mich, daß Leberkrankheiten außerordentlich selten, und daß die Südsee von allen Gallenkrankheiten eigenthümlich frei zu seyn scheine. An Bord unserer Wallfischfänger mindestens fehlten diese Krankheiten fast gänzlich, und diese Inseln sind dem Typhus, Gallen- und gelbem Fieber, welche in so großem Umfange auf den benachbarten Continenten herrschen, nur sehr wenig ausgesetzt. Auch von Masern, Pocken u. s. w. sind sie frei.

Die Krankheiten der Kinder sind häufig, lassen sich aber meistens durch Mangel an Reinlichkeit und Sorgfalt von Seite der Eltern erklären; daher auch die große Sterblichkeit. Man läßt sie die unverdaulichsten Dinge kosten, und darum sind sie oft mit abscheulichen Ausschlägen und Geschwüren bedeckt. Eine etwas ähnliche Krankheit, wie sie auf andern polynesischen Inseln bemerkt wurde, besteht auch hier unter dem Namen Poupou, ist aber doch nicht so heftig, und wir sahen keine so ekelhaften Fälle; sie ist meistens auf junge Leute beschränkt. Viele Krankheiten der Eingebornen mögen aus der Gewohnheit entspringen, ihre Nahrung in so starker Gährung zu verzehren, daß sie manchmal selbst einen widerlichen Geruch hat; in diesem Zustande wird sie indeß immer vorgezogen. Auf andern polynesischen Inseln habe ich dieß in Bezug auf vegetabilische Nahrung nicht bemerkt. Epidemien sind nicht häufig, aber in den Jahren 1803 und 1804 soll eine furchtbar gehaust, einen großen Theil der Einwohner vernichtet

und alle Inseln heimgesucht haben. Der Keuchhusten wurde eingeschleppt und hat sich auf der Gruppe verbreitet. Die Influenza herrscht im Winter und Frühjahr, ist aber nur Alten und Schwachen gefährlich. Die einheimischen Aerzte sind arge Quacksalber und ihre Curen enden nicht selten mit dem Tode, indeß haben sie doch einzelne werthvolle Arzneimittel, wenn sie solche nur geeignet anzuwenden wüßten; sie bestehen in der Frucht des Mehlbaums (aleurites triloba), der bittern Kalebasse (cucurbita lagenaria), dem Samen der Kastorölnuß, einer Art Ipomöa und vielen andern höchst wirksamen Kräutern, aus denen sie starke Decocte machen; sie erzeugen oft große Schmerzen und Tod. Hiezu kommen die Zaubermittel, die schon allein genug sind um zu tödten. Das Schlimmste von allem aber ist, daß gesunde Leute vorbeugende Hülfsmittel für künftige Krankheiten nehmen, und diese sollen manchmal stärker seyn als die Constitution des Menschen ertragen kann.

Die Aerzte der Mission, deren es mehrere sind, thun unberechenbar viel Gutes, allein alles unentgeltlich, und es ist darum, wie es scheint, von den Eingebornen wenig geachtet. Ich zweifle sehr, ob es klug ist, daß die Aerzte ihre Dienste und ihre Arzneien unentgeltlich den Eingebornen zukommen lassen, denn diese sind sehr wohl im Stande sie zu zahlen und würden es ohne Zweifel thun, wenn sie wüßten daß sie sich dadurch die Dienste des Arztes im Nothfalle verschaffen könnten. Dieser Theil der Organisation der amerikanischen Missionen ist sehr lobenswerth; er findet sich sonst bei keiner Mission; es erleichtert die Sorgen der Missionäre hinsichtlich ihrer Familien und begünstigt ihre Erfolge in hohem Grade. Das Prakticiren hat indeß bei den Eingebornen wegen ihrer Unfolgsamkeit und Sorglosigkeit seine großen Schwierigkeiten. Die Eingebornen selbst verstehen, wie ich bezeugen kann, manche Schmerzen zu lindern: das sogenannte Lumilumi (Friction) vermindert fast immer Kopfweh und Gliederschmerzen, wird aber nicht von den Söhnen Aeskulaps geübt. Man hat die Hawaii-Inseln sehr gerühmt als einen Zufluchtsort für Kranke, ich glaube aber nicht, daß sie ein besonders passender Aufenthalt wären, außer wenn sich der Kranke auf gewisse enge Gränzen beschränken wollte.

---

## Zehntes Capitel.

Die Nordwestküste Amerika's.

Am 5. April 1841 verließen wir den Hafen von Honolulu, steuerten nordwestlich und befanden uns am 12. unter 25° NB. und 160° WL. in einer starken Strömung gegen NNO. Am 16. fiel die Temperatur auf 64°, was uns sehr kalt vorkam. Auf unserer Fahrt gegen Norden wünschte ich über denjenigen Theil des Meeres zu fahren, der von früheren Seefahrern nicht untersucht worden war, besonders da viele auf den Hawaii-Inseln glaubten, es gebe Land in der Nähe, wo wir uns eben befanden. Ich hatte Karten, auf denen die Fahrten von Portlock und andere verzeichnet waren, und stellte Nachforschungen an, so viel Zeit und Gelegenheit es gestatteten, jedoch ohne Erfolg. Ich bin indessen keineswegs überzeugt, daß kein Land in diesem Seestrich existirt, denn wir konnten wegen des neblichten Wetters wenig sehen. Der Theil des nördlichen stillen Meeres zwischen 33° und 43° NB. und 140° bis 150° WL. ist besonders Nebeln und dickem Wetter sehr unterworfen, und fast nirgends sind die Andeutungen von Land stärker; man sieht z. B. zahlreiche Vögel von Arten, die sich nur in der Nähe von Land finden; ich glaube deßhalb zuversichtlich, daß man zukünftig innerhalb des bezeichneten Raums mehr Land finden wird. Am 19. sprang der Wind plötzlich von Süden gegen Nordwesten um, begleitet von schweren Wellen. Die Temperatur fiel in einer halben Stunde um 10°, der Barometer stand auf 30″,20. Am 20. wurde ein Habicht gefangen genommen, während er einen kleinen Landvogel verspeiste. Große Schaaren kleiner Vögel ließen sich sehen, so wie Fregattenvögel und eine Menge Villula, welche dem Meere das Ansehen gaben, als sey es mit Asche bedeckt. Sie waren so zahlreich, wie Vancouver sie beschreibt, und ließen sich auf einer Strecke von 600 Meilen in großen Massen sehen.

Am 23. Aug. wechselte ich abermals meinen Curs, um nicht über schon von anderen befahrenen Grund hinzusegeln, und wir bemerkten an diesem Tage mehrere Flüge kleiner Vögel, die dem Aeußern nach Schnepfen glichen. Unter 42° NB. und 149° WL. verloren wir alle die Villula aus dem Gesicht, und der Thermo-

meter fiel auf 51°; in der Nacht hatten wir schweren Thau und die Temperatur fiel auf 46°. Wir stießen auf eine starke gegen Süden und Osten gehende Strömung und sahen Sturmvögel und Albatrosse in Menge. Am 28. April um 6 Uhr Morgens erblickten wir Cap Disappointment; das Meer warf in Folge der starken Winde, die mehrere Tage geherrscht hatten, schwere Wellen; ich fuhr nichtsdestoweniger auf die Barre des Columbiaflusses los, und hatte alle Anstalten getroffen, um sie zu überschreiten; als ich aber näher kam, sah ich daß die Brandung von Cap Disappointment bis Point Adams in einer ununterbrochenen Linie sich ausdehnte. Ich kann nicht begreifen wie man zweifeln konnte, daß hier die Mündung des mächtigen Stroms sey, dessen Daseyn man lange kannte, ehe man den Ort seiner Ausmündung genau wußte, oder wie der Forschungsgeist und das Beobachtungstalent Vancouvers schwanken konnte bei diesem Beweis des Kampfes einer mächtigen Süßwassermasse mit der Fluth des Meeres, bei einer Barre mit solcher Brandung, bei dem trüben Wasser, das sich mehrere Meilen über die Uferlinie hinaus verbreitete, und der scharf bezeichneten Trennungslinie zwischen dem Meeres- und Flußwasser. Eine bloße Beschreibung kann nur einen kurzen Begriff geben von den Schrecken der Barre des Columbiastroms; alle die sie gesehen, sprechen von der Wildheit des Anblicks und dem unaufhörlichen Gebrüll des Wassers als von dem furchtbarsten Anblick, der einem Seemann vorkommen kann. Die Schwierigkeit des Fahrwassers, die Entfernung der leitenden Punkte, die Unsicherheit für den der nicht vollständig damit bekannt ist, die Unbekanntschaft mit der Strecke und Richtung der Strömungen und die Nothwendigkeit sich unsichtbaren Gefahren zu nähern, der Uebergang aus klarem in trübes Wasser, alles erzeugt Zweifel und Unsicherheit.

Mir wenigstens erging dieß so, und obwohl ich einen Mann aus den Sandwichinseln an Bord hatte, der sich für einen Columbia-Lootsen ausgab, so konnte er doch weder das rechte Fahrwasser angeben, noch sagen, ob wir uns auf dem rechten Weg befänden. Ich beschloß deßhalb zurückzugehen mit der Ebbe, die aber rasch abfloß und uns bald in das blaue Wasser des Meeres zurückbrachte, um hier zu warten, bis das Wasser an der Barre gesunken seyn würde. Das Land an der Mündung des Stroms ist gut bezeichnet, und läßt sich unmöglich verkennen; auf dem

Gipfel der beiden Caps sind mehrere Sprossenfichten und Pinien, welche die Beamten der Hudsonsbay-Compagnie bis fast zum Gipfel der Zweige entkleiden ließen. Diese dienen als sehr deutliche Landmarken, unser Lootse kannte aber nicht ihr Verhältniß zum Fahrwasser. Unsere Fahrt von Oahu her hatte nicht mehr als 22 Tage gedauert, eine ungewöhnlich kurze Zeit. Die Temperatur der Luft war von 78° auf 43°, die des Meeres auf 46° gefallen.

Während der Nacht, die durch das ungestüme Wetter höchst unkommlich war, erwog ich, daß mit dem Abwarten einer günstigen Gelegenheit, um über die Barre zu kommen, nur viel Zeit verloren gehen könne, und kam zu dem Entschlusse, alsbald nach der Straße Juan de Fuca zu fahren, um dort meine Arbeit an dieser Küste zu beginnen. Mit Tagesanbruch machte ich der Porpoise ein Zeichen uns zu folgen, und steuerte nordwärts. Das Wetter war sehr umzogen und der Wind SSW.; ich befand mich eben im untern Schiffsraum, als der auf dem Verdeck wachthabende Officier mir anzeigte, daß wir in trübes Wasser gekommen seyen; eine Menge Vögel hatte sich um die Schiffe gesammelt, und das ausgeworfene Senkblei ergab 15 Faden. Als ich das Verdeck erreicht, erblickte man bereits Land durch den Nebel, hart an unserer Seite, weßhalb das Schiff alsbald gewendet und alle Segel eingerefft wurden. Dieselbe Entdeckung war an Bord der Porpoise gemacht worden, keines der Schiffe hatte jetzt viel Wasser unter dem Kiel und wir waren in augenscheinlicher Gefahr, die noch durch eine unruhige See vermehrt wurde. Bei Untersuchung der Ursache, die uns so unerwartet in diese Lage gebracht hatte, kam ich auf die Vermuthung, daß eine Strömung gegen die Küste stattfinde, was spätere Versuche mir bestätigten.

Bald nachdem wir außer Gefahr waren, klärte es sich hinreichend auf, daß wir des Landes ansichtig werden konnten: es war Point Grenville von Vancouver-Insel und die Destruction-Insel, welch letztere man an einigen merkwürdigen Durchbohrungen des Felsens leicht erkennt. In der Nähe von Point Grenville sind schon englischen und russischen Schiffen Unfälle zugestoßen, und die Mannschaft eines Boots, das einem der letztern gehörte, wurde unmenschlich von den Indianern getödtet. An dieser Stelle ereignete sich auch der merkwürdige Umstand, daß eine japanesische

Dschunke im J. 1833 scheiterte. Die Beamten der Hudsonsbay-Compagnie erfuhren das Unglück auf eine seltsame Weise: sie erhielten eine Zeichnung auf einem Fetzen chinesischen Papiers, worauf drei Schiffbrüchige mit der Dschunke auf den Felsen und den in der Plünderung begriffenen Indianern abgebildet waren. Dieß führte zu Nachforschungen, und man fand auch die drei Japanesen, die aus der Sklaverei befreit und von der Hudsonsbay-Compagnie mit der ihr eigenen Freigebigkeit nach England gesendet wurden, und von wo sie nach China gingen.

Am 29. und 30. hatten wir theils leichte Winde, theils Windstillen, so daß wir nur schwach vorwärts rückten, und erst am Morgen des 1. Mai befanden wir uns innnerhalb der Straße; am 2. um 6 Uhr Abends warfen wir in Port-Discovery Anker, gerade 49 Jahre nach Vancouver, welcher der Spur Juan de Fuca's gefolgt war und denselben Hafen besucht hatte. Die Straße Juan de Fuca's kann man sicher befahren, denn der Wind weht den größen Theil des Jahres direct durch sie hin, meistens auswärts und manchmal sehr heftig. Die Ufer der Straße sind steil und ein Ankerplatz nur an wenigen Stellen zu finden; wir fanden oft auf Bootslänge vom Ufer entfernt auf 60 Faden keinen Grund. Das Süduſer besteht aus senkrechten sandigen Klippen, die rückwärts in hohe zerrissene Gipfel übergehen, und ist mit Wald von verschiedenen Fichtenarten bedeckt. Die Berge steigen fast zu Gebirgen an und der Olympus hat eine Höhe von 8138′. Das Nordufer ist felsig und besteht, so weit wir es beobachten konnten, aus Conglomerat, an einigen Stellen aus röthlichem Granit.

Am nächsten Morgen kam ein großes Kanoe heran mit Indianern, die einige Worte englisch sprachen, und wir hatten Gelegenheit die große Verschiedenheit zwischen ihnen und den Polynesiern zu bemerken. Es kann keinen größern Contrast geben; sie schienen kaum einen Begriff von Anstand zu haben, und moralisch kaum höher zu stehen als die Feuerländer. Belustigend war es für uns, die wir keine sehr hohe Meinung von den Fidschi-Insulanern hatten, die Verachtung zu bemerken, welche unser Gefangener Vendovi für dieselben zeigte: er würdigte sie kaum eines Blicks. Der vornehmste der Indianer trug einen Rock von grobem rothem Tuch mit den Knöpfen der Hudsonsbay-Compagnie und Hosen von dickem Manchesterzeuge, aber weder

Hemden noch Schuhe, noch Hut, obgleich der Regen heftig herabstürzte; die andern hatten nichts als wollene Decken oder Felle und konische Grashüte, die der Form nach denen der Chinesen gleichen. Ihre erste Frage war, ob wir Bostoner oder König Georgs Schiffer seyen, mit welchem Ausdruck sie Amerikaner und Engländer unterscheiden. Sie brachten einige Fische und Pelze zum Verkauf und schienen auf die letztern einen hohen Werth zu legen, waren aber nicht wenig erstaunt, als sie erfuhren daß wir sie nicht kaufen wollten. Ihre schönen Fische gaben sie gegen einige Fischhaken und etwas Tabak bereitwillig her.

Diese Indianer waren klein, untersetzt, krummbeinig, musculös, und schienen großer Anstrengungen fähig. Das Auffallendste an ihnen war die Form des Kopfes, der vorn und hinten gequetscht schien, so daß er die Form eines Keils hatte. Ihre Backenknochen waren hoch, ihre schönen Augen weit auseinander, auch die schiefen chinesischen Augen nicht selten, und Adler- oder römische Nasen waren vorherrschend; sie hatten langes, fließendes Haar und ihre Haut war hell kupferfarbig. Ihre Gesichter hatten einen Ausdruck von Wildheit und, wie einigen von uns schien, von Melancholie. Sie zeigten wenig Neugier, selbst nicht über das Schiff, dessen Größe, Bewaffnung und Ausrüstung doch alles übertraf, was sie bisher je gesehen hatten. Sie trugen wenig Zierrathen und großen Werth schienen sie nur auf ein kleines Silberröhrchen zu setzen, das sie durch die Nasenknorpel gesteckt hatten; einige von ihnen hatten kleine Messingglocken um die Ohren hängen.

Spät Nachmittags erreichten und umfuhren wir den niedrigen sandigen Landvorsprung, den Vancouver „New Dungenaß" nannte, fuhren dann an der Protection-Insel vorüber und gelangten in die weite Bay, deren Schilderung durch Vancouver noch jetzt so vollkommen paßt, daß man Mühe hatte sich zu überzeugen, es sey seit jener Zeit fast ein halbes Jahrhundert verstrichen. Die schönen Wälder und Wiesen der Insel waren namentlich unverändert; die Wiesen erzeugen noch dieselben schönen Blumen und Stauden, und obgleich eng eingeschlossen von dichten Wäldern, hat sich der Waldwuchs doch nicht darüber ausgebreitet, obwohl man gar keinen Grund einsieht, weßhalb dieß nicht längst geschehen. Der Ankerplatz in Port-Discovery war hart am Ufer in 27

Faden Tiefe; es ist ein wohlgeschützter und leicht zugänglicher Hafen, aber die Tiefe des Wassers und die hohen steilen Ufer machen den Ort zu einer Niederlassung ziemlich ungeeignet. Der Hafen hat acht Meilen Länge und zwei Meilen durchschnittliche Breite, und seine Spitzen, die in niedrige sandige Landvorsprünge auslaufen, reichen über einander hinaus. Gegen Norden wird der Hafen durch Protection-Island gedeckt, und wäre leicht selbst gegen den furchtbarsten Angriff zu behaupten. Der einzige Uebelstand ist die schon besprochene große Tiefe des Wassers, welche in der Mitte nirgends unter 40 bis 50 Faden und oft hart am Ufer noch 16 Faden ist.

Bei Port Discovery ist keine dauernde Indianerniederlassung, aber während unseres Aufenthalts wurden wir von verschiedenen benachbarten Stämmen besucht. Die beiden Geschlechter sind vollkommen gleich gekleidet und lassen sich kaum von einander unterscheiden; beide tragen die Haare lang und beide sind gleich schmutzig. Alle Erwachsenen haben den Kopf flach gedrückt. Die jungen Leute sind fast weiß, so daß man das Erröthen auf den Wangen bemerkte. Sie leben meist von Fischen, Cammaswurzeln (Scilla) und Kartoffeln, indeß versahen sie uns mit Wildpret, Gänsen, Enten u. s. w. Sie haben Flinten und Bogen; letztere sind kurz und klein, aber sehr stark und aus Eibenholz gemacht; auch sind sie mit großen in Scheiden steckenden Messern versehen, die sie nebst Wolldecken durch die Hudsonsbay-Compagnie erhalten, und zwar gegen Pelzwerk zu bestimmten Preisen, welche freilich nicht eingehalten werden, wenn ein Boston-Schiff ankommt, von dem sie manchmal 4 bis 5 Decken für Dinge bekommen, welche ihnen von der Hudsonsbay-Compagnie eine einzige eintragen. Die Eingebornen erkennen den Vortheil, den sie aus dieser Concurrenz ziehen, recht gut. Indeß bekommen sie ihre Kleidung nicht allein durch diesen Handel, sondern manche Stämme bereiten auch eine Art Decken aus Hundshaar, die sehr fest gewoben sind. Die Weiber weben Matten aus Binsen (Scirpus lacustris) nach chinesischer Manier. Außer den Schmucksachen, die wir an unsern ersten Besuchern sahen, bemerkten wir auch einige Wampum-Gürtel und Schnüre von Dentalium-Muscheln; sie haben eine große Leidenschaft für geschnitzte Tabakspfeifen, und bauen etwas Tabak, den sie manchmal auch mit den Blättern

der zwerghaften Arbutus, einem starken Adstringens, mischen, und nicht bloß rauchen, sondern auch kauen.

Wir blieben zu Port Discovery bis zum 6. Mai, mit Aufnahme des Hafens und Erforschung des Landes beschäftigt, namentlich unsere Botaniker hatten ein großes interessantes Feld vor sich, denn es gibt wenige Orte, wo die Mannichfaltigkeit und Schönheit der Flora so groß ist wie hier. Dodecatheon, Viola, Trifolium, Leptosiphum, Scilla, Collinsia, Claytonia, Stellaria u. s. w. wetteiferten mit einander an Schönheit und zeigten sich in erstaunlicher Menge. Nach Hrn. Brackenridge besteht der Boden, auf dem die Pflanzen wachsen, aus hellbraunem Lehm, der allgemeine Charakter des Bodens um Port Discovery aber ist eine dünne, schwarze, vegetabilische Erde auf einer Unterlage von Sand und Kies. Die Bäume wachsen so eng, daß an einigen Orten die Wälder fast undurchdringlich sind; die Bäume sind meist Pinien, Föhren und Sprossenfichten; von diesen gibt es zwei Arten, von denen eine der Schierlingsfichte der Vereinigten Staaten gleicht; sie hat einen sehr schlanken Wuchs, und nur wenige kleine Seitenäste. Mehrere Bäume, die wir fällten, um Sparren zu machen, waren, obgleich anscheinend ganz gesund, ehe sie gefällt wurden, doch mehr oder minder fehlerhaft und nur auf einer Seite fest und compact.

Am 5. Mai machte ich astronomische Beobachtungen, und fand die Breite 48° 02′ 58″ N., die Länge 123° 02′ 07,5″ W., die Variation 20° 40′ O., die Temperatur war im Schatten 55°. Am 6. lichteten wir die Anker, fuhren nach der Admiralitätseinfahrt, und ließen in Port Townsend die Anker fallen, ohne uns jedoch lange zu verweilen. Allenthalben ward das Land aufgenommen, und wir bemerkten, daß das Ufer überall sehr steil anging, an einigen Orten so sehr, daß ein Schiff am Ufer anstoßen würde, ehe es den Boden berührte. Am 11. Mai warfen wir Anker vor dem Fort Nisqually, wo wir ein englisches Dampfboot fanden, das eben ausgebessert wurde. Der englische Commandant des Forts und Capt. M'Neil machten mir alsbald ihren Besuch. Nichts gleicht der Schönheit dieser Gewässer, sowie ihrer Sicherheit; innerhalb der Juan de Fuca-Straße, Admiralitätseinfahrt, Pugets Sound und Hoods-Canal ist auch nicht Eine Untiefe, welche in irgend einer Weise die Fahrt eines Schif-

fes von 74 Kanonen hindern könnte. Es gibt wohl kein Land in der Welt, das ähnliche Gewässer besitzt. Der Ankerplatz von Nisqually ist sehr schmal, indem das Ufer rasch abschüssig ist und schnell in tiefes Wasser sich senkt. Er steigt schroff zu einer Höhe von 200' an, und breitet sich in einer mit Fichten, Eichen und Eschen parkartig bewachsenen Ebene aus. Von dieser Höhe hatte man eine herrliche Aussicht über den Sund und seine vielen Inseln nebst dem schneebedeckten Berg Olympus im Hintergrund. Fort Nisqually mit seinen Außengebäuden und seiner Umwallung steht etwa eine halbe Meile vom Rande des Tafellandes.

Ich machte nun meinen Plan und legte sogleich Hand an dessen Ausführung: der Porpoise und seine Boote rüsteten sich zur Küstenaufnahme, und die Abtheilungen zur Erforschung des Innern wurden gleichfalls organisirt: die eine unter Lt. Johnson vom Porpoise sollte bestehen aus Dr. Pickering, den HH. J. W. Waldron, Brackenridge, Sergeanten Stearns und zwei Mann, und im Laufe von etwa 80 Tagen die sogenannte Cascadenkette gegen den Columbia hin übersteigen, nach Fort Colville, von da südlich nach Lapwai, der Missionsstation am Kuskuski-Fluß und hierauf nach Wallawalla gehen, um über dem Yakima-Fluß und die Berge nach Nisqually zurückzukehren. Die andere Landabtheilung bestand aus den HH. Drayton, C. Waldron, mir selbst und zwei Dienern; wir wollten quer durch das Land nach dem Columbia ziehen, zuerst Astoria, dann Fort Vancouver und die Niederlassung am Willamette besuchen und den Fluß bis Wallawalla hinauffahren. Von Astoria aus wollte ich Abtheilungen vom Peacock, dessen glückliche Ankunft im Columbia-Fluß uns damals fälschlich berichtet wurde, ins Innere senden nnd den Columbia durch seine Boote aufnehmen lassen. Die Errichtung eines Observatoriums nahm gleichfalls meine Aufmerksamkeit in Anspruch, und ein passender Platz ward auf dem Gipfel eines Hügels in geringer Entfernung von dem Schiffe aufgefunden. Alle diese Vorbereitungen beschäftigten uns bis zum 15ten, während welcher Zeit die zwei Methodistenmissionäre, Dr. Richmond und Hr. Wilson, mich besuchten.

Als ich den HH. Anderson und Capt. M'Neil ihren Besuch zurückgab, hatte ich Gelegenheit das sogenannte Fort zu sehen. Es ist aus Pallisaden aufgeführt, schließt einen Raum von etwa

200 Fuß ins Gevierte ein, und hat an den vier Ecken Bastionen. Innerhalb dieses Raums sind die Vorrathshäuser der Agenten und etwa ein halbes Duzend mit Rinde gedeckter Blockhäuser. Das Fort galt bei seiner ersten Erbauung als groß genug, seitdem es aber ebensowohl ein ackerbauender als ein Handelsposten geworden, ist es zu klein; auch ist der Ort schlecht gewählt, da man Wasser fast eine Meile weit herholen muß. Man sagte mir, es sey jetzt keine Art von Vertheidigungsanstalt gegen die Indianer mehr nöthig, denn sie sind schwach an Zahl und sehr friedlich gesinnt. Hr. Anderson und M'Neil wohnen beide im Fort mit ihren Familien; beide sind an halbblütige Frauen verheurathet und haben schöne Kinder. Auch Dr. Richmond besuchte ich, der sich erst seit einigen Monaten hier niedergelassen hatte, und ein zierliches Blockhaus am Rande einer der schönen Prairien bewohnte. Hier fand ich seine und Hrn. Wilsons Frau mit vier schönen, rosigen, dickbackigen Kindern, deren Aussehen deutlich genug für die Gesundheit des Klima's zeugte. Die Mission war erst seit kurzem gegründet, ihre Aussichten aber nicht sehr günstig. Die Lage des Missionshauses am Rande einer weiten schönen Prairie ist ausgezeichnet schön, und wäre vortrefflich zur Anlage einer großen Niederlassung geeignet, wenn der Boden nur seinem Aussehen entspräche. Er besteht aus hellbrauner Erde, vermischt mit viel Kies und Steinen, braucht reichlichen Regen, um irgendeine Ernte zur Vollkommenheit zu bringen, und dieser Regen fällt während der Sommermonate selten; zur Zeit, wo wir ankamen, konnte man sich nichts üppigeres denken als diese Ebenen, die mit Blumen von jeder Farbe und Form bedeckt waren, darunter Ranunkeln, Scilla, Lupinen, Collinsia und Balsamoriza, eine kleine, Oregon eigenthümliche Sonnenblume, aber der Boden ist sehr dünn und an manchen Orten kaum für diese Blumen zureichend. Das beste Land ist da, wo die Prairien von Waldgürteln durchschnitten werden, die ein dichtes Unterholz haben. Am Rande dieser Gürtel sind Eichen, Eschen, Arbutus, Birken und Pappeln zerstreut, auch findet sich an einigen Stellen der Eibenbaum; den vorherrschenden Charakter der Vegetation bilden aber die Zapfenträger, welche lange Landstriche einzunehmen scheinen, und unter denen die Ceder eine bedeutende Größe erreicht.

In Verbindung mit der Ansiedlung der Compagnie zu Nisqually steht eine große Milchwirthschaft, mehrere hundert Stück Rindvieh, darunter 70 Milchkühe, welche eine große Menge Butter und Käse liefern; außerdem haben sie große Ernten von Weizen, Erbsen und Hafer, und der Boden wurde angebaut zur Pflanzung von Kartoffeln. Alles dieß wird durch einen Pächter und Milchwirthschafter geleitet, den man ausdrücklich dazu aus England kommen ließ. Einige Indianer hüten die Schafheerden, und die Diener der Compagnie sind fast ausschließlich als Taglöhner dabei beschäftigt. Ich habe diese Ackerbauwirthschaft als mit der Hudsonsbay-Compagnie in Verbindung stehend bezeichnet, und dem ist in der That also; da aber ihr Freibrief ihr solche Geschäfte verbietet, so wurde eine andere Gesellschaft unter dem Titel „Puget-Sound-Company" gebildet, deren Actien die Beamten, Agenten und Diener der Hudsonsbay-Compagnie besitzen, und deren Leiter ausschließlich aus der genannten Classe von Personen genommen werden. Dr. Mac Laughlin z. B., Oberbeamter und Gouverneur von Fort Vancouver im Namen der Hudsonsbay-Compagnie, ist auch Director der Puget-Sound-Compagnie, deren Capital 500,000 Pfd. St. ist, und in Actien von 100 Pfd. besteht, wovon jedoch nur zwei Fünftel eingezahlt wurden; die Geschäfte der Compagnie waren indeß bedeutend; sie kaufte Vieh in Californien und England auf, baute den Boden in umfassendem Maßstab, und brauchte dabei die Diener der Hudsonsbay-Compagnie, welche zu allen Arten von Dienstleistungen, selbst zum Waffendienst, verpflichtet sind, als Taglöhner. Diese Compagnie versieht alle Forts und Stationen der Hudsonsbay-Compagnie auf der Westseite des amerikanischen Continents, und ebenso die russischen Häfen mit Korn, Butter und Käse, und es ist ihre Absicht, wenn sie hinreichend Schafe und Rindvieh gezogen haben, auch Häute, Hörner, Talg und Wolle nach England auszuführen in den Rückfrachtsschiffen, die jetzt vergleichsweise leer gehen, da das Pelzwerk nur einen kleinen Theil des Schiffsraums einnimmt. Auf diese Art werden sie wohl bald einen vortheilhaften Handel treiben können, namentlich wenn man erwägt, wie wenig Vorsorge das Vieh in diesem Lande braucht hinsichtlich des Futters, das der Boden in allen Jahreszeiten reichlich liefert. Diese Aussicht hat die Hudsonsbay-Compagnie veranlaßt, ihre Handelsniederlassungen in große Ackerbauanstalten umzuwandeln.

Um Capt. M'Neil's Besuch zu erwidern, begab ich mich an Bord des Dampfers, der Biber genannt, von 120 Tonnen. Er ist jetzt in ziemlich schlechtem Zustande, da er schon seit einigen Jahren hier liegt; sein Geschäft war nach den nördlichen Posten zu fahren, diese mit Lebensmitteln zu versehen und die Erträgnisse des Handels zurückzubringen. Capt. M'Neil ist aus Boston gebürtig, und hatte den Handel im Nordwesten in umfassendem Maßstab betrieben, wodurch er ein gefährlicher Concurrent der Hudsonsbay=Compagnie und deßhalb abgekauft wurde. Er ist jetzt Händler im Dienst der Compagnie, besitzt Actien und erhält einen Antheil an der Dividende; um dazu fähig zu seyn, mußte er sich als brittischer Unterthan naturalisiren lassen.

Am 17. verließen die Leute das Schiff, das Observatorium und ein Blockhaus zur Beobachtung der Pendelbewegungen waren eingerichtet; auch die Landexpedition unter Lt. Johnson endlich zum Aufbruche bereit, und so machte ich mich denn auch fertig, meine Reise nach dem Columbiastrom anzutreten. Es war eine widerliche Cavalcade, denn die meisten von uns waren schlechte Reiter, und unsere Ausrüstung bot eine curiose Mannichfaltigkeit von regelmäßigem Sattel und Zaume bis zu dem leeren Rücken des Pferdes und dem bloßen Strick dar. Wir waren zu acht: die HH. Drayton, Waldron und ich, zwei Diener, zwei Indianer und ein kanadischer Führer mit vier Packpferden. Unsere Indianer, obwohl zum Theil in abgetragene europäische Kleider gehüllt, zeigten doch ihre freie und leichte Haltung zu Pferde; man sollte sie in der That nie anders als zu Pferde sehen, denn so sehen sie aus wie Männer und flößen eine gewisse Achtung ein; sind sie aber abgestiegen, so verschwindet das kecke unabhängige Wesen, und der Indianer wird wieder das faule, lungernde Geschöpf, das keiner Aufregung fähig ist, außer seiner widrigen Spielleidenschaft. Sie haben ein eigenthümliches Geschick Pferde zu bändigen, und lenken die widerspenstigsten ohne Peitsche und Sporn, nur mit einem an das Unterkiefer befestigten Strick; sie bringen ein Thier, das unter einem Europäer kaum mehr sich fortschleppt, leicht zum vollen Rennen, wobei es freilich ohne Grausamkeit nicht abläuft.

Die Richtung unseres Weges war fast gerade südlich über die Ebene, wobei wir hie und da an einer hübschen Wiese und an Wäldchen von Eichen und Eschen vorüberkamen. Nachdem

wir neun Meilen zurückgelegt, erreichten wir den Fluß Nisqually, dessen Bett 300′ tief unter der Ebene zwischen fast senkrechten Ufern liegt. Die Kluft ist etwa eine halbe Meile breit und mit Waldwuchs angefüllt, der zuweilen, wenn der Schnee in den Bergen schmilzt, durch mächtige Fluthen entwurzelt wird. Das gewöhnliche Bett des Flusses ist etwa 100 Yards breit, mit einer reißenden Strömung; sein Lauf ist hier NNW. Als wir das jenseitige Ufer erstiegen hatten, setzten wir unsern Weg abermals auf einer Ebene fort, bis wir an den Shutes River kamen, der dem Nisqually vollkommen ähnlich ist. Am jenseitigen Ufer schlugen wir unsere Zelte auf, in deren einem die Bedienten eine Schlange entdeckten. Dieß ist in Oregon etwas sehr gewöhnliches, und man kann die Menge der Schlangen als einen sehr charakteristischen Zug dieses Landes bezeichnen; wer eine Reise macht, ohne gebissen zu werden, kann vom Glück sagen. Im untern Lande gibt es wenige giftige Schlangen, und die Klapperschlange ist sehr selten wegen der Nässe des Bodens und der Feuchtigkeit des Klima's, in dem mittleren trockenen Striche aber findet sie sich sehr zahlreich.

Als wir am andern Morgen wieder aufbrachen, wurde das Parkartige der Landschaft immer schöner, und man hatte Mühe, sich zu überzeugen daß nicht die Kunst, sondern die Natur die Landschaft so gestaltet habe. Schöne Seen, von Rasen bis zum Rande des Wassers umgeben, mit Rothwild, das furchtlos am Ufer graste, und der mit Blumen von allen Farben überdeckte Boden ließen uns, wie wir darüber hinsprengten, jeden Augenblick ein glänzendes Landhaus als passende Zugabe einer solchen Landschaft erwarten. Wir erreichten bald die ausgedehnten Bute-Prairien, die mit Tausenden von kleinen Hügeln in regelmäßigen Entfernungen von einander übersäet sind. So viel ich immer erfahren konnte, haben die Eingebornen auch nicht eine Sage darüber; es sind konische Erhöhungen, 30′ im Durchmesser und etwa 6—7′ hoch. Da ich mich vergewissern wollte, ob sie Alterthümer enthielten, so ließ ich bei einem spätern Besuch dieser Prairien drei der Hügel aufgraben, es fand sich aber nichts als ein Pflaster von runden Steinen.

Nach einem Ritt von 12 Meilen erreichten wir den Chickeeles-Fluß, der etwa 40 Meilen nordwärts vom Columbia sich

in Gray's-Harbour ausmündet. Wir fanden den Fluß hier etwa 200 Yards breit und in südwestlicher Richtung fließend. An seinen Ufern standen einige Hütten, bewohnt von etwa 20 Indianern des Nisquallystammes, welche hieher gekommen waren, um ihre Voranstalten zu der eben (20 Mai) beginnenden Salmenfischerei zu machen. Es waren elend aussehende Leute, kaum bedeckt mit Fetzen von schmutzigen Wolldecken und Häuten. An den Wohnungen hingen Hunderte von Lampretten-Aalen, ein Fuß bis 18″ lang und einen Zoll dick. Diese Fische werden in großer Menge gefangen und zum Essen getrocknet; auch braucht man sie als Lichter und Fackeln, denn da sie voll Oel sind, so brennen sie hell. Diese Indianer hatten eine Menge Kammaswurzeln, die sie in Körben aufbewahrten; es ist eine Art süßer Squillen, etwa von der Größe einer kleinen Zwiebel; sie ist auf den offenen Prairien, namentlich auf denen, welche von den kleinen Bächen überströmt werden, außerordentlich häufig. Kurz nachdem wir die Hütten der Indianer verlassen, ging der Boden von Kies in einen fruchtbaren, schmierigen Thon über, und wir mußten einige hohe Berge übersteigen, wo Schlamm, Unterholz und gefallene Bäume den Weg möglichst schwierig machten, als wir aber die Höhe erreicht, wurde ich durch eine der reizendsten Landschaften, die ich in Oregon sah, überrascht, denn zu unsern Füßen lag eine der schönen in allen Farben des Regenbogens prangenden Prairien, und mitten hindurch schlängelte sich der Chickeeles.

Am andern Morgen erreichte unser Zug, nachdem wir weite Kammasebenen durchzogen, den Pachthof der Compagnie am Cowlitz, wo 6—700 Acres eingehegt und die nöthigen Wohn- und Wirthschaftshäuser eingerichtet sind. Der Boden schien gut gebaut und war mit einer üppigen Weizenernte bedeckt. Am andern Ende der Prairie sah man eine Ansiedelung mit ihrem Baum- und Küchengarten, und zwischen den Bäumen heraus die Capelle und das Pfarrhaus der katholischen Mission, was dem Ganzen ein civilisirtes Ansehen gab. Diesem Ansehen nach glich es einer mehrere Jahre alten Ansiedlung in unsern westlichen Staaten, nur daß die Ueberreste des gefällten Waldes fehlten, denn hier kann der Boden den Pflug ohne weiters aufnehmen, und die Natur scheint gleichsam den Ackersmann einzuladen. Wir wurden freundlich von Hrn. Forrest, dem Aufseher, aufgenommen,

und dieser machte auch alsbald Anstalten, uns Kähne zu verschaffen, um uns den Cowlitz und Columbia River hinab nach Astoria zu schaffen. Die Compagnie hat hier eine große Milchwirthschaft, und will jetzt eine Säge= und Griesmühle errichten; die Wohnung des Aufsehers ist groß und aus wohlbehauenen Baumstämmen aufgeführt; mit den Häusern der Arbeitsleute bildet sie ein völliges Dorf. Gegen Abend wurde eine große Menge Vieh eingebracht, das man wegen der großen Menge Wölfe nicht über Nacht draußen lassen kann; an manchen Orten hat der Hüter seine Thiere selbst am hellen Tag zu vertheidigen. Manchmal leidet das Vieh wegen der Dürre Mangel an Futter, dann müssen die Indianer über den Fluß gehen, um solches zu holen, denn auf den Kammasebenen würden die Thiere in Gefahr seyn alle ihre Jungen zu verlieren. Der Pachthof von Cowlitz hat keine Art von Befestigung, ein Beweis, daß man von den Indianern nichts befürchtet; ihre Anzahl ist auch in der That zu klein, um einen Angriff zu versuchen, und ihre Abhängigkeit von der Compagnie in Bezug auf Nahrung und Kleidung zu vollständig, um ihnen andere Händel als die unter sich selbst zu gestatten, und von diesen nimmt der Agent der Compagnie keine Notiz. Die Indianer gehören zum Klackatak=Stamme, und werden in wenigen Jahren um so sicherer verschwunden seyn als jetzt nur noch drei Weiber übrig sind. Vor wenigen Jahren noch zählte der Stamm über 100 Personen, jetzt sollen kaum noch dreißig übrig seyn.

Hr. Forrest gab mir Nachricht über die Bewirthschaftung des Pachthofes, sowie über das dem Landbau sehr förderliche Klima; das Wetter ist nie eigentlich kalt, noch der Winter lang. Der Schnee bleibt selten mehr als einen oder zwei Tage liegen, doch hat man die meisten Monate des Jahres hindurch Feuer nöthig; das Vieh wird zum Theil in Ställen untergebracht, aber wenig oder kein Vorrath für den Winter aufgehäuft, da das Gras das ganze Jahr hindurch zum Futter tauglich ist. Die Cowlitz=Farm liegt unter 46° 30′ NB. und 123° WL. Während unseres kurzen Aufenthaltes daselbst brachten uns einige Indianerfrauen Stücke von Rehbockfell zum Verkauf, welche sie für einen nothwendigen Theil der Ausrüstung eines Reisenden halten. Von ihnen erfuhr ich die Art, wie sie solche bereiten: sobald das Thier getödtet ist, wird die Haut, nachdem man alle Haare abgekratzt,

straff über ein Gestell gespannt, und bleibt hier, bis es trocken ist wie Pergament, wo man es dann mit dem Gehirn des Thieres einreibt, wodurch es Fetttheile bekommt; hierauf wird es in warmes Wasser getaucht, sodann in Rauch getrocknet, während dessen zwei Weiber es unaufhörlich ausrecken. Endlich wird es wieder genetzt, dicht um einen Baum gewunden, abgenommen, geräuchert, wieder gestreckt, und wenn es nahezu trocken ist, mit den Händen gerieben wie wenn man es waschen wollte, bis es weich und biegsam ist. Hr. Forrest versicherte mich, er habe manchmal ein derartiges Kleid angezogen, 24 Stunden nachdem das Thier noch lebend im Walde gelaufen. Keine Art von Kleidung paßt so sehr wie diese für das Leben eines Indianers oder Trappers, und wer irgend in einem wilden Lande reist, sollte mit einer solchen Kleidung versehen seyn.

Etwa eine Meile von der Farm stiegen wir ein steiles, etwa 300′ hohes Ufer hinab, wo die Kähne unserer warteten. Der Cowlitz war hier etwa 200 Yards breit und sehr reißend. Am andern Mittag erreichten wir den Columbiastrom, der gerade sehr angeschwollen war. Wir hatten noch 40 Meilen bis Fort Astoria, und es war Mittag vorbei; doch fuhren wir rasch mit der Strömung dahin, obgleich diese nicht so reißend war als ich erwartet hatte. Allmählich wurde das Wasser noch ruhiger, und Stunde um Stunde verfloß, ohne daß wir einen Landungsplatz fanden. Ich konnte mir die lange Fahrt nicht erklären, bis ich merkte, daß die Fluth gegen uns gewesen war. Es war lange finster geworden, und beinahe wären wir vorübergefahren, aber einige Schüsse, die wir abfeuerten, und welche alsbald beantwortet wurden, brachten uns in die rechte Richtung. Bald befanden wir uns an dem gastlichen Tische Hrn. Birnies, des Agenten der Hudsonsbaycompagnie.

Am nächsten Morgen nahmen wir das berühmt gewordene Astoria in Augenschein, das aber seinem Rufe schlecht entsprach: ein halbes Duzend Blockhäuser nebst eben so vielen Schuppen und einigen Schweinställen, das ist alles, und selbst dieß scheint einem raschen Verfall entgegenzugehen. Die Compagnie achtete wenig darauf, denn ihr Hauptquartier war 80 Meilen weiter oben zu Vancouver. Einst hatte Astoria Gärten, Forts und Festhallen, und als es noch das Hauptquartier der Nordwestcompagnie gewesen war,

während ihres Wettkampfes mit der Hudsonsbaycompagnie, fand sich hier oft genug eine lustige Schaar zusammen, von der ich noch einige Ueberreste kennen lernte. Hinsichtlich der Schönheit der Lage können wenige Orte mit Astoria wetteifern. Es liegt an der Südseite des Columbiastroms, 11 Meilen in gerader Linie von dem Cap Disappointment, das man in der Ferne erblickt, denn der Boden steigt vom Fluß allmählich bis zur Höhe eines Kamms 500 Fuß hoch an. Rings umher herrscht eine bemerkenswerthe Stille, und nichts vernimmt man als das ferne deutliche Tosen des Meeres, das fast ohne Unterbrechung forttönt, denn der Strom zieht zwar schweigend dem Meere entgegen, kämpft aber mit demselben einen ewigen Kampf an der Barre, der manchmal ein großartiges Schauspiel gewährt, aber die Barre auch oft Tage lang unfahrbar macht.

Am 23sten, einem Sonntag, erfuhr ich, daß ein Schiff an der Bay gewesen war, und Kanonenschüsse abgefeuert habe. Dieß erregte meine Neugierde, und ich machte einen Ausflug nach Point-Adams, konnte aber nichts in Erfahrung bringen, und da ich mich nicht aufhalten konnte, so ließ ich Hrn. Waldron, der ohnehin hier krank geworden war, zu Astoria zurück, um die Ankunft des Peacock abzuwarten, und machte mich nach Fort Vancouver auf den Weg, das wir am andern Tage zeitig erreichten. Das Dorf besteht aus etwa 50 bequemen Blockhäusern, die an beiden Seiten der Straße in regelmäßiger Ordnung stehen. Sie sind von den Dienern der Compagnie bewohnt, und es wimmelt von Kindern, weißen, halbblütigen und reinen Indianern. Das Fort steht in einiger Entfernung jenseits des Dorfes, und zeigt gegen außen eine aufrechtstehende Mauer von 25′ hohen Pallisaden. Diese schließt die Häuser, Schuppen und Magazine der Compagnie ein. Jenseits des Forts sah man große Kornhäuser. Am einen Ende ist Dr. Mac Laughlins Haus, nach der Sitte der französischen Canadier aus einem Stockwerk bestehend, gegen die Wetterseite mit Planken versehen und weiß bemalt; es hat eine Piazza und kleine Blumenbeete nebst einem Rebengeländer. Zwischen den Stufen waren zwei alte Kanonen auf Schiffslaffetten, um die Eingebornen zu schrecken, die ohne Zweifel dieselben als eine furchtbare Zerstörungswaffe ansahen. Ich erwähne sie, weil sie die einzigen Kriegswerkzeuge sind, die mir innerhalb der Pallisaden von Fort

Vancouver zu Gesicht kamen, denn dieß unterscheidet sich von allen dadurch, daß es weder Bastionen, noch Gallerien, noch Schießscharten hat. In der Mitte steht die römisch-katholische Capelle. Wir begaben uns sogleich nach Dr. M'Laughlins Wohnung; er war nicht anwesend, wir sahen ihn aber nach wenigen Minuten herbeisprengen. Er ist ein hochgewachsener hübscher Mann von kräftigem Bau mit einem offenen männlichen Gesicht und blühender Farbe, sein Haar ist vollkommen weiß. Er empfing uns, wie wir es von seiner bekannten Gastfreundschaft erwarten konnten, sehr freundlich. Mac Laughlin ist von schottischer Abkunft, aber in Canada geboren, sehr lebhaft in seinem Wesen, und von erprobter Charakterstärke, was auch für seine Stellung höchst nöthig ist.

Die Lage von Vancouver ist für den Ackerbau sehr günstig, und Seefahrzeuge können bis hierher gelangen, da der Strom Schiffe die 14 Fuß im Wassen gehen, selbst bei seinem niedrigsten Wasserstand trägt. Der Columbia macht hier einen bedeutenden Winkel, und ist durch zwei Inseln getheilt, welche sich über drei Meilen weit ausdehnen, bis wo der obere Arm des Willamette einströmt. Die Ufer dieser Inseln sind mit Bäumen bedeckt, das Innere aber ist meist Prairie und niedriger als die Ufer. Während des Ansteigens des Flusses im Mai und Junius sind die Inseln mit Wasser bedeckt, das durch die meist überschwemmten sandigen Ufer sickert. Dieß macht sie zum Anbau von Korn ungeeignet, da die Kälte des Wassers stets jede Culturpflanze zerstört. Ueberhaupt scheint das Wasser des Columbia keine befruchtenden Eigenschaften zu haben, im Gegentheil will man aus der Erfahrung wissen daß es den Boden verschlechtert und erschöpft.

Die Niederlassung der Compagnie zu Vancouver ist in ausgedehntem Maßstabe, und dieser großen Interessen würdig, die hier ihren Mittelpunkt finden. Die Inwohner speisen an verschiedenen Tischen. Der erste ist für den Oberfactor und seine Schreiber, der zweite für ihre Frauen, denn es ist gegen die Anordnungen der Compagnie daß ihre Beamten und deren Frauen miteinander speisen; ein dritter für die protestantischen Missionäre, und ein vierter für die Kranken und katholischen Missionäre. Alles ist sehr regelmäßig, und wie ich glaube mit großer Sparsamkeit eingerichtet. Alles, Apotheke, Bäckerei, Schmiede ist innerhalb des Forts; englische Waaren sind mit 80 Procent Aufschlag gegen

den ursprünglichen Preis in London zu haben. Dieß ist der festgesetzte Preis in Vancouver, an andern Posten aber muß man zur Deckung der weiteren Transportkosten hundert Procent zahlen. Alle diese Artikel sind von guter Qualität, und für Diener, Ansiedler und Besucher geeignet; welche große Massen vorhanden sind, davon kann man sich aus dem Umstand, daß alle Posten westlich von den Felsengebirgen sich hier versorgen, einen Begriff machen. Vancouver ist das Hauptquartier der nordwestlichen oder columbischen Abtheilung, alle Pelzsendungen werden hieher geschickt, und alle Rechnungen müssen hier abgeschlossen werden. Alles dieß macht eine sehr bedeutende Masse von Geschäften aus. Vancouver ist eigentlich eine große manufacturirende, ackerbauende und handeltreibende Niederlassung, und hier sieht man, die Kranken ausgenommen, wenige oder gar keine Müßiggänger. Bei Tagesanbruch wird die Glocke geläutet für die Arbeiter, die bald darauf ans Geschäft gehen, und der Schlag des Hammers, das Klingen der Ambosse und das Rumpeln der Karren machen es schwer, nach dieser Zeit noch zu schlafen. Um acht Uhr ertönt die Glocke abermals zum Frühstück, um neun Uhr beginnt das Geschäft von neuem bis ein Uhr, dann wird eine Stunde zum Mittagessen gestattet, und hierauf mit der Arbeit fortgefahren bis sechs Uhr, wo die Tagesarbeit schließt. Um fünf Uhr Sonnabend Nachmittags wird die Arbeit eingestellt, weil die Diener *) dann ihre wöchentlichen Rationen empfangen.

Ohne irgend zu fragen, hörte ich häufige Klagen über Quantität und Qualität der Nahrung, welche die Compagnie ihren Dienern austheilt, und bemerkte auch ohne Mühe, daß diese Klagen wohl gegründet seyen, soferne man nämlich die Austheilungen mit dem vergleicht, was man in den Vereinigten Staaten als eine hinreichende Ration für einen arbeitenden Mann betrachtet. Viele Diener klagten daß sie einen großen Theil des Geldes, was sie erhielten, 17 Pf. St., zum Ankauf von Nahrungsmitteln verwenden müßten; auch haben sie aus ihrem Lohne sich mit Klei-

*) Diese sprechen im allgemeinen das Canadisch-Französische; selbst die welche aus England kommen, nehmen es nach einiger Zeit an, und es hat etwas ungemein komisches die Worte zu hören, deren sie sich bedienen, und die Art wie sie solche aussprechen.

dern zu versehen. Sie sind für fünf Jahre verpflichtet, und nach Verlauf dieser Zeit muß die Compagnie sie nach England oder Canada zurückschicken, wenn sie es wünschen; gewöhnlich aber befinden sie sich nach Ablauf ihrer Verpflichtungszeit in Schulden, und müssen noch länger dienen um diese zu zahlen. Nicht selten sind sie am Ende ihrer Dienstzeit mit einer Indianerin oder einem halbblütigen Mädchen verheurathet und haben Kinder, können deßhalb nicht fort, und bleiben im Dienst der Compagnie. Wollen sie Land anbauen, so weist man ihnen einen gewissen Theil an, sie sind aber hinsichtlich vieler Nothwendigkeiten des Lebens, namentlich der Kleidung, immer noch von der Compagnie abhängig, und werden dadurch zu Vasallen derselben. Auf diese Weise jedoch werden Ordnung und Anstand, sowie eine regelmäßige Aufführung aufrecht erhalten, denn wenige können diesem stillen Einfluß lange widerstehen. Man beklagt sich allerdings viel- und mannichfach über diesen Einfluß, aber was die Sittlichkeit der Ansiedler und Diener betrifft, so wird derselbe zuverlässig gut angewendet. Der Gebrauch geistiger Getränke z. B. ist fast ganz abgeschafft. Es hat sich die Meinung verbreitet, Sittlichkeit und Religion würden hier ganz außer Acht gelassen, meine Beobachtungen sprechen durchaus für das Gegentheil, und die Sorgfalt Dr. M'Laughlins erstreckt sich nicht nur auf die Weißen und Erwachsenen, sondern auch auf die halbblütigen und Indianerkinder, deren sich jetzt 23 Knaben und 25 Mädchen in der Ansiedlung befinden; sie erhalten Unterricht und werden zu nützlichen Arbeiten angewiesen.

Die Art wie der Handel betrieben wird, kann einen Begriff von dem System der Compagnie geben: alle eingeführten Waaren werden in drei Classen getheilt: Waaren zu Geschenken, Waaren für den Handel, und Waaren zur Bezahlung für kleine Dienste, Arbeit und Lebensmittel. Die ersten bestehen aus Messern und Tabak, die zweiten aus Wolldecken, Tuch, Flinten und Munition, die dritten aus Hemden, Handtüchern, Bändern, Glasperlen u. s. w. Diese Gegenstände werden mit anscheinend großem Gewinn vertauscht, und viele glauben der Ertrag des indianischen Handels müsse sehr bedeutend seyn, dieß ist aber selten der Fall. Indianer und Ansiedler kennen den Werth der Waaren sehr gut, und sind keineswegs geneigt mehr dafür zu geben. Die Com-

pagnie muß allen Trappern, wenn sie sich ihre Dienste sichern will, Vorschüsse machen, und von solchen Leuten ist man der Rückgabe keineswegs gewiß. Der Trapper kehrt auch sicher mit dem Ertrag seiner Jahresjagd nur zurück, wenn er sich genöthigt sieht sein Jagdleben noch ein Jahr fortzusetzen, zu welchem Ende er neuer Vorschüsse bedarf. Um nicht durch den Abgang solcher Leute Verluste zu erleiden, werden die Abtheilungen, etwa 30 bis 40 an der Zahl, unter einen Beamten gestellt, der das Ganze beaufsichtigt. Diese dürfen ihre Frauen und selbst ihre Familien mitnehmen, und die Striche wo sie jagen sollen, werden ihnen angewiesen. Diese Abtheilungen verlassen Vancouver im October, und kehren im Mai oder Junius zurück. Der ganze Vortheil der Compagnie beruht auf einer sparsamen Verwaltung, denn das Pelzwerk in diesem Theil des Landes, ja man kann sagen der ganze Pelzhandel westlich der Felsengebirge ist in den letzten Jahren um die Hälfte gefallen, und das Geschäft soll kaum der Fortbetreibung werth seyn.

Hr. Douglaß führte mich in allen Theilen der Niederlassung umher, zeigte mir die Kornböden, die Milchwirthschaften, die Gries- und Sägemühlen u. s. w. Auf unserem Wege zurück nach Fort Vancouver stießen wir auf die Heerden von Pferden und Rindvieh, die man wegen des Steigens des Stroms nach der höher gelegenen Prairie trieb. Dieß war ein interessanter Anblick: eine gewisse Zahl von Zuchtstuten wird jedem Hengst übergeben, und dieser soll sie sehr sorgsam zusammenhalten. Wir kamen mit Sonnenuntergang ins Fort nach einem Ritt von 20 Meilen. In dieser Nacht (29 Mai) stiegen die Wasser des Columbia in zehn Stunden um 18″, und man befürchtete die Ernte auf den niedrigen Prairien möchte zerstört werden. Die gewöhnliche Zeit für das höchste Steigen des Flusses ist in der Mitte Junius, aber das heiße Frühjahr mochte das zeitige Steigen veranlaßt haben. Die Weizenernte des vorigen Jahrs war theilweise zerstört worden, denn obwohl der Columbia seine Ufer, außer in der untern Prairie, nicht überströmt, findet sich doch fließender Sand in diesen, durch den das Wasser, ehe es die Uferhöhe erreicht, hindurchdringt und so in den niedrigern Theilen der Prairie ansteigt. Das Wasser zerstört, wie ich schon oben bemerkte, wegen seiner großen Kälte das Korn. Ich sah den Co-

lumbiastrom in seiner größten und seiner geringsten Höhe, und man kann sich in der That keinen Begriff von ihm machen, außer wenn man ihn zu diesen beiden Zeitpunkten gesehen hat. Die Anschwellung bietet, von den Ufern des Stroms bei Vancouver aus gesehen, einen großartigen Anblick, wenn die Strömung riesenhafte Waldbäume fortschwemmt, die wie Späne in der ungeheuren Fluth aussehen. Häufig stoßen dieselben an irgend etwas an, wo sie dann andere auffangen; so wird die Strömung gehemmt und eine Schnelle gebildet, bis mit einem plötzlichen Ruck das Ganze fortgerissen wird nach dem Meere, um mit der Zeit an einer fernen wilden Insel angeschwemmt zu werden, und den Einwohnern das Holz zu ihren Kähnen zu liefern. Bei dem jährlichen Austreten des Stroms werden die Uferprairien immer zum Ackerbau untauglich bleiben, aber als Viehtriften sind sie mit Ausnahme der Hochwasserzeit vortrefflich geeignet. Gegen den Einbruch des Wassers helfen keine Vorsichtsmaßregeln, man hat es bei Vancouver versucht Dämme aufzuwerfen, aber ohne Erfolg.

Am 3 Junius brachen wir von Fort Vancouver auf, um den Willamette hinauf zu gehen, der sich nicht weit von da in den Columbia einmündet; er ist gewöhnlich eine Viertelmeile breit, und hat eine Meile aufwärts von Columbia niedrige Ufer, die während des Steigens des letztern überschwemmt sind, da die Gewässer des Willamette zurückgedrängt werden. Man hat in dieser Jahreszeit mit wenig Strömung in diesem Flusse zu kämpfen. Am Morgen des 5 Junius machten wir uns nach den Fällen des Willamette auf den Weg; je näher wir denselben kamen, desto schmaler wurde der Weg, und die aus Trappfels bestehenden Ufer steiler. Der Fluß ist für kleine Fahrzeuge selbst in seinem tiefsten Stande bis zur Mündung des Klackamus, drei Meilen unterhalb der Fälle, fahrbar; bei niedrigem Stande des Flusses ist am Klackamus eine Schnelle.

Die Fälle des Willamette sind etwa 20 Fuß hoch, und müssen ein großer Sammelplatz werden, da bis hieher die Seeschiffe fahren, und oberhalb das weizenerzeugende Thal des Willamette sich ausdehnt. Während unseres Besuchs war die Salmenfischerei auf ihrer größten Höhe, und bot ein für uns eben so neues als unterhaltendes Schauspiel dar. Die Salmen springen über den Fall, und wer es nicht gesehen, kann es kaum glauben wie sie sich

emporschnellen, und nach einem Sprung von 10 bis 12 Fuß noch Kraft behalten können die Strömung zu tragen. Freilich gelingt es von zehn kaum einem hinaufzukommen: man sieht sie von unten aus dem Schaume hinauf sich schnellen; die welche die Höhe des oben fließenden Wassers erreichen, schwimmen weiter, allein die deren Sprung zu kurz ist, werden wieder in den Schaum zurückgeschleudert. Ich sah niemals so viele Fische beisammen, und die Indianer waren fortdauernd mit ihrem Fange beschäftigt. Der Strom ist am Fall 300 Yards breit, und der größte Fall beträgt 25′. Wenn das Wasser nicht sehr hoch ist, beginnen die Schnellen etwas oberhalb der Fälle. Das Gestein wechselt hier seinen Charakter innerhalb weniger Meilen, und es kommen viele vulkanische Schlacken, poröse Lava und Puddingstein, untermischt mit Trappfels, und viel Quarzkrystall vor.

Nachdem wir uns einige Zeit an den Fällen aufgehalten, begaben wir uns nach einem Hause, von wo aus wir später in einem Boot nach der Westseite des Flusses übersetzten. Von da an war unsere Weiterfahrt sehr verschieden von der unterhalb der Fälle; die Strömung war stark, wir kamen nur langsam vorwärts, und unsere Fährleute mußten die kleinsten Rückströmungen zu Hülfe nehmen, wobei wir unaufhörlich bald auf die eine, bald auf die andere Seite des Flusses hinüber fuhren. Die Ufer wurden höher und malerischer. Dieser Theil des Flusses gilt für gefährlich, wenn das Wasser hoch ist, und Unfälle kommen nicht selten vor, weßhalb auch die Indianer im Vorbeifahren etwas von ihren Lebensmitteln als Sühnopfer darbringen. Ehe die Nacht eintrat, schlugen wir ein Lager unmittelbar oberhalb der steinigen Inseln, auf einer unfruchtbaren Landspitze in einiger Höhe über dem Strome, wo wir mehrere bisher nicht beobachtete Moose in Blüthe fanden.

Um diese Jahreszeit ist der Fluß nicht hoch, und sein Steigen findet gewöhnlich im Februar oder März statt, wo er stark anschwillt, und mit seinen Nebenflüssen großen Schaden anrichtet. Diese Anschwellungen dauern indeß sehr kurz, denn das Abfließen des Wassers geht sehr schnell. Etwa 18 Meilen oberhalb der Fälle ist Champooing, das wir um 4 Uhr Nachmittags erreichten. Es befinden sich hier mehrere Blockhäuser, von denen eines einem Herrn Johnson gehörte, der früher in der amerikanischen Marine,

und dann als Trapper der Hudsonsbaycompagnie gedient, sich aber seit einiger Zeit hier angesiedelt und eine indianische Frau geheurathet hatte. In seinem Hause befanden sich zwei junge Indianer als Sclaven. Johnsons Farm bestand aus etwa 40 Acres angebauten Landes, Weizen und Kartoffeln standen in gutem Gedeihen, und er besaß auch etwas Vieh, beklagte sich aber sehr über den Oregontiger oder amerikanischen Panther. Diese gefährlichen Thiere sind sehr zahlreich und keck; die Nacht vor unserer Ankunft waren sie in die Viehheerde gedrungen und hatten trotz der Hunde ein Kalb getödtet; in der Nacht, während welcher wir anwesend waren, gab es Lärm, und alle Gewehre wurden in Requisition gesetzt, um Duzende dieser Thiere hinwegzuscheuchen. Elennthiere und Hirsche gibt es in Menge, aber auch der graue Bär ist nicht selten. Das Fleisch dieses letzteren Thieres wird sehr hoch geschätzt.

Von Johnsons Farm aus konnte man vier Blockhäuser und drei andere Wohnungen sehen; alle Inwohner kamen herbei um uns zu begrüßen und besprachen viel die Nothwendigkeit, Gesetze zu erlassen und Magistrate einzusetzen. Ich rieth ihnen davon ab, denn bei ihrer geringen Anzahl und dem allgemein herrschenden guten Betragen seyen solche doch nicht eben nöthig, und wenn sie darauf bestünden, so würden die hier wohnenden katholischen Canadier sich verbünden und durch ihre Ueberzahl Magistrate einzusetzen im Stande seyn, die ihnen vielleicht nicht angenehm wären. Diese Canadier standen unter der Leitung einer geringen Anzahl Missionäre, und da diese auch eine Anzahl indianischer Knaben an sich zogen, so hätten wir gerne Aufklärung erhalten über die künftigen Plane dieser Missionarien hinsichtlich des Unterrichts und der Förderung der Civilisation unter den Indianern überhaupt; nach allem aber was wir sowohl von den Missionären selbst als von den Laien erfahren konnten, so hatten sie sich keinen bestimmten Operationsplan gemacht. Ich wünschte sehr die Aufmerksamkeit der Missionäre auf die Stämme des Landes zu wenden. Hier im Districte der Willamette haben sich höchstens 2000 Indianer in sechs Stämme vertheilt, im Norden waren die Stämme zahlreicher und kräftiger, und zudem das Klima gesunder. Allerdings findet sich eine Missionsstation zu Nisqually, aber sie thut nichts in Bezug auf die einheimischen Stämme.

Nachdem wir noch einen Ausflug auf die Yamberge gemacht, welche das Foulitz-Thal von dem des Willamette trennen, kehrten wir nach Champooing zurück, wo sich mehrere der Ansiedler zusammenfanden, und mich ungemein mit den Erzählungen aus ihrem Trapperleben belustigten. Sehr merkwürdig war mir die Ansicht, die sie hinsichtlich der Einführung geistiger Getränke in der Ansiedlung unterhielten: sie scheinen einstimmig darin, daß geistige Getränke sehr bald zu ihrem Verderben gereichen würden, und nun haben sie eine Uebereinkunft abgeschlossen, dem Gebrauch derselben zu entsagen. Es ist dieß ein sehr verständiger Entschluß, und das Land wird gedeihen, solange sie demselben treu bleiben; sollte aber diese Pest eingeführt werden, so wird das Laster der Trunkenheit bald eine an andern Orten unbekannte Höhe erreichen, denn hier wird der Lebensunterhalt mit so großer Leichtigkeit gewonnen, daß die Leute trotz aller Faulheit nicht nur fortkommen, sondern selbst reich werden. Nach den Angaben der Einwohner reicht ein Monat Arbeit im Jahre hin, um sich einen ordentlichen Unterhalt zu verschaffen. Diese Arbeit besteht in Pflügen, Säen und Ernten, wenn das Getreide reif ist; Vieh braucht gar keine Pflege, außer daß man es gegen die Wölfe schützt. Die Ansiedler haben also zwei Drittheile ihrer Zeit frei, und wenn nicht guter Unterricht mit seinem moralischen Einfluß mitwirkt, werden eben diese Vortheile zum Fluch werden. Von den Missionären, die sich hier niedergelassen, wird in großem Maße der künftige Charakter der Einwohner abhängen, und auf ihnen wird die Verantwortung für die Erhaltung der Sittlichkeit, sowie die Beaufsichtigung des Unterrichts der jungen Generation ruhen.

Ich eilte nun zurück nach Vancouver, das ich mit Einemmale sehr verändert fand, denn während meiner Abwesenheit war Hr. Peter Ogden, oberster Factor des nördlichen Districts, mit seiner Brigade angekommen. Ungemein belustigten mich die Voyageurs der Brigade, die in Gruppen, bedeckt mit bunten Federn, Bändern u. s. w., voller Einbildung umherlungerten, mit dem lächerlich übermüthigen Wesen von Leuten, die sich für das Muster von Anmuth und Schönheit halten; voll Lustigkeit und Scherz schienen sie nichts zu thun zu haben als sich herauszuputzen nnd Vergnügungen zu suchen; dabei blickten sie mit Verachtung herab auf diejenigen,

die um das Fort her beschäftigt waren, und deren trübe Arbeitsgesichter einen seltsamen Gegensatz gegen diese lustigen Bursche bildeten. Hr. Ogden war 32 Jahre in diesem Lande, und besaß demnach umfassende Kenntnisse darüber, da er es fast ganz bereist hatte. Er residirte zu Fort St. James am Stuartsee, und hat sechs Posten unter sich. Den nördlichen Theil des Landes schildert er als nicht anbaufähig wegen der Nähe der Schneeberge, die oft selbst mitten im Sommer so heftige und plötzliche Veränderungen verursachen, daß die Ernten vernichtet werden. Seine Posten sind reichlich mit Salmen versehen aus den benachbarten Gewässern, die sich in die Meerbusen an der Küste ergießen. Diese Fische werden getrocknet und bilden hauptsächlich die Nahrung der im Dienste der Compagnie befindlichen Personen das ganze Jahr hindurch. Die kleinen Vorräthe von Mehl u. s. w. kommen alle aus Colville und Vancouver. Pelzwerk ist sehr reichlich in der nördlichen Gegend, und wird von den Indianern zu sehr niedrigem Preis eingehandelt; sein Ertrag dieß Jahr wurde auf 100,000 Dollars geschätzt, und dieß war, wie er mich versicherte, weit weniger als der gewöhnliche Belauf. Andererseits soll der südliche Theil dieses Landes kaum die Auslagen für eine Trapperpartie werth seyn. Dagegen ist aber dieser südliche Theil sehr zur Zucht von Rindvieh und Schafen geeignet; ersteres wurde nicht bloß von den Beamten der Hudsonsbaycompagnie, sondern auch von Nordamerikanern, denen erstere keines ablassen wollten, aus Californien eingeführt. Vor vier oder fünf Jahren waren es nur noch wenige Stücke, im Jahr 1841 schon über 10,000, und da das ganze Land bei der Milde des Klima's besonders zur Viehtrift geeignet ist, so muß es in kurzer Zeit eines der wichtigsten Länder der Welt für die Rindviehzucht werden.

Der Preis des Viehes kann auf zehn Dollars das Stück geschätzt werden, die Stücke aber, welche zur Arbeit gezähmt sind, oder Milchkühe, stehen höher im Preise; an einigen Orten im Willamette-Thal hat man sie bis zu 80 Doll. bezahlt. Man thut alles mögliche, um den Preis des Viehes emporzuhalten, da die Arbeit gewöhnlich mit Vieh bezahlt wird. Der Taglohn für einen Handwerker kann auf 2½ bis 3 Dollars geschätzt werden, und selbst zu diesem Preise sind sie schwer zu bekommen. Der Lohn für einen gewöhnlichen Arbeiter ist ein Dollar des Tages.

Der Weizenpreis ist auf 62½ Cents der Bushel von der Compagnie gesetzt, und um diesen Preis kann man mit Ausnahme geistiger Getränke alles aus ihren Waarenvorräthen beziehen mit einem Aufschlag von 50 Procent auf die Londoner Preise. Das heißt, alles mit in Berechnung gezogen, den Bushel auf 112 Cents setzen, aber die Ansiedler verstehen es nicht recht, und sind mit dem scheinbar niedrigen Preis für den Weizen sehr unzufrieden. Es gibt hier noch ein Umlaufsmittel, das man Bibergeld nennt, und welches unter den Weißen das zu seyn scheint, was die Wolldecken unter den Indianern sind. Den Werth dieses Umlaufsmittels kann man daraus abnehmen, daß ein Biberfell im ganzen Gebiet etwa 2 Dollars gilt.

Das Willamettethal bietet große Vortheile für Ackerbau und Viehzucht, und die Ansiedler können ohne Mühe reich werden, doch besteht ein Hinderniß, daß dieß Thal je eine große Ansiedelung werde, nämlich die Unterbrechung der Schifffahrt in der trocknen Jahreszeit, wodurch es eben so schwer wird die Erzeugnisse abzusetzen als Waaren zu erhalten.

Den Salmenfang kann man als eine der großen Quellen des Reichthums betrachten, denn er liefert ein bedeutendes Nahrungsmittel zu sehr niedrigem Preise; indeß erstreckt er sich nicht über die Fälle hinauf. Ich fand es unmöglich Data zu erhalten, um eine Berechnung über die Menge gefangener Salmen anzustellen, sie kann aber nicht unter 800 Fässer betragen, obwohl nur die indianische Art des Fanges angewendet wird. Die schönsten Salmen fängt man in der Nähe des Meeres. Die Ansiedler und Indianer sagten uns, daß die Salmen, je weiter sie den Fluß heraufkommen, desto magerer werden, und wenn sie die Zuflüsse des obern Columbia erreichen, so sind sie ausnehmend erschöpft, der Leib und Kopf verunstaltet und zerschnitten, Schwänze und Finnen durch die Berührung mit den Felsen zerrissen. Auf diese Weise kommen viele Salmen um, und diese werden von den Indianern zum Trocknen an Baumzweige aufgehängt. Letzteres geschieht um sie vor den Wölfen zu schützen; sie werden in Zeiten der Noth, wenn auch faul und voll Maden, verschlungen. Die Fische der obern Gewässer sollen kaum eßbar seyn, und schmecken auch ganz anders als die, welche man an der Mündung des Columbia fängt. Die letzteren sind die köstlichsten Fische, die

ich mich je erinnere gegessen zu haben, nur sind sie vielleicht etwas zu fett. Vier verschiedene Arten von Salmen kommen in verschiedenen Monaten in diesen Strom, die letzten im October. Die beste Art ist ein großer 4—5′ langer und 40—50 Pfd. schwerer Fisch von dunkler Silberfarbe. Ueber Einen Punkt scheint man noch immer in Ungewißheit, nämlich wo der Laich dieses Fisches niedergelegt wird. Man behauptete und glaubt auch allgemein, daß keiner der alten Fische je ins Meer zurückkehre. Man weiß nicht gewiß, ob die junge Brut ins Meer geht, und wenn dieß geschieht, ob als Laich oder als junger Fisch.

Ich blieb zu Vancouver bis zum 17ten Morgens, erhielt aber in dieser ganzen Zeit keine Nachricht vom Peacock. Endlich konnte ich nicht länger warten, da ich noch anderwärts so viele Arbeiten vorzunehmen hatte, und fertigte nur noch meine Befehle für Capt. Hudson aus. Während meines Aufenthalts zu Vancouver sah ich häufig Casenove, den Häuptling des Klackatack-Stammes. Er wohnt in einer Hütte nahe am Dorfe Vancouver, und ist stets ein warmer Freund der Weißen gewesen. Einst herrschte er über diese Gegend; sein Dorf lag etwa sechs Meilen unterhalb Vancouver an der Nordseite des Stroms, und war noch vor 15 Jahren sehr bevölkert; damals konnte er 4—500 Krieger stellen, aber Gicht und Fieber haben in kurzer Zeit den ganzen Stamm weggerafft, und alle sollen innerhalb drei Wochen gestorben seyn. Er steht jetzt allein, sein Land, sein Stamm und sein Vermögen sind fort, und er lebt nun von den Almosen der Compagnie. Casenove ist etwa 50 Jahre alt, und ein edel und verständig aussehender Indianer; im Fort ist er stets willkommen, und bei der Mahlzeit wird ihm stets am Seitentisch eine Platte aufgestellt. Ich konnte nicht umhin die Lage eines Mannes, der im Laufe weniger Jahre nicht nur sein Vermögen und seine Stellung, sondern auch seinen ganzen Stamm und Verwandtschaft verloren hatte, zu bemitleiden, wenn ich ihn ruhig in seine Decke gehüllt ins Zimmer treten, und seinen einsamen Sitz an dem einsamen Tisch einnehmen sah. Er schien kaum die Beobachtung irgendeines Anwesenden auf sich zu ziehen, sondern aß sein Mahl schweigend und entfernte sich dann. Stets war er ein großer Freund der Weißen gewesen, und während der Zeit seines Glückes hatte

er alle die, welche Räubereien an Fremden begingen, auszuforschen und zur Bestrafung zu bringen gesucht.

Casenove's Stamm ist nicht der einzige, der auf diese Weise gelitten hat, viele andere wurden schon von dieser furchtbaren Krankheit hingerafft, ohne daß ein einziger übrig geblieben wäre, die traurige Mähre zu berichten. Die Ursache der großen Sterblichkeit unter den Indianern hat man der Art und Weise zugeschrieben, wie die Krankheit behandelt wurde, oder vielmehr ihren abergläubischen Gebräuchen. Ihre Arzneimänner und Arzneiweiber sind nichts anders als Gaukler, und brauchen nur einige schädliche Wurzeln als Arznei; stirbt der Kranke, so wird häufig von den Verwandten der Arzneimann getödtet, und gleichem Schicksal sind auch die Weißen ausgesetzt, wie sich aus mehreren traurigen Beispielen ergibt; darum wollen auch die Weißen den Indianern keine Arznei mehr reichen.

Am Morgen des 17ten war zu Vancouver alles frühzeitig auf, und die Vorbereitungen zur Abreise wurden getroffen. Hie und da sah man einen der canadischen Voyageurs in all seinem Staate, mit Federn und fliegenden Bändern, seine zierlichen Gamaschen und seine Leibbinde anlegen, den gewöhnlichen genähten Tabaks- und Feuerzeugbeutel an der Seite. Dieser letztere ist von der Gestalt eines Damenridiculs, gewöhnlich aus rothem oder blauem Tuche gemacht und hübsch mit Glasperlen ausstaffirt. In dieser Arbeit zeigen die Frauen der Beamten der Compagnie einen großen Geschmack, und ein solcher Beutel gilt für einen eben so wesentlichen Theil der Garderobe eines Voyageurs als in der einer Dame. Der einfache Beutel bietet jedoch zum Ausputz nicht genügenden Stoff dar, und gewöhnlich sind mehrere lange Schweife daran, die mit bunter Seide ausgenäht werden. Die Damen des Landes sind nach unsern lange vorübergegangenen Moden gekleidet, mit Ausnahme der aus rothem und blauem Tuche gemachten, reich verzierten Gamaschen. Ihre kleinen, zierlichen Füße sind mit ausgenähten Mocassins bedeckt. Viele haben ein sehr würdiges Aussehen und anständige Haltung; ihre schwarzen Augen und Haare und röthlich-braune Gesichtsfarbe, verbunden mit einem gefälligen Ausdruck, geben ihnen ein Aussehen von Unabhängigkeit und Geschäftsfertigkeit, das man kaum erwartet. Als Frauen sollen sie sehr ergeben seyn, und manche haben in der Stunde der

Gefahr und Noth Thaten gethan, die der Aufbewahrung würdig wären. Sie kennen den Charakter der Indianer sehr gut.

Um zehn Uhr wurden wir alle von Dr. M'Laughlin in die große Speisehalle geladen, um den in diesem Lande gewöhnlichen Abschiedstrunk zu nehmen. Als alle versammelt waren, wurde Wein eingeschenkt, und jeder trank auf des andern Glück und Wohlfahrt. Diese Anhänglichkeit an die alte schottische Sitte in der Art, wie sie hier geübt wird, hat etwas angenehmes, und erweckt freundliche Erinnerungen, namentlich wenn sich ein so warmes Gefühl dabei zeigt, wie dieß hier der Fall war. Als es vorüber, bestiegen wir die Pferde, und bildeten eine ganze Cavalcade nach dem Strom hin, der jetzt bis zur Uferhöhe angeschwollen war und mit unwiderstehlicher Gewalt fortschoß. Am Strome fanden wir Hrn. Ogdens Boote mit 14 Voyageurs bemannt, alle bunt gekleidet mit Bändern und Federn, die erstern in großen Bündeln von verschiedenen Farben zusammengebunden, deren zahlreiche Enden im Winde flatterten. Die Boote sind so leicht gebaut, daß man sie ohne Mühe über die Tragplätze fortschaffen kann. Auf ein gegebenes Signal stießen wir ab, und die Voyageurs stimmten alsbald eines ihrer Schiffslieder an, immer einer sang einen Vers und die andern fielen im Chor ein. Rasch ging es vorwärts und in dritthalb Stunden hatten wir die 35 Meilen entfernte Mündung des Cowlitz erreicht, hier aber fanden wir eine starke Strömung gegen uns, so daß wir bei Einbruch der Nacht nur 12 Meilen weiter gekommen waren. Es machte mir viel Vergnügen, die Voyageurs als Schiffsleute zu beobachten: sie benahmen sich außerordentlich höflich und aufmerksam gegen einander, und sind stets guten Muthes. Am andern Morgen hatten sie ihren Putz abgelegt, die Hüte sorgfältig mit eingeölten Fellen bedeckt, und erschienen zu harter Arbeit gerüstet. Die Strömung wurde hier mit jeder Meile stärker, und die Schwierigkeit sie zu überwältigen größer. Die Leitung der Boote in den Schnellen erfordert große Gewandtheit, und ist höchst aufregend sowohl für die Passagiere als für die Voyageurs selbst. Wir kamen an diesem Tage nur zehn Meilen weit und mußten drei Meilen unterhalb der Farm ein Lager schlagen. Erst am 19ten erreichten wir den Ort unserer Bestimmung.

Hr. Ogden war einer der ersten, welche diesen Theil des

Landes bereisten, und er sagte mir, er habe das ganze Land durch das Anschwellen des Flusses überschwemmt gesehen. Dieß kann jedoch nur selten eintreten und könnte nur das Ergebniß eines plötzlichen Schmelzens des Schnees, begleitet von heftigen Regenströmen, seyn. Die nicht sehr zahlreichen Ansiedler hier leben glücklich und einträchtig; sie ziehen das Cowlitz-Thal dem des Willamette vor, obgleich das Land nicht so fruchtbar ist; indeß gedeihen hier manche Gemüse, die am Willamette nicht wachsen. Hier mußte ich mich von den HH. Ogden und Capt. Varney trennen, um den Weg nach Nisqually einzuschlagen, das ich am zweiten Tage Morgens erreichte.

Hier waren inzwischen Nachrichten von den verschiedenen, zur Aufnahme der Küste und zur Erforschung des Landes ausgeschickten Partien eingelaufen, und die Vorbereitungen zu den wissenschaftlichen Operationen vollendet, auch zwei Blockhäuser gebaut, in denen man nun die Versuche mit dem Pendel und die astronomischen Beobachtungen machte. Dieß dauerte bis zum 4ten Julius. Hr. Ogden hatte mir eine Fahrt auf dem Columbiastrom aufwärts bis Wallawalla angeboten, und es war meine ursprüngliche Absicht, von dem Peacock eine Abtheilung in dieser Richtung auszuschicken, um über die Felsengebirge bis nach den Quellen des Yellowstone zu gehen. Befehle zu diesem Zweck waren ausgefertigt, und sollten Capt. Hudson bei seiner Ankunft übergeben werden. Da aber dieser noch immer nicht ankam, so stieg allmählich die Befürchtung in mir auf, dem Schiffe möchte ein ernster Unfall zugestoßen seyn, und da ich die Erforschung eines so wichtigen Theiles des Landes, namentlich unter so günstigen Verhältnissen wie Hr. Ogden sie bot, nicht aufgeben wollte, so beauftragte ich Hrn. Drayton mit dieser Aufgabe, der inzwischen viele naturwissenschaftliche Sammlungen gemacht hatte.

Ich ließ ihn deßhalb zu Vancouver zurück, wo er theils wegen der Vorbereitungen zur Reise, theils wegen des anhaltenden Regens, der den Columbia rasch zum Steigen brachte, mehrere Tage bleiben mußte; die niederen Prairien waren überschwemmt und der Weizen litt an mehreren Stellen. Wie porös der Boden ist, ergibt sich aus dem Umstand daß der Brunnen zu Vancouver mit dem Flusse steigt und fällt, obwohl er eine Viertelmeile vom Ufer liegt. Dieß ist an keiner andern Stelle des Gebiets, wo

man Brunnen gegraben hat, der Fall, wahrscheinlich würde es aber auf allen den niedern Prairien des Columbia der Fall seyn, denn überall scheint der Boden ziemlich derselbe. Zu Vancouver zieht man das Flußwasser dem Brunnenwasser vor, obgleich letzteres nicht für ungesund gilt. Am 26. waren die Boote, welche gewöhnlich 30′ lang und 5½′ breit sind, fertig; alle Waaren für die nördlichen Posten waren sorgfältig in Ballen von 90 Pfund gepackt, und bestanden in Spezereiwaaren, Kleidern, Mehl, Pulver, Kugeln u. s. w. Die verschiedenen Päcke waren natürlich an Größe sehr verschieden, von einigen Zoll bis zu 2 Fuß ins Gevierte; diese gleiche Vertheilung der Last ist aber nothwendig wegen der zahlreichen Trageplätze, sowie um Ladungen für Pferde zu bilden, die man zu Okonagan für die Reise nach dem Thompsonfluß nimmt, welche 20 Tage dauert.

Hr. Ogden ist gewöhnlich 6 Monate des Jahrs von und nach seinem Posten am Südende des Stuartssee, Fort St. James genannt, unter 54° NB. auf der Reise; diese tritt er im Frühjahr an, und kehrt im Herbst zurück. Vor seinem Abgang rüstet er seine Sommertrappers, nach seiner Rückkehr die für den Winterfeldzug aus, und nimmt dann den Ertrag einer Jahresjagd auf seine Reise mit sich. Dieser Posten ist der gewinnreichste von allen den Sectionen westlich der Gebirge. Der durchschnittliche Preis eines Biberfells ist etwa 25 Cents, und bis es nach Vancouver kommt, ist es auf 2½ Dollars gestiegen. Der Betrag der Felle, die Hr. Ogden jährlich mit sich bringt, trägt in London 50,000 Pf. St. rein ein, woraus man sich einen Begriff von dem Werth dieses Handels machen muß. Beim Aufbruch ist es die Sitte Hrn. Ogdens, sowie aller Wanderzüge der Compagnie, am ersten Tag nur einige Meilen weit zu gehen, damit man sieht ob irgendetwas vergessen wurde, und deßhalb zurückkehren kann. Die Brigade bestand aus neun Booten, die von 60 Voyageurs gerudert waren, von denen acht ihre indianischen Frauen bei sich hatten. Ein Viertheil der Ruderer waren Irokesen, lauter starke, abgehärtete Leute. Sie sind bloß mit einem viereckigen Segel versehen, da der Wind gewöhnlich nur direct stromauf- und abwärts bläst.

Am andern Tage, 27 Junius, wurde früh aufgebrochen, und man erreichte die Fischerei der Compagnie an den Cascaden um

6 Uhr Nachmittags. Bis hierher kann man fahren, dann aber macht der Strom eine Wendung gegen Norden, und ist über 2 Meilen weit verhältnißmäßig schmal, nur 450 Yards breit. Auf dieser kurzen Strecke fällt der Strom etwa 40 Fuß, die ganze Wassermasse drängt sich mit wildem Ungestüm durch diesen engen Canal, schlägt hohe Wellen und macht furchtbare Wirbel, die unmöglich mit Booten zu befahren sind. Das Land am Ufer des Stromes ist, mit Ausnahme einiger hohen basaltischen Felsen, von denen sich einige 200 Fuß hoch wie Schloßthürme erheben, niedrig, bis man zu diesen Cascaden kommt, die einen Theil der sogenannten Cascadenkette bilden, deren geologischer Charakter basaltische Lava, basaltisches Conglomerat und Sandstein ist; große Massen versteinerten Holzes finden sich in der Nähe. An den Cascaden finden sich während der Fischzeit etwa 300 Indianer, von denen nur ein Zehntheil bleibende Anwohner sind: sie bewohnen drei Hütten; früher aber stand eine große Ortschaft hier. Fische werden hier in großer Menge gefangen, ziemlich auf dieselbe Weise wie an den Willamettefällen. Es sind hier zwei Tragplätze, die man unter dem Namen der alte und der neue Tragplatz kennt: am ersten wird nur die halbe Ladung gelandet, die Boote eine halbe Meile weit hinaufgezogen und dann die Ladung wieder eingeschifft. Die Boote werden hierauf bis zum alten Tragplatz gezogen, indem ein starker Wirbel hier die Strömung in entgegengesetzter Richtung treibt. Am alten Tragplatz muß man die ganze Ladung landen, worauf die leeren Boote drei Viertelmeilen weit gezogen werden. Ein mit der Schifffahrt auf diesem Strom unbekannter Fremder muß staunen über die Art, wie diese Schiffer sich halten, denn es ist fast unglaublich wie sie solche Schnellen, wie die an den Cascaden, überhaupt überwinden können. Die Art wie sie die Waaren transportiren, ist ebenfalls eigenthümlich: die Last wird auf dem Rücken des Voyageurs durch ein Band gesichert, das um die Stirne und unter dem Ballen herumgeht; er hockt nieder, rückt die Ladung zurecht, und steht auf mit 90 Pfund auf dem Rücken, worauf ein anderer noch einen Pack von 90 Pfund darauf wirft, mit welcher Last er nun halb gebückt bis ans Ende des Tragplatzes forttrabt. Indianer leisten um ein kleines Geschenk von Tabak bei diesen Tragplätzen Hülfe; die Boote kommen selten ohne Beschädigung durch, und auch dießmal wurde die

Reisegesellschaft den Tag über damit aufgehalten die Schäden auszubessern.

Eine kurze Strecke oberhalb der Cascaden kam man an einem versunkenen, zu dieser Zeit völlig überschwemmten Wald vorüber. Bei der Rückkehr Hrn. Draytons war das Wasser so gefallen, daß die Stümpfe hervorschauten: es waren Fichten und ganz verfault, so daß sie brachen, wenn man sich daran festhalten wollte. Wahrscheinlich ist die Stelle auf welcher der Fichtenwald stand, durch die heftige Strömung während der Ueberschwemmung unterhöhlt worden, und der Wald ist nach und nach gesunken, bis die Bäume völlig überschwemmt waren, denn die ganze Masse scheint in den Wurzeln dermaßen verschlungen, daß ihre Trennung unmöglich war. Aehnliche Veränderungen durch Unterhöhlungen gehen auch an andern Theilen des Stroms fortwährend vor sich.

Am 30 Junius hatten sie günstigen Wind, er blies aber so heftig, daß sie die Segel einreffen und am Lande anlegen mußten. Auf diesen vierzig Meilen des Stromes zwischen den Cascaden und den Dalles weht im Sommer fast täglich ein Sturm aus dem Westen; diese Strecke hat keine Schnellen, ist für Schiffe die zwölf Fuß tief im Wassen gehen, schiffbar, und man fährt durch hohe Ufer von Basaltfelsen hin. Am Abend kamen sie vier Meilen unterhalb der Mission, und sieben unterhalb der Dalles an, von wo man das Gebrüll des Wassers deutlich hörte. Das Land bot hier einen verschiedenen Anblick dar, die Bäume nahmen an Zahl ab, und das Land sah trocken und verbrannt aus. Ehe die Zelte aufgeschlagen wurden, klopften die Leute auf die Büsche um die Klapperschlangen wegzujagen, von denen eine Menge getödtet wurde. Am andern Morgen wurde abermals aufgebrochen und bald die Mission erreicht, welche etwa drei Viertelmeilen vom Strome liegt. Die Mission besteht aus zwei Methodistenpredigern und einem Laien, der den Landbau treibt. Die Gebäude stehen auf einer hohen Stelle zwischen einzelnen Eichen, mit einem Eichen- und Fichtenwald, und mit zahlreichen zerrissenen Brocken und obeliskartigen Pfeilern von Conglomerat und einzelnen basaltischen Felsen im Hintergrund; gegen vorn ist eine Alluvialebene, die sich gegen den Strom hin senkt und etwa 2000 Acres guten Landes umfaßt. Nur einige Indianer wohnen in der Nähe der Mission während des Winters, und diese bilden

eine elende Race, die in Löchern nicht unähnlich einem Backofen haust, um sich warm zu halten, denn sie sind zu faul Holz zu hauen zum Feuer. Die Zahl derer welche zur Fischzeit die Dalles besuchen, beträgt etwa 1500, aus dem ganzen Lande umher, und meistens der Auswurf der verschiedenen Dörfer. Die Missionäre beklagen sich über deren Unverschämtheit und diebische Gewohnheiten, und wünschen sehr, daß sich einige Ansiedler bei ihnen niederlassen möchten, um Schutz gegen mögliche Angriffe zu haben. Fortschritte können die Missionäre unter einer solchen Bevölkerung nicht machen, obgleich sie einigen moralischen Einfluß gewonnen haben sollen.

Die Mission liegt drei Meilen von den Dalles, wo der Fischfang sechs Monate hindurch dauert, und auch Störe den größern Theil des Jahres hindurch gefangen werden. Hier sammelt sich das wahre Lumpengesindel der umwohnenden Stämme; nirgends, selbst nicht auf den polynesischen Inseln sah ich eine buntscheckiger gekleidete Menge, und zudem fehlt den hiesigen Indianern jenes Schicklichkeitsgefühl und die Reinlichkeit welche jene Insulaner zeigen. Während der Fischzeit leben die Indianer von Kopf, Herz und anderm Abfall, das Fleisch wird getrocknet und dann zu Pulver gestoßen, worauf man es in Körben und an trockenen Orten drei Jahre lang aufbewahren kann.

Die Dalles sind eine der merkwürdigsten Stellen am Columbia; der Strom ist hier auf der Länge einer halben Meile in einen schmalen nur 200′ breiten Canal gepreßt; die Wände sind senkrecht, oben flach und bestehen aus Basalt: der Strom bildet einen Winkel da er in einem Amphitheater liegt, das sich mehrere Meilen weit gegen Nordwesten ausdehnt, und von einer hohen basaltischen Mauer eingeschlossen ist. Dem Anschein nach muß der Strom früher in geradem Laufe sich über das ganze Amphitheater hin ergossen haben, da aber der Canal tiefer wurde, so ist derselbe jetzt nur auf seine gegenwärtigen Gränzen beschränkt. Außer dem Hauptcanal gibt es noch vier oder fünf kleinere von nur einigen Fuß Breite; durch diese läuft das Wasser wenn der Strom angeschwollen ist, was manchmal in sehr bedeutendem Grade stattfindet, denn der größte Unterschied zwischen niedrigem und hohem Wasserstand beträgt 62 Fuß, eine Folge der Aufstauung des Wassers durch den engen Paß. Von dem furchtbaren Tosen des Wassers

kann man sich einen Begriff machen, wenn man weiß daß das Wasser auf einer Strecke von zwei Meilen um etwa 50 Fuß fällt. Der Lagerplatz ist hier eine Meile lang, sehr steil, und da das Wetter — es war am 4 Juli — sehr heiß war, so nahm man viele Indianer mit ihren Pferden beim Transport zu Hülfe. Mit Einbruch der Nacht war der Transport, selbst der Boote, die allein 70 Mann in Anspruch nahmen, vollendet.

Das Lager wurde auf einem Ufer von Sand aufgeschlagen, den der Wind in Massen umhertrieb, so daß alles buchstäblich damit bedeckt war; denn das Klima ist hier sehr trocken, und es fällt kein Thau, vom Mai bis November selbst wenig Regen; doch ist der Winter reich an Regen und Schnee. Die Kälte ist selten groß, obwohl im Winter vor unserer Ankunft der Thermometer auf — 18° F. gefallen war; die größte Hitze im Sommer ist 100° im Schatten, aber selbst nach den heißesten Tagen sind die Nächte kühl und angenehm.

Am 5 Jul. mit Tagesanbruch waren alle Waaren wieder eingeschifft, und bald erreichte man die Chutes (Fälle), wo wieder ausgeladen werden mußte; nur bei sehr hohem Wasserstande kann man diese zehn Fuß betragenden Fälle zu Wasser passiren. Von den Chutes an bis zum John-Daysfluß ist das Bett des Columbia mit Felsen angefüllt, welche gefährliche Schnellen bilden, und die Boote mußten deßhalb die ganze Strecke gezogen werden. Sobald man über die Dalles hinaus ist, nimmt das Land einen ganz verschiedenen Charakter an, denn die Linie der Wälder erstreckt sich nicht weiter; in diesem ganzen Gebiet südlich vom 48° NB. enden sie ungefähr in derselben Entfernung von der Küste. Das Land ist entschieden vulkanisch und die Ufer an beiden Seiten felsig und hoch; wenn der Wind fehlt, ist es hier ungemein heiß, so daß man kein Metall anrühren kann, das der Sonne ausgesetzt war.

In der Nähe befinden sich eine Menge Dörfer mit gut gebauten Hütten, und überhaupt scheinen diese Indianer denen in andern Dörfern sehr überlegen und in bessern Umständen zu seyn. Ihre Frauen scheinen ein höheres Ansehen zu genießen, als sonst unter Wilden gewöhnlich ist, und einige üben selbst eine Art Oberbefehl über die Männer aus. Stets folgten 50 bis 100 Indianer dem Zuge und halfen der Mannschaft; der Lohn für einen

halbstündigen Dienst bestand gewöhnlich in zwei Tabakblättern, nach denen sie sehr begierig waren.

Sobald man über John Daysfluß hinaus ist, wird das Land weit niedriger und dürrer, und die Strömung verhältnißmäßig schwächer. Das Wetter war außerordentlich heiß, und der Triebsand fand sich in größerer Menge als vorher, so daß man an ganzen Sandinseln vorüberkam; das Land sah aus als wäre es in nicht entfernter Zeit das Bett eines großen Sees gewesen. Längs dem Flusse von den Dalles aufwärts wächst auch nicht ein einziger Baum, nur Treibholz ist manchmal zu sehen, das man den Indianern gegen Tabak abkaufen muß. Das Land ist, so weit man nach allen Seiten hin sieht, eine dürre, öde Wüste, bedeckt mit weißem Sand und runden abgeriebenen Kieseln; es erzeugt nichts als ein wenig Gras, etwas Holz und eine kleine Cactusart, die lange weiße Dornen hat, welche so hart und scharf sind, daß sie, wenn man darauf tritt, durch den Stiefel dringen.

Am 6 Jul. Abends erreichte der Zug den Fuß der großen Schnelle, über welche die Boote hinaufgezogen wurden, und nun kam man an den Fuß der gleichnamigen Berge, die aus Basalt, alter Lava und Schlacken bestehen; diese Berge sind steil gegen die Flußseite, zerbröckeln aber rasch und fallen in den Strom. Achtzehn Meilen unterhalb Wallawalla kam man an den Windmühlenfelsen, um den eine große Anzahl merkwürdiger basaltischer Gipfel herumliegen. Während man Wallawalla sich nähert, wird die Scenerie wahrhaft großartig: das Land ist in zahlreiche vulkanische Gipfel von mannichfacher phantastischer Form zerrissen, die theils einzeln, theils in Gruppen herumliegen; einige derselben sind unter dem Namen der neun Nadeln bekannt. Durch diesen Paß von vulkanischen Felsen stürmt im Sommer der Wind mit großer Heftigkeit, um die obere verdünnte Luft zu ersetzen. Die Strömung war hier bedeutend gewachsen, und die Voyageurs mußten wiederholt ausruhen. Als der Zug ins Angesicht des Forts kam, wurde die Compagnieflagge aufgezogen. Etwa anderthalb Meilen vom Fort wird das Land wieder flacher, und erhebt sich, wenn das Wasser hoch ist, wenig über den Strom. Der Boden besteht meilenweit gegen Osten und Westen aus Triebsand, mit wenig oder keiner Erde, und nichts wächst darauf als etwas Bündelgras und Wermuth. Der Zug erreichte das Fort

um Sonnenuntergang; es stand eben unter dem Befehle des Hrn. Mac Lean, der sich alsbald bereit erklärte mit seiner indianischen Frau und seinen Kindern die Reise mit Hrn. Ogden fortzusetzen. Den Beamten der Compagnie läßt man nicht viel Zeit ihre Bequemlichkeit zu pflegen; sie müssen sich gefaßt halten, jeden Augenblick zum Aufbruch befehligt zu werden.

Fort Wallawalla ist ein Viereck von etwa 200 Fuß Länge; es ist aus Pallisaden gebaut, mit einer Gallerie innen, von der aus man über die Pallisaden wegsehen kann; es hat zwei Bastionen, die eine gegen Südwesten, die andere gegen Nordosten. Alles ist mit Sand und Staub bedeckt, das Klima ist heiß, und alles rund umher so trocken, daß man meint ein Funken müsse alles in Brand stecken und in Asche verwandeln. Vor 23 Jahren war Hr. Ogden auf seinem Wege an dieser Stelle von dem Wallawallastamme angefallen worden, und hatte auf der Insel in der Nähe des Forts seine Zuflucht nehmen müssen; hier setzte er sich zur Wehre und schlug die Indianer vollständig; seit dieser Zeit wurde der Posten besetzt und kein Angriff fand mehr statt. Dieß kann einen Begriff geben, welche Gefahren die Beamten und die Mannschaft der Hudsonsbay-Compagnie zu befahren haben; jetzt zwar ist es am Columbiastrom sicher, doch gibt es noch manche Striche, wo sie Angriffen ausgesetzt sind. Die Voyageurs haben ein Leben voll Unruhe und Entbehrung, und doch findet man wenige Leute so lustig. Hr. Ogden erzählte mir, daß der erfahrenste Voyageur als Lootse für einen ganzen Zug genommen wird, und er ist der Bugmann des vordersten Boots, was eine ehrenhafte Stelle hohen Vertrauens ist. Jedes Boot hat seinen Bugmann, welcher als erster Befehlshaber und als verantwortlich gilt; die Sicherheit des Boots, namentlich beim Hinabfahren der Schnellen, hängt von ihm und dem Patron ab welcher das Boot steuert. Beide haben lange und breite Ruder, und es ist zum Erstaunen, welche Gewalt diese beiden über die Richtung des Boots ausüben können. Diese Leute erhalten durch lange Uebung eine solche Erfahrung und eine solche Kaltblütigkeit mitten in der Gefahr, daß es bei allen an solche Scenen nicht gewohnten Zuschauern Staunen und Bewunderung erregt.

Allem Anschein nach finden sich nicht leicht arbeitsamere Menschen und Leute, die, namentlich wenn man den niedern Lohn von

17 Pf. St. und die schlechte Nahrung die sie erhalten, in Anschlag bringt, so ausnehmend willig sind. Die Lebensmittel bestehen aus grobem unausgeschrotenem Brod, getrockneten Salmen, Fett und getrockneten Erbsen. Gewiß würde kein Amerikaner sich mit einer solchen Nahrung zufrieden geben, die Canadier und Irokesen genießen sie ohne zu murren, außer gegen Fremde, bei denen sie sich häufig über spärlichen Lohn und Nahrung beklagen. Die Disciplin ist streng und ziemlich willkürlich, dennoch unterwerfen sie sich derselben willig. Sehr wenige von denen welche in dem Compagniedienst leben, verlassen je wieder den Theil des Bodens in welchem sie beschäftigt wurden, denn nach den ersten fünf Jahren lassen sie sich gewöhnlich für drei weitere anwerben. Dieser achtjährige Dienst in einem an Abenteuern und Gefahren so reichen Leben erzeugt eine Anhänglichkeit daran, und sie bleiben darin bis sie alt werden; denn wenn sie verheurathet sind und von indianischen Frauen Kinder haben, beziehen sie unter den Auspicien der Compagnie am Columbia oder am Red River eine kleine Farm; für Weiber und Kinder ist nichts stipulirt, sie erhalten aber gewöhnlich etwas, wenn sie gute Dienste geleistet. Stirbt ein Mann und hinterläßt Familie, so wird gewöhnlich für diese gesorgt, obgleich die Compagnie zu nichts verpflichtet ist. Die Beamten der Compagnie sehen besonders streng darauf, daß ihre Diener die Weiber nicht verlassen; thut es einer, so wird er verhaftet, bis er Sicherheit für seine Familie gibt. Die Oberbeamten der Compagnie haben magistratische Gewalt über ihre Leute, müssen aber Flüchtlinge oder Verbrecher nach Canada zurückschicken, um sie von den dortigen Gerichtshöfen aburtheilen zu lassen. Dieß ist vielleicht ein so wirksames Mittel zur Verhinderung von Verbrechen als wenn die Gerichtshöfe in der Nähe wären, denn schuldig oder unschuldig, ein solcher Transport bringt dem, der von seinem kleinen Eigenthum fort muß, immer bedeutenden Schaden. Dieß hält die in Oregon angesiedelten alten Voyageurs in strenger Zucht, und sie müssen sich, wenn auch vielleicht wider Willen, dem Wunsche derjenigen fügen, deren Dienst sie verlassen haben. *)

*) Diese Schilderung zeigt, welchen Verlust die Hudsonsbaygesellschaft durch Uebertragung des Landes bis zur de Fuca-Straße an die Ver-

Von Wallawalla machte Hr. Drayton einen Ausflug nach der von Dr. Whitman und Hrn. Gray im J. 1837 gegründeten Mission Waiilaptu, die noch drei Nebenstationen hat, von denen jedoch eine eingegangen ist, da sich keine Indianer in der Nähe fanden. Zur Zeit von Hrn. Draytons Besuch waren hier nur 14 Indianer, Männer, Weiber und Kinder zusammen; die andern waren nach der 25 M. entfernten Grande Ronde gegangen, um dort Handel zu treiben. Dieß ist eine von hohen basaltischen Mauern eingeschlossene Ebene oder Bergprairie, OSO. von Wallawalla, an dem Wege der nach den Vereinigten Staaten führt. Die Ebene ist 25 Meilen lang und 12 breit; hier kommen die Cayus, Nez percés und Wallawalla-Indianer zusammen, um mit den Schlangenindianern oder Schoschonen Salmen und Pferde gegen Wurzeln, Zelte aus Fellen, Elennthiere und Büffelfleisch auszutauschen. Hr. Drayton traf zu Waiilaptu einen alten Indianer, den man als den Mann bezeichnete, der die erste je im Land gesehene Flagge als Friedenszeichen nach der Grande Ronde brachte. Lewis und Clarke hatten während ihres Aufenthalts im Lande dem Cayus-Stamm eine amerikanische Flagge gegeben und sie eine Friedens-Flagge genannt; dieser Stamm war mit den Wallawallas in Verbindung, mit den Schlangenindianern aber in stetem Kriege gewesen. Als es unter den letztern bekannt geworden war, daß eine solche Flagge existire, nahm eine Abtheilung Cayus in Wallawalla dieselbe und pflanzte sie in der Grande Ronde auf. Die Folge war, daß seitdem beide Stämme stets im Frieden mit den Schoschonen lebten, und alle drei jährlich an diesem Orte des Handels wegen zusammenkommen; letzteres geschieht auch wegen der großen Menge von Cammas-Wurzeln, die hier wachsen und ein Lieblingsnahrungsmittel aller Indianer sind.

Die Missionäre leben hier ganz bequem und sind zufrieden, doch nicht ganz ohne Besorgniß vor indianischen Plünderungen. Dr. Whitman, ein ungewöhnlich großer, athletisch gebauter Mann,

---

einigten Staaten erleiden muß; ihr Herrschaftssystem ist großentheils gebrochen, und die Voyageurs werden jetzt mehr und mehr in die besser bezahlten Dienste amerikanischer Gesellschaften übergehen. Der Bestand der Hudsonsbaygesellschaft wird dadurch sehr gefährdet. A. d. U.

genießt große Achtung bei den Indianern, die auch seine ärztlichen Kenntnisse benützen, was hier nicht so gefährlich zu seyn scheint, wie unter den Stämmen im tiefern Lande oder weiter gegen Norden. Diese Missionäre haben eine Menge Rindvieh und Pferde, die wenig oder keiner Pflege bedürfen, da an Heu und Gras Ueberfluß ist; der Häuptling der Cayus hat über 1000 Pferde auf diesen Weidegründen.

Der Winter dauert etwa drei Monate, der Schnee aber bleibt nur kurze Zeit liegen, und das Gras wächst den ganzen Winter hindurch. Einen richtigen Begriff von dem Klima kann man sich aus dem Umstande machen, daß Reisende, welche aus dem Lande der Schlangenindianer im Januar 1841 über die blauen Berge kamen, in den Bergen fünf bis sechs Fuß tiefen Schnee und das Wetter sehr kalt fanden; als sie aber am folgenden Tage in diese Ebenen herabstiegen, war das Wetter warm und angenehm, das Gras grün und viele Blumen standen in Blüthe. Diese Milde des Klima's findet ihre Erklärung namentlich in den heißen Südwinden, welche aus den weiten Sandwüsten Obercaliforniens herstreichen. Man fürchtet diesen Wind sehr, denn er ist von überwältigend brennender Art und kommt meist aus Südwest, von wo er oft ungeheure den Himmel verdüsternde Sandwolken mit sich bringt; im Sommer weht er fortwährend und wächst Nachts gewöhnlich zu einem Sturm an. Diese Beschaffenheit des Klima's ist Ursache der schwachen Vegetation in der Nähe des Forts; erst am Wallawalla-Fluß trifft man wieder Bäume, Pappeln, Weiden, Birken und Ellern; die Pappel wächst bis zu 100′ Höhe, und hat am untern Stamm 2½′ Dicke; der Erfolg der Missionsarbeiten ist hier sehr gering, doch ist es Hrn. Whitman ziemlich gelungen, die Indianer zu überzeugen, daß sie mit dem Anbau des Bodens einen sicherern Lebensunterhalt gewinnen als mit der Jagd und dem Fischfang.

Mit einem der Beamten der Compagnie machte Hr. Drayton noch einen Ausflug nach der großen Gabeltheilung des Columbia und von da am südlichen Arme aufwärts. Hier zeigt sich die merkwürdige Erscheinung, daß die von Norden kommenden Wasser des Columbia so kalt und die des aus dem Süden kommenden Schlangenflusses so warm sind, daß man den Unterschied noch bei Wallawalla bemerkt; denn das Wasser längs dem Ostufer

nahe am Fort ist zu warm zum Trinken, und wenn man kühles Wasser haben will, muß man es in einem Kahn aus der Mitte des Stromes holen.

Nach diesem Ausflug kehrte Hr. Drayton zurück nach Vancouver und brachte die Materialien zur Entwerfung einer Stromkarte oberhalb der Cascaden bis Wallawalla mit. Es war meine Absicht gewesen, das Land vom John Days-Fluß gegen Süden zu verfolgen, und es wäre dieß auch geschehen, wenn der Peacock den Columbia zu rechter Zeit erreicht hätte.

---

## Elftes Capitel.

### Die Fahrten des Peacock.

Meine Besorgnisse über das Schicksal des Peacock und Flying-Fish nahmen mit jedem Tage zu, und endlich wurde die Ueberzeugung bei Officieren und Mannschaft allgemein, daß dem einen dieser Fahrzeuge oder beiden unter den gefährlichen Korallenriffen und Inseln, die sie hatten erforschen sollen, ein ernstlicher Unfall zugestoßen seyn müsse. Die Zeit, zu der sie am Columbiastrom hätten ankommen sollen, war bereits um drei Monate überschritten. Am 27. Juli, während ich eben mit der Aufnahme des Labyrinths der Arro-Inseln in der de Fuca-Straße beschäftigt war, erhielt ich Briefe und Depeschen aus Nisqually mit der Nachricht, daß der Peacock an der Barre des Columbiastroms gescheitert, daß jedoch die ganze Mannschaft gerettet sey. Diese Nachricht, so schlimm sie war, gereichte mir zu großem Troste, denn ich hatte nicht bloß den Verlust der Schiffe, sondern auch den der Mannschaft befürchtet. Indeß mußten sich jetzt alle meine Plane hinsichtlich der Beschäftigung der Escadre ändern; ich beschleunigte die Aufnahme der Arro-Inseln, fuhr dann die de Fuca-Straße hinab und langte am 6. Aug. Morgens vor Cap Disappointment an, wo wir den Flying-Fish fanden, an dessen Bord sich Capitän Hudson befand, der mir alsbald das Nähere über den Verlust des Peacock mittheilte. Dieser war am 17. Juli am Cap Disappointment angekommen, und schon am 18. Morgens, als er an einer an-

scheinend ruhigen Stelle über die Barre fahren wollte, gestrandet. Nur mit großer Anstrengung wurden die Sammlungen des Schiffes und endlich die Mannschaft gerettet; Cap. Hudson war der letzte der das Schiff verließ.

Sobald ich nun den ganzen Stand der Dinge übersah, traf ich hinsichtlich der Escadre und der noch auszuführenden Arbeiten die Anordnungen, welche mir unter den neuen Umständen am passendsten schienen. Ich beschloß meine Flagge auf dem Porpoise aufzupflanzen, und mit diesem Schiff, dem Flying-Fish und den Booten des Peacock den Columbia bis zu seinem äußersten schiffbaren Punkte aufzunehmen. Das konnte in der möglichst kurzen Zeit geschehen, und zugleich eine Abtheilung durch den südlichen Theil des Oregon-Gebiets nach San Francisco geschickt werden; der Vincennes wurde unter Lieutenant Cmdt. Ringgold eben dorthin beordert, um den Sacramento-Fluß aufzunehmen.

Der Peacock und Flying-Fish hatten Oahu am 2. Decbr. 1840 verlassen und steuerten südwärts bis 5° N. B. und 160° W. L., wo man eine Insel vermuthete, die sich aber nicht fand. Dann steuerten sie nach Washington (auf Arrowsmiths-Karte, New-York-) Island unter 4° 41′ 35″ NB. und 160° 15′ 37″ W. L.; diese Insel ist 3¼ Meilen lang, 1¼ Meilen breit und ganz mit Cocosnuß- und andern Bäumen bedeckt, die ein äußerst üppiges Wachsthum zeigen. Die Insel erhebt sich etwa 10′ übers Meer, aber die Brandung bricht sich so stark, daß man nicht landen kann. Fünf Inseln, die sich in der Nähe finden sollten, wurden acht Tage lang gesucht, aber nicht aufgefunden. Am 20. Dec. erreichten sie Jarvis Insel unter 3° 22′ 33″ S. und 159° 54′ 11″ W., eine kleine 1¾ Meilen lange Koralleninsel, welche man gleichfalls wegen der heftigen Brandung nicht erreichen kann, und die Capitän Hudson für sehr gefährlich hält. In den nächsten 15 Tagen wurde Brook's Insel, Clarks Riff und mehrere Untiefen aufgesucht, und wie so manche andere nicht aufgefunden. Unter 2° 55′ S. B. und 160° 26′ W. erkannten sie an der Inclinationsnadel daß sie den magnetischen Aequator erreicht hätten, und folgten ihm bis 171° W. Am 11. Jan. erreichten sie Birnie's Insel unter 3° 34′ 15″ S. B. und 171° 33″ W. und nahmen sie auf; es ist ein nur 1 Meile langer und ¼ M.

breiter, 6′ über dem Meere erhobener Korallenstreif, der sehr gefährlich für Schiffe ist, da man ihn nicht aus größerer Entfernung sehen kann, und ein Schiff bei trübem Wetter nach seiner Entdeckung kaum Zeit hat zu wenden.

Eine Anzahl Inseln und Riffe, die auf den Karten verzeichnet sind, wurden sodann aufgesucht und nicht gefunden. Die Folgen der Regenzeit traten jetzt in diesen Breiten ein, und zeigten sich in plötzlichen Windstößen und Seestürmen, die einige Stunden in der Nacht fortdauerten, worauf sich der Himmel einigermaßen gegen Sonnenaufgang aufhellte, dann aber den Tag über wolkig blieb, während an mehreren Stellen des Horizonts heftige Regenfälle sichtbar wurden. Unsere Erfahrung bestätigte die allgemein angenommene Ansicht, daß solches Wetter gewöhnlich in der Nähe kleiner Inseln vorkommt, daß aber diese vereinzelten verhältnißmäßig so kleinen Stellen einen so großen Einfluß ausüben und die Dünste aufhalten und verdichten sollten, scheint mir nicht wahrscheinlich; ich möchte eher annehmen, daß es in der hohen fast 90° — also mehr wie in irgend einem Theil des Meeres — betragenden Temperatur des Oceans seinen Grund hat; die Verdünstung geht also viel rascher vor sich, wird in dem höhern Theil der Atmosphäre verdichtet, und fällt dann Nachts in reichlichen Strömen herunter. Dieß ist namentlich der Fall, wenn die Passatwinde unterbrochen sind, die sonst den Dunst wegführen würden.

Am 25. bekamen sie die Herzog v. Yorks-Insel zu Gesicht, unter 8° 36′ S. und 172° 23′ 52″ W., eine Laguneninsel mit Korallenformation, von Ost nach West 3 Meilen lang, von Nord nach Süd 2½ Meilen breit. Eine Einfahrt in die Lagune ist nicht vorhanden, und die See bricht sich mit Heftigkeit am Riff; doch kann man bei Hochwasser ohne Schwierigkeit hinüberkommen. Drei Doppelcanoes kamen ans Schiff, die ganz nach der auf der Samoagruppe üblichen Weise gebaut waren; auch Farbe, Gesichtszüge und Sprache erinnerten an die Samoaner. Sie waren an Wangen, Brust, Beinen und über den Hüften tättowirt, und zwar auf eine sehr auffallende und eigenthümliche Weise. Mehrere Officiere, die sich aufs Land begeben hatten, zählten 40 erwachsene Männer, wonach die Bevölkerung etwa 120 betragen kann; Byron, der die Insel im Jahre 1765 ent-

deckte, weiß von keinen Einwohnern; die jetzigen nennen sich Unterthanen eines auf Fakaafo, einer südlich gelegenen Insel, wohnenden Häuptlings. Sie meinten das Schiff sey vom Himmel gekommen und die Officiere seyen Götter, was sie sich durchaus nicht ausreden ließen; daher wohl das fortdauernde Singen und Schreien, womit man sie wahrscheinlich geneigt machen wollte. Man fand neunzehn Varietäten von Bäumen, zum Theil von starkem Wuchse; z. B. große Tournefortia, mit Farrenarten (Asplenium und Polypodium) bedeckt, die ihnen ein ganz ehrwürdiges Aussehen geben, ein mehr als 30′ hoher Pandanus, ein Baum wahrscheinlich eine Pisonia, die unten mehr als 20′ im Umkreis hatte und über 40′ hoch war u. s. w. Man sah einige zahme Seetauben, Regenpfeifer nebst zahlreichem Wassergeflügel, aber keine Landvögel. Ratten waren häufig, so wie eine große schwarze Eidechse. Beobachtungen über Inclination und Intensität wurden hier angestellt, auch eine halbe Meile vom Ufer ein Senkblei mit 300 Faden Leine ausgeworfen, ohne Grund zu finden.

Am 26. segelten sie nach der Herzog v. Clarence-Insel, erreichten sie jedoch, obwohl sie nur einige Meilen entfernt liegt, erst am 28., und fanden sie von Norden nach Süden etwas über 7 Meilen lang und 5 Meilen breit. Sie ist dreieckig, mit der Spitze gegen Norden, hat eine Lagune mit Inseln in der Mitte und an der Nordwestseite ein bloßgelegtes Riff, an dem sich das Meer mit Heftigkeit bricht. Es war deßhalb unmöglich mit dem Lande zu verkehren.

Am 28. Nachmittags fuhren sie ab, um die von Quiros Gente-Hermosas genannten Inseln aufzusuchen; nach Mitternacht aber hörten sie den fernen Ton einer Brandung, legten, da auch glücklicherweise der Wind umsprang, bei und erblickten bei Tagesanbruch eine große, bis jetzt auf keiner Karte verzeichnete Insel von dreieckiger Form mit der Spitze gegen Süden, 8 Meilen lang und 1 Meile breit. Gegen Südost und Norden ist das Land ziemlich hoch, und diese höhern Theile sind durch ein langes mit der Meeresfläche ziemlich gleich liegendes Riff verbunden; an der Ostseite ist das Land mehr fortlaufend, und an drei Stellen sind große Gruppen von Cocosnußbäumen und Gebüsch. Unsere Boote landeten an einer kleinen Laguneninsel, Fakaafo, womit die Bewohner von Oatafu oder Herzog v. Yorks-Insel den

Wohnsitz ihres großen Häuptlings bezeichneten. Oatafu war hier wohl bekannt, ebenso wie die Herzog v. Clarence's-Insel, die sie Nukunono nannten. Von ihrer eigenen Insel sprachen sie als von Fauna Loa, dem großen Lande, und sie war auch nebst den beiden eben genannten Inseln alles Land was sie kannten. Die Bewohner waren anfangs sehr scheu, aber die Hawaier, die bei den Unsrigen waren, bewogen sie bald näher zu kommen. Sie gleichen den Bewohnern von Oatafu und waren auch, mit Ausnahme von wenigen, die mit einer Menge von Pfeilen auf Stirn und Wange geziert waren, auf dieselbe Weise tättowirt; alle waren schön gebaut und männlich mit gefälligen freundlichen Gesichtern. Uebrigens herrschte auch hier die Meinung, wir kämen vom Himmel, und es dauerte geraume Zeit, ehe sie sich beruhigen ließen; indeß zeigte ihr Benehmen fortwährend dieselbe Mischung von Furcht und Freundlichkeit, wie wir es schon zu Oatafu bemerkt hatten. Auf einem öffentlichen Platze fand man an einem Pfeiler viele Speere und Keulen, die aus dem Meere aufgefischt worden waren und denen der Fidschi- und Samoa-Inseln glichen. Die Eingebornen nannten sie La-Kau-tau (Kriegsholz), hatten aber keine specifischen Namen für die verschiedenen Arten von Waffen; auch waren dieß die einzigen Kriegswaffen, die man bei ihnen sah.

Der Theil der Ortschaft welcher gegen die See zu lag, hatte eine sehr gute steinerne Mauer, längs deren mehrere kleine Häuser lagen, während an dem Ufer der Lagune eine Reihe von etwa 50 Canoe-Häusern sich befand. Die Canoes lagen in einiger Entfernung in der Lagune, und waren mit den Weibern und Kindern angefüllt. Obgleich sie die Anwesenheit unserer Officiere sehr ungern sahen, so widersetzten sie sich doch der nähern Besichtigung des Dorfes so wenig als früher dem Betreten des Tui-Tokelau oder Gotteshauses. In einigen Häusern fand man Kinder und einige Frauen, die alte Königin lag unter einer Matte versteckt und befand sich in großer Angst; die jüngern weiblichen Personen sahen sehr gut aus und waren wohl gebildet. Nirgends sah man einen Platz zum Kochen noch eine Spur von Feuer, so daß zu vermuthen ist, daß sie alle ihre Lebensmittel roh essen. Was diese Ansicht verstärkt, war die Beunruhigung der Eingebornen, wenn sie aus Stahl und

Feuerstein Funken und aus dem Munde derjenigen, welche Cigarren rauchten, Rauch hervordringen sahen. Die Eingebornen zeigten fortwährend den Wunsch, daß unsere Leute sich entfernen möchten, trieben aber daneben fortwährend einen lebhaften Handel und zeigten ihre Diebsgelüste auf eine sehr starke Weise, denn unseren Officieren wurden mehrere kleine Dinge auf eine sehr gewandte Art gestohlen. Die Bevölkerung mag etwa 600 Seelen betragen, und die, welche man zu Oatafu sah, kann man auch zu dieser Insel rechnen; es ist zu bemerken daß alle Canoes, die man hier bemerkte, Doppelcanoes waren, während man an der Bowditch-Insel nur einzelne sah. In ganz Polynesien ist der Doppelcanoe im Gebrauch, um von Insel zu Insel zu fahren. Dieß mag den Umstand erklären, daß Oatafu, oder die Herzog v. Yorks-Insel, als sie zuerst entdeckt ward, unbewohnt gefunden wurde, wie dieß ihr Entdecker besonders anführt.

Nach dreistündigem Aufenthalt verließen die Officiere die Insel und Cap. Hudson beschloß, die Gente Hermosas-Insel in Quiros aufzusuchen. Am 21. Januar kamen sie in die Nähe ihrer Localität und suchten bis zum folgenden Tage, wo sie Land sahen, aber an einer etwas andern Stelle als der wo die Quiros-Insel verzeichnet ist; Cap. Hudson nannte sie deßhalb Swains-Insel nach dem Hochbootsmann eines Wallfischfängers, der ihn mit dem Daseyn derselben bekannt gemacht hatte. Die Insel liegt 177° 55′ 15″ W. und 11° 5′ S., ist von Korallenformation, hat aber keine Lagune, denn sie hat eine Höhe von 15′ bis 25′ über dem Meeresniveau und die See bricht sich fortwährend an ihrem ganzen Umfange, so daß nirgends eine sichere Landung sich findet. Die Insel ist stark bewaldet, auch mit Cocosnußbäumen und Pandanus. Eine Meile von der Insel fand man mit 200 Faden keinen Grund. Dieser vereinzelte Fleck Landes zeigte außer dem Wäldchen von Cocosnußbäumen keine Spur, daß er je bewohnt gewesen; Tauben, ähnlich denen auf der Samoagruppe, sah man mehrere.

Nachdem die nöthigen Beobachtungen zu Bestimmung der Lage der Insel gemacht waren, fuhren die Schiffe mit dem Westwind, der seit acht Tagen fast unabläßig geweht hatte, nach Upolu ab. Dieser anhaltende Westwind kann beweisen, daß die Bevölkerung Polynesiens in dieser Jahreszeit, wo die Passat-

winde fast ohne alle Unterbrechung wehen, ohne Schwierigkeit von West nach Ost wandern konnte. Bis zum 4. Febr. hatten sie schlechtes Wetter und schwere Windstöße begleitet von Donner und Blitz. Am 5. Febr. wurden die Berge von Sawaii, obwohl noch 50 bis 60 Meilen entfernt, schwach sichtbar, und am 6. kamen sie vor der Insel Upolu an, wo Cap. Hudson, um keine Zeit zu verlieren, sogleich den Tender mit zwei Booten abschickte, um die Südseite der Insel aufzunehmen, während die Schaluppe mit dem Cutter zu demselben Zweck um die Ostseite herum geschickt wurde. Nachmittags ankerte der Peacock im Apiahafen. Sie fanden manches vorgeschritten, namentlich den Bau der Kirche, neben welcher die Gebeine des beklagten Missionärs Williams und die des Hrn. Harris beerdigt sind. Cap. Croker, der seitdem selbst in seinen Bemühungen, die Missionssache zu fördern, gefallen ist, brachte diese Ueberreste von der Insel Erromango hieher.

Da jetzt die Jahreszeit des schlechten Wetters war, so machte Capt. Hudson alle Anstalten, ihm zu begegnen, denn der Hafen von Apia ist einigermaßen dem See- und Nordwind ausgesetzt, welcher letztere äußerst heftig wehen soll. Am 12. Dec. fand ein heftiger Orkan statt, der viele Bäume niedergerissen und großen Schaden an den Früchten gethan hatte. Er begann mit leichten Winden aus Südosten, während die obern Wolkenschichten aus Südwesten herflogen. Der Wind wuchs bis zum 16., wo heftige Stöße aus Nordosten kamen. Um 2 Uhr Nachmittags kam der Wind mit Gewalt aus Südosten, war von Regen begleitet, und einige Häuser stürzten ein; um 2½ Uhr wurden die Stöße äußerst heftig aus SSO. Ein allerdings etwas beschädigter Barometer fiel auf 24″, während sein gewöhnlicher Standpunkt 28″ war; die Temperatur war 88°. Um 6 Uhr Abends erhob sich der Wind abermals, riß Häuser und Bäume nieder, und streifte ihnen die Blätter ab; die Stöße waren in Zwischenräumen von 10 Minuten äußerst gewaltsam. Um 8 Uhr Morgens drehte sich der Wind plötzlich gegen SW., nahm dann ab, und um Mittag war der Himmel klar; Hr. Cunningham berichtete, daß die Häuser gewöhnlich dann niedergerissen wurden, wenn sich der Wind gedreht hatte. Die Eingebornen erzählen von einem ähnlichen Sturm vor 9 Jahren, der alle Pflanzungen zerstörte; nach ihren Berichten

fand der Windwechsel in ähnlicher Weise, nämlich von NO. nach SW. statt. Nach dem großen Fall des Barometers und der Wuth und dem heftigen Wechsel des Sturms am 16. zu schließen, muß sein Mittelpunkt über Apia hingegangen seyn. Obwohl diese heftigen Orkane auf den Samoa-Inseln nicht sehr häufig sind, so bin ich doch nach den gesammelten Berichten zu der Annahme geneigt, daß sie zwischen den Samoa- und den Freundschaftsinseln sehr häufig sind, wo kaum ein Jahr vorübergeht, in welchem nicht die eine oder die andere Insel unter diesen furchtbaren Unfällen leidet. Es wäre deßhalb für die Wallfischfänger rathsam während der stürmischen Jahreszeit, d. h. zwischen Mitte December und Ende Mai, diese Seestriche zu meiden.

Auf den Samoa-Inseln sind merkwürdige atmosphärische Erscheinungen nicht ungewöhnlich. Ich verdanke derselben Quelle, dem brittischen Viceconsul, Hrn. Cunningham, mehrere Notizen über Sonnenhöfe, namentlich einen, der zu Fasetootai, etwa 20 Meilen westwärts von Apia, am 1. März 1840 beobachtet wurde. Der Tag war sehr hell und bis gegen Mittag bemerkte man keine Wolken. Der Himmel war im Zenith azurblau, wurde weiter abwärts purpurroth und am Horizont fast schwarz. Um 12½ Uhr zeigte sich ein weißer Ring von blendender Helle und fünf Grad Breite um die Sonne, jenseits desselben war ein weißer nebeliger Schein, der einen Radius von 15° hatte, zwischen der Sonne und dem Hof war fortwährend ein tiefblauer Himmel bemerklich. Um 1 Uhr Nachmittags breiteten sich prismatische, sehr glänzende Farben über das Ganze aus. Um 2 Uhr hatte man zu Fasetootai sehr heftige Windstöße aus ONO. Dieß Phänomen scheint local gewesen zu seyn, denn zu Apia, nur 20 M. davon, bemerkte man es nicht. Der Wind sprang während seiner Dauer auf NW. g. N. um, war von heftigem Regen begleitet, und schlechtes Wetter hielt 14 Tage lang an. Hr. Cunningham und Hr. Williams versicherten mich, die Sonnenhöfe und Nebensonnen hätten gewöhnlich schlechtes Wetter im Gefolge.

In dem Bericht über meinen Besuch dieser Insel das Jahr zuvor habe ich die Absicht des Hrn. Williams erwähnt, das Gebiet der Missionsthätigkeit auf die Gruppen westlich an den Fidschi-Inseln auszudehnen, und habe bei dieser Gelegenheit seines traurigen Todes und der Rückführung seiner Gebeine durch die

brittische Kriegsschaluppe Favourite gedacht. Dieß Ereigniß hatte, weit entfernt den Eifer der Ueberlebenden zu dämpfen, denselben einen neuen Anstoß gegeben: Hr. Heath, welcher der Nachfolger des Hrn. Williams geworden war, hatte mit einer Anzahl eingeborner Missionäre eine Kreuzfahrt gemacht, und es war ihm gelungen, solche mit aller Aussicht auf Erfolg auf derselben Insel zu festigen, welche der Schauplatz des Mordes gewesen war. Soeben wurde der Camden zu einer ähnlichen Kreuzfahrt unter dem Missionär Murray von Tutuila ausgerüstet. Capt. Hudson drang in sie, die von ihm vor kurzem entdeckte Insel Fakaafo oder Bowditch zu besuchen, und es ist zu hoffen, daß ihre Unternehmungen demnächst auf dieß durch den Verkehr mit den Europäern noch nicht befleckte Volk gerichtet seyn werden; der Plan, eingeborne Missionäre anzuwerben, scheint zu gelingen, und ich bin nach der aus meinen Erfahrungen geschöpften Ansicht überzeugt, daß er allein einen Grund legen kann, auf dem man später fortzubauen vermag. Die weißen Missionäre haben eine Menge Schwierigkeiten zu überwinden, und werden wegen ihres gewöhnlichen Mangels an Weltkenntniß in sehr vielen Fällen betrogen werden. Die Schwierigkeiten liegen hauptsächlich in der Heuchelei und Hinterlist der Eingebornen, die sehr gewandt sind in der Kunst, eine falsche Meinung von ihren Gesinnungen und Planen zu erwecken, namentlich wenn sie durch eine solche Heuchelei ihr persönliches Interesse zu fördern glauben. Dieser Charakterzug beschränkt sich nicht auf einzelne, sondern dehnt sich häufig auf ganze Districte aus. Einflußreiche, als Lehrer gebildete Eingeborne sind zum Missionsgeschäft besonders geeignet, sie setzen ihren Stolz darein, kennen den Charakter der Eingebornen vollkommen, und wissen wohl, wem sie ihr Vertrauen zu schenken haben. Ich will mit diesen Bemerkungen auf die Missionsarbeiten in diesen Inseln kein schlimmes Licht werfen, sondern nur die Verfahrungsart bezeichnen, welche mit weit geringerem Geldaufwand zu dem gewünschten Ziele führen kann.

In den Regierungsverhältnissen auf Upolu war keine Veränderung eingetreten. Malietoa und die Manono-Partei hatten immer noch die Gewalt in den Händen, aber Gerüchte liefen um, der Häuptling wolle vom Christenthum abweichen, und habe einigen Festen der Teufelspartei angewohnt. Die Folge war, wie

sich bei seinen vorgerückten Jahren leicht begreifen läßt, ein Krankheitsanfall, den man als eine göttliche Strafe ansah, und der ihn bewog, mit vieler Zerknirschung zu seinen früheren Religionsübungen zurückzukehren. Während seiner Krankheit soll unter den hohen Häuptlingen große Unruhe geherrscht haben, wer ihm im Rang eines Tupu oder Souverains folgen werde; einige hegten die Furcht, es möchte ein Ausbruch erfolgen, und die Gewalt in die Hände einiger der unruhigen Köpfe übergehen, die bekanntermaßen den Missionären abgeneigt sind. Die Besorgniß scheint indeß nicht sehr begründet gewesen zu seyn.

Die ersten acht Tage nach der Ankunft des Peacock regnete es fast unaufhörlich, und da die Hitze nicht gering war, so hegte man Besorgnisse für die Gesundheit der Mannschaft, weßhalb alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln ergriffen wurden. Trotz des schlechten Wetters machten die Naturforscher Ausflüge in verschiedene Theile der Insel, und alle schilderten die Ueppigkeit der Vegetation als alles übertreffend, was sie je in dieser Art gesehen hatten; der reiche Boden, verbunden mit Hitze und reichlichem Regen, hatte jeden Fleck fruchtbar gemacht, und schien einer ungeheuern Mannichfaltigkeit von Schmarotzerpflanzen, womit alle Bäume bedeckt und die in Wäldern so dicht waren, daß sie den Strahlen der Sonne undurchdringliche Massen bildeten, ein neues Leben zu geben. Die HH. Rich, Peale und Agate kamen auf ihrer naturhistorischen Wanderung auch nach Siusinga, einer Teufelsstadt, und sahen dort Siovedi, bekannter unter dem Namen Joe Gimblet, den Priester seines Glaubens. Er lag allein auf einer Matte, ohne daß jemand zu ihm ging oder mit ihm sprach, und gab vor in seinem heiligen Buch zu lesen, was, wie die Herren entdeckten, ein Band einer amerikanischen Zeitschrift war. Er vertauschte ihn gegen eine Abhandlung über Eisenbahnen, die feuerroth eingebunden, und somit seiner Heerde noch größere Ehrfurcht für ihren Priester einzuflößen geeignet war. Auch benutzte er im Gespräch mit den Herren allerlei seltsame unverständliche Worte, um seine Anhänger glauben zu machen, er spreche die Sprache der Papalangis. Man erzählt von ihm, vor etwa einem Jahre habe er seine beiden Frauen verloren, habe dann seinen Anhängern erklärt, er gehe in den Himmel, um sich eine dritte zu holen, und sey hierauf verschwunden. Er blieb eine Woche

abwesend, niemand wußte wo er war; als er nun ohne Frau zurückkam, und er darum gefragt wurde, entgegnete er: der große Geist habe ihm gesagt, er sey zu alt, um eine junge Frau zu heurathen, er müsse zurückkehren zu seinem Volk, das für ihn sorgen, ihm Speise bringen, und alles für ihn thun würde wie ein Weib. Er war also, gehorsam den Anweisungen des Geistes, zurückgekehrt, und scheint zufrieden zu leben, da man ihn mit allem, was er braucht, versorgt, ohne daß er sich um etwas kümmert. Eine der lächerlichsten Proceduren dieses Menschen war, daß er einen für tabu oder heilig erklärten Theekessel, den ihm einer der Eingebornen brachte, mit einem Messer bearbeitete, und großen Lärmen machte, wobei er einen höchst nachsinnenden Ausdruck annahm. So seltsam es auch scheinen mag, so hat er doch viele Proselyten, und fast alle Bewohner des Districts Sagana sind Anhänger seiner Lehre. Ihr Aussehen sticht gewaltig gegen das der Christen ab, während die Heiden dem äußern Aussehen nach fast ein verschiedener Menschenschlag sind: die einen tragen langes Haar, das sie auf dem Scheitel in einen Knoten geschlungen haben, und sind nur mit dem Maro bekleidet, während die andern das Haar kurz abschneiden und ein reinliches Hemd und Pareu tragen. Gegen Fremde sind beide im allgemeinen freundlich und gastfrei, und setzen die samoanische Sitte fort, den durch ihr Dorf ziehenden Fremden Lebensmittel anzubieten.

Seit unserm Besuch im J. 1839 zeigten sich mehrfache Verbesserungen, namentlich in den Wohnungen einiger Häuptlinge ein Fußboden aus Dielen und etwas über dem Erdboden erhaben. In wieweit die Eingebornen diese Sitte ausdehnen werden, kann nur die Zeit entscheiden. Wer den Zustand der Eingebornen der Südseeinseln näher kennt, wird zugestehen daß dieß eine für ihre Gesundheit sehr wesentliche Verbesserung ist, denn das Schlafen auf dem feuchten Boden ist eine der Hauptursachen der herrschenden klimatischen Krankheiten.

Als die zur Küstenaufnahme ausgeschickten Boote zurückgekehrt waren, rüstete sich Capt. Hudson zur Abfahrt. Ich hatte gehofft, dieser Besuch werde zu einer näheren Kenntniß des Innern von Savaii und seiner zahlreichen Krater führen, so daß man eine Vergleichung mit denen von Hawaii hätte anstellen können, aber das Wetter war so ungünstig daß Capt. Hudson es

nicht für gerathen erachtete, auf einer den Winden so ausgesetzten Rhede sich ohne dringende Gründe länger aufzuhalten. Am 6ten März fuhren sie deßhalb ab, um die auf Arrowsmith's Karte als Ellice-Gruppe bezeichneten Inseln aufzusuchen. Am 14ten überschritten sie den Meridian von 180° und ließen einen Tag in ihrer Rechnung fallen. Die Temperatur der Luft war auf dieser Fahrt von den Samoa-Inseln her von 76° auf 84° gestiegen, und die des Wassers von 78° auf 86°.

Am Mittag des 14ten erblickten sie Land, und um 2 Uhr befanden sie sich an einem weiten Ring kleiner Inseln, die an einem eine Lagune einschließenden Korallenriff lagen. Sie sind weit genug von einander, um sie als verschiedene Inseln zu bezeichnen, woraus vermuthlich die Benennung „Gruppe" entsprungen ist. Diese Inselchen sind wohl bewachsen mit Cocosnuß- und andern Bäumen, und erheben sich dadurch hinreichend, daß man sie auf 10 bis 12 Meilen Entfernung sieht. Das Riff, welches diese Inselchen verbindet, ist dem Meeresniveau gleich, und das Meer bricht sich mit Heftigkeit daran; an der Westseite finden sich zwei Oeffnungen, und an der Südwestspitze in der Entfernung einer Meile eine Insel, fünf Meilen lang und zwei breit. Das Ganze ist von N. g. O. nach S. g. W. 13 Meilen lang und 7,2 Meilen breit. Als die Fahrzeuge sich auf eine geringe Entfernung der größten Insel genähert hatten, sah man zwei Canoes, von denen jedoch nur eines näher kam. Es waren fünf Männer darin, deren Benehmen deutlich zeigte, daß sie häufigen Verkehr mit Schiffen unterhielten. Sie wollten indeß nicht an Bord kommen, zeigten aber ihre Waaren, Cocosnüsse, Matten u. dgl. Ihr Canoe war roher gebaut, als man es bis jetzt bei gleicher Größe getroffen, denn es war 20′ lang, aus einem einzigen Stamm gehauen, und nur die Seiten mit Latten etwas aufgehöht.

Diese Eingebornen standen in ihrem Aussehen unter den Samoanern, waren von mittlerer Größe und dunkelbrauner Farbe, wie die Hawaiier, denen sie in ihren Zügen gleichen; sie hatten aber mehr Bart, und standen dadurch den Fidschi-Insulanern näher. Ihr dickes und buschiges Haar trugen sie lang, einer hatte es in fünf oder sechs große lange Bündel gebunden, die wie Fuchsschwänze ihm um den Kopf fielen. Sie waren anders

tättowirt als man bisher welche gesehen, denn die Arme waren von der Schulter bis zum Handgelenke mit kleinen krummen Figuren oder Zickzacklinien bedeckt; auch am Körper hatten sie diese Tättowirung, und zwar lief sie von der Achselhöhle nach dem Unterleib und weiter hinab, bis der ganze Körper eingeschlossen war; auf Gesichtern und Beinen waren keine Zeichen zu bemerken, nur hatten zwei derselben quer über den Rücken einige Linien. Sie trugen keine Kleidung als einen Streif feiner Matte als Maro, und ein gröberes Stück um die Hüften. Der erstere aus Pandanusblättern war etwa 8″ breit, 10′ lang, und auf beiden Seiten befranzt, was seine Breite vermehrte; an den gröbern Gürtel waren fußlange und zur Zierrath roth gefärbte Pandanusstreifen befestigt, die in der Ferne wie Bänder aussahen. Sie hatten keine andern Waffen als Speere und Messer, und schienen, nach ihrer Ausrüstung zu urtheilen, zum Fischen ausgefahren zu seyn. Man kaufte ihnen einige Rollen Sennit und große hölzerne Haifischhaken ab. Ihre Speere bestanden bloß aus Stangen von Cocosnußholz, die an einem Ende zugespitzt waren, und ihre Messer waren aus kleinen Haifischzähnen gemacht, die mit Harz und feinem Sennit an einem Stock befestigt sind, der etwa einen Fuß Länge hat. Es fand sich bald, daß sie die Samoasprache verstanden und einen rein polynesischen Dialekt redeten; der auf dem Schiff befindliche Samoane unterredete sich leicht mit ihnen. Sie nannten ihre Insel Fanafute, schienen mit weißen Männern ganz bekannt, und zeigten keine Art von Unruhe, als man, um ein Signal zu geben, eine Kanone abfeuerte.

Die Insel liegt der angenommenen astronomischen Aufnahme zufolge unter 8° 30′ 45″ S. und 179° 13′ 30″ O. Innerhalb der Lagune ist ein guter Ankerplatz, und Holz, aber, wie es scheint, nicht Wasser im Ueberfluß zu haben.

Die Schiffe verließen diese Gruppe, und fuhren nach der nur wenige Meilen entfernten Depeyster-Insel, deren Bewohner derselben Race wie die der Ellice-Gruppe anzugehören scheinen, denn sie sprechen nicht nur dieselbe Sprache, sondern sind auch auf dieselbe Weise tättowirt; ihre Farbe ist jedoch etwas dunkler. Wenige von ihnen sind über Mittelgröße und keiner hat die männliche Schönheit der Samoaner; auch herrscht unter ihnen eine größere Mannichfaltigkeit von Moden, die sich namentlich

im Haar zeigten: einige tragen es nach Art der Fidschis, und ihre Locken zeigen häufig ein röthliches Braun, obgleich ihre natürliche Farbe schwarz ist. Ihre Haut war rauh anzufühlen, bei manchen Personen durch eine Art Schorf entstellt, indem die Haut sich abschälte, wie wenn sie von der Sonne verbrannt wäre; bei andern, wo die Krankheit weiter vorgeschritten war, war der Schorf verschwunden, und die Haut mit runden und welligen Linien bezeichnet. Ungefähr ein Fünftheil der Eingebornen war von dieser Krankheit heimgesucht, und bei diesen die Haut weit heller als wir sie bis jetzt bei irgendeinem polynesischen Stamm gefunden. Auch zwei Albinos bemerkten wir. Das Tättowiren auf dem Körper war sehr mannichfaltig, die Arme aber bei allen gleichmäßig tättowirt, und nur in der Menge verschieden. Diese Insulaner trugen dreierlei Arten von Matten aus Pandanusblättern; die eine glich der bereits bei der Ellice-Gruppe beschriebenen, und wurde als Maro getragen, die andere als Gürtel mit 8″ bis 1′ breiten Franzen, und war so um die Hüften gewunden, daß sie einen Theil des Maro bedeckte; die dritte Art Matte wurde als Umschlag um Körper und Beine gebraucht. Die Franzen an dieser Matte waren mit verschiedenen Farben gefärbt, und die Umschlagmatte auf der einen Seite mit verschiedenartigen Mustern von Vierecken u. s. w., was in einiger Entfernung recht hübsch aussah. Diese letzteren schienen nur den höhern Personen anzugehören, denn der einzige, den man sie tragen sah, war ein Häuptling.

Als sie sich dem Schiffe näherten, hatte jeder ein kleines Cocosnußblatt um den Hals gewunden, was namentlich darum auffiel, weil sie fortwährend bemüht waren es zu zeigen, woraus man schloß, es möchte ein Friedens- oder Freundschaftszeichen seyn. Alle hatten das Ohrläppchen durchbohrt, und bis zu einem Zoll im Durchmesser ausgedehnt; sie fügen in die Oeffnung kleine, sehr zierlich gemachte Schildpattringe ein. Viele hatten auch Muscheln und Perlmutterzierrathen um den Hals gebunden. In den Canoes erblickte man nur Eine Frau, die man gerne auf das Schiff gelockt hätte, um ihr Bildniß zu nehmen, sie ließ sich aber nicht bewegen. Ihr Aussehen war sehr einnehmend und gefällig, und ihre Haltung sittig; sie trug einen Gürtel mit dicken Franzen aus Pandanusblättern, die bis ans Knie reichten, um die Lenden, und eine

Matte über den Busen. Ihre Arme waren schön tättowirt in derselben Art wie die der Männer, die Tättowirung aber an den Beinen hinab in horizontalen Streifen fortgesetzt. Dieß bildet einen großen Unterschied von den Polynesiern, bei denen wir bisher nie Weiber tättowirt gesehen hatten, wenige Zeichen an Fingern und Füßen ausgenommen. Zwanzig oder dreißig der Eingebornen kamen an Bord, um ihre Waaren gegen Aexte und Eisenstücke auszutauschen; Eisenwaaren aller Art, sowie Glasperlen und Ringe waren sehr begehrt. Nachdem sie ihren Handel beendigt hatten, gingen einige ins Zwischendeck hinab, und unterhielten die Officiere mit einem Tanz und Gesang, welche denen Polynesiens glichen.

Nachmittags machte der Häuptling dem Schiffe einen Besuch. Man nannte ihn Foilape, den Gott und Häuptling der Insel, obwohl sein eigentlicher Name Faikatea war. Er war ein sehr hübscher, etwa 40 Jahre alter Mann, mit vorstechenden Zügen, das Haar kurz geschnitten und sorgsam eingeölt. Seine Beine waren von der Elephantiasis angeschwollen; er trug den Maro, den Gürtel und die viereckige, vielfarbige Matte um die Lenden. Er grüßte die Officiere durch Nasenreiben. Seiner Angabe nach befinden sich sechs Ortschaften auf der Insel, fünf im Nordosten und eine im Südwesten; die Bevölkerung schätzte er auf tausend Köpfe. Die Eingebornen sagten, sie hätten Schweine und Taro, und brachten auch einiges von dem letztern herbei, es war aber klein. Die einzigen Nahrungsmittel, die sie in ihren Canoes mit sich führten, waren Cocosnüsse und Pandanusfrüchte. Die ersteren waren meistens ganz jung und nur zum Trinken brauchbar, doch hatten sie auch einige ältere mit Kernen, die sie Utanu nannten, und wornach sie sehr lüstern waren. Außer dem Taro sprachen sie auch noch von einer andern, weit größern Wurzel, die sie hätten und Pulaka nannten. Yams und Bananen kannten sie, hatten aber keine.

Da man beim Hinfahren am Riff eine Einfahrt entdeckt hatte, so wurde Lt. de Haven abgeschickt, um sie zu untersuchen; er fand sie eine Viertelmeile breit, und die geringste Tiefe fünf Faden. Sie führt zu einem Ankerplatz mit sandigem Grund in 15 bis 20 Faden Tiefe, wo ein Schiff, durch das Riff geschützt, sicher liegen kann. Bei seiner Rückkehr war Lt. de Haven wieder von

dem Häuptling begleitet, der aber nicht lange an Bord blieb, und durch Zeichen zu verstehen gab, er müsse vor Sonnenuntergang das Schiff verlassen. Er drang sehr darauf, daß einige ihn begleiten, und die Nacht in seinem Dorfe zubringen sollten; da aber niemand dazu geneigt war, so zog er ab, und die andern Insulaner folgten ihm.

Die Insel heißt bei den Eingebornen Nukufetau, und sie sind mit Fanafute- oder Ellice-Gruppe, sowie mit Oaitapu oder Tracys-Insel bekannt. Als man sie fragte ob dieß alle Inseln seyen die sie kennten, wiesen sie nach Ost, und nannten Oatafu, Nukunono und Fakaafo, welche die obengenannte Union-Gruppe bilden. Hr. Hale drang weiter in sie, und mit einigem Widerstreben nannten sie noch Oloosinga, eine der kleinen östlichen Inseln der Samoagruppe; seltsamer Weise aber kannten sie den Namen Samoa nicht. Bei der Erwähnung von Tonga und Haakai schienen sie die Namen zu erkennen. Diese Insulaner nennen ihren Gott Foilape; als man sie fragte, ob auch Tui Tokelau hier wohne, antworteten sie sogleich, dieß sey der Gott von Fakaafo, wodurch sie eine genaue Bekanntschaft mit der Uniongruppe beurkundeten. Vielen Officieren fiel die große Aehnlichkeit des Häuptlings Faikatea mit Taupe, dem Häuptling von Fakaafo auf. Auf letzterer Insel hatte man eine andere, Namens Pokapoka, erwähnt, die Bewohner von Nukufetau erkannten diese sogleich, und sagten, es sey eine dicht bewohnte Insel, wir konnten indeß nicht ermitteln welcher Insel dieser Name zukomme. Alle diese Umstände erweckten die starke Vermuthung, daß diese Insulaner in keiner sehr fernen Zeit von denen der Union-Gruppe abstammten, und der Umstand, daß diese letztern mit allen andern Inseln unbekannt sind, verstärkt noch diese Ansicht. Als Hr. Hale den Namen Tagaloa, der großen Gottheit Polynesiens, aussprach, schien sie dieß in Erstaunen und Verlegenheit zu setzen. Einer von ihnen sagte, Tagaloa sey ein Gott, der für ihr Land tabu sey, und weigerte sich weiter darüber zu sprechen.

Sie berichteten, bis jetzt hätten zehn Schiffe ihre Insel besucht, und fügten hinzu, ein Schiff des Wiwi-Volkes habe einige Tage mit Fischen in der Nähe ihrer Insel zugebracht; der Capitän und fünf andere hätten am Ufer geschlafen. Man vermuthete, unter den Wiwi seyen Franzosen gemeint, da man auch in Neuseeland sie

mit diesem Namen bezeichnet. Die Einladungen ans Ufer zu gehen waren von so bedeutsamen Zeichen begleitet, daß man daraus schloß, sie seyen eben nicht das tugendsamste Volk, und sehr unähnlich ihren Vorfahren, den Bewohnern der Union-Gruppe, deren einziger Wunsch war ihres Besuchs vor der Nacht los zu werden. Die äußerste Landspitze der Insel liegt unter 7° 56′ 11″ S. und 178° 27′ 32″ O.; sie ist von ONO. nach WSW. 8 Meilen lang und fast ebenso breit.

Die Schiffe verließen Nakufetau und steuerten nordwärts. Unter 6° 10′ S. und 177° 41′ O. kamen sie an einer kleinen Insel ohne Lagune vorüber, die auf der Karte verzeichnet, aber nicht benannt ist; sie erhielt den Namen Speiden. Am 24 März erblickten sie unter 6° 19′ S. und 176° 23′ 15″ O. eine zweite Insel, die nach dem Capitän des Peacock den Namen Hudson erhielt; Riffe dehnen sich nordwärts und südwärts eine halbe Meile weit aus, und das Meer bricht sich mit Heftigkeit daran; man konnte mit den Eingebornen deßhalb nicht verkehren. Am 25. fuhren sie an der kleinen Insel St. Augustine vorüber, die unter 5° 35′ S., und 176° 6′ O. liegt; da sie aber windwärts von den Schiffen sich befand, so hätte es viel Zeit gekostet sich ihr zu nähern. Die Schiffe setzten deßhalb ihre Fahrt bis zum 3. April nordwärts fort, ohne Inseln zu treffen. An diesem Tage kamen sie in den regelmäßigen Nordostpassat, und entdeckten die Drummonds-Insel, eine von der Kingsmill-Gruppe, von den Eingebornen Taputeoea genannt, unter 1° 20′ S. B. und 174° 57′ O. L. Sie ist von Korallenformation, von NW. gegen SO. 30 Meilen lang, und eine halbe bis drei Viertelmeilen breit. Dieß umfaßt jedoch nur denjenigen Theil der um einige Fuß über das Meer hervorragt; auf der Westseite dehnen sich Riffe und Sandbänke bis zu einer Breite von 6½ Meilen aus. Die Insel ist dünn mit Cocosnuß- und Pandanusbäumen bedeckt, und kein Fleck Gras oder Buschwerk zu sehen. Als man näher kam, zeigte sich das ganze Ufer der Insel mit Häusern bedeckt, so daß es einem fortlaufenden Dorfe glich. In Zwischenräumen von einer Meile sah man sehr große Gebäude, weit größer als sie solche bisher irgendwo getroffen hatten.

Als die Schiffe sich näherten, kamen Canoes von allen Theilen der Insel ihnen entgegen. Diese Eingebornen waren gänzlich ver-

schieden von allen denen welche sie bisher gegen Süden gesehen hatten; sie waren von mittlerer Größe, schmächtig, aber wohl proportionirt, etwas dunkler als die Taheitier; ihre Züge zeigten eine weit größere Mannichfaltigkeit, und ihr glänzend schwarzes Haar war schöner als bei andern Stämmen. Die Züge waren scharf gezeichnet, die Backenknochen ziemlich hoch, und darum sahen die großen, schwarzen, glänzenden Augen bei manchen wie eingesunken aus; die Nase ist gerade, oder leicht gebogen, unten aber stets etwas breit, der Mund groß mit vollen Lippen und kleinen schlecht erhaltenen Zähnen, ein Mangel, den man bisher unter den Südseeinsulanern nirgends bemerkte. Sie tragen Bärte, dieselben sind aber ziemlich spärlich, dennoch sind sie auf diesen Schmuck sehr stolz, und bewunderten deßhalb auch ungemein die Schnurrbärte einiger unserer Officiere. Sie gleichen so ziemlich den Malaien. Viele hatten dieselbe Hautkrankheit, wie wir sie auf der Ellice-Gruppe bemerkt hatten, und dasselbe schorfige, widerliche Ansehen. Die meisten gingen ganz nackt, oder sie hatten bloß eine Art Gürtel, der höchstens den Unterleib deckte; auf dem Kopf trugen sie eine, aus gebleichten Pandanusblättern geflochtene konische Mütze, und einige wenige hatten einen Mattenstreif um die Schultern geschlagen um sich gegen die Sonne zu schützen. Wenige waren sehr leicht, einige kaum merklich tättowirt. Ihr Benehmen bewies, daß sie häufigen Verkehr mit Schiffen gehabt hatten, denn sie riefen, sobald sie an die Seite des Schiffes kamen, alsbald nach dem „Tau". Auch hatten sie einige polynesische Worte, wie es scheint, von den Schiffen erlernt, von denen sie besucht wurden; ihre eigene Sprache war gänzlich verschieden und niemand an Bord verstand sie.

Die Arme und Beine eines großen Theils der Eingebornen zeigten zahlreiche, zum Theil noch ungeheilte Schrammen von Wunden, die mit den Haifischzahnschwertern, wie man sie auf der Depeyster-Gruppe gesehen, versetzt worden waren; mit diesen Waffen versetzt man jedoch eher gewaltig klaffende als gefährliche Wunden. Die Speere sind eben so furchtbar, und vier Reihen Haifischzähne in denselben eingefügt; einige derselben haben die ungewöhnliche Länge von 20′, die meisten sind aber nur 8 — 10′ lang, und haben gabelförmige Nebenspitzen, die ebenso mit Haifischzähnen ausgerüstet sind. Krieg scheint eine der Hauptbeschäftigungen

dieses Volkes. Um sich gegen die Schwerter und Speere zu schützen, haben sie eine Art Rüstung erfunden, welche den Körper bis an die Hüfte deckt und drei bis vier Zoll über den Kopf hervorragt. Diese Rüstung ist aus geflochtenen Cocosnußfasern gemacht, einen halben Zoll dick und steif wie ein Ringelpanzer. Auch für Arme und Beine haben sie eine Deckung von geflochtenem Sennit aus demselben Material. Diese Rüstung muß in ihrem heißen Klima sehr lästig seyn. Ihr Kopfputz ist aber das sonderbarste Stück: er besteht aus dem Fell eines Seeigels, der am Kopf aufgeschnitten und weit genug ausgedehnt ist, um den Kopf eines Mannes durchzulassen; der Schweif steht aufwärts, und die beiden Finnen dienen als Deckung für die Ohren. Die Zähigkeit der Haut und der Stacheln gewährt Schutz gegen die einheimischen Waffen.

Die Zierrathen, welche die Eingebornen trugen, waren Kügelchen und Menschenhaar; die Kügelchen, aus Muscheln oder Cocosnußholz gemacht, waren abwechselnd weiße und schwarze aneinander gereiht. Die Schnüre von Menschenhaar glichen Uhrketten, und einige waren so dick wie Packfaden, so daß die Bereitung davon sehr mühsam seyn mußte; dennoch wurde eine Menge davon herbeigebracht und gegen wenige Rollen Tabak und Wallfischzähne ausgetauscht. Ihre Matten bilden gleichfalls einen Schmuck: es sind geflochtene Streifen von Pandanusblättern, die theils gebleicht und von heller Strohfarbe sind, theils ungebleicht und braun; diese sind dann so geflochten, daß sie verschiedene Figuren, wie gerade und schiefe Vierecke bilden. Sie falten diese Matten doppelt, und werfen sie entweder wie eine Schärpe um die Schulter, oder befestigen sie mit einem Strick Menschenhaar um den Körper. Diese Matten sind etwa 3′ breit und 6′ lang. Ihr Hauptwunsch bestand darin, Tabak zu bekommen, den sie ausschweifend lieben; indeß verlangten sie ihn nicht als Geschenk, denn, seltsam genug für Südsee-Insulaner, sie schienen keinen Begriff davon zu haben, daß man etwas als Geschenk annehmen könne, und machten sogleich ein Gegengeschenk, wenn man ihnen etwas gab. Nach Tabak waren sie so gierig, daß wenn einer ein Stück schon im Mund hatte, andere es ihm herauszureißen suchten.

An den nächsten Tagen wurde die Küstenaufnahme fortgesetzt, und am 6. gingen mehrere Officiere und Naturforscher unter

einer Bedeckung von 30 wohlbewaffneten Leuten ans Land, eine Vorsicht, die man aus mancherlei Anzeichen nicht überflüssig fand. Bald zeigte sich auch, daß es darauf abgesehen war, die gelandete Mannschaft zu vereinzeln. Schon war es so weit gediehen, daß ein Zusammenstoß nicht ausbleiben konnte, da gab Capt. Hudson das Zeichen, daß sich die gesammte Mannschaft sammeln sollte. Dieß geschah, und nun zeigte es sich, daß ein Mann fehlte; vergebens wurde er aufgesucht, und der Verdacht wuchs, daß er ermordet sey. Noch gab man demselben keinen Raum, und die gesammte Mannschaft fuhr nach dem Schiffe zurück; als aber an dem folgenden Tage weder der Vermißte zur Stelle kam, noch ein Canoe sich dem Schiffe näherte, da erkannte man, daß etwas vorgefallen, und daß der Vermißte das Opfer einer Verrätherei geworden sey. So wurde eine Expedition von 80 Mann ans Ufer geschickt, und auch jetzt noch Unterhandlungen versucht, indem man ihnen, wenn sie den Vermißten auslieferten, eine große Menge Tabak bot. Aber der Vermißte kam nicht zum Vorschein, vielmehr machten die Eingebornen alle Anstalt, die gelandete Mannschaft anzugreifen. Unter diesen Umständen wurde eine Salve gegeben, worauf der ganze Haufe auseinanderstäubte, und die benachbarte Ortschaft, welche den Namen Utiroa führte, in Brand gesteckt. Als dieß geschehen war, kam von einer andern Seite her eine Anzahl Eingeborner, unbewaffnet und mit Cocosnußblättern oder Matten um den Hals, herbei, um unsere Leute ihrer freundlichen Gesinnungen und ihrer Freude über die Zerstörung von Utiroa zu versichern. Ein alter Mann namentlich wiederholte seine Versicherungen mehrmals unter vielem Gelächter und Grimassen. Sie hatten sich nicht sobald versichert, daß wir nichts feindliches gegen sie unternehmen wollten, als sie die brennende Stadt zu plündern begannen. Man zählt nämlich 14 Ortschaften auf den Inseln, von denen die nördlichen mit den südlichen in fortlaufendem Krieg zu seyn scheinen.

Auf der Insel finden sich sehr wenig Hausthiere: ein Hund, einige Katzen und etwas Geflügel war alles, was man sah; Ratten dagegen gibt es eine Menge. Die Nahrung der Eingeborenen besteht hauptsächlich aus Fischen, Cocosnüssen, der Pandanusfrucht, Taro und Api. Die Pandanusfrucht halten sie für einen großen Leckerbissen, die Art sie zu verzehren ist aber sehr roh,

denn sie verzehren sie mit allen Fasern; eben so essen sie die Schalen der jungen Cocosnüsse. Von Landvögeln sah man nur Krummschnäbel, grüne Regenpfeifer, Steindreher, Noddys und weiße Meerschwalben; viele Wallfischknochen waren am Ufer hin zerstreut. Hier beobachtete man zum erstenmal die Riesenmuschel (Tridachna gigas); sie war von ungeheurer Größe und die Eingebornen gebrauchten sie als Tröge bei ihren Häusern. — Halsbänder von Menschenzähnen standen gleichfalls im Werth und waren zum Verkauf gebracht worden. Der Charakter der Insulaner ist äußerst roh, ja bis zu dem Grade daß man sie für Menschenfresser hielt, obwohl man keinen bestimmten Beweis davon sah. Sie stehen unter keiner Art von Zwang, denn die Häuptlinge üben nur eine sehr geringe Gewalt aus, auch haben sie wenig von der Gastfreundschaft die sonst wilde Völker auszeichnet. Die Behandlung die sie gegen einander üben, zeigt eine große Gefühllosigkeit, und manche ihrer Leidenschaften und Vorneigungen deuten auf die tiefste Barbarei. Ihre jungen Mädchen wurden von Vätern und Brüdern längs dem Schiffe ohne allen Hehl feil geboten, und sie zu verhandeln war einer der Hauptzwecke ihres Besuches auf dem Schiffe.

Am 9ten Abends wurden die Anker gelichtet, und am folgenden Tage die Bishop's oder Sydenham-Insel erreicht, deren einheimischer Name Nanouti ist. Sie liegt unter 0° 36′ S. und 174° 24′ O., ist von Korallenformation, und wie Drummonds-Insel ein bloßer Landstrich mit einer Lagune, Riff und Sandbank auf der Südwestseite. Sie hat 19 M. von NW. gegen SO. Länge, und mit Einschluß von Lagune und Riff 8½ M. Breite. Die Insel ist zum Theil mit Cocosnuß-, Pandanus- und andern Bäumen besetzt, und die Inselchen, aus denen sie besteht, fast fortlaufend und durch das gewöhnliche Korallenriff verbunden. Mit den Eingebornen kam man in keine Berührung; die Entfernung von Drummonds-Insel ist nur 15 M. und es findet ein täglicher Verkehr zwischen beiden statt.

Am 11ten mit Tagesanbruch wurde Henderville-Insel, von den Eingebornen Nanouki genannt, erreicht. Drei andere Inseln, Simpson oder Harbottle, Hopper und Woodle waren in Sicht. Das Wetter aber zu stürmisch, als daß man sie hätte aufnehmen können, was erst am 12ten geschah. Henderville-Insel liegt unter

0° 11′ N. und 173° 39′ 20″ O., ist von Ost nach West 6½ M. lang, am Ostende 5½, am Westende 2 M. breit, und von Korallenformation. Zwei Ortschaften liegen am Westende, und mehrere in dem östlichen und südöstlichen Theil der sehr stark bevölkerten Insel. Die Eingebornen, welche an Bord kamen, sagten, die beiden Enden der Insel seyen im Krieg miteinander. Sie glichen sehr den Eingeborenen der Drummonds-Insel, waren nackt und sprachen denselben Dialekt. Diese Eingeborenen kannten die Inseln in ihrer unmittelbaren Nähe, sowie die Richtung von Taputeoea oder Drummonds-Insel, und sagten diese seyen von einem wilden, feindlichen Stamme bewohnt. Diese Insel bietet weder Holz noch Wasser, noch Erfrischungen, und dem Anscheine nach müssen die Eingeborenen manchmal an Lebensmitteln Mangel leiden. Sie brachten nichts als einige Cocosnüsse, ihr Hauptzweck aber war unverkennbar, denn in jedem Canoe war ein Mädchen, was eben nicht sehr zu Gunsten der Wallfischfänger spricht, welche diese Seestriche besuchen.

Man beschloß nun die Halls-Insel, von den Eingebornen Maiana genannt, aufzunehmen; diese Insel welche unter 0° 56′ 45″ N. und 173° 4′ 15″ O. liegt, scheint gleichfalls stark bevölkert, die Bewohner scheinen aber wenig Verkehr mit den Weißen zu unterhalten. Die Insel, welche weder Erfrischungen, noch Holz, noch Wasser bietet, ist von NO. gegen SW. neun Meilen lang und sechs Meilen breit. Die Sprache der Eingebornen ist dieselbe, wie auf den andern Inseln. Am 15ten Morgens erreichten sie Apamama, die Hopper-Insel Duperrey's und die Simpson-Insel von Arrowsmith's Karte; sie hat eine Höhe von etwa 5 Fuß über dem Meere, ist von NW. nach SO. 10 M. lang und fünf Meilen breit. Diese Insel liegt unter 0° 27′ 21″ N. und 173° 57′ 30″ O. und wurde auf den Karten bisher als zwei Inseln dargestellt, es ist aber nur Eine, die von einem und demselben Riff eingeschlossen wird.

Am nächsten Tage kehrten sie nach Kuria oder Woodle-Insel zurück, und während sie mit der Aufnahme beschäftigt waren, kamen Eingeborne ohne Zögern an Bord, ein Beweis, daß sie mit Schiffen Verkehr gehabt hatten und auf gute Behandlung rechneten. Bald wurde das Gerücht laut, daß ein Weißer komme; dieser erschien denn auch, und nannte sich John Kirby, Deserteur

von dem englischen Wallfischfänger Admiral Cockburn. Er war ein geborner Irländer, bereits seit drei Jahren auf der Insel, hatte die Tochter des vornehmsten Häuptlings geheurathet, bat aber jetzt um eine Ueberfahrt nach irgend einem civilisirten Ort. Der Häuptling der Insel kam mit seiner Tochter gleichfalls an Bord, beide waren sehr niedergeschlagen, als sie erfuhren, daß er sie verlassen wolle, und bemühten sich ihn zurückzuhalten. Seine Frau wollte ihn begleiten, und auch ihr alter Vater wünschte, daß er sie mit sich nehmen möchte. Als sie fand, daß er unbeweglich sey, bat sie ihn noch zum Abschiedsgeschenk um ein altes Taschenmesser, das einzige, was ihm geblieben war. Die Officiere und die Mannschaft machten ihr mancherlei Geschenke, was sie einigermaßen mit ihrem Loos versöhnte. Die Eingebornen alle verließen das Schiff höchst vergnügt, Kirby's Frau ausgenommen, welche fortwährend etwas niedergeschlagen war.

Kirby war ein verständiger Mann, er verstand die Sprache und war mit dem Charakter, den Sitten und Gewohnheiten der Insulaner, unter denen er vom 11. Febr. 1838 bis 15. April 1841 gelebt hatte, sehr wohl bekannt. Seine Anwesenheit gab Capt. Hudson Gelegenheit, nicht bloß mit den Eingebornen mannichfach zu verkehren, sondern auch viele interessante Nachrichten über die Gruppe einzuziehen. Kirby erzählte, in der ersten Nacht nach seiner Landung habe man ihm alles genommen bis auf ein Paar alte Hosen, worauf man ihn zu einer großen Versammlung von Eingebornen führte, die um ein Feuer versammelt waren, an dem er, wie er anfangs glaubte, gebraten werden solle. Zum Glück war er im Canoe des obersten Häuptlings ans Ufer gekommen, und hatte sich, so gut es ging, unter seinen Schutz gestellt. Nach langem Hin- und Wiederreden gab man ihm, statt ihn zu braten, eine Frau, und ließ ihn bei seinem Freund, dem obersten Häuptling, wohnen, der ihn, sowie die andern Eingebornen, nachher immer freundlich behandelte. Nachdem er einige Monate in der Familie des Häuptlings gewohnt, gab dieser ihm seine eigene Tochter zur Frau. Dieß erregte viel Eifersucht und Neid zwischen seiner ersten Frau, die von gemeiner Herkunft war, und seiner neuen von hohem Rang, bis erstere entfernt und zu ihren Eltern zurückgeschickt wurde. Während Kirby's Aufenthalt auf der Insel waren mehrere englische und ein amerikanischer

Wallfischfänger vor derselben erschienen, wobei er als Pilot und Dolmetscher diente. Die Eingebornen fragten ihn nach deren Abgang immer, weßhalb er die Schiffe nicht habe ans Ufer laufen lassen, damit man sie hätte plündern können. Eines der obigen Schiffe ließ zwei Schweine, zwei Ziegen und ein Paar Bisamenten auf der Insel zurück, sie wurden aber aus einer abergläubischen Furcht sämmtlich von den Eingebornen getödtet und ins Meer geworfen, trotz aller Vorstellungen und Bitten Kirby's, daß man sie verschonen und ihm erlauben möchte sie zu verspeisen. Kirby sagt, die Einwohner seyen zwar nicht eigentliche Canniballen, äßen aber doch zuweilen Menschenfleisch, ihre Hauptnahrung seyen aber Fische; Geflügel essen sie nicht, auch wollen sie wegen der Unreinlichkeit keine Schweine ziehen. Syrup ziehen sie aus Einschnitten in Cocosnußbäume, die Operation aber zerstört, wenn sie mehrmals wiederholt wird, den Baum. Die Hahnengefechte lieben die Eingebornen sehr.

Das Benehmen der Fremden, welche diese Inseln besuchen, ist manchmal wahrhaft abscheulich, wie nachstehendes Beispiel beweisen mag. Ein englischer Wallfischfänger landete kurz zuvor sechs junge Mädchen auf der Insel, die er zu Peru oder Francis-Insel mitgenommen und mehrere Tage an Bord behalten hatte; er wollte sich damit nur die Mühe ersparen, sie wieder nach ihrer Insel zurückzubringen. Die jungen Mädchen waren sehr hübsch, sind jetzt die Sklavinnen des Häuptlings, müssen für ihn arbeiten, und dienen seinen Lüsten. Sie wurden trotz ihrer Bitten und Thränen in Kuria ans Land gesetzt; sonst werden hier alle Fremden aus andern Inselgruppen getödtet, diese Mädchen wurden aber geschont und in Sklaverei gehalten; zwei davon wurden auf das Schiff gebracht, und baten dringend, man möge sie an Bord behalten und in ihre Heimath bringen.

Kuria oder Woodle's Insel hat vier Ortschaften, deren Bewohner Kirby auf 4—5000 schätzt; sie liegt unter 0° 14′ 30″ N. und 173° 27′ O. Ihre größte Länge ist von NW. nach SO. fünf Meilen, ihre größte Breite am Südostende 2½ M.; der Ueberrest ist sehr schmal und in der Mitte fast in zwei Theile getrennt. Der nordwestliche Theil hat zwei kleine Lagunen, deren Wasser nicht ganz so salzig ist wie das Meer. In der einen besteht der Grund auf der einen Seite aus rothem Schlamm, auf der andern

aus weißem Thon; die Häuptlinge benützen sie als Fischteiche. Ein Riff dehnt sich fast drei Meilen weit gegen Nordwesten aus. Die Insel ist nur zum Theil mit Cocosnußbäumen, Pandanus- und verkrüppelten Brodfruchtbäumen bedeckt, hat kein äußeres Riff, und man kann ihr deßhalb sehr nahe kommen. Sie bietet weder Holz, noch Wasser, noch Erfrischungen, und die Eingebornen brachten bloß Fischhaken, Ruthen, kleine Matten, Cocosnußsyrup und einige Cocosnüsse mit. Die weiblichen Personen in den Canoes trugen den Maro und waren hübscher als die andern aus der Gruppe, ihr Benehmen stimmte aber ganz zu dem Zweck, weßhalb ihre Väter und Brüder sie hergebracht hatten. Keine Kriegswaffen waren zu sehen; die Männer, völlig nackt, glichen den andern aus der Gruppe, nur waren sie weniger durch Narben entstellt.

Die veröffentlichten Karten über diese Inseln sind so ungenau, daß sie mehr Gefahr als Sicherheit darbieten, denn die Inseln sind darauf vervielfältigt, jedes einzelne Inselchen als eine besondere Insel hingestellt und ihr ein Namen beigelegt. Dieß macht eine Verwirrung, daß man sich gar nicht herausfinden kann. Die wirklich vorhandenen Inseln sind Tarawa oder Knox-Insel, Apia oder Charlotten-Insel und Maraki oder Matthews-Insel.

Tarawa ist 20 M. von NW. nach SO. lang; das Land ist bewaldet und fortlaufend mit Ausnahme von vier Lücken, wo das Riff bloß liegt; die Südseite ist 12 M. lang, und läuft fast gerade von Osten nach Westen. Die Einwohner schienen kaum mit Fremden verkehrt zu haben. Tarawa liegt unter 1° 29′ N. und 173° 5′ O. und gehört zu den Koralleninseln. Apia oder Charlotten-Insel besteht eigentlich aus Reihen von kleinen Koralleninseln, die innerhalb eines 6—7′ über das Wasser hervorragenden Riffs liegen. Apia liegt unter 1° 32′ N. und 173° 2′ O., hat von NO. nach SW. eine Länge von 15 und eine durchschnittliche Breite von 5 Meilen. Die Insel scheint dicht bevölkert, die Bewohner sprechen dieselbe Sprache wie die der andern Inseln dieser Gruppe, unterhalten aber nur einen schwachen Verkehr mit dreien derselben, nämlich mit Tarawa, Maraki und Makin, was man als die Pitts-Insel erkannte, die aber aus zwei Inseln, Taritari und Makin, besteht. Maraki ist kleiner als die beiden vorigen, nur fünf Meilen von NzO. nach SzW.

und an seiner Grundlinie, denn sie ist dreieckig, 2½ M. breit; sie liegt unter 2⁰ N. und 173⁰ 25′ 30″ O., ist eine Laguneninsel ohne Einfahrt und von Korallenformation; die zahlreichen Einwohner gehören ihrer Sprache nach zu demselben Stamm wie die der andern Inseln. Am 27. verließ der Peacock Maraki oder Matthews-Insel, um die Pitts-Insel aufzusuchen, die er auch am 28. erreichte, aber erst am 29. näher untersuchen konnte. Es sind zwei Inseln unter diesem Namen bekannt, von denen die größere Taritari, die kleinere Makin heißt. Die Südspitze der ersteren liegt unter 3⁰ 8′ N. und 172⁰ 48′ O. Die Insel bildet ein Dreieck mit der Spitze gegen Norden, die andern Seiten sind 14 Meilen lang. Die Südostseite ist ein fortlaufender Wald von Cocosnußbäumen und Pandanus mit einigem Buschwerk, und auf den beiden andern Seiten ist ein Riff in gleicher Höhe mit dem Meere. Makin ist viel kleiner, nur 6 Meilen lang und eine halbe bis eine Meile breit. Seine Nordspitze liegt unter 3⁰ 20′ 47″ N. und 172⁰ 57′ O. Diese kleine Insel ist der Sitz der Regierung.

Es zeigte sich bald, daß die Insel stark bevölkert war, denn es kamen etwa 20 Canoes herbei. In einem derselben befand sich ein Weißer, ein geborner Schotte, Namens R. Wood, der auf sein eigenes Bitten vor 7 Jahren hier zurückgelassen worden war, jetzt aber sich fortwünschte, und ganz läppisches Zeug machte, als man einwilligte, ihn an Bord zu nehmen. Die Eingebornen hatten ihn freundlich behandelt, ihn in den ersten Monaten nach seiner Ankunft auf den Schultern umhergetragen, und da er der erste Weiße war, den sie sahen, fast vergöttert. Sie haben keine Kriege untereinander und sehr wenige Waffen, streiten sich auch selten, außer über ihre Weiber. Todesstrafe trifft diejenigen, welche das Serail der Häuptlinge verletzen. So kurz der Verkehr war, den der Peacock mit dieser Insel hatte, so bemerkte man doch sowohl im Aeußern als im Charakter eine große Verschiedenheit von den Bewohnern der andern Inseln. Ihre Züge sind regelmäßig, selbst schön; sie haben hübsche Zähne und glänzendes schwarzes Haar, das in Ringellocken ihnen um die Köpfe fällt; auch sind sie etwas hellfarbiger als die Bewohner der andern Inseln, ihre Gestalten sind meist rund, und sie scheinen eine Fülle von Lebensmitteln zu haben, so daß sie ganz fett werden, wozu

namentlich auch ihr starkes Trinken von Karaka oder Cocosnuß-syrup beitragen mag. Sie tragen Backen- und Schnurrbärte, und die Männer sind von den Schultern bis über die Kniee hinab hübsch tättowirt. Sie haben ein gutmüthiges Gesicht, scheinen friedlich und gefällig; an ihren Körpern sieht man keine Narben, noch hatten sie Waffen bei sich. Alle die kleinen Zufälle, die so oft die Einigkeit unter den Eingebornen stören, scheinen hier diese Wirkung gar nicht zu äußern; jeder war vielmehr bereit dem andern Beistand zu leisten. Auffallend und bezeichnend war das vollkommene Zutrauen, mit dem sie das Schiff betraten, obgleich sie nach Wood's Aussage seit seiner Anwesenheit auf der Insel nur Ein Schiff gesehen hatten; auch bemerkte man weder ein Betteln, noch Versuche zum Stehlen, wie bei allen den andern Insulanern, obwohl letzteres unter ihnen selbst nicht selten seyn soll. Ihre Canoes waren größer und besser gebaut als die der südlichen Inseln, auch aus einem andern Holze, doch ziemlich von derselben Form. Vielweiberei ist gewöhnlich unter ihnen, und Wood erzählte, daß manche der vornehmern Häuptlinge und Landbesitzer 20 bis 50 Weiber hätten, der König sogar noch mehr, während die untern Classen und Sklaven zu ewiger Ehelosigkeit verurtheilt seyen. Die Folgen dieses Zustandes, unerlaubter Verkehr der Geschlechter in den untern Classen, lassen sich denken. Die Frauen werden gut behandelt, nie zum Handel ausgeboten, im Gegentheil heilig gehalten, und Se. Maj. läßt, um unerlaubten Verkehr seiner Frauen zu hindern, zu Zeiten eine davon in Matten einnähen. Wood behauptet, die Frauen seyen zahlreicher als die Männer und sehr hübsch. Es sind fünf Ortschaften auf der Insel, welche etwa 5000 Einwohner zählen sollen.

Der die Expedition als Philologe begleitende Hr. Hall erhielt von Capt. Hudson den Auftrag, den beiden Weißen Kirby und Wood soviel Einzelnheiten wie möglich über diese interessante Inselgruppe abzufragen. Das Nachfolgende ist das Ergebniß seiner Bemühungen. Die Kingsmillgruppe besteht aus 15 Inseln, deren Namen folgende sind: Maraki (Matthews-Insel), Makin und Taritari (Pitts-Insel), Apia (Charlotten-Insel), Tarawa (Knox-Insel), Maiana (Hall's-Insel), Apamama (Hopper's-Insel), Kuria (Woodle's-Insel), Nanouki (Henderville's-Insel), Nanouti (Sydenham's-Insel), Taputeoea (Drummond's-Insel). Diese

wurden von dem Peacock besucht. Die Eingebornen benannten noch folgende fünf: Peru (Francis-Insel), Nukunau (Byron-J.), Arurai (Hurd's-J.), Tamana (Phoebe) und Onoutu (Rotcher's-Insel). Die drei erstern sind auf den Karten verzeichnet, nicht aber die zwei letztern. Das höchste Land dieser Inseln liegt nicht mehr als 25 Fuß über dem Meere, und alle gehören der Korallenformation an; viele bieten aber ungewöhnlicher Weise auf ihrer Lee- oder Westseite einen Ankerplatz über Sandbänken, und bei einigen scheint das Riff auf dieser Seite theilweise zu fehlen; dieß würde einen unterscheidenden Charakterzug bilden, und Kirby bezeugt auch, daß diese Inseln bei den Weststürmen durch die Einwirkung der See mehr und mehr Land verlieren. Die compakte Korallenbank findet sich in 12′ Tiefe. Ein zweiter unterscheidender Zug, welcher beweist, daß diese Inseln statt zu wachsen fortwährend abnehmen, ist der, daß wo eine Insel dem Andringen der Wogen besonders ausgesetzt ist, sie zu einer Kette von einzelnen Inselchen wird.

Der nur einige Zoll tiefe Boden ist Korallensand und Humus, unter denen wieder Korallensand liegt, welcher auf dem Korallenfels selbst ruht; bis dahin dringt der Regen. Außer diesem Gestein findet man kleine Stücke Bimsstein, welche wahrscheinlich durch das Meer dahin geschwemmt wurden, und die man als Düngungsmittel verwendet. Man pflanzt meist Cocosnußbäume und Pandanus, welche den wichtigsten Theil der Nahrung liefern; auch wird mit großer Sorgfalt eine Art Taro (Arum cordifolium) gebaut, das die Eingebornen Poipoi nennen und welches sehr groß werden soll; was man jedoch zu Gesicht bekam, war klein. Brodfruchtbäume finden sich auf den nördlichen, aber nicht auf den südlichen Inseln; auf die Baumzucht wird mehr Sorgfalt verwendet als auf andern Inseln Polynesiens, denn man umzäunt die Bäume und mischt den Boden in der Nähe der Wurzeln mit zerstoßenem Bimsstein, den die Weiber sammeln, welche man oft nach Westwinden in großer Zahl mit dieser Arbeit am Ufer beschäftigt sieht. Eine Art Portulak kommt häufig vor, und wird in Zeiten des Mangels gegessen. Die Ausgrabungen des Bodens zum Anpflanzen des Taro sind von verschiedener Größe, meist 100′ lang und 50′ breit; diese Frucht kommt weder zu einer

bestimmten Jahreszeit zur Reife, noch wählt man eine bestimmte Zeit, um sie zu pflanzen.

Von allen einheimischen Traditionen über die Bevölkerung der Inselgruppen in dem ungeheuern stillen Meere trägt die der Kingsmill-Gruppe am meisten den Stempel historischer Wahrscheinlichkeit. Dem zufolge kamen die ersten Bewohner von Barneß oder Baneba, einer Insel die südwestlich liegen soll, und aus der sie während eines Bürgerkriegs, um ihr Leben zu retten, geflohen seyen. Als sie begonnen hatten, sich hier niederzulassen, kamen zwei andere Canoes aus einer südwestwärts gelegenen Insel, die sie Amoi nennen; diese neuen Ankömmlinge hatten hellere Farbe, besseres Aussehen und redeten eine andere Sprache. Zwei Generationen lang lebten beide Racen in gutem Einvernehmen, da aber die Leute aus Baneba nach den Weibern derer aus Amoi lüstern wurden, entstanden Streitigkeiten, welche damit endigten, daß die aus Amoi erschlagen wurden, und die aus Baneba deren Weiber nahmen. Aus dieser Verbindung entsprangen alle Bewohner der Kingsmill-Gruppe. Die Leute aus Amoi sollen den Brodfruchtbaum, die aus Baneba die Tarowurzel gebracht haben; Cocosnußbäume und Pandanus wuchsen auf den Inseln selbst. Aus dem Namen läßt sich nicht wohl entnehmen, welche Insel mit Amoi gemeint ist, nach der Richtung zu schließen, müßte es die Samoagruppe seyn; bemerkenswerth ist, daß die Varietät des Brodfruchtbaums dieselbe wie auf letztgenannter Gruppe ist. Baneba könnte die Ascensioninsel seyn, welche zu den Carolinen gehört und diesen Namen bei den Eingebornen führt; die Richtung stimmt aber nicht genau. Die Wahrscheinlichkeit dieser einfachen Erzählung erhöht der Umstand, daß es fast die einzige Tradition ist, welche diese Insulaner haben. Daß die Inseln vor nicht allzu langer Zeit bevölkert wurden, glauben die Eingebornen selbst; vor wenigen Generationen soll das Volk weit geringer an Zahl und die Kriege seltener gewesen seyn, jetzt sind die verschiedenen Inseln einander so sehr entfremdet, daß wenn einer, aus was immer für einem Grunde, auf einer andern Insel landet, er Gefahr läuft ermordet zu werden.

Diese Insulaner unterscheiden sich in ihren Gesichtszügen sehr von den Polynesiern und gleichen mehr den Malayen; sie sind von dunkler Kupferfarbe, etwas dunkler als die Taheitier,

von Mittelgröße, gut und schlank gebaut. Was ihren geselligen Zustand betrifft, so zerfallen sie in drei Classen: Nea oder Omata (Häuptlinge), Katoka (Landbesitzer) und Kawa (Sklaven); die ersten und letzteren machen etwa drei Viertel der Bevölkerung aus, und sind an Zahl einander ziemlich gleich. Die Katokas sind Landbesitzer, aber nicht von edler Geburt; viele waren ursprünglich Sklaven und haben in Folge tapferer Thaten oder durch die Gunst der Häuptlinge Land erhalten. Die Kaweas besitzen kein Land, wenigstens keins aus dem sie ihren Unterhalt ziehen könnten. Die Omatas bestehen aus allen frei und edel Gebornen, und besitzen das meiste Land, sowie die politische Gewalt. Der älteste Mann einer Familie ist ihr Oberhaupt und heißt Nea; die verschiedenen Familien oder Genossenschaften sind jedoch von einander unabhängig, obwohl man stets dem Aeltesten große Unterwürfigkeit zeigt. In Makin ist die Classe der Katokas unbekannt. Kriege unter den verschiedenen Ortschaften sind häufig, und auf einigen Inseln haben ehrgeizige Häuptlinge sich zu Königen aufgeworfen, der von Apamama hat sogar über mehrere Inseln seine Herrschaft ausgedehnt. Die Regierung ist übrigens von der einfachsten patriarchalischen Form, indem der König sich mit einem Tribut begnügt, in die Verwaltung der einzelnen Städte aber sich nicht einmengt. Auf mehreren Inseln üben jedoch die versammelten Häuptlinge alle Gewalt aus, und in jeder Stadt ist ein großes Rathhaus oder Mariapa, wo jede Familie von Rang ihren besondern Sitz längs der Seite des Hauses hat, während Katokas und Kawas, die keine Stimme in den öffentlichen Angelegenheiten haben, die Mitte einnehmen. Wenn eine Versammlung für nöthig gehalten wird, schickt der älteste oder vorsitzende Häuptling seine Boten aus, deren Geschäft es ist das Volk durch das Blasen auf Muscheln von allen Seiten her zusammenzurufen. Die Häuptlinge haben unbeschränkte Gewalt über ihre Familien und Sklaven, und können sie nach Belieben strafen. Der große und bezeichnende Unterschied zwischen diesen Insulanern und den andern Polynesiern ist das Nichtvorhandenseyn des Tabusystems, d. h. der Gesetze und Verbote, die, als von den Göttern ausgehend, durch die Priester oder Häuptlinge ausgesprochen werden. Hr. Hale bemerkt, das Wort „Tabu" komme nur in Zusammensetzungen vor, wo es heilig bedeute, aber nicht für sich selbst.

Die Nachfolge in Rang und Vermögen geschieht durch Erbschaft. Hat ein Häuptling mehrere Kinder von verschiedenen Frauen, so ist der Sohn der Mutter vom höchsten Rang der Nachfolger; sind alle Kinder an Rang gleich, so erhält der älteste zweimal so viel Land als die andern, und wenn der Vater sein Erbe nicht theilen will, so erhält der älteste Sohn das Ganze, muß aber seine Brüder und Schwestern unterhalten, die dagegen für ihn arbeiten müssen, und sich nicht ohne seine Einwilligung verheurathen können. Auch Frauen können erben, und es gibt somit auch auf der Kingsmill-Gruppe reiche Erbinnen. Sklaven gelten als persönliches Eigenthum, und können sich nicht ohne Bewilligung ihrer Herren verheurathen.

Die Religion ist von der einfachsten Art. Die Hauptgottheit ist Wanigain oder Tabu-eriki, der von zwei Drittheilen des Volks als Schutzgott verehrt wird, die andern erkennen ihn nicht an, und einige verehren bloß die Geister ihrer Ahnherren, oder gewisse Vögel, Fische und andere Thiere. Viele beten eine grausame weibliche Göttin Itivini an, welche alle kleinen Kinder, die sterben, verschlingt. Als heiligen Platz, an dem man den Tabu-eriki anbetet, wirft man eine Lage Sand und Kiesel auf, und stellt einen mehrere Fuß hohen Korallenstein darüber, den man dicht mit Cocosnußblättern umwindet; vor demselben werden die Opfergaben hingelegt und die Gebete verrichtet. Die weibliche Gottheit wird in einem kleinen, nur drei Fuß im Durchmesser haltenden Kreis von Korallensteinen angebetet, in dessen Mitte man eine Cocosnuß legt, und während des Gebets nicht nur mit einem Kranz von Cocosnußblättern umwindet, sondern auch mit Cocosnußöl einreibt. Eine andere weibliche Gottheit heißt Itituapea, welche auf einem flachen Korallenstein verehrt wird, der zwischen den Inselchen Kurie und Oneoka liegt; keiner der vorüberkommt ermangelt ihre Gunst anzuflehen, und wer etwas Nahrungsmittel bei sich hat, läßt einen Theil davon auf dem Stein zurück, was nie weggenommen wird. Die Schädel der Ahnherren werden sorgfältig von ihren Familien aufbewahrt und verehrt; wenn man die Geister derselben anrufen will, nimmt man die Schädel herab, bekränzt sie mit Blättern, legt sie auf eine neue Matte, reibt sie mit Oel ein, und setzt ihnen Speise vor. Nach Woods Angaben sind die Namen Tabu-eriki, Itivini und Itituapea zu Makin un-

bekannt, und man verehrt hier nur die Geister der dahingeschiedenen Ahnherren. Kirby ist nach dem was er gesehen, der Ansicht daß die Bewohner von Kuria glauben, ihre Götter seyen ehemals Häuptlinge gewesen und nur im Laufe der Zeit vergessen worden. Für die Abhaltung der Ceremonien hat man Priester, die jedoch weder besondere Achtung genießen, noch eine Macht ausüben, jeder junge Mann von hohem Rang kann Priester werden. Diese machen auch die Orakel der Götter bekannt, die sie in folgender Weise empfangen. An dem sandigen Ufer der Wetter- oder Ostseite der Insel sind viele Häuser von der gewöhnlichen Größe der Wohnhäuser, aber ohne Stockabtheilung im Innern, und von Korallensteinen aufgeführt. Die Thüre ist stets gegen Westen, weil Kainakaki, das Land der Seelen, in dieser Richtung liegt. In der Mitte dieses Hauses ist ein starker Pfeiler aus Korallenstein $3\frac{1}{2}'$ hoch aufgeführt, der in der Mitte eine Höhlung von 1' im Durchmesser hat; hieher hält der Priester das Ohr, und behauptet Anweisungen von seinem Gotte zu empfangen. Auf Kuria sind sechs solche Häuser, und außerdem viele hohle Pfeiler ohne solche Häuser längs dem Ufer. Auf der Makin haben sie keinen eigentlichen Priesterstand, dagegen Beschwörer die mit Geistern zu verkehren vorgeben.

Die Eingebornen glauben stark an Vorbedeutungen und Zaubermittel. Die gewöhnliche Art der Weissagung ist die welche sie „Kaina" nennen; sie wird vermittelst des Blüthenwipfels eines jungen Cocosnußbaums vorgenommen. Die Blätter davon werden auf eine besondere Weise zusammengefaltet, und je nachdem die Falten zusammenpassen oder nicht, gilt es für eine gute oder schlechte Vorbedeutung. Manchmal behaupten sie eine Eingebung zu erhalten, daß ihre Ahnherren unwillig seyen; in diesem Fall werden ihre Schädel herabgeholt und mit Opfergaben versöhnt. Auch glauben sie an eine Art Fluch, Wainak genannt, der in einer Anrufung an den Tod besteht, wodurch sie irgend jemanden Krankheit oder den Unwillen der Götter zuzuziehen glauben. Sternschnuppen deuten den Tod eines Mitglieds der Familie an, welches den Theil des Rathhauses inne hat, der dem Punkt des Himmels, von dem die Sternschnuppe ausging, am nächsten ist; ist die Sternschnuppe von einem nachfolgenden Streifen begleitet, so bedeutet es den Tod einer Frau, wo nicht, den Tod eines männlichen Gliedes der Familie. Einige Häuptlinge gelten dafür daß

sie Verkehr mit Geistern unterhalten, und manchmal die Zukunft vorherzusagen im Stande sind; gewöhnlich üben sie diese vorgebliche Macht bei Nacht aus, und wenn eine Anzahl Leute im Mariapa schläft, werden sie durch unnatürliche Töne geweckt, die von dem Häuptling ausgehen, und für Worte des Gottes gelten der ihnen die Ankunft von Schiffen, einen nahen Krieg und ähnliche wichtige Ereignisse verkündet. Gehen diese Vorhersagungen nicht in Erfüllung, so schreibt man dieß der Dazwischenkunft eines andern Geistes zu.

Sie glauben an ein Daseyn nach dem Tod; der Geist steigt in die Luft empor, und wird von den Winden, woher sie auch kommen mögen, fortgeführt, bis er endlich das Elysium Kainakaki erreicht. Nur die welche tättowirt sind — und dieß sind gewöhnlich Personen von Rang — können hoffen es zu erreichen, alle andern werden unterwegs aufgefangen und von der großen Riesin Baine verurtheilt. Waren die Gestorbenen alt und schwach, so werden ihre Geister von den Schatten derer die vor ihnen starben, nach Kainakaki geleitet. Die Geister der Kinder werden von ihren weiblichen Verwandten in das Gebiet des Heils geführt, und gepflegt bis sie für sich selbst sorgen können. Das Kainakaki soll auf der Insel Tavaira oder Gilberts-Insel liegen. Hier finden sich mehrere merkwürdige Erdaufwürfe von verschiedener Größe, der größte eine Meile lang und eine halbe breit; einige davon erheben sich 24′ über den umliegenden Boden, was sie auf einer niedrigen Koralleninsel sehr bemerkbar macht. Jeder dieser Erdaufwürfe soll der Ort für ein Kainakaki seyn, dessen große Schönheit sterblichen Augen unsichtbar ist. Hier bringen die Geister ihre Zeit mit Schmausen und Tanzen zu, und was sie einst auf Erden erfreute, genießen sie jetzt im vollsten Maße. Der Boden des Kainakaki gilt für heilig, und obgleich reichlich mit Bäumen überwachsen, wird doch kein Eingeborner es wagen sie umzuhauen; wenn ein Baum fällt, wird er weggenommen und ein anderer an seine Stelle gepflanzt.

Die Eingebornen sollen sehr freundlich und liebevoll für ihre Kinder seyn, und ihnen alles nachsehen, sie selbst für das unverschämteste und leidenschaftlichste Benehmen nie strafen, und nur freundliche Worte gegen sie brauchen; dieß mag das rohe Benehmen auf Drummonds-Insel gegen unsere gelandeten Leute und unter einander erklä-

ren. Bejahrte Leute behandeln sie indeß sehr vorsorglich und achtungsvoll. Auch das weibliche Geschlecht wird mit mehr Rücksicht behandelt als wir es auf irgendeiner andern Gruppe bemerkten; alle harte Arbeit wird durch die Männer verrichtet; indeß können die Weiber doch auch gezüchtigt werden, und ein Mann wird keinen Anstand nehmen eine Frau zu schlagen. Die Schönen nehmen sich indeß dieselbe Freiheit heraus, selten ermangelnd den Schlag zurückzugeben, und da sie gewöhnlich von ihren Genossinnen unterstützt werden, so ist der Mann froh wenn er den Schlägen und den Nägeln entrinnen kann. Keuschheit gilt nicht als eine Tugend, und kommt bei der Wahl einer Frau nicht als Empfehlungsgrund in Betracht; nach der Heirath aber muß eine Frau in ihrem Benehmen sehr vorsichtig seyn, da die Strafe eines Vergehens in dieser Hinsicht sehr streng ist, manchmal sogar das Leben kostet; gewöhnlich beschränkt sie sich indeß auf Verjagung aus dem Hause des Mannes. Trotz dieser Strafen sind solche Vergehen sehr häufig, was bei der herrschenden Vielweiberei und der erzwungenen Ehelosigkeit der jüngern Brüder der Häuptlinge sowie derjenigen die kein Land haben, sehr natürlich ist.

Krieg scheint auf allen Inseln, mit Ausnahme Makins, ein Theil der gewöhnlichen Beschäftigung zu seyn und ihre Aufmerksamkeit sehr in Anspruch zu nehmen. Man kann ihre Kämpfe als Bürgerkriege betrachten, denn zwischen den Inseln, Apamama, Nanouki und Kuria ausgenommen, welche unter einem König stehen, ist sehr wenig Verkehr. Ein solcher findet nur statt wenn einzelne, um einer Strafe zu entgehen, auf einer benachbarten Insel ein Asyl suchen. Dieß ist auch der Fall mit den Resten einer besiegten Partei, welche der Verfolgung der Sieger zu entrinnen bestrebt ist. Manchmal, jedoch selten, kommen größere Kriegszüge vor, wo die Krieger der einen Insel mit einer großen Flotte eine andere angreifen wollen. Bei diesen Expeditionen gehen sie selten nach einer windwärts von ihnen gelegenen Insel, wegen der Unsicherheit der Fahrt, wenn der Südwestwind bläst, und in Folge der Seekrankheit, welche sie kampfunfähig macht. Haben ihre Gegner in einem solchen Fall Nachricht von dem beabsichtigten Angriff erhalten, so greifen diese gerade vor oder im Augenblick wo die feindliche Flotte landet, mit großem Vortheil an. Auf solche Züge gehen nur die jungen kräftigen Leute mit wenigen

der ältern Krieger, welche die Operationen leiten; in den Bürgerkriegen nehmen alte Männer und Weiber am Kampfe Theil, und die Sieger metzeln dann auch ohne Unterschied von Alter und Geschlecht alles nieder. Die Körper der Erschlagenen werden nicht allgemein verzehrt, sondern nur hie und da; wenn ein berühmter Krieger getödtet wird, verzehren die jungen Männer aus Haß und in dem Wunsche, furchtbar und schrecklich zu erscheinen, Theile von seinem Fleisch. Kirby zählte zwei Fälle auf, von denen er wußte, daß Menschenfleisch gegessen worden sey. Der eine betraf einen alten Mann von Kuria, der einen Häuptling von Apamama beleidigt hatte, der andere vier Sklaven des Königs, die versucht hatten in einem Canoe von der Insel zu entfliehen. Alle diese wurden getödtet und besondere Stücke ihres Körpers gegessen. Eine Art von Rache und der Wunsch, ein ungewöhnliches Nahrungsmittel zu kosten, soll die Ursache gewesen seyn. Man kann also diese Insulaner nicht Cannibalen nennen, obwohl sie keinen entschiedenen Widerwillen gegen Menschenfleisch haben. In Makin, wo seit hundert Jahren kein Krieg war, sind die Leute weit weniger blutdürstig, und Wood, der 7 Jahre dort lebte, wußte nur von Einem Manne, der hingerichtet worden war. Er glaubt nicht, daß die Leute Cannibalen seyen, hatte aber häufig von alten Leuten gehört, daß ihre Vorfahren in Zeiten der Noth manchmal Menschenfleisch gegessen hätten.

Die Waffen welche im Gebrauch, sind Speere, Keulen und Schwerter aus Cocosnußholz und von der einfachsten Art. Wenige ihrer Keulen sind geschnitzt, und sie scheinen wenig Arbeit darauf zu verwenden, destomehr aber auf die andern Waffen, die sie für wirksamer halten, wie auch auf die Speere und Schwerter aus Hayfischzähnen. Die Eingebornen der meisten Inseln tragen die Spuren dieser Waffen auf ihren Körpern. Ihre Schutzrüstung nimmt gleichfalls viel Arbeit in Anspruch; nach Kirby soll dieselbe erst seit kurzem im Gebrauch und noch nicht allgemein seyn. Zu Befestigungen nehmen sie selten ihre Zuflucht, wenigstens gibt es auf den nördlichen Inseln keine, aber zu Taputeoea umgeben Pallisaden 8 bis 10′ hoch die Stadt. Utiroa war in dieser Art befestigt und Pallisadenreihen zogen sich auch in verschiedenen Richtungen durch die Stadt; diese würden ein gutes Vertheidigungsmittel bilden, wenn die Krieger ent-

schlossen wären. Es ist nicht unwahrscheinlich daß die kriegerischen Einwohner der südlichen Inseln in kurzem ihre Eroberungen über die nördlichen ausbreiten und diese unterjochen werden. Zwei Jahre vor der Ankunft des Peacock befürchteten die Eingebornen von Apamama, Nanouki und Kuria einen Angriff von dieser Seite her; der König sammelte seine ganze Macht, zwischen 5—6000 Mann, und diese blieben den ganzen Sommer unter den Waffen, am Ende erwies sich aber die Sache als ein falscher Lärm.

Die Häuser und Canoes sind besser gebaut als irgendwo sonst in der Südsee, und alle ihre Gebäude sind groß, stark und dauerhaft, obgleich aus den unpassendsten Materialien aufgeführt, indeß sind sie so wohl zusammengefügt daß sie Zierlichkeit und Stärke verbinden. Auf der Insel Makin sind die Häuser größer, weil Ueberfluß an Holz vorhanden ist, eben so die Canoes, welche bis zu 60′ Länge haben. Bei der Bedeutung ihrer Bauten ist, wie zu erwarten, der Stand eines Zimmermanns sehr hoch geachtet.

Da diese Leute zum Anbau ihrer Bodenerzeugnisse nicht viel Zeit brauchen, so haben sie viele Zeit frei und suchen sich somit zu belustigen; in der That scheinen auch ihre Feste und Tänze noch den Vorrang vor ihren Kriegszügen zu haben, und die Vorbereitungen dazu nehmen mehrere Tage in Anspruch. Diese Festlichkeiten finden zur Zeit des Vollmondes oder einige Tage darnach statt, wo die Bewohner der einen Ortschaft gewöhnlich die der andern, Männer und Weiber, zu einem Tanze und Singwettstreit einladen. Am bestimmten Tage kommen die Gäste in ihren Canoes an und begeben sich nach dem Mariapa; die Einwohner des Orts setzen sich ihnen gegenüber. Die Lebensmittel welche die Fremden mit sich bringen, werden in der Mitte niedergelegt, die Ortsbewohner legen eben so viel dazu und dann wird das Ganze ausgetheilt. Nun beginnt das Tanzen, die Gäste zeigen zuerst ihre Geschicklichkeit, und wenn diese geendet haben, die Ortsbewohner. So geht es fort bis zum Abend, wo das Singen beginnt und abwechselnd fortgesetzt wird bis um Mitternacht, wo die Leute des Orts sich entfernen um die Gäste in der Mariapa schlafen zu lassen. Diese Festlichkeiten dauern drei Tage. Die Männer kleiden sich während dieser Zeit von

den Hüften abwärts in Matten, einige tragen schwere Schnüre von Kügelchen um den Leib, andere zieren den Hals mit Muschelschnüren, manchmal mit einigen Wallfischzähnen, während andere ganze Schnüre davon über dem Rücken tragen. Fast alle haben eine große Menge Menschenzähne um Arme und Nacken; diese werden den erschlagenen Feinden abgenommen, denn wenn ein Mann fällt, so ist das erste daß man ihm die Zähne ausschlägt um sie als Zierrathen zu gebrauchen. Durch die Ohrenläppchen stecken sie lange Streifen von gelben Blättern, die bis auf die Schultern herabhängen.

Bei den Heurathen eines vornehmen Häuptlings finden große Belustigungen statt, begleitet von Tänzen und Gesängen. Frauen werden nie gekauft, sondern jeder Theil hat etwas zur Haushaltung beizutragen; indeß wäre es sehr unanständig für einen jungen Mann, wenn er seinen künftigen Schwiegervater fragen wollte, welche Mitgift seine Frau bekomme; dieß wird erst nach der Hochzeit bekannt gegeben und oft bis nach der Geburt des ersten Kindes verschoben. Findet eine Trennung statt, was häufig geschieht, so nimmt die Frau das Land oder anderes Eigenthum was sie mitgebracht hat, wieder an sich. Kinder werden oft in sehr frühem Alter, manchmal gleich nach der Geburt verlobt, und dann finden keine Heurathsceremonien statt. Vielweiberei ist im weitesten Umfange gestattet und nur durch die Fähigkeit, die Frauen zu erhalten, beschränkt. Auf Makin finden keine Heurathsceremonien statt, denn jedes weibliche Kind wird gleich nach der Geburt verlobt, meist an einen nahen Verwandten, der dann das Kind zu jeder beliebigen Zeit zu sich nimmt; die welche nicht auf solche Weise verlobt wurden, bleiben ihr ganzes Leben unverheurathet, und bilden nur vorübergehende Verbindungen mit jungen, in ähnlicher Lage sich befindenden Männern. Der letztern ist eine große Zahl, da die Mehrzahl der Mädchen von den Reichen und Mächtigen für sich genommen wird. Bei der Geburt eines Kindes gibt ihm der Priester auf Begehren des Vaters einen Namen, wird aber das Kind bald darauf krank, so wird dieser Name als unglückbringend gegen einen andern vertauscht; es ist sehr gewöhnlich Kinder nach dem Großvater zu nennen. Eine Frau hat selten mehr als zwei und nie mehr als drei lebende Kinder; nach der Geburt des dritten Kindes nimmt

man die Zuflucht zu dem unnatürlichen Mittel systematischer Fehlgeburt. Dieß erweckt weder Abscheu noch Schande, sondern gilt als ein nothwendiges und passendes Mittel, um zu verhindern, daß der Familie nicht ihre große Anzahl zur Last fällt. Das System absichtlicher Fehlgeburten ist unter den unverheuratheten Frauen allgemein, aber Kinder werden nach der Geburt nie getödtet. Auf Makin soll diese Sitte nicht herrschen.

Von allen ihren Sitten sind die Begräbniß-Ceremonien die bemerkenswerthesten. Wenn ein Mann stirbt, wird seine Leiche nach dem Mariapa gebracht, gewaschen und auf eine reine Matte gelegt, wo sie acht Tage bleibt, aber täglich um Mittag in die Sonne gebracht, gewaschen und eingeölt wird. Während dieser Zeit klagen die Freunde, singen Loblieder auf den Todten und tanzen, halten es aber für eine große Schwäche, bei solchen Gelegenheiten Thränen zu vergießen. Nach dieser Trauer wird der Körper in zwei Matten eingenäht und manchmal in dem Hause des nächsten Verwandten begraben, stets mit dem Kopf gegen Osten. In andern Fällen wird die Leiche nach der Kammer im obern Theile des Hauses gebracht; wenn das Fleisch fast weg ist, wird der Schädel abgenommen, sorgfältig gereinigt, geölt und bei Seite gestellt. Die Häuptlinge behalten die Schädel ihrer Vorfahren als eine Art Hausgottheit, an die sie öfters Gebete richten, und die sie sorgsam ihren Nachkommen bewahren. Wenn sie von einer Insel zur andern ziehen, nehmen sie diese Schädel stets mit sich als Mitglieder ihrer Familie, und behandeln sie mit allen Zeichen der Verehrung. Die Begräbnißceremonien auf Makin sind nach Wood noch außerordentlicher, wir haben jedoch keinen Grund sie zu bezweifeln, da sie einigermaßen mit dem eben Erzählten zusammenstimmen. Wenn die ersten Ceremonien der Klage vorüber sind, wird die Leiche gewaschen und auf eine neue Matte gelegt, welche über eine große, länglich viereckige, aus mehreren zusammengenähten Schildkrötenschalen bestehende Platte ausgebreitet wird. Zwei bis sechs Personen, je nach der Größe der Leiche, setzen sich einander gegenüber auf den Boden des Hauses und halten diese Platte mit der Leiche auf den Knien; wenn sie müde sind, treten andere an ihre Stelle, und so geht es fort vier Monate bis zwei Jahre lang, je nach dem Range des Verstorbenen. Alle Personen,

Freigeborne oder Sklaven, werden so behandelt, und während des Paradelagers wird alle Tag und Nacht ein Feuer im Hause brennend erhalten, denn das Erlöschen desselben gilt für ein höchst unglückliches Vorzeichen. *) Ist diese Ceremonie vorüber, so werden die Ueberreste manchmal in Matten geschlagen und in die obere Kammer des Hauses gebracht, meist aber auf einem besonders dazu bestimmten Grundstücke begraben. Das Grab wird mit drei Steinen bezeichnet, der eine am Kopf, der andere an den Füßen, und einer wird horizontal über diese gelegt. Die Schädel der Häuptlinge werden aufbewahrt und in derselben Weise behandelt wie auf den andern Inseln.

Von Krankheiten scheinen die Eingebornen ziemlich frei; Schwindsucht und eine Art Cholera richten noch am meisten Verheerungen an. Fälle von Elephantiasis sah man keine, aber, wie schon bei den einzelnen Inseln bemerkt wurde, die Art von Hautkrankheiten, welche von den Eingebornen Guni genannt wird, herrscht in weitem Umfang und gleicht in einigen ihrer Stadien dem Ringwurm. Sie beginnt in einem kleinen etwa einen Zoll im Durchmesser haltenden Kreise, der mit einem Schorf bedeckt ist; der Kreis wächst allmählich, und dann bildet sich in der Mitte ein zweiter, endlich ein dritter, und so breitet sich die Krankheit aus, bis man ihr endlich Einhalt thut. Mehrere Kreise bilden sich oft am Körper in geringer Entfernung von einander, die Ringe begegnen sich und fließen zusammen, wodurch eine Menge krumme Linien und concentrische Kreise entstehen. Der ganze Körper wird endlich von diesem Schorfe bedeckt, was stets ein schmerzliches Jucken verursacht. Endlich geht derselbe weg und die Haut bleibt bedeckt mit einer Unzahl fahler Kreise und Wellenlinien, was ein höchst widerliches Aussehen macht; dieser Zustand verbleibt dann manchmal das ganze übrige Leben hindurch, ohne daß die allgemeine Gesundheit darunter litte. Zu andern Zeiten nimmt aber die Krankheit einen heftigern Charakter an, und Auswüchse gleich Warzen bilden sich zuerst auf dem Gesicht, dann zwischen den Fingern und Zehen, und

*) Als man die Wahrheit dieses Berichts bezweifelte, da ein solches Verfahren die Zeit der Eingebornen zu sehr in Anspruch nehmen würde, antwortete Wood sogleich: „Die Hälfte von ihnen hat sonst gar nichts zu thun.“

endlich auch auf andern Theilen. Die weichen Theile des Gesichts und des Körpers schwellen auf zum Doppelten der gewöhnlichen Größe, der Kranke wird unfähig zu gehen oder seine Glieder zu bewegen, bis der Tod ihn endlich von seinem Leiden befreit. Die Eingebornen nennen diese Krankheit manchmal Guni-major, oder die südwestlichen Guni, weil sie von daher nach ihren Inseln gebracht worden seyn soll, und da sie der Peacock auf den Depayster-Inseln in großem Umfang herrschend fand, so ist allerdings anzunehmen, daß sie daher kam. Sie herrscht besonders zu Taputeoea, der südlichsten der Kingsmill-Gruppe, und nahm weiter gegen Norden ab. Wood behauptet, er habe zu Makin nicht einen einzigen Fall gesehen. Dagegen herrscht auf diesen Inseln eine Art geistige Krankheit, nämlich eine Neigung zu gänzlicher Niedergeschlagenheit und Lebensüberdruß, so daß sie manchmal Selbstmord begehen. Kirby erzählt fünf Fälle auf Kuria, von Männern und Frauen, die sich selbst entleibten, und mehrere andere, die es versuchten, aber von ihren Freunden daran gehindert wurden. Um ihrem Leben ein Ende zu machen, wählen sie immer den Tod des Erhängens. Meistens geschieht es in Folge erfahrener Mißhandlungen, oder weil sie an dem Benehmen einer Person Anstoß nehmen, die sie aus Zuneigung oder Furcht nicht beleidigen wollen; die Kränkung und der Kummer führt sie endlich zum Selbstmord, den sie nicht bloß als ein Abhülfsmittel, sondern auch als eine Rache an denen, die sie mißhandelt hatten, betrachten.

Das Klima dieser Inseln ist gleichmäßig, und obgleich die Temperatur hoch ist, so ist sie doch minder drückend als in den meisten tropischen Gegenden. Gewöhnlich herrschen Seewinde, und Regen sind häufig, was die große Hitze mäßigt und zugleich den Boden befeuchtet. Vom October bis April herrscht der Winter, welcher sich durch häufigen Regen auszeichnet. Wechselnde Winde aus Norden und Westen herrschen um diese Zeit, und heftige, nach Kirby typhonartige Stürme aus Südosten. Diese dauern drei oder vier Tage, und drehen sich herum gegen Norden. Die Westseite der Inseln leidet dadurch am meisten, und Land und Bäume werden weggeschwemmt. In diesen Stürmen werden große Baumstämme, manchmal zwei Fuß im Durchmesser, wahrscheinlich eine Fichtenart, an die Westseite der Inseln geworfen, zugleich mit großen Klumpen Harz, ähnlich dem, was man auf Neuseeland

im Boden findet; die Eingebornen geben ihren Kleidern dadurch einen Wohlgeruch. In den Wurzeln finden sich oft Steine von 8″ bis 10″ im Durchmesser von schönem Basalt, und diese werden von den Eingebornen zu allerlei Dingen benützt. Vom Mai bis September ist das Wetter schön, der Himmel klar, Regen ist selten, und während dieser Zeit weht der Wind fortwährend aus Osten. Dieß ist die Zeit, in der die Eingebornen ihre Reisen machen, denn in den Wintermonaten trauen sie sich nicht einmal von einer Insel zur andern, da sie die Gefahr sehr wohl kennen.

Erdbeben sind nicht selten auf diesen Inseln, und Kirby bemerkte zehn oder zwölf, die stark genug gewesen um ein Haus umzustürzen; die Eingebornen zeigen keine Furcht davor. Die Richtung der Stöße scheint aus Südwesten zu kommen.

Die Bevölkerung der Gruppe mag nach den sichersten Schätzungen etwa 60,000 betragen. Auf Drummonds Insel, wo man am besten Gelegenheit hatte sie zu beobachten, schätzt man sie auf mehr als 10,000; dieß ist aber auch die bevölkertste Insel. Auf Apamama sah Kirby 6 — 7000 Krieger beisammen, welche zu dieser Insel, Nanouki und Kuria gehörten; man kann also die Gesammtbevölkerung dieser drei Inseln auf 28,000 anschlagen, und die übrigen gleichfalls dicht bevölkerten Inseln auf dieselbe Zahl. Dieß würde eine sehr hohe Ziffer auf die Quadratmeile geben, aber die Eingebornen ziehen ihren Hauptunterhalt aus den Lagunen und dem Meere. Diese Insulaner haben sehr wenig Verkehr mit Fremden, und die gelegentlichen Besuche von Schiffen haben keine Veränderung bei ihnen zuwege gebracht, denn sie sind zu selten, da die Inseln weder Holz noch Wasser in genügender Menge, noch werthvolle Tauschwaaren besitzen.

Als die Aufnahme der Kingsmill-Gruppe vollendet war, steuerte Cap. Hudson durch die Mulgrave-Inseln, und bekam mehrere andere, wie Pedder, Daniel, Pescadores und Korsakoff zu Gesicht, erkannte aber endlich, daß ihm zu einer weiter westlich gehenden Fahrt keine Zeit mehr übrig sey, denn die, wo er am Columbiafluß eintreffen sollte, war bereits vorüber, und er war jetzt über 4000 Meilen davon entfernt. So mußte er den Besuch von Strongs- und Ascension-Insel, die er noch hatte erreichen wollen, aufgeben, so sehr ich gewünscht hätte, nicht nur eine vollständige Kenntniß jener Inseln zu erlangen, sondern auch ein Spitzbuben-

nest dort aufzuheben, und wo möglich das geplünderte Eigenthum mehrerer Schiffe wieder aufzufinden. Er wandte deßhalb am 8. Mai um, kam am 19. an der Stelle der zweifelhaften Insel Patrocinio vorbei, ohne Land zu sehen, und stieß am 20. auf große Massen von Janthina. Dieß war unter 26° N. und 168° O. Am 21. unter 28° 54′ N. und 177° O. stieß man auf die Anatife, und fand diese in ungeheuern Massen bis 35° N. und ostwärts bis 164° W.; einige der von diesen Thieren eingenommenen Strecken waren meilengroß und dehnten sich von SO. g. O. nach NW. g. W. aus. Nach unsern Beobachtungen beträgt der Raum, über den diese weichen Mollusken sich ausbreiten, nicht weniger als 400,000 Quadratmeilen. Am 16. Juni kam der Peacock nach Honolulu, versah sich dort mit Lebensmitteln, und segelte am 21. wieder ab nach dem Columbiastrom, wo er am 17. Juli ankam.

---

## Zwölftes Capitel.

### Zug nach Californien.

Der Vincennes war bereits abgegangen nach San Francisco, ich aber hatte noch eine Menge Geschäfte zu besorgen; der Unterlauf des Columbia, Gray's Harbour und verschiedene andere Punkte mußten noch aufgenommen werden, und zudem beabsichtigte ich eine Abtheilung zu Lande von Oregon nach Californien zu schicken, um das zwischenliegende Land möglichst zu erforschen. Um den Verlust des Peacock zu ersetzen, kaufte ich eine Handelsbrick, und ließ sie meinem Zwecke gemäß ausrüsten. Am 24. Aug. nahm Lt. Emmons, dem ich die Führung der Abtheilung, die zu Lande nach San Francisco gehen sollte, anvertraut hatte, seinen Abschied, und ich setzte meine Beobachtungen fort, während Capt. Hudson die angekaufte und mit dem Namen Oregon belegte Brick in angemessenen Stand setzte. Alles dieß hielt uns auf bis um die Mitte Octobers, wo wir erst den Columbia verließen, um die Fahrt nach San Francisco anzutreten, um dort mit den vorangegangenen Schiffen, sowie mit der Abtheilung unter Lt. Emmons zusammenzutreffen.

Die letztere bestand aus 24 Mann, denen sich mehrere Reisende der Sicherheit halber anschlossen, und hiezu mußten noch mehrere des Landes kundige Leute als Führer gemiethet werden, was nebst der nöthigen Ausrüstung zur Reise zahlreiche Verzögerungen herbeiführte; das war eben nicht zu verwundern, wenn man erwägt, daß es an Handwerkern im Lande fast gänzlich fehlt, und daß so mancher Seemann auf einmal in einen Reiter umgewandelt werden sollte. So kam es, daß sie erst am 7. Sept. aus der Nähe von Champooing, dem Sammelplatz am obern Willamette, aufbrachen. Hier verläuft sich das Land in wilden Prairieboden, der in der Ferne zu niedrigen undulirenden Höhen ansteigt, die, einzelne Eichen abgerechnet, von Bäumen entblößt sind; die Windungen der Bäche kann man leicht durch die Bäume an ihren Ufern verfolgen, so weit das Auge reicht. Am Morgen des 9. hatten sie heftigen Frost. Im Laufe des Tages zogen sie über den Creole-Creek, und lagerten am Ignas; die Atmosphäre war den Tag über durch das Anzünden der Prairie ganz dick geworden. Hier rüstete man sich endlich vollkommen zur Reise, indem namentlich die Beschlagung der Pferde einer genauen Untersuchung unterworfen wurde.

Am 10. wurde das Land noch bergiger als den Tag zuvor, bot aber immer noch reichen Grasboden dar. Das Gestein ging jetzt von Basalt in einen weißlichen thonartigen Sandstein über, und der Boden wurde graubraun, während er früher chocoladebraun gewesen war, was eine Verschlechterung des Bodens anzudeuten schien. Das Land sah, da es kurz zuvor von Feuer überlaufen worden war, nicht sehr einladend aus, alle Vegetation war zerstört mit Ausnahme der Eichbäume, die unverletzt schienen. Am 11. kamen sie am Guardipii-See vorüber und lagerten dann am Flusse Lumtumbuff, einem Zufluß des Willamette. Der Fluß ist tief und trüb, breitet sich stellenweise zu einem See aus, wird aber dann wieder schmal und durchwatbar. Am 13. führte der Weg durch eine ausgedörrte, zum Theil mit Kies, Sand und Thon bedeckte Prairie, wo die gefrornen Fußstapfen einer kürzlich hier durchgetriebenen Viehheerde den Weg für die Pferde höchst beschwerlich machten. Hier traf man Schaaren von Wölfen, und bei Nacht konnte man sie auf verschiedenen Seiten heulen hören. Das Geschrei dieser Thiere ist eigenthümlich: eines beginnt ein

langes, schrilles Gewinsel, drei oder vier stimmen ein, und einige Augenblicke nachher läßt der ganze Pack eine Art schwaches Bellen hören, was einen Begriff von einem halb lachenden, halb wehklagenden Chor gibt.

Die Abtheilung hatte bis jetzt 15 bis 20 Meilen des Tages gemacht, an diesem Tage aber litten die Thiere stark durch Mangel an Wasser, und viele derselben verliefen sich in der darauffolgenden Nacht, so daß man erst spät aufbrechen und nur einige Meilen zurücklegen konnte. Am Abend kamen einige wandernde Callapuyas ins Lager, die mit mehreren Führern der Gesellschaft genau bekannt waren, und deßhalb von diesen sehr gastfrei aufgenommen wurden. Die Indianer waren meist in Thierfelle gekleidet, mit Mützen von Fuchspelz, oder sie trugen abgelegte Kleider der Weißen; nur drei oder vier trugen Büchsen, die andern Bogen und Pfeile; letztere befanden sich in einem Köcher von Seerobbenhaut, den sie über der Schulter trugen.

Am 15. erreichten sie den Fuß der Elennthierberge, welche das Thal des Willamette von dem des Umpqua trennen; das Hinauf- und Hinuntersteigen ist sehr allmählich, und die Berge sind mit Fichten und Eichen sowie mit dickem Unterholz bedeckt, durch das man sich den Weg längs dem Rücken eines der Ausläufer bahnen mußte, so daß man drei Stunden brauchte, um 1500′ hoch über die Ebene anzusteigen. Der Weg war sehr schlangenförmig wegen der vielen gefallenen Baumstämme, von denen einige vier bis fünf Fuß im Durchmesser hatten. Am Lager in der Nacht bedeckte sich ein Teich mit $1/4''$ dickem Eis, denn der Thermometer fiel auf 26°. Der Boden an den Elennthierbergen ist hart und trocken, der Fels tritt aber nirgends zu Tage, nur einige Bruchstücke von Sandstein liegen auf der Oberfläche, da aber wo sie hinabstiegen und an den Ufern der Bäche sahen sie horizontale Lager schön entwickelt. Der Boden war sandiger und schlechter, und das Gras in Folge hievon dünn und zum Theil mit Farren gemischt.

Am 16. lagerten sie am Elennthierfluß und zogen dann nach dem 14 Meilen entfernten Umpqua-Fort, an dessen Befehlshaber, Hr. Gangrière Lt. Emmons durch ein Schreiben Dr. Mac Laughlin's empfohlen war. Der Weg lief über steile Hügel und durch tiefe Schluchten, die manchmal für die ermatteten Thiere unzu-

gänglich schienen, und das Ziel des Marsches wurde auch erst zwischen 8 und 9 Uhr Abends erreicht. Durch Gewehrschüsse und die Stentorstimme des Führers, eines gewissen Boileau, der dem Commandanten bekannt war, verschaffte man sich endlich zwei Canoes zum Uebersetzen über den Fluß und Einlaß in das Fort. Hr. Gangrière war, bis er die Stimme Boileau's erkannte, sehr in Unruhe gewesen, denn eine ungewöhnliche Anzahl Indianer vom Umpquastamm hatte sich umher versammelt, und starke Neigung gezeigt, das Fort anzugreifen und zu verbrennen. Dieß ist nämlich, wie alle andern in dieser Gegend, von einer hohen Palisadenreihe eingeschlossen und an zwei einander diagonal gegenüberliegenden Ecken mit Bastionen versehen, aber es war nur mit fünf Mann, zwei Frauen und neun Hunden besetzt. Die Feindseligkeit gegen die Compagnie und die Weißen überhaupt entsprang aus den Verlusten, die sie durch die Pocken erlitten hatten, deren Verbreitung sie den Streifpartieen der Hudsonsbaycompagnie zuschrieben; vermehrt ward noch ihr Zorn durch die Weigerung, sie mit Munition zu versehen. Gangrière betrachtete den Zustand der Dinge als so kritisch, daß er im Begriff stand, einen Boten an Dr. M'Laughlin nach Vancouver zu senden, und ihn von seiner Lage zu benachrichtigen; seit mehreren Tagen hatte er nicht gewagt das Fort zu verlassen. Er nahm die HH. Emmons und Agate gastfrei auf und berichtete ihnen überdie Gefahren, denen sie sich aussetzen würden; die Nachricht von ihrer beabsichtigten Reise habe er schon lange durch die Indianer erfahren, und sie sey auch an alle Stämme gesendet worden, die sich jetzt in großer Zahl sammelten, um sich ihrem Durchzug zu widersetzen, da sie Rache gegen alle Weißen und die mit ihnen verbundenen Personen geschworen hätten; auch seyen kürzlich zwei Halbblütige, die bisher ruhig unter ihnen gelebt, ermordet worden, weil sie früher im Dienste der Hudsonsbay-Gesellschaft gestanden. Eine große Anzahl Umpquas habe sich an den gewöhnlichen Flußübergängen gesammelt, und er rathe deßhalb Lt. Emmons, etwas weiter oben über den Fluß zu gehen.

Am Morgen zeigte es sich, daß ein großer Theil der Indianer abgezogen war, was Gangrière's Besorgnisse verminderte, aber die für Emmons und seine Leute vermehrte. Ersterer war überzeugt, diese seyen zu schwach an Zahl, um glücklich durchzu-

kommen, oder den Widerstand, zu dem sich die Indianer gerüstet hatten, zu überwinden. Wenige Leute seines Standes scheinen die Ursache genau zu kennen, weßhalb Weiße beim Durchzug durch ein anscheinend feindseliges Land so selten Unfälle erleiden; diese Ursache besteht aber darin, daß sobald die Indianer mit den Weißen Handel getrieben haben und von ihnen in Bezug auf manche Bedürfnisse abhängig geworden sind, sie leicht im Zaume gehalten werden. Wollten sie Feindseligkeiten begehen, so würde das Fort Umpqua ihren Angriffen nicht widerstehen, aber sie wissen, daß in einem solchen Falle alle Zufuhr von Munition, Tabak, Wolldecken und andern Nothwendigkeiten mit Einemmal abgeschnitten wäre, wodurch sie in große Noth kommen würden. Auch wissen sie, daß sie wahrscheinlich für einen solchen Angriff streng gestraft würden durch eine gegen sie gesendete bewaffnete Macht. Das eigene Interesse der Indianer ist deßhalb die beste Sicherheit für die weißen Handelsleute.

Lt. Emmons und Hr. Agate vermittelten einen Austausch der ermüdeten Pferde gegen frische, und brachen dann um Mittag zu ihren Gefährten auf; hier war man inzwischen nicht müßig gewesen, und hatte sich durch Austheilung von 50 Patronen an jeden auf ein Zusammentreffen mit den Indianern vorbereitet. Die Untersuchung des umliegenden Landes hatte die Naturforscher beschäftigt, welche viele Samen und Pflanzen gesammelt hatten; unter andern entdeckten sie eine ihnen neue Eichenart, die der Willamette-Eiche glich, mit Ausnahme der Läppchen der Blätter, welche am Ende in eine Spitze ausliefen; auch waren die Eicheln größer und saßen tiefer in ihren Schalen. Viele befreundete Indianer waren indessen ins Lager gekommen und berichteten, daß die feindlichen Stämme sich zum Angriff rüsteten. Unter den Trappers sowohl als unter einigen der gemietheten Führer wurden Besorgnisse, zum Theil Widerspenstigkeit laut, die nicht ohne Mühe beschwichtigt wurde.

Während des Tags zog man über einige basaltische Hügel, und stieg dann in eine andere Ebene hinab, wo der Boden aus feinem Lehm bestand. Hier standen quer über ihren Weg die Prairien in Feuer, ohne Zweifel durch die Indianer in Brand gesteckt, um unsere Leute in Noth und Verlegenheit zu bringen. Das Feuer war indeß keineswegs heftig, die Flamme zog langsam über

den Boden hin, und war nur wenige Zoll hoch. Man lagerte in Billay's Creek, wo Hochwild in Menge zu sehen war, und ein Indianer ein Elennthier so groß wie ein tüchtiges Pferd herbeibrachte. Lt. Emmons beschloß am folgenden Tage, um einem Zusammentreffen auszuweichen, von der gewöhnlichen Straße abzulenken und durch die obere Furt des Umpqua zu gehen, da er alle Ursache hatte anzunehmen, die Indianer hätten Anstalt gemacht, ihnen an der untern den Weg zu verlegen. Um Mittag erreichten sie die Stelle und setzten ohne Unfall über, trotz der reißenden Strömung und des unebenen schlüpfrigen Grundes. Seine Breite ist hier etwa 250′ zwischen 15′ bis 20′ hohen Ufern, die Tiefe wechselte von 1′ bis 5′. Da viele der Gesellschaft sehr unwohl waren, so beschloß Lt. Emmons Halt zu machen, und das Lager wurde in einem schönen Eichenwäldchen geschlagen. Mit der geologischen Gestaltung des Landes veränderte sich auch die Vegetation, und ein gleicher Fall war es mit den Thieren. Man traf eine neue Staude, die dem staudenartigen Geranium von Hawaii glich, einen schönen Lorbeer (Laurus ptolemii) mit duftenden Blättern, einer Ceanothus, mit schönen himmelblauen Blumen von herrlichem Duft, eine Tabakspflanze von stinkendem Geruch mit weißen Blüthen u. s. w. Am Umpqua sah man die ersten grauen Bären, man verlor das weißgeschwänzte Reh aus dem Gesichte, und die schwarzgeschwänzte Art trat dafür auf; Elennthiere sah man in großer Zahl.

Am 20. wurde bei Zeiten aufgebrochen und den Tag über fortgezogen durch Thäler und über schmale Ebenen, die dem Vieh einen guten Weidegrund darboten, und am 21. erreichte man die Umpqua-Berge, an deren Fuße man ein Lager schlug. Mehrere Indianer ließen sich sowohl bei Tage als bei Nacht sehen, und es wurde immer deutlicher, daß dieselben jeden Mangel an Wachsamkeit benützen würden. Am 22. begann der Zug über die Umpqua-Berge. Das Aufsteigen war anfangs allmählich und leicht, aber der Pfad war ziemlich schmal, mit dichtem Unterholz besetzt, durch welches man sich zu Zeiten Bahn machen mußte. Die Gesellschaft war genöthigt hintereinander zu gehen, und bildete einen Zug von beinahe einer Meile Länge. Der Weg ging unaufhörlich bald auf- bald abwärts, bis man an einen steilen Abhang kam, der schroff etwa 1000 Fuß hoch anstieg. Hier stol-

perten viele der Packpferde, doch ging es ohne bedeutenden Schaden ab. Auf dem Gipfel war eine kleine grasreiche Ebene, längs deren eine kurze Strecke fortgezogen wurde, worauf es wieder in ein Thal hinabging, in welchem Wasser floß. Der schwierigste Theil der Bergreise war das Aufsteigen aus diesem Thal, wozu drei Stunden erforderlich waren: der Wald war kürzlich hier angezündet worden, und viele Bäume brannten noch. Dieß hatten die Indianer gethan, damit die Bäume quer über den Pfad fallen möchten; auch waren Zweige aneinander gebunden, andere untereinander verschlungen worden. Alles war verkohlt, und unsere Leute vollkommen mit Kohlenstaub bedeckt. Von dieser Höhe aus hatte man die Aussicht auf eine verwirrte Masse von steilen Ketten, zwischen denen kleine, abgeschlossene Thäler liegen. Die ganze Kette ist dicht bewaldet, mit sehr mannichfaltigen Bäumen, unter denen die Lambertsfichte (die man hier zum erstenmal traf), Eichen, Erdbeerbäume, wilde Kirschbäume, Kornelbäume, Taxus, Hartriegel, Haselstaude, Spiräa und der Kastanienbaum besonders zahlreich waren. In verschiedenen Richtungen erhob sich dichter Rauch, ein Zeichen, daß die Wilden auf der Wache waren, und einander Signale machten, um sich zu sammeln, sobald eine Gelegenheit zum Kampf sich ergeben würde. Die von Douglas sogenannte Lambertsfichte wurde nicht ganz so groß gefunden, als er sie beschrieb; die Zapfen, obwohl 14″ lang, waren von kleinem Umfang.

Man lagerte auf der Ebene des Schaste-Landes, das durch die überstiegenen Berge von dem Umpqua-Lande getrennt ist. Die größte Höhe dieser Berge betrug 1750′. Man blieb einen halben Tag hier, um auszuruhen, und brach erst am 24. wieder auf. Als man sich durch das Dickicht Bahn machte, entdeckte man mehrmals frische Spuren von Indianern, und bei näherer Nachforschung fand man drei Weiber versteckt, die sie zurückgelassen hatten. Es zeigte sich also immer mehr, daß die Indianer sie nahe umstellten, und in diesem Lande hätte eine kleine Anzahl ohne viel Gefahr für sie selbst die ganze Reisegesellschaft abschneiden können, wenn sie irgend Muth besessen hätten. Der größere Theil der Tagreise ging über wellenförmige Hügel, und nachdem man 23 Meilen zurückgelegt, wurde am Young's Creek ein Lager geschlagen. Dieß ist ein nur wenige Schritte breiter und 1′ tiefer

Bach, den man nach den Bäumen, die ihn begränzen, eine weite Strecke verfolgen kann. Die Gesellschaft hatte jetzt das Land der Klamet-Indianer erreicht, die man besser unter dem Namen der Spitzbuben kennt, den sie von den Jägern wegen der vielen hinterlistigen Streiche, die sie ihnen spielten, erhalten haben. Am 25. wurde die Reise durch ein ähnliches Land wie den Tag zuvor fortgesetzt, nur war der Wald nicht so dicht. Die Lambertsfichte war sehr häufig, aber nicht höher als sonstige Fichten; dagegen ergaben die Zapfen eine Länge von 15″. Man erhielt ein wenig von dem Zucker, den dieser Baum liefert; er ist süß, hat aber einen leicht bittern, fichtenartigen Geschmack; er gleicht dem Manna, und die Indianer gewinnen ihn, indem sie eine Höhlung in den Baum brennen, wo er dann ausschwitzt. Man sammelt ihn in großer Menge; er ist ein mächtiges kathartisches Mittel, und griff alle an, die davon genossen; dennoch soll er bei Trappern und Jägern den Zucker ersparen.

Nachmittags kam man auf die Ebenen des Spitzbuben- oder Tututotnas-Flusses. Dieß ist ein schöner, über 100 Yards breiter, ziemlich reißender Fluß, der in einer Stunde etwa drei Meilen weit über Kiesboden hinströmt; er ist reich an Fischen, von denen sich die Indianer hauptsächlich nähren; die Ufer sind niedrig und auf eine Strecke vom Fluß ist der arme sandige Boden mit Buschwerk überwachsen. 2—300 Schritte vom Fluß erhebt sich der Boden plötzlich, und in gleicher Entfernung abermals, worauf das Land zu Hügeln von 600—1000′ Höhe ansteigt. Auf diesen Hügeln geht der Boden in granitischen Sand über. Inaß, einer unserer indianischen Jäger, hatte in einiger Entfernung vom Lager Wild aufgejagt und ein Reh erlegt; während er es abhäuten wollte, überfiel ihn eine Schaar Indianer und überschüttete ihn mit einem Hagel von Pfeilen; er sprang aufs Pferd, schoß einen der Angreifer nieder, und sprengte davon, ohne sein erlegtes Wild mitzunehmen. In der Nacht müssen sich sogar Indianer ins Lager geschlichen haben, denn man fand am Morgen einen indianischen Korb mit Wurzeln, den sie zurückgelassen.

Am 26. ging es fort am Spitzbubenfluß aufwärts; allmählich wurde das Thal enger und der Boden unebener, der Fluß strömte aus derselben Ursache über Schnellen dahin, und schroffe Felsen sprangen ins Bett hinein vor. Ein Platz wurde

gezeigt, wo eine frühere Reisegesellschaft von den hinter den Felsen versteckten Indianern angegriffen und mit großem Verlust geschlagen wurde. Unsere Reisegesellschaft fand den Weg nicht in dieser Weise gesperrt. Nachmittags traf man die Gabeltheilung des Flusses und zog an dem südlichen Arme fort, der sie nach Turners Lager führte, wo dessen Gesellschaft angegriffen und größtentheils niedergemetzelt wurde. Sie hatten die Indianer zahlreich in das Lager eintreten lassen, worauf sich diese plötzlich gegen die Weißen erhoben, deren es neun waren und die im Augenblick des Angriffes ihre Pferde besorgten. Zwei der Gesellschaft wurden sogleich erschlagen. Turner, ein starker, kräftiger Mann, saß eben beim Feuer, als der Kampf begann: er ergriff einen Feuerbrand und vertheidigte sich tapfer, bis ihm seine Frau die Büchse brachte, mit der er mehrere tödtete. Nahe an der Stelle liegt ein großer gefallener Baum, vor dessen einem Ende Turner stand, während die Indianer am andern sich behaupteten, bis Turner, von seiner Frau unterstützt, eine solche Verheerung unter ihnen anrichtete, daß sie ihn und seine verwundeten Gefährten sich nordwärts zurückziehen ließen. Sie kamen nach dem Willamette mit Verlust ihrer Pferde und ihrer ganzen Ausrüstung. Noch lagen Menschenknochen und darunter einige Schädel umher, und bezeichneten die Stelle dieses mörderischen Kampfes.

Am andern Ufer des Spitzbubenflusses sah man einige Indianer an einem Feuer, als sie aber unsere Reisegesellschaft entdeckten, zogen sie etwas weiter weg. Kurz darauf kam ein kleiner ihnen gehöriger Hund an das Flußufer herab, worauf ein Mann, Namens Wood, sein Gewehr nahm und gegen die Ordnung und die Regeln des Lagers den Hund todtschoß. Lt. Emmons hatte diesen Mann schon einige Tage zuvor wegen eines Vergehens entlassen, und nur weil nirgends Sicherheit für ihn zu finden war, nicht aus dem Lager gejagt. Es war jetzt augenscheinlich, weßhalb die Indianer sich alsbald auf Gewehrschußweite entfernt hatten; während der Nacht sammelten sie sich und hielten einen Kriegstanz. — Die weißen Herren der Gesellschaft litten außerordentlich durch Fieberangriffe; der Frost war, so lange er dauerte, sehr heftig, und mehrere mußten während seiner Dauer eine Stunde oder zwei anhalten. Dieß erweckte allgemeine Besorgnisse, denn man mußte rasch vorwärts ziehen, und die Hauptgesellschaft

so wenig wie möglich aufhalten; die plötzlichen und großen atmosphärischen Wechsel, welche unaufhörlich eintraten, verschlimmerten solche Anfälle, wenn sie solche nicht geradezu erzeugten; der Thermometer stand während des Tages häufig über 80° und fiel Nachts auf den Gefrierpunkt.

Am 27. zogen sie weiter dem Fluß entlang, man sah die Indianer am andern Ufer des Flusses sich sammeln, und hörte sie lautes Geschrei ausstoßen. Nach kurzer Zeit erblickte man eine große Zahl von ihnen nahe an einem Felsenvorsprung, der in den Fluß hereintritt, und wo der Pfad von ihren Pfeilen erreicht werden konnte. Die Gesellschaft hatte also jetzt guten Grund einen Angriff zu fürchten, und Lt. Emmons ergriff deßhalb die nöthigen Vorsichtsmaßregeln, um den Weg sicher zu stellen, indem er eine Abtheilung zu Fuß vorausschickte. Das hohe senkrechte Ufer machte den Weg sehr schmal, und setzte die Vorüberziehenden einer ernsten Belästigung durch die Indianer aus, die sich zwischen den Felsen auf dem entgegengesetzten Ufer des reißenden und schmalen Flusses verstecken konnten. Indeß erfolgte, da die Indianer die gemachten Gegenanstalten bemerkten, kein Angriff. Nachdem die Reisegesellschaft vorüber und außerhalb Gewehrschußweite war, zeigten sich die Indianer abermals, und begannen dieselbe zu verhöhnen, was aber Niemand beachtete, außer die (indianischen) Frauen einiger Jäger, die sich anscheinend mit gleicher Sorglosigkeit wie ihre Männer auf einen Angriff vorbereitet hatten. Michel la Framboise mit seinen Leuten war hier zweimal angegriffen worden. Wenige Meilen weiter hin verließ die Gesellschaft die Ufer des Spitzbubenflusses und schlug einen östlichen Weg über eine Rollprairie ein, wo man in der Ferne einige Indianer zu Pferd sah, die gleich wilden Thieren flohen sobald sie die Reisegesellschaft erblickten. Hier wurden einige Pferde so lahm und marschunfähig, daß man sie zurücklassen mußte.

Am 28. gelangten sie bis an den Fuß der Gränzkette; Land und Boden glichen dem den Tag zuvor durchreisten, und auch die Wälder bestanden aus Eichen und Fichten, doch sah man keine Lambertiana mehr. Auf den Bergen trat Granit zu Tage, und in der Ferne bemerkte man einen einzelnen Felsen, der wie ein Thurm auf einem Bergrücken stand und seine kahle an-

scheinend gleichförmige Oberfläche über den umliegendeu Wald emporhob. Dieser Gipfel liegt nach Lt. Emmons Beobachtungen unter 42 ° NB., und von seiner Höhe herab hat man eine weite Aussicht auf das Land umher. Sobald die Reisegesellschaft denselben vor sich liegen sah, erhob sich eine dichte Rauchwolke, die man als ein Signal betrachtete, das die Klamet-Indianer dem Schaste-Stamm in Betreff des Anzugs unserer Reisegesellschaft gaben. Auf dem Wege trafen sie eine alte Indianerfrau mit einem großen Feuerbrand in der Hand, womit sie eben Gras und Büsche in Brand gesteckt hatte; als man sie überraschte, stand sie regungslos und schien gar nicht darauf zu achten, was um sie vorging. Andere Indianer waren nicht zu sehen. Die Feindseligkeit derselben und der Umstand, daß es ihnen gelungen war frühern Reisegesellschaften die Pferde zu stehlen, bewog Lt. Emmons in der Nacht ungewöhnlich scharfe Wache halten zu lassen; dazu war er freilich um so mehr aufgefordert, als die Klamet-Indianer nach Fort Umpqua hatten wissen lassen, sie seyen bereit alle Weißen zu tödten, welche durch ihr Land ziehen wollten.

Am folgenden Tage, den 29., begannen sie die Gränzberge zu ersteigen, welche Mexico von den Vereinigten Staaten trennen.*) Es ist eine Bergkette von 1200 bis 2000′ Höhe, und einige Gipfel bieten eine wahrhaft mauerartige Front dar; alle diese Ketten haben basaltische Umrisse, obwohl einige derselben von Sandstein sind und Fossilien enthalten. Man erwartete beim Aufsteigen jeden Augenblick einen Angriff, namentlich an einem steilen schmalen Pfad, wo kaum ein einzelnes Pferd durchkommen konnte. Ein gewisser Tibbats, der sich bei uns befand, war mit einer aus 15 Mann bestehenden Reisegesellschaft vor etwa 3 Jahren hier angegriffen und geschlagen worden; einer war sogleich umgekommen, zwei andere starben an ihren Wunden in der Nähe des Umpqua, wohin sie sich hatten zurückziehen müssen, obwohl sie die Indianer mit großem Verlust zurückgedrängt hatten. Er wünschte nichts sehnlicher als Rache zu nehmen, aber keine Gelegenheit bot sich dar, denn die Gesell-

*) Nämlich vor dem letzten Kriege, der Californien in die Hände der Nordamerikaner brachte. A. d. U.

schaft erreichte den Gipfel ohne eine andere Schwierigkeit als daß sie den steilen Weg durch dickes Buschwerk hinaufklettern mußte. Kein Indianer war zu sehen, obwohl sie augenscheinlich einige Anstalten zum Angriff gemacht hatten; sie waren ganz kürzlich hier beschäftigt gewesen große Bäume anzuzünden und sie über den Weg hinfallen zu lassen, sowie auch andere Schwierigkeit den Reisenden in den Weg zu legen. Der ganze Bergabhang war zu einem Hinterhalt vortrefflich geeignet. Auf dem Gipfel dieser Kette erblickten sie zum erstenmal das Klamet-Thal, das auf beiden Seiten durch hohe basaltische Berge, einer über dem andern, eingeengt ist. Der Berg Schaste, ein hoher Schneegipfel von Zuckerhutform, erhob sich im Süden durch den fernen Nebel. Diese Kette theilt die gegen Norden und Süden fließenden Gewässer. Die Gesellschaft zog hinab an der Südseite und lagerte am Ufer des Otterflusses, nur eine Meile vom Klametfluß. Hier blieb sie auch am folgenden Tage, weil einige sehr unwohl waren; die andern machten Ausflüge um das Land in Augenschein zu nehmen; dieß war ein bereits hie und da mit Eichen und Fichten besetztes Prairiethal, das mitten unter Bergen liegt, die mit immergrünen Wäldern bedeckt sind, durch welche der Klamet dahinfließt. Der merkwürdigste Gegenstand hier ist der einzelne konische Gipfel, der sich unmittelbar aus der flachen Ebene zur Höhe von etwa 1000′ erhebt und, den Gipfel ausgenommen, ganz von Bäumen entblößt ist. Lt. Emmons stellte hier Beobachtungen über Declination und Intensität an; der Thermometer stieg im Schatten auf 100°, und am folgenden Morgen bei Tagesanbruch stand er auf 32°.

Am 1. Oct. konnten sie frühzeitig aufbrechen, das Wetter war aber schwül und die Atmosphäre wiederum so rauchig, daß man den Schaste-Peak abermals nicht sehen konnte. Nach etwa zwei Stunden überschritten sie den gegen 4′ tiefen und gegen 80 Yards breiten Klamet, dessen Wassermasse etwa so groß ist wie die des Umpqua. Nach dem Aussehen der Ufer zu schließen werden diese überschwemmt. Die Prairie wurde nach dem Uebergang über den Fluß dürr und unfruchtbar, und aus ihr erhoben sich einzelne, hier „Bute“ genannte Höhen von 1—500′; diese sind dem Lande eigenthümlich. Haufen vulcanischer Felsen, die aus großen Massen graulicher und röthlicher porphyritischer

Lava bestehen, liegen regellos durcheinandergeworfen auf der Oberfläche. Sie lagerten am südlichen Arme des Klamet-Flusses, der klar und reißend dahinfließt, und trafen hier eine kleine mit Gras bewachsene Stelle, die einzige die sie den Tag über gesehen hatten. Am 2. zogen sie den ganzen Tag über an einer Rollprairie vorüber, die kein Wasser bot, der niedrige Boden war mit Salzen inkrustirt, schien aber dennoch besser als der den sie Tags zuvor durchwandert hatten. Auf einigen Strecken fand man Spiräa und Hartriegel, zum Theil auch besseres Gras, obwohl immer noch spärlich. Große Antilopenheerden bekam man zu Gesichte, und die Jäger erkannten auch in der Ferne das Bergschaf von dunkler Farbe, viel größer als das gewöhnliche Schaf und mit großen Hörnern. Gegen Nachmittag kam man an einige Löcher mit Wasser, und da die Thiere sehr durch den Durst gelitten hatten, so stürzten einige mit ihren Lasten auf dem Rücken hinein, und man mußte den Lasso anwenden um sie herauszubringen. Um Mittag verließen sie das Klamet-Thal, welches der schlechteste Theil des bisher durchzogenen Landes war, und als sie die einschließenden Berge überstiegen, fand sich, daß das zu Tage anstehende Gestein aus einem dunkelgrünen Serpentin bestand.

Etwas jenseits der Berge wurde das Lager geschlagen und einige Schaste-Indianer zugelassen, wo sich denn eine Zeit lang ein lebhafter Handel um ihre Bogen und Pfeile entspann. Diese Indianer sind eine hübsche Race, viel besser proportionirt als die nördlicheren und mit regelmäßigen Zügen; alle ließen ihr schwarzes Haar auf die Schultern hinabhängen und ihre Köpfe zeigten keine Spur von Zusammenpressen. Eine Krankheit bemerkte man unter ihnen, die wie Aussatz aussah, obwohl der Arzt sie nicht als solchen erkannte; einer der Anwesenden war dadurch fast zu einem Skelett zusammengeschwunden. Ein alter Mann unter ihnen wurde als der Schwiegervater Michel la Framboise's bezeichnet, der fast unter jedem Stamm eine Frau hat. Kleidung tragen diese Indianer eigentlich keine, außer einen Mantel von Reh- oder Wolfsfell; einige hatten Rehfelle mit einem hoch verzierten Gürtel um die Lenden gewunden.

Am 3. setzten sie ihre Reise über die Ebene fort und gelangten bald an deren Ende, worauf sie den Wald am Abhang der Schaste-Kette

betraten; der Weg war sehr gebrochen und uneben durch Trachytbrocken, die man allenthalben bemerkte. Als sie den Gipfel der Kette erreichten, hatten sie eine prächtige Aussicht auf den Schneepik des Schaste, sowie auf einen nähern von Schnee entblößten Gipfel, der bis fast zum Gipfel mit schlanken Fichten bekleidet war; wo man den Boden sah, schien er mit großen Felsblöcken bedeckt und die konische Form zeugte für deren vulcanischen Charakter, obwohl man keinen Krater bemerken konnte. Der Schaste-Pik bietet einen prachtvollen Anblick dar, seine steilen Seitenwände treten aus den am Fuße liegenden Nebeln hervor und scheinen ihn in unermeßliche Ferne zu rücken; sein gespaltener Gipfel beweist, daß er früher ein Vulcan gewesen. Der Schnee liegt an einzelnen Strecken an seinen Abhängen und zum Theil auch auf dem Gipfel, aber die Schneelinie ist von der des Mount Hood sehr verschieden; er soll 14,390′ hoch seyn, aber Lt. Emmons schätzte ihn minder hoch. Nachdem diese Kette überstiegen war, traf man bald auf die Quelle des Sacramento-Flusses und das Lager ward an einem andern Bach, der vom Schaste-Pik herabkam, aufgeschlagen. Die Aussichten der Reisegesellschaft waren jetzt besser, denn sie waren ungefährdet durch das Land der „Schlimmen-Indianer" durchgekommen; ich muß jedoch bedauern, daß diese damals in einer so feindlichen Haltung waren, daß es nicht nur klug, sondern selbst für die Sicherheit der Reisegesellschaft nothwendig war allen Verkehr zu vermeiden, wodurch freilich einer der Zwecke des Zugs, Nachrichten über ihren wahren Zustand, ihre Anzahl u. s. w. einzuziehen vereitelt wurde.

Am 4. hatten sie bereits den Fichtendistrict betreten, und abermals wurden einige Lambartianas gemessen; man fand sie 18′ im Umfang und die Zapfen 16″ lang. Sie lagerten am Destruction-Fluß, der von diesen Bergen herabkommt und gegen Süden fließt, an einer Stelle wo sie Nahrung für ihre Pferde und Wasser in Ueberfluß fanden. Die Luft war köstlich; der Wald schützte sie gegen die Strahlen der Sonne, und zudem war Wild in Menge vorhanden. Nahe dem Berge in nordwestlicher Richtung erhebt sich in schroffer Abdachung eine Bergkette in scharfen, konischen Spitzen und nadelartigen Gipfeln; einer derselben hängt fast über das Thal herein und bietet eine graue,

nackte, gegen 2000′ hohe Felsfläche dar. Das benachbarte Thal ist mit Rollsteinen von weißem Granit übersäet, woraus sich schließen läßt, daß die Kette aus demselben Material besteht. Um Mittag kamen sie an eine eisenhaltige Quelle; das Wasser dringt aus dem Felsen, macht Blasen und ist stark mit kohlensaurem Gas geschwängert. Pferde und Menschen fanden den Geschmack sehr angenehm; ihre Temperatur war 50°. Rund umher ist eine dicke Ablagerung von Rost und einige Schritte davon ein kleiner Teich, dessen Boden gleichfalls von einer eisenschüssigen Ablagerung überzogen ist. Das Gestein in der Nähe des Teichs besteht aus trachytischer und etwas cellenförmiger Lava, die mit Feldspathkörnern durchsprengt ist. Die Jäger sagten die Quelle sey der am Bären-Creek, die sich in den Youta-See ergießt und in den Felsengebirgen unter dem Namen der Sodaquelle bekannt ist, ganz ähnlich. Hr. Dana wußte sich die Entbindung von Kohlensäure nicht zu erklären, da kein Kalkstein in der Nähe sich findet, glaubt aber es möchte der Zersetzung von Schwefeleisenstein zuzuschreiben seyn. In dieser Nacht hatten die Reisenden einen heftigen Sturm aus Westen zu befahren, und hörten zuweilen das Krachen der fallenden Fichten.

Der Charakter des Landes hatte sich jetzt geändert, und bot dem Botaniker wie dem Geologen ein neues Feld dar. Die allgemeine Richtung der Ketten ist von Norden nach Süden, aber das Ganze ist eine Reihe von Bergen und Thälern, die nach allen Richtungen laufen. Die Berge sind größtentheils mit Erde bedeckt und sämmtlich mit reicher Vegetation bekleidet; die bedeutendsten Bäume sind Fichten und Eichen, und viele der kleineren Pflanzen müssen in der geeigneten Jahreszeit eine große Blumenfülle darbieten. Sie folgten dem Destruction-Fluß bis zum 9, wo ein Bach von Nordost her sich einmündete, den man für den nordöstlichen Arm des Pittflusses hält, und dessen Quelle man im Pittsee sucht, was ich aber sehr bezweifle, da letzterer auf der andern Seite der Cascade- oder californischen Kette liegt, und die beiden Flüsse vereint den Sacramento bilden. Die Gesellschaft lagerte sich spät Abends an einem kleinen Bach, westlich vom Sacramento, brach aber am 10. sehr früh wieder auf und verließ nun die Berge. Die Breite der Kette, die sie durchzogen

hatten, war über 100 Meilen. Sie waren jetzt in das Sacramentothal gekommen, und trafen auf Indianer vom Kinklastamme, die man als befreundet kannte, wodurch sie aller Besorgnisse entledigt wurden. Auch der botanische Charakter der Landschaft änderte sich plötzlich: statt der Eichen, Fichten u. s. w., befanden sie sich jetzt unter Sycomoren, Eichen und Baumwollbäumen. Diese Eichen tragen eine große Mannichfaltigkeit von Eicheln, welche den Bären wie den Indianern gleichmäßig als Nahrung dienen. Die Prairie am Sacramento liegt etwa 50′ unter der obern Prairie, und läuft viele Meilen weit in derselben Höhe fort; den Uebergang aus der obern in die untere bildet eine abschüssige Bank.

Am Abend wurde das Lager von vielen dieser befreundeten und gelehrigen Indianer besucht, die ganz munter waren, lachten und scherzten, und die Reisegesellschaft als unter ihnen stehend anzusehen schienen. Sie hatten einige Aehnlichkeit mit den Schaste-Indianern, waren meist nackt, nur einige hatten ein Stück Hirschfell über die Schulter geworfen, und ihre Gesichter hatten den Ausdruck vollkommen guter Laune. Einige trugen ihr Haar gescheitelt und hinten lang hinabhängend, andere hatten es auf dem Scheitel in einen Bündel zusammengezogen und mit Hirschsehnen gebunden; ihr Gesicht war gewöhnlich bemalt, der obere Theil der Wange in Form eines Dreiecks mit einer schwarzblauen Substanz, die mit einigen schimmernden Theilchen, wahrscheinlich gestoßenem Glimmer, gemischt waren. In ihrer Farbe sind diese Indianer dunkler als die nördlichen Stämme, und gleichen im allgemeinen den Südsee-Insulanern. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Fischen und Eicheln, aus welchen letztern sie eine Art Kuchen machen, indem sie solche schälen, in der Sonne trocknen, dann zwischen Steinen zu Mehl stoßen, das sie mit etwas Wasser und wohlriechenden Beeren mischen, dann wird es in zwei Zoll dicke Kuchen geformt, in Blätter geschlagen und gebacken; diese Kuchen sind ganz schwarz und essen sich wie Käse, übrigens sind auch die Eicheln im rohen Zustande ganz schmackhaft. Die Samen der verschiedenen Fichtenarten werden gleichfalls gegessen, namentlich von einer Art die Californien eigenthümlich ist. Die Moosheidelbeeren finden sich in Menge und werden gleichfalls zu Mehl gestoßen; auch haben sie viele Trauben. Das Wild war

gleichfalls zahlreich geworden wegen der reichlichen Nahrung, von der es gleichmäßig, wie die Indianer, angezogen wird; man bemerkte viele Antilopen und Rehe, sowie starke Flüge von Rebhühnern und Gänsen. Unter den das Lager besuchenden Indianern befanden sich nur Männer, und ein Theil unserer Leute ging hin um das Dorf (rancheria) selbst zu sehen. Es bestand aus rohen Hütten, die durch grobe Matten in eine Menge kleine Zimmer getheilt waren. Das Ganze war von einem Zaun von Binsen umgeben. Die Hütten waren klein, ohne alle Bequemlichkeit und unreinlich. Die Weiber standen in ihrem Aussehen den Männern sehr nahe, und sahen runzelig und durch harte Arbeit erschöpft aus. In der Rancheria wurden einige Tänze aufgeführt, und man bemerkte, daß viele Weiber an den Armen und am Körper tättowirt waren.

Am 11. nahmen sie Abschied von den freundlichen Indianern, deren Vorposten so wachsam wie die der Reisegesellschaft gewesen waren, und sich wie regelmäßige Schildwachen angerufen hatten. Die Gesellschaft zog am westlichen Ufer des Sacramento hinab, über eine wellenförmige, mit Kies, Sand und größern Steinen bedeckte Ebene. Am 12. beschloß Lt. Emmons über den Fluß zu gehen, da man nicht wissen konnte ob man weiter unten eine so gute Gelegenheit dazu fände. Inaß, der indianische Jäger, saß am andern Ufer neben seinem Pferd, das mit dem Fleisch und Fell eines grauen Bären beladen war, den er getödtet hatte. Das Land ostwärts des Flusses, der hier 200 Yards breit und 3′ tief war, enthält zahlreiche graue Bären, von denen noch am Nachmittag fünf erlegt wurden. Der Boden ist hier etwas ebener und besser, indeß waren wenige Pflanzen zu sehen, da das Land kurz zuvor abgebrannt worden war. Sie zogen fort, bis sie am 15. die sogenannte Prairie Butes zu Gesicht bekamen, eine ganze Masse von Bergen, die sich aus der Ebene wie Inseln aus dem Meere erheben. Ihre Höhe täuscht sehr, und man kann sie aus großer Entfernung sehen. Am folgenden Tag kam die Gesellschaft bei denselben an. Der Boden rings umher ist mit einer großen Menge Knochen von Thieren bedeckt, die zur Zeit der Ueberschwemmungen sich zu ihrer Rettung hierher flüchten. In der Nähe der Butes ist der Boden ziemlich hart und mit Bruchstücken von vulkanischem Gestein übersäet, wie es denn auch kaum zu bezweifeln ist, daß jeder

der Butes einst ein Vulcan war. Sie sind innerhalb eines ovalen Raumes, der etwa 30 Meilen im Umkreis hat, gruppirt, und der Längendurchmesser dieser Ellipse liegt von NO. gegen SW. Das Thal geht durch den südlichen Theil, öffnet sich gegen Ost, und ist etwa 7 Meilen lang. Der höchste der Butes hat nach einer von Lt. Emmons vorgenommenen Triangulation 1794′, sie scheinen aber einst viel höher und umfangreicher gewesen zu seyn. Die Butes liegen unter 39° 8′ nördl. Br., und dennoch glaubte man bisher allgemein, daß sie die Scheidungslinie zwischen Oregon und Californien machten.

Am 17. zog die Reisegesellschaft weiter, und erreichte, nachdem sie 15 Meilen zurückgelegt, den Featherfluß, über den sie wegen des fließenden Sandes anfangs nicht setzen konnten. Nachdem sie bis an den Zusammenfluß des Feather River mit dem Sacramento, welche beide hier etwa 70 Yards breit sind, weiter gezogen waren, lagerten sie sich in einem schönen Eichenwäldchen, konnten aber erst am folgenden Tag übersetzen, und erreichten am 19 die Niederlassung des Cap. Suter, gewöhnlich Neuhelvetien genannt. Sie hatten dieß Thal mit einer hohen Ansicht von dessen Fruchtbarkeit betreten, und waren nicht wenig erstaunt als ein großer Theil davon nicht bloß unfruchtbar war, und nicht einmal Weide gewährte, sondern selbst der fruchtbare Theil jährlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt war. Indeß ist doch noch hinreichend fruchtbarer Boden übrig, um es zu einem werthvollen Ackerland zu machen und einer großen Anzahl von Einwohnern Unterhalt zu geben.

Hier trennte sich die Gesellschaft; ein Theil derselben unter Lt. Emmons schiffte sich hier auf dem sie erwartenden Boot des Vincennes ein, die übrigen, bestehend aus den HH. Eld, Peale, Rich, Brackenridge und einigen andern, brachen am 21. zu Land auf, wobei sie einen jungen verständigen Spanier zum Führer nahmen. Sie zogen an diesem Tage 15 Meilen weit über dürres Land, wo es zwar Wild in Menge, aber wenig Wasser gab, denn das ganze Land litt durch die Dürre. Am 22. kamen sie über den Fluß Mogueles, jetzt ein kleiner Bach, sonst zu Pferd nicht zu passiren, am 23. aber erreichten sie den San Joaquim, der 50 Yards breit und 3′ tief war. Als sie am 24. sich der Mission San Jose näherten, wurde das Land bergiger, die Eichen zahlreich, und

Heerden von Rindvieh und Pferden zeigten sich. Auf ihrem Wege stießen sie auch auf zahlreiche Lager von Indianern, welche Eicheln sammelten; sie waren alle, hinsichtlich der Kleidung, halb civilisirt, die Männer in Hemden und Hosen, einige sogar in Sammtbeinkleidern, die Frauen in Calicoröcken und bunten Shawls; mehrere Hunderte von diesen trafen wir, jede mit dem Rindfleisch beladen, das man ihnen in wöchentlichen Rationen austheilt. Man gestattet ihnen jährlich während der Eichelzeit eine kurze Ferienzeit, um in ihre heimische Wildniß zurückzukehren.

Wenn man sich der Mission nähert, so erkennt man sogleich, daß dieß einst eine sehr bedeutende Anstalt war; sie sieht aus wie eine Stadt, die in Form einer bedeutend langen Straße gebaut ist. In der Mitte sind Kirche und Kloster mit großen Wohnhäusern auf beiden Seiten, und auf der entgegengesetzten Seite die Wohnungen der Neophyten, kleine niedrige Gebäude mit allem Anschein von Schmutz und Verfall. In der That zerfällt auch die ganze Anstalt, Mauern und Thore liegen am Boden, alles, Gebäude und Menschen sehen vernachlässigt aus. Die schönen Tage dieser Mission sind vorüber, es ist nicht mehr der Aufenthalt der Gastfreundschaft, seit sie in die Hände der Administratoren der Regierung gefallen ist. Die Reste eines Gartens sind noch bemerklich und gute Früchte wachsen noch darin, auch sind noch in der Nähe viele Maisfelder, die früher durch Bewässerung angebaut wurden. Die Aufnahme der Reisegesellschaft stand im Verhältniß zu dem Zustande der Mission: sie war weder höflich noch freundlich, obgleich sie ein besonderes Schreiben Cap. Suter's mitbrachten. Der Schneider der Anstalt, ein Amerikaner aus Philadelphia, suchte den Mangel gut zu machen; er zeigte sich sehr höflich, führte sie in den Gärten und Kirchen umher und erzählte ihnen, daß die unter der Mission stehenden Indianer jetzt nur noch 600 betrügen, nur ein Drittheil der Zahl die zwei Jahre früher noch da war. Die Ernte war wegen der großen Dürre sehr spärlich gewesen, denn es hatte seit mehr als einem Jahre nicht geregnet, die Traubenernte war dagegen sehr reichlich ausgefallen. Zum Glück für die Gesellschaft befand sich Hr. Forbes, der Agent der Hudsonsbay-Compagnie, der nur einige Meilen davon wohnt, gerade in der Mission, und bot den Reisenden eine Unterkunft an, die dankbar angenommen

wurde. Sie fanden ihn in einem bequemen zweistöckigen, aus Adoben aufgeführten Hause am Rande einer ausgedehnten Prairie, aber rings umher war weder ein Baum noch ein angebautes Feld. Am folgenden Tag besuchte die Gesellschaft Santa Clara, wo sie ganz im Widerspruch mit San Jose sehr höflich aufgenommen wurde, und nach zweitägigem Marsch erreichte sie Yerba Buena (San Francisco), nachdem sie noch am 28. um Mittag der Mission N. S. de los Dolores drei Meilen von diesem Ort einen Besuch abgestattet hatte.

Obwohl diese Reise von dem Columbia nach dem Sacramento sehr anstrengend war, so wurden Arbeit und Beschwerden doch reichlich vergolten durch die mannichfachen Nachrichten über den südlichen Theil von Oregon und die Vermehrung der Sammlungen. Obgleich nicht alle meine Zwecke erreicht wurden, so geschah doch alles was die kurze Zeit und der feindliche Zustand des Landes gestatteten; zudem litt ein Theil der Gesellschaft an heftigen Fieberanfällen, welche sie sich wahrscheinlich im Willamette-Thale zugezogen hatten.

Der Vincennes war inzwischen schon am 14. Aug. im Hafen von San Francisco angekommen und hatte alsbald einen Officier ans Land geschickt um sich zu den Behörden zu verfügen, solche fanden sich aber gar nicht, der einzige Magistrat, ein Alcalde, war abwesend. Am 17. begab sich der Vincennes nach Sausalito um Wasser einzunehmen, das bei der herrschenden Dürre in Yerba Buena nicht zu bekommen war. Nachdem das Schiff den Anker ausgeworfen hatte, wurden die Boote ausgesetzt und zur Beschiffung des Sacramento-Flusses ausgerüstet.

Wenn man sich der Küste in der Nähe von San Francisco nähert, bietet das Land einen keineswegs einladenden Anblick dar. Gegen Norden erhebt es sich zu einer hohen Kette, deren höchster Punkt der Tafelberg ist und von dem Puerto de los Reyes bis zur Hafenmündung eine ganz unzugängliche Küste bildet. Südwärts ist ein weites sandiges Ufer, hinter dem sich die Sandhügel von San Bruno zu mäßiger Höhe erheben. Nirgends zeigte sich Anbau, noch ist das Land auf irgend einer Seite dazu geeignet, denn in ersterer Richtung ist es bergig, in der zweiten sandig, in beiden unfruchtbar. Die Einfahrt in den Hafen ist bemerkenswerth: schroffe, felsige Ufer hemmen den

Anprall der Fluth, die uns vorwärts und durch eine schmale Einfahrt in eine weite Bucht trieb, wo verschiedene Inseln und Felsen zerstreut umherliegen; einige Inseln sind bis zum Gipfel mit Vegetationen bekleidet, andere sind unfruchtbar und mit Guano bedeckt, indem eine unermeßliche Zahl von Seevögeln sich darauf niederläßt. Die fernen Ufer der Bay dehnen sich weit über den sichtbaren Horizont gegen Norden und Süden aus, und umfassen einen der geräumigsten und zugleich sichersten Häfen der Welt. Gegen Osten erhebt sich eine hohe Binnenkette, bekannt unter dem Namen La Sierra, erglänzend in all den herrlichen Färbungen, welche die Atmosphäre in diesem Klima erzeugt.

Yerba Buena ist der gewöhnliche aber keineswegs beste Ankerplatz, und die Stadt ist nicht geeignet einen angenehmen Eindruck auf den Fremden zu machen. Ihre Gebäude lassen sich zählen und bestehen aus einem großen hölzernen Bau, den der Agent der Hudsonsbay-Compagnie einnimmt, einem Wirthshaus, das ein Amerikaner Namens Spears hält, einem Billard und Kneipe, dem Hintercastelle eines Schiffes, das ein Cap. Hinckley als Wohnung benützt, einer Schmiede und einigen Nebengebäuden. Diese wenigen Häuser stehen auch noch weit auseinander. Dabei darf ich indeß ein altes verfallenes Gebäude aus Luftziegeln, das auf der Spitze eines Hügels eine sehr bemerkliche Stellung einnimmt, nicht vergessen. Fügen wir überdieß noch einen unfruchtbaren Boden und dürre Felshügel hinzu, so wird man gestehen daß Yerba Buena und das Land umher nichts weniger als schön ist. Und diese Beschreibung gilt nur wenn die Fluth hoch ist, denn bei niedrigem Wasserstand hat das Bild noch eine weite Kothfläche als Vordergrund, was die Schönheit des Anblicks nicht erhöht. *)

Obwohl ich auf Anarchie und Verwirrung gefaßt war, konnte ich doch mein Erstaunen nicht bergen über den Mangel

*) Dieß ist die Schilderung San Francisco's aus dem Herbst 1841, und noch im Jahre 1845, wo das Werk von Wilkes herauskam, fand er nichts hinzuzusetzen. Seit zwei Jahren ist nun aus diesem Yerba Buena eine Stadt von mehr als 50,000 Seelen geworden, und wahrscheinlich werden kaum zwei weitere Jahre vergehen bis sie 100,000 S. hat. A. d. U.

an aller Regierung den ich fand. Nachdem wir die Einfahrt hinter uns hatten, konnten wir kaum das Presidio unterscheiden, und ohne die Flaggenstange, an der aber keine Flagge hing, hätten wir es auch nicht ausfindig gemacht; das Gebäude war verlassen, die Mauern verfallen, die Kanonen ohne Laffetten und alles lag ruhig umher. Nicht einmal die Stentorstimme eines Soldaten, so gewöhnlich an spanischen Plätzen, selbst wo jede bürgerliche und militärische Macht gewichen, begrüßte uns. Später erfuhr ich, daß das Presidio dem Namen nach noch eine Garnison habe und also noch nicht ganz aufgegeben sey. Der Rest der hier stationirten Truppen bestand aber in einem Officier und einem Soldaten. Der einzige bürgerliche Beamte, der Alcalde, wohnte auf der Mission von N. S. de los Dolores und was ihm an der Achtung anderer abging, das ersetzte er reichlich durch Selbstgenügsamkeit. Daß er nicht anwesend war und somit seines Amtes nicht warten konnte, ließ sich durch den Umstand entschuldigen, daß er sich eben mit einer Dame aus einer der vornehmsten Familien des Landes verheurathet hatte, und einem solchen Ereigniß folgen in Californien gewöhnlich große Festlichkeiten, bis die Lustigkeit manchmal so wild wird, daß sie in Kampf und Blutvergießen endigt.

Während unseres Besuches bot das Land einen sonderbaren Anblick dar, wie ich später bemerkte in Folge der verwelkten Vegetation und des reifenden wilden Hafers, der in weiter Ausdehnung wächst. Statt des lebendigen Grüns zeigte sich in Folge des Mangels an Feuchtigkeit eine helle Strohfarbe. Die Dürre hatte seit eilf Monaten gedauert, das Vieh starb in den Feldern und der erste Anblick Californiens war nicht geeignet, weder von seiner Schönheit noch von seiner Fruchtbarkeit eine günstige Meinung zu erwecken. Man hat im allgemeinen die Ansicht, Californien habe ein schönes Klima und einen reichen fruchtbaren Boden, die Berichte der vor mir angelangten Officiere des Vincennes widersprachen aber bald dieser vorgefaßten Ansicht. Viele vergleichen das Klima dem von Orange Harbour am Cap Horn mit seinen kalten Stoßwinden und wolkenbedecktem Himmel. Diese Art von Wetter herrscht während des größern Theils des Jahres, und die Vergleichung ist wörtlich genau hinsichtlich eines Theils von Californien und der Seeküste. Viel-

leicht gibt es kein Land, dessen Gestaltung, Boden und Klima so viel Verschiedenheit darbietet wie Californien. Die Oberfläche bietet eine Abwechslung von hohen Bergketten, eingeschlossenen Thälern und weiten Ebenen. An der Küste dehnt sich in einer Breite von 10 bis 20 Meilen ein Hochland aus vom Cap Mendocino bis 32° NB. Das Thal von San Juan liegt zwischen diesen Hügeln und der Sierra, einer niedrigen Bergkette. Oestlich von der Sierra liegt das breite Thal des Sacramento, welches südlich fortläuft bis in das von Buena Ventura und bis zum Berge San Bernardino unter 34° NO. Jenseits dieses Thales ist die californische Kette, eine Fortsetzung der Cascade-Kette im Oregon, deren südliche Gipfel mit Schnee bedeckt sind. Diese Kette nimmt allmählich an Höhe ab, bis sie zu mäßig hohen Hügeln heruntersinkt. Gegen Osten von der californischen Kette sind die ungeheuern Sandebenen, von denen wir wenig wissen, außer daß sie eine weite pfadlose Wüste bilden, der alles fehlt was sie für Menschen und Thiere bewohnbar machen kann.

Der Boden ist so wechselnd wie die Umrisse des Landes; die Küstenkette ist, einige mäßig große Thäler ausgenommen, nicht sehr einladend für den Ackerbauer, desto mehr aber für die Viehzucht, und gegenwärtig weiden dort zahlreiche Heerden von Hirschen, Elennthieren u. s. w., denen das kurze süße Gras und der wilde Hafer eine reichliche Nahrung gewährten. Keine Versuche wurden gemacht, den nördlichen Theil dieses Districts anzubauen, und er ist wohl auch keines Anbaues in größerem Maßstabe fähig. Das Thal des Sacramento und das von San Juan sind die fruchtbarsten Theile Californiens, namentlich das letztere, welches Weizen, Mais, Hafer, Roggen u. s. w. nebst allen Früchten der gemäßigten und selbst viele der tropischen Zone hervorbringt; auch bietet es schöne Weidegründe dar. Dieser Streif umfaßt eine flache 15 bis 20 Meilen breite Ebene, die sich von der San Francisco-Bay über die Mission dieses Namens gegen Süden und Norden ausdehnt. Man kann ihn den Garten von Californien nennen, aber auch er leidet, obwohl mehrere kleine Bäche und Seen ihn bewässern, mehrfach durch Dürre. Die Sierra bietet wenig Gelegenheit zum Anbau dar, da sie sehr zerrissen, öd und sandig ist; an einigen Stellen ist sie mit Cedern, Fichten und Eichen bedeckt, bietet jedoch dem Ansiedler

wenig Lockendes. Das darauffolgende große Thal von Buena Ventura ist besser, doch dem von San Juan nicht zu vergleichen; es liegt dem letzten nahezu parallel und ist von dem San Joaquim und seinen Zuflüssen bewässert. In diesem Thale wohnen hauptsächlich die californischen Indianer. Der San Joaquim erhält sein Wasser durch die vielen aus der californischen Bergkette herabkommenden Bäche; diese Berge sind wohl bewaldet, unten mit Eichen, höher hinauf mit der rothen californischen Ceder (Schubertia abertina) und dann bis zur Schneeregion mit Fichten; auf der Ostseite dieser Kette findet sich sehr wenig Holz. Die Binnenebene, die einen großen Theil von Obercalifornien bildet, ist nach allen Berichten eine dürre Wüste; die wenigen Flüsse sind nur periodisch und verlieren sich in dem sandigen Boden.

Das Klima Californiens wechselt nicht minder als Gestalt und Boden; an der Küstenkette ist die mittlere Winter-Temperatur so hoch wie im Sommer, und letztere ist eigentlich die kälteste Zeit des Jahres, weil fortdauernd Nordwestwinde herrschen, die mit der Regelmäßigkeit von Monsuns wehen und außerordentlich kalt, feucht und unangenehm sind, so daß man oft in der Mitte des Sommers Feuer im Ofen brauchen kann. Dazu nimmt man freilich selten seine Zuflucht, es haben mich aber viele Leute versichert, daß sie zu Monterey viel mehr von Kälte litten als in weit nördlichern Breiten. Dreißig Meilen von der Küste zeigt sich ein starker Wechsel im Klima und nirgends ist es schöner und gleichmäßiger als im Thale von San Juan; es gleicht mehr dem andalusischen als irgend einem andern, und doch ist es sehr gesund. Die kalten Winde der Küste sind warm geworden und haben ihre Stärke und Heftigkeit verloren, während sie ihre Frische und Reinheit behielten. In diesem Landstrich sind die weit berühmten Missionen gegründet worden, und die Berichte von diesen haben zu der Ansicht verführt, ganz Obercalifornien sey gleichmäßig zum Anbau geeignet. Dieß Thal erstreckt sich bis ostwärts von Monterey, ist indeß doch nur etwa 20 Meilen lang und 12 M. breit.

Die Sierra, welche das Thal von San Juan von dem Buena Ventura-Thal scheidet, ist etwa 1500′ hoch, dürr und sandig. Fichten decken ihren Gipfel, und das Klima ist außer-

ordentlich dürr und trocken, obwohl durch die frischen Winde welche hindurch gehen, gekühlt. Dann kommt das Centralthal von Buena Ventura, welches eine Fortsetzung des Sacramento-Thales ist und vom San Joaquim durchströmt wird. Da es zwischen zwei Bergketten liegt, und nicht dieselben Ursachen, wie im kleinen Thal von San Juan, die Temperatur modificiren, so ist die Sommerhitze drückend. Der Thermometer soll im Allgemeinen höher stehen als in der heißen Zone, und die Hitze sehr andauernd seyn. Obwohl die naheliegende californische Kette mit Schnee bedeckt ist, so scheint dieß doch auf das Klima, das als das ganze Jahr hindurch tropisch geschildert wird, wenig Einfluß zu haben. Das Thal erstreckt sich südlich bis zum San Bernardino-Berg. Die Bewohner Californiens sagen, sie wüßten nie, daß der Nordost innerhalb 30 Meilen von der Küste geweht habe; dieser Zustand der Dinge mag auch im Innern herrschen, und wird natürlich verhindern, daß die kühle Luftschichte ins Thal herabsteige, da sie durch die herrschenden entgegengesetzten Winde ins Innere geführt wird.

Mehrfache Ausflüge, die von unsern Officieren ins Innere des Landes unternommen wurden, und die zahlreichen Erkundigungen, die sie auf denselben einzogen, bestätigen diese Angaben über das Klima dieses interessanten Landes.

## Dreizehntes Capitel.

Fahrt nach Manilla und Aufenthalt daselbst.

Mit Ende Octobers waren unsere Geschäfte beendet und wir rüsteten uns zur Abfahrt. Leider mußten wir, um unsere Vorräthe zur Rückreise zu vervollständigen, noch einmal nach der Hawaii-Gruppe segeln. Dieß war unumgänglich nothwendig, um uns Kleider für diejenigen zu verschaffen, welche durch das Scheitern des Peacock ihr Alles verloren hatten; Mangel an diesem wichtigen Artikel hätte die Mannschaft Krankheiten aussetzen können. Diese Nothwendigkeit, sowie einige andere durch das Scheitern des Peacock veranlaßte Zögerungen thaten mir ungemein leid, da sie mich hinderten, von der in meinen Instructionen gestatteten Erlaubniß, durch die Sangarstraße die See von

Japan zu betreten, Gebrauch zu machen. Ich gab diesen Plan, den ich als einen der interessantesten Theile unserer Expedition betrachtet hatte, nur mit großem Widerstreben auf, aber die Jahreszeit war so weit vorgerückt, daß die Ausführung dieses Planes die Erfüllung anderer mir vorgeschriebenen Punkte unmöglich gemacht hätte.

Am 1. Nov. gingen wir bei günstigem Wind unter Segel, aber schlechtes Wetter hielt uns noch mehrere Tage an der Küste auf. Erst am 10. Morgens bekamen wir die Insel Maui zu Gesicht, und ich beschloß durch den Pailolo-Canal zwischen Maui und Molokai durchzusteuern. Am 17. mit Tagesanbruch erblickten wir Oahu, und um 10 Uhr Vormittags ankerten wir vor Honolulu. Der Porpoise kam um 2 Uhr Nachmittags und der Flying Fish um 5 Uhr. Am folgenden Tage kam auch der Oregon an, und so fand sich die Escadre abermals im Hafen von Honolulu beisammen. Unsere Aufnahme war noch freundlicher als früher, und man that uns allen möglichen Vorschub, um die nöthigen Vorräthe und Kleider für die schiffbrüchigen Officiere und Matrosen herbeizuschaffen.

Obwohl die Sandwichinseln nicht so fruchtbar wie manche andere polynesische Inseln sind, so hat doch bis jetzt ihre geographische Lage sie zu der wichtigsten Gruppe in der Südsee gemacht; sie sind die Lieblingszufluchtsorte der Wallfischfänger im nördlichen Theil des stillen Meeres, und diese Flotte zu versorgen ist das Hauptgeschäft der Eingebornen. Die Wälder von Sandelholz, welche von schlauen Leuten früher den Häuptlingen als eine unerschöpfliche Quelle von Reichthum geschildert worden waren, sind bald dahin geschwunden, die Häuptlinge betrachten sie nicht mehr als eine Quelle des Gewinns, und haben sich auf den Zuckerbau geworfen, der jetzt nebst der Seidenzucht am meisten Aufmerksamkeit weckt; ehe jedoch nicht einiges Capital dafür aufgewendet und das Geschäft besser verstanden ist, lassen sich diese Waaren nicht in größerem Maße ziehen. Inzwischen verschafft die Versorgung der Schiffe mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen den Einwohnern den nöthigen Unterhalt. Zum Glück für die Sandwich-Inseln haben sie keinen Hafen, der sich gegen eine starke Seemacht halten ließe, und darum wird ihre Wichtigkeit in politischer Hinsicht immer vergleichsweise gering seyn; keine fremde Macht

könnte sie ohne große Schwierigkeiten und Kosten behaupten. Honolulu ist der Hafen, wo Schiffe am besten ausgebessert werden können, er ist aber nur für die kleine Classe von Fahrzeugen zu gebrauchen. Durch diese Umstände möchte die neutrale Stellung der Gruppe so ziemlich gesichert seyn, und dieß scheint auch stillschweigend von den Seemächten anerkannt, da bis jetzt kein Versuch gemacht worden ist sich ihrer zu bemächtigen; somit werden sie wohl wahrscheinlich lang in dem Genuß der Neutralität bleiben, welche Kamehameha III jetzt von England, Frankreich und den Vereinigten Staaten formell anerkennen zu lassen bemüht ist. Eine solche Anerkennung wird sie vielleicht mehr als bisher gegen Angriffe schützen. Diese Inseln scheinen nur zu friedlichen Beschäftigungen bestimmt, Erzeugnisse, Lage und Bewohner fordern und wünschen es. Die Macht, von welcher sie in späterer Zeit einmal werden abhängig werden, ist die, welche sich in Oregon und Californien festsetzt, *) und da sie alle tropischen Producte liefern können, so werden sie ein nützliches Anhängsel dieser Staaten seyn, daß sie aber, wie manche meinen, diese Länder sollten von sich abhängig machen können, halte ich für einen großen Mißgriff. Den Vereinigten Staaten werden sie von Nutzen seyn, indem sie eine wenn auch geringe Menge Manufakte bedürfen, und unsern Wallfischfängern einen Zufluchtsort bieten; insoweit ist ihre Regierungsform von Wichtigkeit für uns, und es ist das Interesse der Vereinigten Staaten, daß sie ihre Neutralität behaupten.

Ich glaube, daß diese Gruppe mit dem Fortschreiten der Civilisation im stillen Meere von geringerer Wichtigkeit erscheinen wird wie jetzt. Sobald eine directe Verbindung mit Californien und Oregon eröffnet ist, wird die Nothwendigkeit eines Verkehrs vermittelst dieser Inseln aufhören, und sie bleiben dann zur Aufrechthaltung ihres Handels ihren eigenen Hülfsquellen überlassen; denn wenn Californien und Oregon den Wallfischfängern gleiche Vortheile bieten, was, wenn sie einmal besiedelt sind, in wenigen Jahren der Fall seyn wird, dann gehen die bisherigen Vortheile

*) Als dieß niedergeschrieben wurde, war weder die Oregonfrage mit England, noch weit weniger die über den Besitz von Californien entschieden.

für die Sandwich-Inseln größtentheils verloren. Zum Unglück für diese Inseln hat man ihrer geographischen Lage eine eingebildete Wichtigkeit beigelegt, in der Ansicht, die Nation, welche sie besitze, müsse dadurch ein großes politisches Uebergewicht im stillen Meere erlangen; diese Ansicht wurde geweckt durch die Anstrengungen der amerikanischen Missionäre, welche die Eingebornen schnell in der Stufe der Civilisation erhoben, und durch deren Erfolg unsere Landsleute großen Einfluß erlangten. Dieser Einfluß hat zum Theil einen Religionskampf hervorgerufen, welcher die Ruhe nicht wenig störte, und König und Volk in mannichfache Noth brachte. Auf der andern Seite hat ihnen dieß durch einen höheren Begehr ihrer Erzeugnisse einige Vortheile verschafft, die man auf einem so kleinen Raum sehr merklich fühlt. Ob die Sandwichinsulaner je durch eigene Anstrengung ein unabhängiges Volk werden, möchte ich sehr bezweifeln, da sie unklugerweise Fremde unter sich zugelassen und ihnen gleiche Rechte mit den Eingebornen gewährt haben. Jetzt bemüht man sich fremde Arbeiter und fremdes Capital hereinzuziehen, was zwar aus der löblichen Absicht hervorgeht, die Hülfsquellen der Inseln zu entwickeln, aber jedenfalls die arbeitende einheimische Bevölkerung benachtheiligen wird. Fremde Arbeiter werden nothwendig fremde Sitten mitbringen, diese Sitten nachzuahmen sind die Eingebornen ohnehin schon nur allzu geneigt, und die Beispiele, die sie vor Augen haben, sind meist, wenn nicht immer, von der schlimmsten Art. Man hat den König und die Häuptlinge möglichst zu bereden gesucht, Fremden große Striche Landes zu verwilligen, dieß würde aber die Existenz von Regierung und Volk in Gefahr setzen. In allen Fällen, die zu meiner Kenntniß kamen, war der Zweck der Fremden immer nur ihren Reichthum zu vermehren und, wenn sie hinreichend zusammengescharrt, sich mit ihrem Capital zu entfernen, und dieß wird immer der Fall seyn; dabei lassen sie wenig anderes als üble Gewohnheiten und Laster zurück. Wenige Fremde haben bleibende Verbesserungen im Landbau eingeführt und, wenn es geschah, ging es wieder in die Hände anderer Fremden über, nicht in die der Eingebornen, die stets als Sklaven betrachtet und behandelt wurden. Ein Unbetheiligter, der eine Zeitlang unter den Eingebornen wohnt, muß allmählich ein großes Interesse an dem Fortschritt ihrer Institutionen und der Entwickelung ihrer

Regierung gewinnen. Sie haben allerdings manches Tadelnswerthe an sich, aber doch auch viele gute Eigenschaften, welche ihre religiöse Lehrer auf alle Weise weiter zu entwickeln bemüht sind. Indem ich von ihnen Abschied nehme, kann ich nicht umhin, ihnen das Zeugniß zu geben, daß sie sich stets freundlich, aufrichtig und gefällig gegen uns zeigten.

Am 27. Nov. Abends nahmen wir Abschied von unsern Freunden, namentlich den Missionären, und um 8 Uhr lichteten wir die Anker. Obwohl es nicht mehr in meiner Macht stand, Japan zu besuchen, so beschloß ich doch wo möglich den Charakter der Strömungen an dieser Insel kennen zu lernen. Deßhalb befahl ich dem Porpoise und Oregon, die Untiefen und Riffe, welche sich an den Sandwich-Inseln in nordwestlicher Richtung ausdehnen, zu erforschen und in dieser Richtung vorwärts zu gehen, bis sie die Strömung erreichten, welche nach der Ansicht von vielen Personen längs der Küste von Japan hinaufgeht, und dem Golfstrom an unserer eigenen Küste gleichen soll. Nachdem dieß geschehen, sollten sie durchs chinesische Meer nach Singapore gehen. Mit dem Vincennes und Tender wollte ich die Strongs- und Ascension-Insel, die der Peacock auf seiner Fahrt nicht hatte erreichen können, aufsuchen, und alle Untiefen auf meinem Wege nach Manilla zu erforschen bemüht seyn, dann den Sulu-Archipel aufnehmen, mit den Bricks in Singapore zusammentreffen, und von da nach den vereinigten Staaten heimkehren, die ich bis zum 31. Mai des nächsten Jahres (1842) erreichen sollte. Somit hatte ich also gerade noch sechs Monate übrig, von denen mindestens 140 Tage für die eigentliche Fahrt erforderlich waren.

Wir trennten uns alsbald von den beiden Bricks, und am 30. auch von dem Flying Fish, dem ich auftrug, auf eigene Faust nach den Sulu-Inseln zu segeln, damit nicht einer den andern aufhalte. Wir steuerten in der Richtung der angeblichen Maloon's-Insel, die unter 19° 20′ N. und 165° 20′ W. liegen sollte, die wir aber nicht fanden, so wenig als eine zweite, von Arrowsmith unter 19° 17′ N. und 166° 48′ W. angegebene Insel. Ebenso erging es uns mit der Yam's- (173° 15′ W. 16° 10′ N.), der Gaspar- (15° NB.), einer ungenannten (171° 42′ O. 16° N.) und der Cornwallis-Insel (169° 33′ O. 16° 51′ N.). Dann fuhren wir nach der Wake's-Insel, einer niedrigen Koralleninsel

von dreieckiger Form und 8′ über der Meeresfläche; sie hat eine große, mit mannichfaltigen Fischen reich gefüllte Lagune, aber auf der Insel gibt es weder süßes Wasser noch Pandanus- und Cocosbäume. Allem Anschein nach muß die Insel zu Zeiten überschwemmt seyn oder wenigstens die See vollkommen darüber brechen; Wake's Insel liegt unter 166° 31′ 30″ O. und 19° 10′ 54″ N. Wir fuhren weiter, konnten aber die angebliche Halcyon-Insel (163° 20′ O. 19° 13′ N.) sowie Folger's Insel (155° 19′ O. 18° 21′ N.) nicht auffinden, und fuhren weiter nach Grigan, der nördlichsten unter den Ladronen- oder Marian-Inseln, welche 8 Meilen Breite und die Form eines hohen Doms hat, denn sie ist über 2000′ hoch; ihre Ufer sind fast senkrecht, und sie hat keine Korallenriffe, welche Häfen bilden könnten. Am 4. Jan. fuhren wir über die Stelle von 131° 54′ O. und 20° 11′ N. hin, wo die Kupferinsel liegen sollte, die sich aber eben so wenig fand als die Abajos-Sandbank, welche Arrowsmith aufführt.

Am 5. bemerkten wir eine Strömung gegen Westen, die bis zum 8. andauerte, und uns nach der Balingtang-Straße führte. Ich fuhr nun südwärts längs der Insel Luçon hin und langte am 12. vor Manilla an, wo der Flying Fish fast zugleich mit uns eintraf. Nach Sonnenuntergang ließen wir mitten in einer weiten Bay, etwa acht Meilen von der Stadt, die Anker fallen. Diese Bay ist nahezu rund und hat eine ziemlich gleichmäßige Tiefe; zu Manilla hörte ich, sie habe seit der Niederlassung der Europäer durch die von den Bergen herabgeschwemmte Erde bedeutend an Tiefe verloren. Am andern Morgen gingen wir wieder unter Segel und legten uns in geringer Entfernung von der Stadt vor Anker.

Der Anblick der Stadt und des Landes um Manilla hat etwas halb spanisches, halb orientalisches. Die finstern, plump aussehenden Kirchen mit ihren wunderlichen Thürmen, die langen Linien von Batterien mit schweren Kanonen, die massiven Häuser mit den Balconenreihen, und die leichten, luftigen auf Pfosten erbauten Hütten unter dem üppigen Blätterwerk tropischer Bäume, alles erweckt den Wunsch mit dem Lande besser bekannt zu werden.

Manilla liegt auf einer weiten Ebene, die allmählich zu Hügeln anschwillt, hinter denen in der Ferne sich Gebirge zur Höhe von mehreren tausend Fuß erheben, und mit Vegetation bis zum Gipfel bedeckt sind. Gegen diese üppige Landschaft bildet die Stadt einen starken Contrast, da sie deutliche Zeichen des Verfalls namentlich an den Kirchen an sich trägt. Die Lage der Stadt scheint nicht gut gewählt, da bloß die Bequemlichkeit des Handels und die Verbindung mit der Lagune die Wahl geleitet hat. Diese Verbindung theilt sich in viele Arme, die man in Canäle umgewandelt hat, so daß man fast nach jedem Theil Manilla's in einer „Banca" gelangen kann. Die Bay von Manilla ist sicher mit Ausnahme der Monsuns, wo sie den Typhons der chinesischen Meere, in deren Bereich sie liegt, ausgesetzt ist. Fremde Schiffe haben diesen Stürmen widerstanden, die einheimischen und spanischen aber gehen um diese Zeit nach dem etwa 3 Leguas gegen Südwesten entfernten völlig sichern Hafen Cavite, wo sich auch eine Regierungswerfte befindet. Der Eingang in den Canal oder Fluß Pasig ist 300′ breit, und zwischen zwei gut gebauten Hafendämmen eingeschlossen, welche noch eine Strecke weit in die Bay hineinreichen. Die Mauern dieser Hafendämme erheben sich 4′ über die gewöhnliche Fluthmark.

Die Vorstädte oder das Binondo-Quartier enthalten mehr Einwohner als die Stadt selbst, und bilden die eigentliche Handelsstadt. Sobald wir in den Canal eingefahren, befanden wir uns unter einer buntscheckigen, seltsamen Bevölkerung: die Aufmerksamkeit wendet sich, sobald man gelandet hat, auf die ungeheure Menge kleiner Buden und Läden, mit denen die Straßen auf beiden Seiten besetzt sind, und auf die hin- und herwandernden Volksmassen. Die Handwerker in Manilla sind fast lauter Chinesen, und die einzelnen Gewerbe concentriren sich in einzelnen Straßen. Die Chinesen sind augenscheinlich zahlreicher als die Malaien, und beide Racen unterscheiden sich eben so sehr im Charakter als im Aeußeren: die einen sind voll Geschäftsthätigkeit, die andern suchen jeder anstrengenden Arbeit auszuweichen; beide vermischen sich so wenig wie möglich mit einander.

Während unseres Aufenthalts auf Luçon zogen wir mancherlei Nachrichten über dessen geologischen Bau ein. Die nörd-

liche Halbinsel — denn das Ganze ist unter $14^0$ NB. durch zwei Bayen fast in zwei Hälften getheilt — besteht aus Granit und neuerem vulkanischen Gestein, nebst secundären und tertiären Ablagerungen, während die südliche Halbinsel fast ganz vulkanisch ist. Das Land um Manilla her besteht aus Tuff von lichtgrauer Farbe, der weich und leicht zu bearbeiten ist, und das gewöhnliche Baumaterial in der Stadt bildet; er enthält manchmal Schlacken und Bimssteine von verschiedener Größe, hie und da auch Abdrücke von Pflanzen, nebst versteinertem Holz; dieß beschränkt sich jedoch auf neuere Arten. Der Tuff bildet eines der bemerkenswerthesten Kennzeichen der Vulkane der Philippinen, und zeigt dadurch die große Verschiedenheit zwischen diesen und den Vulkanen des stillen Meeres, die wenig anderes als Lava und Schlacken auswerfen. Wenige Theile der Erde scheinen so sehr der Sitz inneren Feuers zu seyn als die Philippinen; während unsers Aufenthalts war gerade keiner in Thätigkeit, aber viele rauchten, namentlich der Isaroc im District Albay, 150 M. SO. von Manilla. Sein letzter Ausbruch im Jahre 1839 that wenig Schaden, verglichen mit dem von 1814, wo mehrere Dörfer zugedeckt und das Land weit umher mit Asche überstreut wurde. Von Erdbeben scheinen die Inseln nicht sehr zu leiden. Die nördliche Halbinsel enthält viele werthvolle Gold-, Blei-, Eisen- und Kupferminen, nebst Kohlen. Soweit unsere Nachrichten und Beobachtungen reichen, sind die sämmtlichen Philippinen von ähnlicher geologischer Formation. Auf einigen Inseln herrscht vulkanisches Gestein vor, auf andern Kohlen und metallführende Schichten; auf einigen bilden die Kohlenlager einen Theil der Uferklippen, auf andern findet sich Kupfer im Chlorit- und Talkschiefer. Letzteres ist namentlich der Fall auf Luçon, und dieselbe Formation erstreckt sich auf Mindoro. In den Gebirgen findet sich viel Eisen, und bei einigen der von den Spaniern noch nicht unterworfenen Eingebornen findet sich welches von so reiner Beschaffenheit, daß man ausgezeichnete Säbel und Aexte daraus macht, die gelegentlich den Spaniern bei ihren Expeditionen ins Innere in die Hände fallen. Die aufgefundenen Kohlen sollen sehr werthvoll seyn, viel Glanz haben und beim Bruch von aller holzigen Textur frei seyn. Man findet sie in Verbindung mit

Sandstein, der viele Fossilien enthält. Blei und Kupfer sollen sehr reichlich vorhanden seyn.

Mit solchen mineralischen Hülfsquellen und einem Boden, der die mannichfaltigsten Erzeugnisse der Tropen zu liefern im Stande ist, bedarf das Land nichts als eine liberale Regierung. Die Erzeugnisse der Philippinen bestehen aus Zucker, Kaffee, Hanf, Indigo, Reis, Schildkrötenschalen, Häuten, Eben- und Saffranholz, Schwefel, Baumwolle, Seilwerk, Seide, Pfeffer, Cacao, Flachs und einer Menge anderer Gegenstände. Das Volk ist im Ackerbau sehr thätig, verschwendet aber viel Arbeit durch mangelhafte Werkzeuge. Reis ist von allen Ackerbauerzeugnissen dasjenige, wovon hauptsächlich die Nahrung der Einwohner sowie ihr Gewinn abhängt; man hat acht verschiedene Arten, von denen drei im Wasser, fünf im Hochland gebaut werden; letztere aber erfordern weit mehr Sorgfalt und Arbeit im Anbau: das Land muß drei- oder viermal gepflügt und alle größeren Brocken mit der Hacke zerschlagen werden; zugleich muß man während des Wachsthums das Unkraut zwei- oder dreimal ausraufen, damit es nicht die Ernte ersticke. Unter den wichtigen Erzeugnissen dieser Insel habe ich auch den Hanf aufgezählt, der aber nicht der gewöhnliche Hanf, sondern eine Art Pisang (musa textilis) ist, den man auf den Philippinen Abaca nennt. Er ist auf diesen Inseln zu Hause, und soll sich angeblich früher nur auf Mindanao gefunden haben; dieß ist aber nicht der Fall, denn er ist auf dem südlichen Theil von Luçon und auf allen südlichen Inseln im Anbau, wächst auf Hochland in fruchtbarem Boden, und wird durch Samen fortgepflanzt. Er gleicht den andern Pisangarten, aber seine Frucht ist, wenn auch eßbar, doch viel kleiner. Die Faser gewinnt man aus dem Stamm, und die Pflanze erlangt eine Höhe von 15 bis 20′. Die gewöhnliche Art den Hanf zu bereiten besteht darin, den Stengel, gerade wenn die Frucht reif ist, oder etwas vorher, in der Nähe des Bodens abzuschneiden; der Stengel ist dann 8 oder 10′ lang unterhalb der Blätter, wo er wieder abgeschnitten wird. Die äußere Hülle wird dann abgestreift, bis man die Fasern oder das Zellgewebe sieht, worauf dieß geröstet und sodann weiter verarbeitet wird. Was man zu Tüchern weben will, wird eine Stunde oder zwei in schwachem Kalkwasser eingeweicht, dann wieder getrocknet und in Bündel gebunden.

Manilla ist der einzige Hafen, von dem man diesen Hanf gesetzlich ausführen kann: er wird hier durch Schraubenpressen zu festen Ballen gepreßt, von denen jeder 2 Picul wiegt. Der beste Manillahanf soll weiß, trocken und von langer, feiner Faser seyn; man kennt denselben zu Manilla unter dem Namen Lupis; die zweite Qualität führt den Namen Bandala. Die Ausfuhr hat in den letzten Jahren, in Folge des Begehrs in den Vereinigten Staaten, stark zugenommen, und zwei amerikanische Häuser kaufen jetzt alles auf; 60—70,000 Piculs gehen nach Amerika und 20,000 nach Europa. Der in die Vereinigten Staaten eingeführte Hanf wird in und bei Boston in Seilwerk umgewandelt, das man unter dem Namen „weiße Stricke" kennt; dennoch ist das in Manilla gefertigte Seilwerk, obgleich aus schlechterem Stoff gefertigt, weit besser als das amerikanische. Eine große Menge wird auch zu Matten verarbeitet.

Die Kaffeepflanze gedeiht sehr gut auf diesen Inseln: vor etwa fünfzig Jahren wurden einige Pflanzen in die Gärten von Manilla gebracht, und seit dieser Zeit über die ganze Insel verbreitet, wie man vermuthet durch die Zibethkatzen, welche die Samen verschlingen und in großer Entfernung wieder von sich geben. Der Kaffee, welcher in den Handel kommt, wird von der wilden Pflanze gewonnen und ist von vortrefflicher Qualität; man führt bereits über 3500 Piculs aus. Auch das Zuckerrohr kommt vortrefflich fort, und man pflanzte vielerlei Arten davon; die welche im Thale von Pampanga wächst, gilt für die beste; es ist eine kleine rothe Varietät, 4 bis 5' hoch und nicht mehr als daumendick. Baumwolle wird in bedeutender Menge gezogen, namentlich in der Provinz Ylocos; sie liefert namentlich den gelben Nanking. Die Art, wie man Zucker, Baumwolle u. s. w. auf den Markt bringt, ist eigenthümlich und verdient Erwähnung. In einigen Dörfern vereinigen sich die Vornehmen, um ein Schiff, gewöhnlich eine Pirogue, zu bauen, auf der sie ihre Erzeugnisse unter der Leitung weniger Personen verschiffen. In gehöriger Zeit kehren diese zurück, die Rechnung wird dann abgeschlossen, und der Ertrag an jeden nach seinem Beitrag ausgetheilt. Dann werden Festlichkeiten gefeiert, den Heiligen wird für ihre Hülfe gedankt, ihr Segen für das nächste Jahr angerufen, und dann das Schiff sorgfältig auseinander genommen, wo dann jeder Eigen-

thümer einen Theil für das nächste Jahr aufbewahrt. Man schlägt den Reinertrag der Ernte durchschnittlich auf 60—100 Proc. an, andere aber halten dieß als Durchschnittsertrag für zu hoch. Indigo würde wahrscheinlich auch großen Gewinn abwerfen, denn der, welchen man zieht, ist von bester Qualität, und die Ernte nicht so vielen Zufällen ausgesetzt wie in Indien. Mangel an Capital und Fleiß hindert seine Erzeugung in größerer Menge. Die Ernten leiden oft durch Heuschrecken, zum Glück aber für die ärmeren Classen kommen diese erst nach der Reisernte; das Zuckerrohr wird oft gänzlich weggefressen. Von der Dürre sollen die Ernten selten leiden, im Gegentheil die Regen zu oft fallen, und die Reisfelder überschwemmen; diese geben dann aber eine neue, für die Armen sehr vortheilhafte Ernte, nämlich eine ungeheure Menge Fische, Dalag genannt, eine Art Schleimfisch, die $^1/_2$ bis 2 Pfd. wiegen, und mehrmal 18″ lang seyn sollen.

Die Philippinen zerfallen in 31 Provinzen, von denen 16 auf Luçon kommen, die übrigen die andern Inseln und die Ladronen umfassen. Die Bevölkerung der ganzen Gruppe beträgt über 3 Mill.; darunter mag die Zahl der Weißen nicht über 3000 betragen, die der Mestizen 15—20,000; die Chinesen haben sich in den letzten Jahren stark vermehrt, und sollen sich in und um Manilla auf 40,000 belaufen. Auf Luçon allein kommen $1^1/_2$ Mill. Die zweitstärkste Insel ist Panay mit etwa 330,000 S., dann kommen Zebu, Mindanao, Leyte, Samar und Negros, deren Einwohnerzahl von der obigen bis auf 50,000 herabgeht. Die Bevölkerung ist im Wachsen und soll sich in 70 Jahren verdoppeln. Die einheimische Bevölkerung besteht aus einer Menge verschiedener Stämme, deren bedeutendste auf Luçon die Pangarihan, Ylocos, Cagayan, Tagala und Pampaagan sind. Die Irogotes in den Gebirgen sind die einzigen, von den Spaniern noch nicht unterworfenen Eingebornen; die andern sind mit ihren Beherrschern durch die Religion verschmolzen, und man glaubt, dieser Umstand allein setze Spanien in den Stand, seine Herrschaft mit einer so geringen Menschenzahl über eine so zahlreiche, intelligente und energische Race zu behaupten. Dieß läßt sich indeß ziemlich leicht erklären, denn die Spanier nähren die Eifersucht und den Haß, die zur Zeit der Entdeckung zwischen den verschiedenen Stämmen herrschten.

Die Armee besteht jetzt ganz aus eingebornen Truppen, etwa 6000 an der Zahl, man läßt aber die Regimenter nie in den Provinzen, in welchen sie rekrutirt werden; so halten sie gegenseitig Wache unter einander, und da sie verschiedene Dialekte reden, verschmelzen sie niemals unter einander. Man läßt sie auch nie lang an einem Orte, damit sie nicht allmählich einerlei Gesinnungen mit den Bewohnern einsaugen. Die Feindseligkeit unter den Regimentern ist so groß, daß Aufstände ausgebrochen sind, und blutige Kämpfe stattgefunden haben, deren Verhinderung außer der Macht der Officiere stand. In solchen Fällen nimmt man die Zuflucht zu summarischen Bestrafungen. Auswärts glaubt man, die Spanier lebten hier in Ruhe und Frieden, dieß ist aber keineswegs der Fall, denn Aufstände und Meutereien unter den Truppen und Stämmen sind nicht selten in den Provinzen. Eine Ruhestörung fand während unseres Besuchs statt, man konnte aber durchaus nichts zuverlässiges darüber erfahren, denn alle Gespräche über solche Vorfälle sind von der Regierung verboten. Dießmal sollten die Unruhen durch die Predigten eines fanatischen Priesters verursacht worden seyn, der sie dermaßen aufgeregt habe, daß sie die Truppen überwältigten und eine Zeitlang Meister des Landes blieben. Rasche Maßregeln wurden ergriffen, Befehle ertheilt, keinen Pardon zu geben, die den Empörern feindseligsten Regimenter an Ort und Stelle geschickt, nichts wurde geschont, der Priester und sein Gefährte wurden gefangen genommen und hingerichtet, aber wie man sagt, auf eine so barbarische Weise, daß sie dem 19. Jahrhundert zur Schande gereicht. Die wenigen Zeitungen in Manilla stehen ganz unter der Gewalt der Regierung, und ein Bewohner dieser Stadt muß sich gefaßt machen, über alles was um ihn vorgeht, in gänzlicher Unwissenheit zu bleiben, oder zu glauben was die Behörden ihn glauben lassen wollen. Die Regierung der Philippinen ist in Wahrheit eine eiserne Herrschaft, und wie lange sie es bleiben kann, ist zweifelhaft. Der Gouverneur bleibt gewöhnlich drei Jahre im Amt, und man hält diese Zeit für hinreichend, daß sich einer ein Vermögen machen kann; die Stelle wird durch das spanische Ministerium besetzt, und es sind damit Uebereinkünfte verbunden, nach denen, wie man sagt, ein Theil des Ertrags denjenigen zufällt, die das Amt verleihen.

Wir machten dem Gouverneur und später noch andern Beamten der Regierung unsere Aufwartung. Unter den letzteren bin ich namentlich dem Hafencapitain, Don Juan Salomon, sehr verpflichtet. Ich wünschte Nachrichten über das Sulu-Meer zu erhalten, und zu erfahren, wie weit die spanischen Aufnahmen geführt worden seyen. Er gab mir wenig Hoffnung Aufschluß zu erhalten, wies mich jedoch an Capt. Halcon von der spanischen Marine, der einen Theil der Küsten der nördlichen Inseln aufgenommen hatte. Als ich letztern besuchte, und über die einzuschlagende Richtung befragte, sagte er mir offen, daß alle vorhandenen Karten irrthümlich seyen; er wisse von diesen Meeresstrichen hinreichend, um sagen zu können, daß die Karten falsch und somit nutzlos seyen. Deßhalb rieth er mir, einen einheimischen Lootsen zu nehmen, da diese im Durchschnitt sehr wohl mit den auf meinem Wege liegenden Meeresstrichen bekannt seyen. Mehrere werthvolle Einzelnheiten erfuhr ich indeß von den beiden genannten Herren.

Während unsers Aufenthalts zu Manilla vertrieben wir uns die Zeit damit, die Merkwürdigkeiten der Stadt und Umgegend zu besichtigen. Unter diese gehören vor allen die großen königl. Cigarrenfabriken. Es gibt zwei solcher Anstalten, eine im Binondoquartier, die andere an dem großen Platze oder Prado; in der ersteren, die wir besuchten, sind zwei zweistöckige Gebäude nebst mehrern Vorrathshäusern, alles von einer Mauer eingeschlossen, die zwei große Thore hat, an denen stets Schildwachen stehen. Die Hauptarbeit geschieht im zweiten Stock, der in sechs Säle vertheilt ist, in denen 8000 Weiber arbeiten; allenthalben sind Tische aufgestellt, 16″ hoch, 10′ lang und 3′ breit, an deren jedem 15 Weiber, mit kleinen Haufen Tabak vor sich, sitzen. Die Tische gehen von der Mauer aus und lassen in der Mitte einen Raum frei. Eine Frau macht etwa 200 Cigarren täglich, und die Arbeitsstunden dauern von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends mit einer Unterbrechung zwischen 11 und 1 Uhr. Die ganze Anstalt ist sehr reinlich gehalten, und alles scheint auf eine ganz systematische, geschäftsmäßige Art betrieben zu werden. Man hat bei einer so großen Anzahl Menschen nöthig gefunden, beim Herausgehen sie durchsuchen zu lassen, und dieß geschieht regelmäßig zweimal des Tages ohne Unterschied des Geschlechts. Es ist ein

seltsamer Anblick, diese Schaaren von Weibern ein- und ausziehen zu sehen, und wahrscheinlich bietet die Welt nirgendwo eine so große Anzahl häßlicher Weiber beisammen dar. Ihr Alter ist verschieden, von 15 bis 45 Jahren. Ihr Taglohn ist sehr gering. Die Zahl der in den beiden Fabriken beschäftigten Personen, Beamte, Schreiber, Aufseher u. s. w. mit eingeschlossen, beträgt etwa 15,000; das Einkommen wird auf eine halbe Million Piaster angeschlagen.

Die Eingebornen der Philippinen sind sehr betriebsam. Namentlich auf Panay und Ylocos werden eine Menge Zeuge gemacht, die für die Bedürfnisse der Inseln hinreichen. Dieß sind meistens Baumwollen- und Seidenzeuge, und ein besonderer Artikel Pina genannt. Letzterer wird aus einer Art Bromelia gefertigt, und kommt hauptsächlich aus der Insel Panay. Die feinste Art Pina ist außerordentlich schön, und übertrifft an Gleichheit und Schönheit des Gewebes alle andern Stoffe. Sie ist von gelblicher Farbe, und die Stickereien sind des Stoffes vollkommen würdig. Alle Fremden suchen diesen Stoff, der als eine der Merkwürdigkeiten dieser Gruppe gilt; über seine Bereitung gingen mancherlei Gerüchte, unter anderm daß er unter dem Wasser gewoben würde, was völlig falsch ist. Das Gewebe der Pina ist so fein, daß man alle Luftströmungen verhindern muß, weßhalb man Gasschirme in die Fenster setzt. Zu Manilla wird die Pina von Mädchen mit Stickereien versehen, was ihren Preis sehr erhöht. Wir besuchten eines der Häuser, wo die geschicktesten Stickerinnen beschäftigt sind. Als ich die Bambustreppen hinaufstieg, erzeugte jeder Tritt ein Krachen, obwohl aber das Ganze eine ziemlich wackelige Geschichte schien, fehlte es doch dem Bau nicht an Stärke; in zwei Zimmern, jedes 13′ breit und 25′ lang, saßen etwa 40 weibliche Personen, alle emsig mit der Nadel beschäftigt, und so eng bei einander, daß sie offenbar sich gegenseitig belästigten. Die Inhaberin der Manufaktur, eine ganz junge Frau, empfing uns freundlich, und zeigte uns das ganze Verfahren von dem Fädenziehen und Auftragen der Muster an, die oft sehr elegant waren. Man legte uns eine Menge Kleider, Schürzen, Hauben, Hals- und Handkrausen und Taschentücher vor, die aber keineswegs unsere besondere Verwunderung erregten, denn sie waren unansehnlich, da sie durch ein sechs Monate

langes Betasten mit den Händen beschmutzt waren, als wir aber andere Stücke vollendet, gewaschen und ausgerüstet sahen, konnten wir ihnen unsere Bewunderung nicht versagen. Diese Manufaktur hatte Bestellungen auf neun Monate bis ein Jahr voraus. Ihre Erzeugnisse sind äußerst kostbar, und nur sehr reiche Leute können sie kaufen. Sie werden von Fremden sehr gesucht, und ich hörte zu Manilla, daß Bestellungen von Königin Victoria und vielen Personen vom englischen Adel da seyen. Wer indeß selbst hieher kommt, hat die Auswahl, denn hier wie anderswo hat baares Geld zu viel Anziehungskraft, um der Versuchung zu widerstehen.

Der Markt ist eine nie fehlende Unterhaltung für Fremde, denn hier ist immer ein Gedränge von gemeinem Volk zu sehen, und man kann die Art, wie sie ihr Geschäft treiben, beobachten. Die Canäle machen die Herbeischaffung von Gemüsen und andern Landeserzeugnissen in frischem Zustande sehr leicht; das herbeigebrachte Fleisch ist von geringer Güte, wie gewöhnlich an spanischen Orten. Dagegen ist das Geflügel besser als ich es irgendwo gesehen habe, namentlich Enten, deren Zucht in großem Umfang betrieben wird. Anstalten hiezu sind ganz systematisch eingerichtet, und bilden eine große Merkwürdigkeit. Sie bestehen aus vielen kleinen Bambuseinfriedungen, die am Ufer eines Flusses sich finden und zum Theil mit Wasser bedeckt sind. In einer Ecke ist ein kleines Haus, in welchem die Eier durch künstliche Hitze ausgebrütet werden, welche vermittelst in Gährung befindlicher Reisspreu erzeugt wird. Nicht selten sieht man 6—800 kleine Entchen von demselben Alter. Solcher Einfriedungen gibt es Hunderte, und die Zahl der Enten von jedem Alter kann man auf Millionen anschlagen. Die Art, wie man sie anweist, in und aus dem Wasser zu gehen und in ihr Haus zurückzugehen, übersteigt fast allen Glauben. Die Inhaber dieser Einfriedungen sind vom Tagalastamme. Man läßt die alten Vögel den jungen nicht nahe kommen und hält alle von einerlei Alter zusammen. Nach der Ausdehnung dieser Anstalten zu schließen, sind Enten die Lieblingsspeise zu Manilla.

Unter der Menschenmenge, die sich auf dem Markt umhertreibt, sah ich auch einen einzelnen Knaben von dem Bergstamm der Irogoten. Er soll ein ächter Negrito seyn. Die Spanier

haben, wie schon erwähnt, diesen Stamm nie unterjochen können, und er soll noch so wild seyn wie bei ihrer ersten Landung; sie sind fast durchaus auf die Ebenen innerhalb oder in der Nähe der Berge beschränkt, und machen von Zeit zu Zeit in großer Anzahl Einfälle in die den Spaniern unterworfenen Gegenden, wobei sie so viel Beute wie möglich fortschleppen. Die Last dieser Beute macht oft, daß sie von den Truppen eingeholt werden; dann fechten sie wie Verzweifelte, und ohne die Feuerwaffen möchten sie häufig den Sieg davon tragen. Wenige werden in solchen Fällen gefangen genommen, und es ist äußerst schwer, sie lebendig gefangen zu nehmen, außer wenn sie noch sehr jung sind. Ihre Berge liefern ihnen ein fast reines Eisen, das sie mit viel Geschicklichkeit verarbeiten. Allen Nachrichten zufolge sind die Eingebornen malayischen Ursprungs und mit denen anderer Inseln des weiten indischen Archipels verwandt, aber die Bevölkerung der größern Ortschaften und Städte der Insel ist durch den fortdauernden Verkehr mit Chinesen, Europäern und andern Nationen so gemischt, daß kein reines Blut mehr unter ihnen ist. Zu Manilla erhielten wir eine Grammatik der Tagalasprache, die man jetzt selten mehr hört, und die allmählich fast außer Gebrauch kommt. Die Pampangans gelten für den schönsten Stamm unter den Eingebornen; sie lieben Wettrennen ungemein, und wetten dabei bedeutende Summen; nebstdem haben sie den Ruf eines sehr fleißigen, energischen Volks.

Die Art ein Einkommen zu erheben durch eine Kopfsteuer verursacht großes Mißvergnügen unter allen Classen, denn obwohl sie nicht schwer ist, ist sie doch hier wie allenthalben unpopulär. Alle Chinesen zahlen eine Kopfsteuer von vier Piastern. Das Einkommen aus verschiedenen Quellen soll 1,600,000 P. betragen, wovon die Kopfsteuer mehr als die Hälfte ausmacht, das andere bringen die Zölle, der Tabak u. s. w. ein. Auf dem Lande liegt keine Steuer. Man glaubte zu Manilla, es ließe sich durch indirecte Besteuerung ein weit größeres Einkommen erheben ohne die Einwohner zu drücken. Dieser Weg wird auf den ostindischen Inseln unter englischer und holländischer Herrschaft eingeschlagen, und es ist zu verwundern, daß die Spanier nicht ebenfalls diesen Weg einschlagen oder auf andere Weise ihre Hülfsquellen vermehren, deren sie so sehr bedürfen. Vor einigen

Jahren hatte das Ministerium in Spanien, wenn es irgendeine Zahlung zu machen hatte, die Gewohnheit einen Wechsel auf die Philippinen auszustellen, und diese Wechsel kamen endlich in solcher Zahl daß man die Bezahlung verweigern mußte. Das Einkommen der Colonie übersteigt die Ausgaben nur um sehr weniges, und trotz der unbezahlten Wechsel hat die Colonialregierung Befehl erhalten jeden Ueberschuß nach Spanien zu schicken.

Am 20. Januar waren alle unsere Geschäfte beendigt, durch die Freundlichkeit des Cap. Salomon auch ein eingeborner Lootse für die Sulu-See, der zugleich als Dolmetscher diente, geworben, und am 21. lichteten wir die Anker, um mit einem frischen Nordwind südwärts nach der Straße von Mindoro zu steuern.

---

## Vierzehntes Capitel.

### Sulu.

Am 22. liefen wir in die Straße von San Bernardino ein, und während der Tender abgeschickt wurde, eine gefährliche Untiefe, Apo genannt, im Norden von Mindoro zu untersuchen, fuhr ich in dem Vincennes nach dem Südwestende dieser Insel. Diese ist sehr schön, augenscheinlich vulkanischer Natur, und scheint wie in verwirrten Massen übereinander geworfen. Im Norden ist der 2000′ hohe Calavite der Hauptpunkt, und hebt sich domartig empor, am folgenden Tag aber maßen wir den höchsten Punkt der Insel, und fanden ihn 3126′ hoch; der südliche Theil der Insel ist überhaupt höher. Die Insel ist nicht sehr bevölkert, da man die südlichern vorzieht. Am 24. begann ich die Wahrheit dessen was mir Capt. Halcon gesagt, einzusehen, daß nämlich alle vorhandenen Karten durchaus nichts taugen, und leider zeigte sich auch mein einheimischer Pilot werthlos: er hatte augenscheinlich diese Striche zuvor befahren, aber sey es daß die Größe des Schiffs ihn verwirrte, oder daß wir uns gegenseitig zu wenig verstanden, er zeigte sich vollkommen nutzlos, und wir mußten mit großer Vorsicht weiter gehen. Erst am 26. bekamen wir Panay zu Gesicht, und am 27. nahmen wir die Küste desselben auf. Diese Insel

ist hoch und zerrissen, namentlich am Südende; ihre Ufer sind dicht bewohnt und gut angebaut, vornehmlich mit Indigo und Zuckerrohr. Die Indianer, deren Zahl man wohl zu gering auf 300,000 schätzt, und die eine Kopfsteuer von 7 Realen bezahlen, sind es hauptsächlich die den Boden bebauen. Auf allen Bergen sieht man rohe Telegraphen, welche von der Annäherung piratischer Praus aus Sulu Nachricht geben; früher waren solche Angriffe häufig, und die vertheidigungslosen Eingebornen wurden in die Sklaverei geschleppt; in neuerer Zeit haben jedoch ihre Verheerungen aufgehört, denn die Spanier schneiden ihnen jetzt, statt sie zu verfolgen und zu strafen, die Zufuhr von Nothwendigkeiten und Luxusbedürfnissen ab, was die Piraten wirksamer im Zaume hält. Panay ist eine der größten Inseln der Gruppe, und wir hatten Gelegenheit einige ihrer westlichen Gipfel zu zu messen, die gegen 3000′ hoch waren, im Innern und gegen Osten aber sollen mehrere Gipfel auf 7500′ ansteigen. Diese bekamen wir aber wegen der sie einhüllenden Wolken nicht zu Gesicht. Die allgemeine Gestaltung der Insel gleicht der von Luçon und Mindoro.

Nachdem wir die Bay von Antique (10° 40′ N. und 121° 59′ 30″ O.), an welcher eine Ortschaft San Jose liegt, aufgenommen, steuerten wir am 29. in der Richtung auf Mindanao zu, das wir erst am 31. zu Gesicht bekamen; Abends 5 Uhr erreichten wir das westliche Cap. Die Insel ist hoch und zerrissen, wie die nördlichen, aber die Berge sind bis an die Gipfel mit Wald bedeckt, und man sah keine besondern kleineren Kegel, wie wir sie auf den andern bemerkt hatten: wenn sie vorhanden sind, waren sie durch den dichten Wald verborgen. Ich hatte beschlossen zu Caldera zu ankern, einem kleinen Hafen an der Südwestseite von Mindanao, etwa 10 Meilen von Samboangan, wo der Gouverneur residirt. Letzteres ist ein bedeutender Ort, aber der Ankerplatz ist schlecht, und die Strömung durch die Straße von Basillan soll sehr stark seyn; Caldera dagegen hat einen guten, wenn auch kleinen Hafen, der von den Strömungen der Meerenge frei ist. Auf einem Landvorsprung steht ein kleines Fort, das bei unserer Ankunft spanische Flagge aufhißte; es befand sich darin ein Lieutenant mit einigen Soldaten. Das Fort hat etwa 70′ ins Gevierte, ist aus großen Blöcken von rothem Korallenstein aufge-

führt, der augenscheinlich nicht aus der Nähe des Forts entnommen ist, denn obwohl einige unserer Naturforscher zwei bis drei Meilen weit längs dem Ufer hingingen, sahen sie doch nirgends Korallenstein, wohl aber rothen, grauen und purpurrothen Basalt und Porphyr, sowie Talkschiefer, Syenit, Hornblende, Quarz, schieferig und compakt; auch die welche den Meeresgrund untersuchten, fanden zwar in 4 bis 8 Faden Tiefe Korallen, aber von einer andern Art als die aus der das Fort gebaut war. Dieses wurde im Jahr 1784 hauptsächlich zum Schutz gegen die Sulupiraten aufgeführt, und ähnliche finden sich auch auf andern Punkten. Raubzüge finden noch immer statt, und es ist nöthig eine kleine Truppenmacht zu unterhalten. Der Officier im Fort war ein Infanterielieutenant, der alle Monate von Samboangan aus, wo die Spanier drei Compagnien haben, abgelöst wird. Samboangan ist eine Verbrecherniederlassung, wohin man die einheimischen Spitzbuben, namentlich Diebe, sendet; spanische Verbrecher schickt man nach Spanien zurück. Die unter spanischer Herrschaft stehenden Bewohner von Mindanao sind etwa 10,000 an der Zahl, wovon 5—6000 in der Nähe von Samboangan wohnen. Die Ureinwohner in den Bergen und auf der Ostküste sollen ganz schwarz und sehr grausam seyn. Bis jetzt haben sie allen Versuchen sie zu unterjochen Trotz geboten, und wenn die Spanier Ausflüge ins Innere machen, was wegen der wilden Thiere, der Schlangen und der wilden Einwohner selten und immer nur in größerer Anzahl geschieht, so werden sie häufig angegriffen und zurückgetrieben. Das kleine Fort gilt als hinreichender Schutz für die Fischer und kleinen Fahrzeuge gegen die Piraten auf Basillan, welche Insel man von Mindanao aus sieht, und die die Südseite der Straße dieses Namens bildet. Etwa 400 Menschen sollen auf derselben wohnen, von den Spaniern Mauren genannt, ein Name, den die Spanier allen Moslems in diesen Meeren, namentlich auf den Inseln westlich von Mindanao geben, die man unter dem Namen des Sulu-Archipels kennt.

Den Tag, welchen wir zu Caldera zubrachten, verwandten wir zur Aufnahme der Bay und zu Beobachtungen hinsichtlich der geographischen Lage und des Magnetismus. Die Fluth geht von hier nordwärts und westwärts durch die Straße, die Ebbe ostwärts. In der Bay fanden wir sie nach dem Log zwei

Meilen in der Stunde, in den Straßen aber muß sie weit rascher seyn.

Am 1. Februar steuerten wir nordwestlich, und am 2. Abends ließen wir in geringer Entfernung von der Sulu-Insel die Anker fallen. Am Morgen trieb uns die westliche Strömung und ein leichter Wind näher an diese schöne Insel, welche mitten in ihrem kleinen Archipel lag, und wie wir näher und näher kamen, erkannten wir, daß auf unsern weiten Wanderungen nichts schöneres uns vorgekommen sey als diese einzelne Insel: sie schien gut angebaut, stieg hie und da zu 1 bis 2000′ hohen Bergen an, die vielen großen und kleinen Gebäude, die angebauten Stellen, die Menschenmassen am Land, die Prahus und Fischerboote auf dem Wasser, alles dieß gab dem Ganzen ein civilisirtes Ansehen, und nur der Gedanke trat störend dazwischen, daß dieser schöne Archipel der Aufenthalt einer grausamen, barbarischen Piratenrace sey. Wir ließen in der Bay von Sung die Anker fallen, und Lt. Budd wurde mit dem Dolmetscher sogleich an den Datu Mulu oder Gouverneur geschickt, um zu erfahren zu welcher Stunde wir den Sultan sehen könnten. Als dieser die Stadt erreichte, lag alles im Schlaf, und nachdem er vier Stunden gewartet, war die einzige Antwort, die er von dem Datu Mulu erhalten konnte, der Sultan werde wohl um drei Uhr wach seyn. Um diese Zeit begab ich mich mit Capt. Hudson ans Ufer, und fand hier, daß die Stadt großentheils über dem Wasser auf Pfählen erbaut und nur durch eine schmale Bambusbrücke mit dem Ufer verbunden sey. Die Bauart in Sulu ist von der der Malayen nicht wesentlich verschieden, nur sind die Häuser größer, aber auch schmutziger. Auf der Insel sahen wir etwa 20 Räuberprahus von 30 Tonnen, augenscheinlich als Seefahrzeuge gebaut und für eine oder zwei lange Kanonen eingerichtet. Wir landeten an einem Bach, und hatten eine kurze Strecke zu gehen nach Datu's Haus, das etwa 6′ über dem Boden auf Pfählen roh aufgeführt war. Es hatte nur Ein Zimmer, wovon jedoch ein Theil für seine Frau durch einen Schirm abgeschieden war. Fast in der Mitte ist ein erhobener Boden, 8 bis 10′ ins Gevierte, unter welchem all sein werthvolles Besitzthum, in Kisten und chinesische Koffer gepackt, untergebracht war. Auf diesem erhobenen Boden lagen

Matten, Kissen u. s. w. zum Schlafen, und darüber war eine Art Baldachin aus feinem Zitz oder Musselin.

Auf dem erhöhten Boden saß der Datu, welcher der bedeutendste Mann nach dem Sultan auf der Insel ist. Er stand auf um uns zu empfangen, ließ uns Stühle bringen, und als wir uns gesetzt hatten, begab er sich nach seinem Lager zurück. Der Datu ist klein und hager, hat aber ein scharfes Auge und kluges Gesicht. Er wohnt hier, wie er mir sagte, umgeben von all seinem Besitzthum, das eine Sammlung bildet, wie ich sie an einem solchen Platze kaum für möglich gehalten hätte. Das Innere mahnte mich an eine von einer Gesellschaft wandernder Schauspieler eingenommene Scheune: auf der einen Seite hing eine Sammlung verschiedenartiger bunter Kleider, ferner Trommeln und Gongs, Säbel, Laternen, Speere, Musketen und kleine Kanonen, auf der andern Schilde, Rüstungen, Masken, Sägen, Räder, Gürtel und lange Gewänder. Das Ganze war eine seltsame Mischung von Ernst und Posse, und die Gruppe der Eingebornen glich so ziemlich dem buntscheckigen Haufen, der sich bei Aufführung einer türkischen Tragödie in den Coulissen sammelt, eine gemeiner aussehende Race von Schurken sah ich nie; sie schienen gleich bereit mit uns zu handeln, unsere Taschen auszuleeren, oder uns die Kehle abzuschneiden, wie die Gelegenheit sich ergeben mochte. Das Zimmer der Frau zeichnete sich nicht durch Bequemlichkeiten aus, obwohl der Datu mit vieler Rücksicht von ihr sprach, und sie augenscheinlich hochschätzte; auch war er stolz auf seine sechs Kinder, wovon das jüngste im Arm seiner Wärterin erschien, und von ihm mit vielem Stolz und Selbstzufriedenheit gezeigt wurde. Er lenkte meine Aufmerksamkeit namentlich auf einen prächtig gearbeiteten Kris, der im Gürtel des Kindes als Zeichen seines Ranges stack; es war in der That ein hübsches Kind. Die Küche war hinter dem Hause und nahm nur einen kleinen Raum ein, denn ihre Speisen brauchen nicht viel Zubereitung, das Haus des Datu kann man mit Recht schmierig nennen.

Wir erfuhren jetzt, weßhalb der Sultan nicht zu sehen war: es war Freitag, und der Sultan war in früher Stunde nach der Moschee gegangen; Lt. Budd war aufgehalten worden, weil man nicht wußte, wann er sein Gebet beendigt haben würde, denn die Ceremonien waren, weil es ein besonders hoher Festtag war, be-

deutender als gewöhnlich. Endlich kam die Nachricht, daß der Sultan mich erwarte; der Datu schlüpfte in unserer Gegenwart in seine seidenen Hosen und in eine neue mit Glockenknöpfen besetzte Jacke, fuhr in die Pantoffeln, schlang eine lange seidene Schärpe um die Lenden, in die er den Kris steckte, und erklärte dann, mit dem Sonnenschirm in der Hand, er sey fertig. Er führte uns nun, mit Zurücklassung der buntscheckigen Gruppe, aus dem Hause, und wir schlugen den Weg ins Innere der Stadt nach der Wohnung des Sultans ein. Der Datu und ich gingen Hand in Hand auf einem etwa 10′ breiten Stege, auf dessen beiden Seiten ein Bach floß. Capitän Hudson und der Dolmetscher folgten, und eine Wache von sechs getreuen Sklaven schloß den Zug. Die Wohnung des Sultans ist auf dieselbe Weise gebaut wie die des Datu, nur ist sie größer und die Pfähle höher; statt der Stufen fanden wir eine roh aus Bambus erbaute Leiter, die so steil war daß wir die Hände zum Hinaufsteigen gebrauchen mußten. Nachts wird sicherheitshalber die Leiter hinweggezogen. Wir betraten sogleich das Besuchszimmer, wo der ganze Diwan in Armstühlen saß, und die Hälfte eines großen, runden, mit einem weißen Baumwollentuch bedeckten Tisches einnahm. Auf der andern Seite desselben standen Stühle für uns. Bei unserm Eintritt erhob sich der Sultan und sein Rath, und winkte uns die Sitze einzunehmen. Als wir unsere Sitze eingenommen hatten, war der Theil des Zimmers hinter uns buchstäblich mit wohlbewaffneten Leuten angefüllt. Einige Minuten vergingen schweigend, während welcher Zeit wir Gelegenheit hatten einander anzusehen, und den Saal, in welchem wir saßen, zu betrachten. Letzterer war von sehr gewöhnlicher Arbeit und zeigte keine Spuren von orientalischer Pracht. Ueber dem Kopfe hing ein bedrucktes Baumwollentuch, das eine Art Baldachin bildete und etwa das halbe Zimmer bedeckte; an andern Stellen waren Dach und Dachsparren sichtbar. Ein Theil des Hauses war roh bis zur Höhe von 9 oder 10′ abgetheilt, und umfaßte des Sultans Schlafzimmer, sowie die Zimmer seiner Frau und Dienerschaft.

Der Sultan ist von Mittelgröße, hager und schmächtig; er trug ein weißes Baumwollenhemd, weite Beinkleider von demselben Stoff und Pantoffeln; er hatte keine Strümpfe, aber der

untere Theil seiner Beinkleider war mit blauer Seide in Zacken ausgenäht. Auf dem Kopf trug er ein kleines farbiges Baumwollentuch, das in einen Turban gewunden war, welcher kaum den obersten Theil des Kopfes bedeckte. Seine Augen waren mit Blut unterlaufen, und er hatte einen unstäten wilden Blick, eine Folge des Opiums, das alle in großer Menge rauchen. Seine Zähne waren schwarz wie Ebenholz, was nebst seinen glänzenden kirschroth gefärbten Lippen seltsam mit der schwärzlichen Haut contrastirte, und ihm ein nichts weniger als angenehmes Aussehen gab. Linker Hand von dem Sultan saßen seine beiden Söhne, während die rechte Seite von seinen Räthen eingenommen war. Gerade hinter ihm saß der Träger seiner Betelbüchse; diese war aus Silberfiligran, von länglich viereckiger Form und oben abgerundet; sie hatte drei Abtheilungen, eine für die Blätter, die andere für die Nüsse und die dritte für den Kalk. Neben diesem Beamten stand der Pfeifenträger, der jedoch nicht in solchem Ansehen zu stehen schien.

Ich eröffnete das Gespräch damit daß ich den Wunsch ausdrückte, der Datu möchte dem Sultan den Zweck meines Besuchs erklären, und demselben sagen, daß ich gekommen sey den Vertrag, den er vor einiger Zeit mit den Vereinigten Staaten abzuschließen gewünscht habe, zu entwerfen. Der Sultan erwiederte, dieß sey noch sein Wunsch, worauf ich bemerkte, ich würde solchen noch an dem gleichen Tage aufsetzen. Während ich ihm die Bedingungen auseinandersetzte, wurde ein messingener Leuchter hereingebracht, mit einer angezündeten, dunkelfarbigen und sehr roh gestalteten Talgkerze. Diese wurde mit einer Platte voll Manilla-Cigarren in die Mitte des Tisches gestellt, uns indeß so wenig als sonst eine Erfrischung angeboten. Unser Besuch dauerte fast eine Stunde; als wir aufstanden um Abschied zu nehmen, that der Sultan und sein Diwan dasselbe, und wir traten unter tiefen Verbeugungen auf beiden Seiten ab. Ich betrachtete es als eine täglich vorkommende Sache, daß jeder der nach der Insel käme, den Sultan besuche, aber der Datu Mulu gab sich große Mühe, mich glauben zu machen, uns sey dadurch daß man uns den Anblick seines Herrn gewährte, eine große Gunst bezeigt worden. Ich dagegen sprach von meiner Herablassung, daß ich ihn besuchte, und wollte gar nicht zugeben, daß ich wegen des Anblicks

Sr. Maj. des Sultans Mohammed Damaliel Kisand irgendeine Verbindlichkeit hätte, daß es mich aber freuen würde, wenn er den Vertrag unterzeichnen wolle.

Bei der Rückkehr nach Datu Mulu's Haus fanden wir eine noch größere Menschenmenge als zuvor, und es zeigte sich daß Hr. Agate die Masse herbeigelockt hatte, indem er eben Mohammed Polalu, des Sultans Sohn und Thronerben, zeichnete. Ich hatte gehofft eine Abbildung des Sultans erhalten zu können, dieß wurde aber für unmöglich erklärt. Der Sohn hat indeß alle charakteristischen Züge der Sulus, und die Aehnlichkeit galt für vollständig. Mohammed Polalu ist etwa 23 Jahre alt, von schlanker, schmächtiger Gestalt, mit einem langen Gesicht und schweren schlaffen Augen, als sey er fortdauernd unter dem Einfluß des Opiums. Er war demselben auch, selbst nach dem Bericht Datu Mulu's, so sehr ergeben, daß seine Kraft und die Festigkeit seines Körpers bereits sehr gelitten hatten. Da er hauptsächlich unter der Aufsicht des Datu steht, so hat der letztere ein starkes Interesse seinen Einfluß über ihn zu behaupten, und er scheint deßhalb ihm jede Gelegenheit zu gewähren dieser schlimmen Gewohnheit nachzuhängen. Während unsers Besuchs wurden auch die Wirkungen der Opiumpfeife sichtbar, indem er nach kurzer Zeit sich in das Kissen zurücklehnte, einige Züge that und dann völlig stumpf und lautlos liegen blieb. Ich hatte noch nie einen jungen Menschen gesehen, der so augenscheinliche Zeichen der Wirkungen dieses verderblichen Stoffes an sich trug. Als er sich von den Wirkungen desselben zum Theil erholt hatte, verlangte er nach seiner Betelnuß, um sich durch deren aufregende Wirkungen wieder zu erfrischen. Diese wurde nun von seinem Diener zu einer angemessenen Consistenz sorgfältig zusammengekaut, in eine Kugel von der Größe einer welschen Nuß geformt und dem Thronerben in den Mund geschoben.

Ich hatte an den Sultan unter anderm das Begehren gestellt, meinen Officieren Führer mitzugeben, damit sie die Insel durchstreifen könnten; dieß erklärte man sogleich für allzu gefährlich, da die Datus im Innern und in den südlichen Städten aller Wahrscheinlichkeit nach die Fremden angreifen würden. Ich verstand was dieß heißen solle, und erklärte mich völlig bereit die Verantwortlichkeit auf mich zu nehmen und meine Leute wohl zu

bewaffnen. Hierauf erwiederte der Sultan, daß er seine eigenen Leute nicht der Gefahr aussetzen wolle. Dieß war freilich eine bloße Ausflucht, da es aber nicht rathsam war unsere Officiere allein gehen zu lassen, so stand ich von der Forderung ab, und gab ihnen bei der Rückkehr nach Datu's Hause bloß die Erlaubniß am Ufer hinzugehen so weit sie könnten, erfuhr aber später, daß sie von bewaffneten Leuten aufgehalten worden seyen, sobald sie hätten in die Wälder eindringen wollen; dieß war auch der Fall, wenn sie sich gewissen Theilen der Stadt näherten, während sie unbelästigt blieben, solange sie am Ufer hin wanderten.

Nachdem wir eine Zeitlang in Datu's Haus gesessen, und wir mit Chocolade und alten Kuchen aus Manilla bewirthet worden waren, benachrichtigte mich Hr. Dana, daß er sein Pistol mit Bowie-Messer, das er einen Augenblick zuvor auf eine Kiste hingelegt, vermisse. Ich sah sogleich daß es gestohlen sey, und da der Diebstahl in Datu's Haus vorgefallen war, so beschloß ich ihn dafür verantwortlich zu erklären, und gab ihm sogleich zu verstehen, daß bis zum nächsten Morgen das Pistol zurückgegeben seyn müsse, widrigenfalls er die Folgen zu tragen haben würde. Dieß setzte ihn um so mehr in Bestürzung, als er wohl sah daß es mein Ernst sey. Capitän Hudson und ich besuchten vor unserer Rückkehr an Bord die wichtigsten Theile der Stadt; das chinesische Quartier ist durch einen Strich Wasser getrennt, und hat ein Thor, das zu einer Brücke führt. Diese ist mit einem Dach bedeckt, und auf beiden Seiten sind kleine vorn offene Buden, auf deren Rückseite dann die Wohnungen der Händler sind. Diese Art von Bazar enthielt nur eine sehr spärliche Auswahl von Waaren, und diese waren noch überdieß von geringer Qualität. Wir besuchten einige Schmiedehütten, wo man Krise und Speere verfertigte; denn erstere, die von mannichfacher Gestalt und Größe sind, werden von jedermann von Kindheit auf bis ins höchste Alter getragen. Mit Früchten und Fischen war der Markt wohl versehen. Unter den erstern schienen die Durian vorzuherrschen, die ich hier zum erstenmal sah; sie haben einen sehr unangenehmen Geruch, als wären sie faulig, und scheinen ein schwefeliges Wasserstoffgas auszustoßen, von welchem Silber schwarz wurde. Manche haben diese Frucht als köstlich beschrieben, wem aber der Geruch nicht genügt, den wird der Geschmack meiner

Ansicht nach gewiß vom Gegentheil überzeugen. Hr. Brackenridge entwarf nachstehende Liste ihrer Früchte: Durian, Artocarpus integrifolia, Wasser- und wohlriechende Melonen, Mandarinen- und bittere Orangen, Ananas, Carica Papaya, Mangustan, Brodfrucht, Cacao und Betelnuß; die Gemüse sind: Capsicum, Gurken, Yams, süße Kartoffeln, Knoblauch, Zwiebel, eßbare Farnkräuter und Radieschen von ziemlich herbem Geschmack.

Als wir in denjenigen Theilen der Stadt herumwanderten, die wir betreten durften, bemerkten wir große Platten von behauenem Granit, und glaubten anfangs sie seyen aus China, wo man die Seitenwände der Canäle und Bäche damit bekleidet. Dr. Pickering bemerkte aber Stücke die behauen waren, als gehörten sie zu einem Grabdenkmal, und sah auch daß sie nicht von der chinesischen Art seyen; auf einigen Stücken bemerkte er das Zeichen Nr. 1 schwarz gemalt. Das Material glich dem Chelmsford-Granit, und es fiel ihm ein der Stein könne zu Boston behauen seyn.*) Ich vernahm diesen Umstand erst nachdem wir Sulu bereits verlassen, und zweifle nicht daß das Verbot, gewisse Theile der Stadt zu besuchen, aus der Furcht entsprang, diese Plünderung möchte entdeckt werden. Dieß mag auch der Grund gewesen seyn, weßhalb sie so schnell in mein Begehren willigten, um uns nur bald möglichst wieder los zu werden, da sie sich schuldig fühlten und zur Vertheidigung nicht gerüstet waren, denn von den zahlreichen, auf Laffetten stehenden Kanonen waren nur sehr wenige dienstfähig.

Der Diebstahl des Pistols war so unverschämt, daß ich beschloß auf der Rückgabe zu bestehen. Beim Aufziehen der Abendwache wurde auf dem Vincennes gewöhnlich eine kleine Haubitze abgefeuert, was in den ruhigen Abenden oft einen großen Wiederhall verursachte; statt der Haubitze ließ ich an diesem Abend eine der langen Kanonen abfeuern, in der Absicht daß der Wiederhall allein hinreichen würde solche Räuber zu schrecken. Dem war auch also, denn es dauerte nicht lang, so vernahm man den Schall der Gongs, Lichter kamen in Bewegung, und die ganze

*) Nach der Rückkehr wurden Nachfragen angestellt, welche bewiesen daß sie in Wirklichkeit von daher stammten, und daß das Schiff, in welchem sie abgesendet wurden, schon lange vermißt werde. Die Steine, welche er sah, gehörten zu einem Grabdenkmal, das nach Canton unterwegs war.

Aufregung überzeugte mich, daß das Pistol am andern Morgen zum Vorschein kommen würde. Darin täuschte ich mich auch nicht, denn mit Tagesanbruch erschien ein besonderer Bote des Datu, um mir anzuzeigen daß das Pistol gefunden sey, und ohne Verzug hergebracht werden würde; er habe es die ganze Nacht suchen lassen, und endlich nebst dem Dieb, dem er die Bastonade zugedacht, aufgefunden. Bald wurde auch das Pistol an Bord geliefert, und alle möglichen Versicherungen der Freundschaft und des Wohlwollens, so wie daß nichts ähnliches mehr vorfallen solle, gegeben.

Wenige von den Sulus können lesen und schreiben, obgleich viele spanisch sprechen. Ihre Rechnungen werden alle von Sklaven geführt, und die welche lesen und schreiben können, stehen deßhalb hoch im Preise. Alle Rechnungen des Datu von Sung werden holländisch geführt von einem jungen Malayen aus Ternate, der eine gute Hand schreibt, englisch spricht, und der uns mannichfache Dienste leistete. Er ist der Sklave des Datu, der ihn nur zu diesem Geschäft verwendet. Er sagte uns, er sey in einer Brick von den Seeräubern von Basillan gefangen genommen und hier als Sklave verkauft worden, wo er wohl sein Leben lang bleiben werde, obwohl ihm der Datu versprochen habe, nach zehn Jahren die Freiheit zu schenken.

Die Bewohner von Sulu sind schlank, schmächtig und sehen weibisch aus; ich erinnere mich nicht, auch nur Einen corpulenten Mann unter ihnen gesehen zu haben. Ihre Gesichter zeichnen sich durch Länge, namentlich am Unterkiefer und Kinn aus, haben hohe Backenknochen, mattglänzende Augen und schmale Stirnen; der Kopf ist spärlich mit Haar bedeckt, das man fortwährend kurz abzuschneiden scheint. Ihre Augenbrauen sind geschoren und bilden sehr regelmäßige, hohe Bogen, was für eine große Schönheit gilt. Nach dem Aeußern zu schließen sind sie, wenigstens was die Abwaschungen betrifft, ein reinliches Volk. Aeußerliche Achtung und Unterwürfigkeit zeigt der Sklave nicht gegen seinen Herrn, und selbst der Datu des Sultan wird mit keiner besondern Ehrfurcht behandelt; alle schienen auf einem Fuß von Gleichheit zu stehen, indeß bemerkt man sogleich, daß sie gegen Fremde sehr mißtrauisch und eifersüchtig sind. Obwohl äußerst beutegierig, sind sie doch nicht geizig, und ihre vorherrschende Neigung ist Herrschsucht: haben sie eine Gewalt auszuüben, so zeigen sie

dieß durch ein stolzes, hochfahrendes Benehmen, und man kann einem Sulu keine größere Beleidigung anthun, als wenn man seine Würde und amtliche Wichtigkeit unterschätzt; das wird selten vergeben und nie vergessen. Trotz ihrer gerühmten Tapferkeit scheinen sie indeß doch Feiglinge zu seyn, und die Spanier in den Philippinen, welche sie wohl kennen müssen, schreiben ihnen allgemein diesen Charakter zu. Die Weiber der Sulus stehen im Rufe ihre Ehemänner zu beherrschen, und üben durch den Einfluß auf ihre Ehemänner auch eine große Gewalt auf die Regierung aus. Daher mag es auch kommen, daß die Männer nicht sehr eifersüchtig auf die Weiber sind, deren Tugend nicht sehr fest seyn soll; sie verkehren viel mit Sklaven, von denen sie einige Kenntniß des Christenthums erhielten, so wie sie auch die Sitten und Gewohnheiten anderer Völker kennen lernen und in jeder Weise nachzuahmen suchen.

Die Art, wie die Sulus ihre Zeit hinbringen, läßt sich durch das Beispiel des Datu schildern, denn alle Sklaven, wie Freie, bemühen sich die höhern Classen nachzuahmen. Die Datus stehen selten vor 11 Uhr auf, wenn sie nicht ein besonderes Geschäft haben, und der Datu Mulu beklagte sich, daß er noch schläfrig sey, weil wir ihn zu früh geweckt hätten. Beim Aufstehen lassen sie sich Chokolade bringen in vergoldeten Glasgeschirren, und genießen dazu leichten Zwieback oder Confect aus China oder Manilla, was sie in großer Menge vorräthig halten. Dann lungern sie um ihr Haus herum, machen ein kleines Geschäft ab oder gehen in der Handelszeit zur Versammlung der Ruma Bitschara. Um Sonnenuntergang nehmen sie ihre Hauptmahlzeit ein, die aus Fischen, Geflügel, Rindfleisch, Eiern und Reis besteht, was zum Theil nach chinesischer und spanischer Art, zum Theil auch nach malayischer bereitet ist. Obwohl Moslems, versagen sie sich doch den Wein nicht, und manche sollen wahre Trunkenbolde seyn. Nach Sonnenuntergang, wenn die Luft durch die erfrischenden Winde etwas kühler geworden ist, gehen sie mit ihrem Gefolge aus, um einen Spaziergang zu machen, oder nach dem Bazar zu gehen, um Waaren zu kaufen oder zu verkaufen. Dann besuchen sie ihre Freunde, denn sie haben häufige Gesellschaften, schwatzen hier über ihren Handel, rauchen Cigarren, trinken Wein und Liqueure, Thee, Kaffee und Chokolade, und rauchen ihre ge-

liebte Opiumpfeife. Zu Zeiten führen ihre Diener zu ihrer Belustigung Vocal- und Instrumentalmusik auf. Musik lieben sie sehr, haben auch zahlreiche Instrumente, und ein Datu würde für ungebildet gelten, wenn er nicht wenigstens eins spielen könnte.

Die Regierung des Sulu-Archipels ist eine Art Oligarchie und die oberste Gewalt ruht im Sultan und im Ruma-Bischara oder Handelsrath. Dieser besteht aus etwa 20 Häuptlingen oder Datus, welche Verwalter einzelner Städte oder Provinzen sind. Der Einfluß eines Häuptlings hängt hauptsächlich von der Zahl seiner Anhänger oder Sklaven ab, welche man den Seeräubern abkauft, und zu allerlei Geschäften, z. B. bei der Perlen- und Tripangfischerei und im Aufsuchen der eßbaren Vogelarten verwendet; wenige nur treiben Ackerbau. Diesen Sklaven ist das Recht Eigenthum zu haben nicht verwehrt, und sie dürfen es genießen während ihrer Lebenszeit, nach dem Tode aber fällt es an den Herrn zurück. Einige derselben sind sehr reich, und seltsam genug sind die Sklaven auf Sulu meist besser daran als die gemeinen Freien, welche stets die Beute der erblichen Datus sind. Indeß bilden sie doch einen großen Theil der Bevölkerung, und da es von Seite der Gemeinfreien Hochverrath ist einen Datu zu beleidigen, so behandeln diese hochfahrenden, tyrannischen Leute ihre Untergebenen oft sehr hart; die Folge ist daß die Gemeinfreien sich unter den Schutz eines besondern Datu stellen, der sie dann gegen die Beeinträchtigung der andern schützt, um sie an sich zu fesseln. Der Mangel an aller Gesetzesmacht ist so groß, daß alle es nöthig finden bewaffnet auszugehen, und von zuverlässigen, gleichfalls bewaffneten Leuten sich begleiten zu lassen. Zahlreiche Streitigkeiten in den Straßen, die nicht selten in Blutvergießen endigen, sind die Folgen davon. Vorsicht wird nie bei Seite gelegt, denn das Recht des Stärkeren ist das einzige Gesetz, aber die Schwachen halten der Macht der Großen die Stange durch Vereinigung. Sie haben nicht bloß unter einander Streitigkeiten, sondern zu Manilla behauptete man, die Bergbewohner von Sulu, welche Christen seyen, machten öfters Angriffe; zu Sulu scheint man diese indeß nicht besonders zu fürchten; doch soll der regierende Sultan seit den letzten zwanzig Jahren genöthigt worden seyn, sich innerhalb seiner Veste in der Stadt Sulu zurückzuziehen. Einer andern Nachricht zufolge sol-

len die Bergbewohner Papuas und in neuerer Zeit zum Islam bekehrt worden seyn. Andere sprechen von einem eingebornen Stamme von Dajaks, aber die Insel scheint nicht groß genug, um eine so zahlreiche Bevölkerung, wie man ihr geben will, zu enthalten. Unsern Schätzungen und den zu Sulu selbst eingezogenen Erkundigungen zufolge enthält die Insel nicht mehr als 30,000 E., wovon Sung selbst 6 — 7000 haben mag, die ganze Gruppe mag etwa 230,000 zählen. Die Chinesen machen etwa ein Achttheil der Bevölkerung der Stadt aus, in welcher ein sehr lebhafter Handel getrieben wird, da sie nicht nur die Residenz des Sultan, sondern auch die Niederlage aller von den Piraten geraubten Waaren ist. Im März und April kommen die chinesischen Dschunken, meist aus Amoy, und bleiben bis Anfang August, da sie später wegen des ungestümen Wetters nicht mehr leicht heimkehren können. Im Handel hat man alle mögliche Ursache mit den Sulus und den Chinesen höchst vorsichtig zu seyn, denn beide suchen in aller Weise zu betrügen. Der Handel ist noch einer großen Ausdehnung fähig und würde, ohne die piratischen Gewohnheiten des Volkes, längst sich so ausgedehnt haben, daß Sung einer der Hauptmärkte des Ostens wäre.

Sulu hat sich allen Berichten zufolge seit der Ankunft der Spanier und der Begründung ihrer Herrschaft auf den Philippinen in seinem Charakter und seiner Bevölkerung sehr geändert: vor dieser Zeit soll der Handel mit China von sehr großer Bedeutung gewesen und jährlich 4—500 Dschunken aus Cambodschia angelangt seyn. Damals, wird behauptet, sey die Bevölkerung so dicht gewesen, wie in den dichtest bevölkerten Theilen China's. Im Jahr 1760 suchten die Spanier Sulu zu überwältigen, und im Jahr 1762 ward der Versuch wiederholt, jedoch beidemal mit schlechtem Erfolg. Allein nicht immer waren die Spanier mit den Bewohnern von Sulu in so schlechtem Einverständniß, denn als die Engländer im J. 1773 die Insel Balambangan in Besitz genommen hatten, und dort der Handel nach einigen Jahren aufblühte, überfielen die Sulus jene Insel und machten der Niederlassung ein Ende; dieß soll zum Theil auf Anstiften und mit Unterstützung der Spanier und Holländer geschehen seyn, welche das Aufblühen einer solchen englischen Niederlassung in ihrer Nähe mit Mißtrauen sahen. Seit dieser Zeit hat man von keinen großen Tha-

ten der Sulus gehört, und wenn sie je kühne waghalsige Seeräuber waren, so haben sie sich sehr geändert.

Ueber den Seeraub in diesen Meeren hat man viele Berichte veröffentlicht, welche die Sache theils übertrieben, theils als zu unbedeutend dargestellt haben. Die meisten Seeräuberniederlassungen stehen unter dem Einfluß des Sultans und des Ruma Bitschara von Sulu; den beiden letzten gehören 25 Procent der Beute, während die Datus aus dem Vorschuß von Gewehren und Pulver, so wie aus den Diensten ihrer Sklaven große Vortheile ziehen. Nachstehendes sind die Piratenniederlassungen von Sulu nach den zuverlässigsten Quellen: die erste ist, wie natürlich, der Hafen von Sung, nicht sowohl wegen der Anzahl Leute, die hier aufzubringen sind, als wegen der Leichtigkeit die Waaren abzusetzen. Bei den Spaniern heißen sie Illanun- oder Lanun-Piraten, nach einer großen Bay an der Südseite von Mindanao, wo eine Abtheilung dieser Freibeuter haust. Andere Sammelplätze sind auf Pulo Tulyan, zu Bohol, Tonho, Pilas, Tawi Tawi, Sumlot, Pantutaran, Parodasan, Palawan, Basillan und zu Tantoli auf Celebes. Dieß sind die bedeutendsten, es gibt aber noch eine Menge geringerer Plätze, wo etwa ein halb Duzend von Prahus ausgerüstet werden. Die von Sulu, so wie die, welche man unter dem Namen Lanuns begreift, haben größere und besser ausgerüstete Prahus, von 20—30 Tonnen, die von Segeln und Rudern getrieben werden; sie gehen durchaus nicht tief, sind rasche Segler, und zur Beschiffung dieser gefährlichen Meere sehr passend. Diese Piraten sollen etwa 200 Prahus haben, welche gewöhnlich 40 — 50 Mann halten, so daß man ihre Anzahl auf 10,000 schätzen kann; sie machen die Straße von Macassar, das Meer von Celebes und von Sulu unsicher. Sung ist der einzige Ort, wo sie ihre Beute mit Vortheil absetzen und die nothwendige Ausrüstung erlangen können; man kann es deßhalb den Hauptzufluchtsort dieser Piraten nennen, wo gut geleitete Maßregeln dem Treiben wirksamen Einhalt thun könnten.

Abgesehen von den Piraten von Sulu ist der Handel noch den Angriffen von andern Niederlassungen ausgesetzt. In den benachbarten Meeren sind die Malayen in den letzten Jahren sehr lästig geworden. Ihre Prahus sind viel kleiner, als die von Sulu, nur 10 bis 12 Tonnen, aber verhältnißmäßig stärker

bemannt und darum im Stande die Ruder mit mehr Wirksamkeit zu brauchen. Diese Prahus besuchen die Straße von Malacca, Cap Romania, die Carimon-Inseln und die benachbarten Straßen, manchmal selbst die Straße von Rhio. Einige der berüchtigtsten sollen in Dschohor, ganz in der Nähe der englischen Behörden zu Singapore, ausgerüstet werden, und haben ihre Sammelplätze auf den kleinen Inseln an der Küste, von wo aus sie kurze Kreuzfahrten machen; sie greifen meist nur an, wenn Windstillen ihren Erfolg sichern; diese Windstillen sind aber zu der Zeit, wo der Land- und Seewind wechselt, sehr häufig, und die vielen Buchten und Inselchen gewähren ihnen eine leichte Zuflucht. Sie sammeln sich in kleinen Flottillen von 6 — 20 Prahus, und wenn es ihnen gelungen ist, mit ihren weitreichenden Drehbassen ein Schiff stark zu beschädigen, so ist der Klang der Gongs das Signal zum Entern, das im glücklichen Fall mit einer mehr oder minder blutigen Metzelei, je nach dem Widerstand, den sie trafen, endet. In den Wintermonaten ist die Straße von Malacca am meisten heimgesucht, im Sommer die Nähe von Singapore, Cap Romania und die benachbarten Meerengen. Vom Februar bis Mai versorgen sie sich durch Fischen mit Vorräthen, und rüsten ihre Prahus wieder für das nächste Jahr aus. Ich habe oft von Planen zur Unterdrückung der Seeräuber, namentlich der in der Nähe der brittischen Niederlassungen gehört. Die europäischen Behörden sind sehr zu tadeln, daß sie diese Räubereien so lange ruhig hinnehmen, und häufig wird geklagt daß Engländer, wenn sie nach Indien versetzt werden, jenen Abscheu vor Blutthaten verlieren, den sie in England empfinden würden. Es sind indeß manche Schwierigkeiten zu besiegen, ehe Maßregeln gegen die Piraten von Wirksamkeit seyn können; die größte ist der Wunsch der Engländer sich die Geneigtheit der Oberhäupter der Stämme zu erwerben, von denen sie umgeben sind; sie sehen deßhalb bei ihren Angriffen auf fremde Schiffe durch die Finger, und thun keine Schritte die Uebel der Sklaverei zu erleichtern, ja man kann von intelligenten Leuten, die lange in jenem Theil der Welt sich aufhielten, das Urtheil hören, daß die Sklaverei nirgends in so erniedrigender Form besteht als in ihren indischen Besitzungen. Eine andere Schwierigkeit besteht in dem Mangel einer genauen Kenntniß der Küsten, Buchten und Verstecke der Piraten, und dieser Mangel muß fortdauern,

bis die nöthigen Küstenaufnahmen vorgenommen sind; ist dieß geschehen, dann sollte man Dampfschiffe verwenden, um die Piraten überall hin verfolgen zu können. Das Auffallendste ist, daß gerade die Fürsten, welche für die Abtretung der Stelle, auf welcher die englische Niederlassung sich befindet, eine Jahresbesoldung erhalten, am thätigsten in der Ausrüstung von Seeräuberfahrzeugen seyn sollen, obgleich man diese durch Zurückbehaltung der Bezahlung am leichtesten im Zaum halten könnte.

Ein anderer und ganz verschiedener Stamm von Eingeborenen im Sulu-Archipel darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Es sind dieß die Badjo-Taucher oder Fischer, denen Sulu die Herausschaffung der unterseeischen Schätze seines Gebiets verdankt. Auch zum Fang des Tripangs an den südlichen Inseln werden sie häufig verwendet. Die Badjos betrachten im allgemeinen Macassar als ihren Hauptsammelplatz; man hielt sie das einemal für Malayen aus Dschohor, das anderemal für Bugis, aber sie sprechen den Suludialekt, und stammen sicherlich von einer der benachbarten Inseln. Der Name Badjos bedeutet in ihrer Sprache Fischer. Nach allen Berichten läßt man sie ihre Geschäfte in Frieden treiben, doch werden sie nicht selten von den piratischen Datus gezwungen für sie zu arbeiten. Sie begeben sich nach ihren Fischplätzen, in Flotten von 100 bis 200 Segeln, haben ihre Weiber und Kinder bei sich, und stellen sich wegen der Tyrannei der Sulus gerne unter den Schutz der holländischen Flagge, denn die Holländer begünstigen diese nützliche Volksclasse. Die Sulu-Meere werden von ihnen vergleichsweise wenig besucht, da sie den Ertrag ihrer Fischereien aus Mangel an einem Markt nicht absetzen können, und die Erpressungen der Datus fürchten. Ihre Prahus halten etwa 5 Tonnen; an einigen Inseln bleiben sie fortwährend, meist aber wechseln sie unaufhörlich ihren Aufenthalt. Die spanischen Behörden muntern sie auf die Philippinen zu besuchen, da sonst die ausgezeichneten Perlmuschelbänke in den benachbarten Meeren fast unbenutzt bleiben würden. Die Badjos sind eine gutmüthige, sehr fleißige Race und bekennen sich, wie die andern Sulus, zum Islam; letztere zeigen indeß, obgleich Sung einst das Mecca des Orients war, wenig Eifer für ihren Glauben, ja man glaubte eine Zeitlang, sie hätten denselben ganz vergessen, da sie alle religiösen Vorschriften außer Acht ließen;

faſt nur die Enthaltung von Schweinefleiſch und die Beſchneidung werden beobachtet. Vielweiberei iſt nicht verboten, aber ſelbſt die Datus haben ſelten mehr als Eine Frau.

Das Klima von Sulu Sung liegt unter 6° 1′ N. 120° 55′ 51″ O. — war während unſeres kurzen Aufenthaltes, wenn auch warm, doch angenehm. Unſer Beſuch fiel in die trockene Jahreszeit, die von October bis April dauert, und mit der naſſen vom Mai bis September abwechſelt. Juni und Juli ſind die windigen Monate, wo ſtarke Winde aus Weſten wehen, Ende Auguſt und September kommen heftige Stürme aus Süden, während im December und Januar die Winde aus Norden kommen; leichte Südweſtwinde herrſchen gewöhnlich während der naſſen Jahreszeit, in der dürren Nordoſtwinde, ſo daß ſie genau der Ordnung der Monſuns in dem chineſiſchen Meere folgen. Was die Temperatur betrifft, ſo iſt das Klima ſehr gleichmäßig, indem der Thermometer ſelten über 90° ſteigt und unter 70° fällt. Der Krankheiten ſind wenige, und die welche vorherrſchen, entſpringen aus der Lebensweiſe der Eingebornen, welche ein ungeſundes Ausſehen haben. Die Pocken haben zu verſchiedenen Zeiten ſehr heftig gewüthet, und die Eingebornen ſprechen mit großem Schrecken davon; man ſieht indeß nur wenige mit Pockennarben, was vielleicht daher kommt, daß ſie ſeit Jahren von der Krankheit verſchont blieben. Die Impfung iſt unter ihnen unbekannt.

Am 6., als der Vertrag abgeſchloſſen war, lichteten wir die Anker, und fuhren nach der Straße von Balabac, deren genauere Aufnahme ein Hauptzweck meiner Fahrt in dieſem Meere war. Wir kamen am 9. an den Mangſi-Inſeln an, und hatten Balabac im Norden, Balambangan im Süden. Das ſchlechte Wetter verzögerte unſere Arbeiten, ſo daß wir erſt am 12. ſie beendigten. Die Aufnahme dieſer Straße wird es möglich machen, die Fahrt nach Manilla oder Canton durch die Sulu-See zu machen, wodurch bedeutend Zeit erſpart wird. Am 19. Nachmittags befanden wir uns in der Singaporeſtraße, und um 5 Uhr ließen wir die Anker auf der Rhede fallen, wo wir den Porpoiſe, Oregon und Flying Fiſh bereits trafen: erſterer war ſchon am 22. Januar, alſo beinahe ein Monat zuvor angekommen, der letztere nur drei Tage vor uns.

---

## Fünfzehntes Capitel.

### Rückreise nach New-York.

Wenn man sich Singapore nähert, bemerkt man schnell, daß hier ein großer Markt des orientalischen Handels ist; am auffallendsten ist dieß aber im Hafen selbst, der mit Schiffen der mannichfachsten Form und Größe angefüllt ist; darunter nehmen die chinesischen den ersten Rang ein, da man sie fast immer findet. Größer noch ist die Mannichfaltigkeit in Costüm und Race, wenn man ans Land geht: fast jeder, den man trifft, scheint anders als sein Vorgänger, so daß es einige Zeit dauert, bis man entscheiden kann, welche Nation vorherrscht; hat man aber die alte Stadt erreicht, so ist dieß nicht länger zweifelhaft, denn man findet bald, daß die Chinesen die zahlreichsten sind. Die Zahl der gesprochenen Sprachen erinnert an Babel, denn hier an der großen Hochstraße zwischen den westlichen und östlichen Nationen strömt alles zusammen. Es ist ein Freihafen in jedem Sinne des Worts: jeder darf hieher kommen, ohne daß man ihn fragt; Seeräuber aller Nationen können hier, so lange sie die Ordnung nicht stören, unbelästigt sich ausrüsten. Der scheinbare Mangel an Polizei oder Militärgewalt fiel mir anfangs ungemein auf, die Ordnung und Ruhe der ganzen Masse zeigte mir aber bald, daß hier eine bezähmende Macht seyn müsse, und ich fand auch bald die Polizeibeamten in der Kleidung von Persern heraus, da sie sich durch ihr nobles, reinliches Aussehen von der Masse der Einwohner unterscheiden, und übrigens an ihren rothen und schwarzen Schärpen sowie ihren Turbanen zu erkennen sind. Außerhalb der Stadt ist ein 600 Mann starkes, von europäischen Officieren befehligtes Regiment Sipahis einquartiert, gleich den englischen Soldaten in enganliegende rothe Röcke gekleidet, die unangemessenste Kleidung in diesem Klima, die man sich denken kann. Die Bevölkerung beträgt nach den authentischsten Nachrichten etwa 60,000 Seelen, darunter 45,000 Chinesen, 8000 Malayen, 7000 Indier und etwa 150 Fremde; unter der Gesammtzahl machen die Weiber nur ein Zehntel aus.

Singapore bietet als Versorgungshafen viele Vortheile dar, doch auch einige Nachtheile, die man freilich mehr oder weniger in allen Häfen des Orients findet. Dazu gehören unter andern

die Verheerungen der weißen Ameisen: ein Theil unseres Mehls wurde ganz unbrauchbar, denn diese Insekten hatten die Fässer in allen Richtungen durchbohrt, so daß, als man sie rollte, das Mehl wie durch ein Sieb abfloß. Das Klima von Singapore gilt trotz seiner geographischen Lage für gesund, während man von allen benachbarten Küsten und Inseln das Gegentheil sagt. Obwohl die Insel dem Ufer der Halbinsel Malacca nahe liegt, so ist die Stadt doch wegen ihrer Lage an dem Südpunkt derselben den herrschenden Winden ausgesetzt, welche, wie man allgemein glaubt, die Miasmen fortführen, sobald sie sich bilden. Freilich scheint alles dazu gemacht, Krankheiten zu erzeugen, denn die Ansiedlung liegt tief, und weite Striche Sumpf und Dschungeln sind in der Nähe; die Hitze aber wird sehr gemäßigt durch die Seewinde, und wechselt nur zwischen 79° und 84°; die mittlere Jahrestemperatur ist etwas über 80°, dabei sind aber die Nächte ausgelassen, deren Temperatur den Jahresdurchschnitt wesentlich niedriger gesetzt hätte. Es regnet fast jeden Nachmittag eine oder zwei Stunden lang, und in Folge dessen ist die Vegetation ungemein üppig; diesen häufigen Regenschauern schreiben auch manche die Gesundheit des Orts zu, indem dadurch die Malaria verhindert werde, da ein fortdauerndes Wachsthum unterhalten und die schädlichen Gase absorbirt würden.

Bei meiner Ankunft zu Singapore wurde mir berichtet, daß der Tender Flying Fish sich in nicht ganz seefähigem Zustand befinde; ich ließ ihn genau untersuchen, und es fand sich, daß derselbe zwar keine eigentlichen Beschädigungen erlitten hatte, aber doch durch den schweren vierjährigen Dienst in seinem ganzen Bau erschüttert worden war; ich konnte das Leben der Officiere und der Mannschaft auf demselben nicht aufs Spiel setzen, die Wiederausbesserung hätte aber nicht nur viel Geld, sondern auch viel Zeit gekostet. So sah ich mich denn genöthigt, ihn zu verkaufen, was ich sehr ungern that, da das Schiff der Expedition viele und wichtige Dienste geleistet hatte. Am 25. Febr. hatten wir alle unsere Vorräthe eingenommen, ausgenommen Brod, woran es uns einigermaßen fehlte; deßhalb beschloß ich mit dem Vincennes am Cap anzulegen, und schickte die beiden andern Schiffe nach Rio Janeiro, um dort gleichfalls sich zu versorgen und noch einige Beobachtungen anzustellen.

Am 26. Morgens lichteten wir mit einem frischen Landwind die Anker, fuhren durch die Straße von Rhio und erreichten am Morgen des 1. März den Nordeingang der Bancastraße, deren nördliches oder Sumatra-Ufer niedrig und dicht mit Wald bedeckt ist. Den nächsten Morgen fuhren wir rasch durch die Straße, kamen aber doch erst mit eintretender Dunkelheit heraus, und erst am 6. hatten wir das Inselgewirre ganz im Rücken, und gelangten auf den freien indischen Ocean. Am 12. erreichten wir $17^0$ SB. und $98^0$ O., und fühlten uns nun getragen von den langen aus Süden und Osten kommenden Wellen und den von der gleichen Seite wehenden Winden. Ich beschloß in dem Parallel der Breite zu bleiben, da ich aus Erfahrung in andern Meeren wußte, daß constante Passatwinde hier mehr als weiter gegen Süden herrschen. Da wir durch den indischen Ocean in den Monaten hin fuhren, wo die Orkane am meisten herrschen, so waren wir nicht ohne Besorgniß, und als wir uns der Länge von Mauritius näherten, achtete man sorgfältig auf alle Wetterzeichen. Am 16. waren die Anzeichen einer Veränderung augenscheinlich, auch fiel der Barometer, und wir bemerkten ein starkes, steigendes Anwogen der See von Süden und Westen her, was auf einer Strecke von 70 Meilen fortdauerte. So deutlich bezeichnet und so groß waren die Wellen, daß ich überzeugt war, in nicht großer Entfernung herrsche ein heftiger Sturm. Am 17. kamen wir 50 Meilen weit durch ähnliche Wogen von Süden und Osten her, und ich bemühte mich ihre Schnelligkeit und Höhe zu messen: erstere betrug 12 bis 20 M. in der Stunde, letztere etwa 18′. Am 20. hatten wir schönes Wetter bis Mittag, worauf der Wind gegen Norden umsprang; diese Veränderung war begleitet von einem Fall des Barometers und allen andern Anzeichen, daß wir einen der diesem Meer eigenthümlichen Orkane zu befahren haben würden, und alle Vorbereitungen wurden deßhalb getroffen. Der Barometer fiel allmählich binnen 6 Stunden von 30″ auf $29^0$ 79, blieb dann drei Stunden stehen, stieg dann um 1,10,″ fiel wieder auf 29″,79 und blieb in dieser Höhe über 24 Stunden. Während dieser Zeit änderte die Strömung der See ihre Richtung, und drängte mächtig von Westen her, so daß das Schiff gewaltig stampfte; dießmal war die Höhe der

Wellen etwa 23′, und ihre mittlere Schnelligkeit 25 Meilen in der Stunde; manche waren sicherlich höher.

Am 23. März erreichten wir 23° SB. und 68° OL. und hatten bis zum 30. herrliches Wetter und starke Passatwinde, die uns in den Stand setzten 250 Meilen des Tages zu machen. Am 4. April hatten wir Windstöße, begleitet von häufigem Blitz, Donner und Regen. Dieser Sturm dauerte drei Stunden, dann kamen wir aus demselben hinaus, und hatten einen klaren Himmel über uns; das Gewitter, welches das halbe Firmament einzunehmen schien, und viele schöne, gut gezeichnete Regenbogen auswies, hatten wir gleichsam hinter uns gelassen. Man erzählte mir am Cap, dieß Phänomen, daß der Himmel halb bedeckt sey, sehe man am Cap selbst und in den benachbarten Meeren häufig, und die, welche sich in geeigneter Stellung befänden, erblickten auch dieselbe Reihe schöner, gut gezeichneter Regenbogen. An den folgenden Tagen machten uns die Strömungen und die Beobachtung der verschiedenen Wärmegrade in verschiedenen Tiefen viel zu schaffen. Ich bin überzeugt daß für die Seefahrer, welche das Cap umschiffen, der Gebrauch des Thermometers von großem Vortheil ist, denn wenn sie sich in Wasser von mehr als 70° Wärme halten, so werden sie zwar ein etwas ungestümes Meer haben, aber viel schneller ums Cap herumkommen, und entdecken, daß dieß geschieht, indem sie auf die Kaltwasserströmung treffen, welche rasch gegen Nordwesten geht. Es ist für mich erwiesen, daß die Unregelmäßigkeit der Strömungen und der Temperatur in diesem Meeresstriche nur durch die Annahme einer obern und untern Strömung von verschiedener Temperatur sich erklären lasse. Die obere ist warm, die letztere kälter; hinsichtlich einer nähern Erklärung muß ich aber auf das Capitel über Strömungen und Wallfischstriche verweisen.

Am 12. kamen wir an der falschen Bay an, konnten aber erst am 13. einlaufen. Ich schickte sogleich einen Officier, um den Gouverneur zu begrüßen und ihm unsere Ankunft anzuzeigen, während ich selbst mich zu unserm Consul begab, der leider gerade krank lag, aber von unserer Ankunft schon zum voraus benachrichtigt war, und bereits für unsere Bedürfnisse gesorgt hatte. Die Stadt zeigt viele Spuren ihrer ursprünglichen Besitzer; die Häuser mit ihren kleinen Stockwerken, Säulchen und Giebelenden

nach der Straße zu mahnten mich an die der ältern Ansiedler in New-York und Albany; aber wenige Straßen haben Trottoirs, und viele sind gar nicht gepflastert, so daß man bei dem trocknen Klima bis an die Knöchel im Staub watet. Neun Zehntheile der Einwohner haben noch ganz das holländische Aussehen, und viele von ihnen verstehen keine andere als ihre Muttersprache, während auf eine große Anzahl die häufige Benennung „Boers" vollkommen paßt. Die Stadt ist regelmäßig angelegt, viele Straßen durchkreuzen sich in rechten Winkeln und haben eine ganz ansehnliche Breite; die Häuser sind ohne alle Rücksicht auf Geschmack mit verschiedenen Farben bemalt, und sehen reinlich, wenn gleich veraltet, aus. Nicht zwei gleichen einander, aber ihr Styl ist so markirt, daß man das Land, aus dem ihre Erbauer kamen, mit ziemlicher Sicherheit errathen kann. Holländische Tracht herrscht noch unter den Einwohnern, und in den Schulen wird Holländisch gelehrt, obgleich in vielen Englisch ein Gegenstand des Unterrichts ist. Erwägt man die lange Zeit, während welcher die Colonie unter englischer Herrschaft war, so ist es zum Verwundern, daß zum Verkehr mit den Einwohnern das Holländische weit nöthiger ist als das Englische.

Das Klima am Cap gilt gewöhnlich für gesund, und namentlich erfrischend für Personen, die durch einen langen Aufenthalt in Indien geschwächt sind. Wollte man den Behauptungen der Einwohner vollen Glauben schenken, so gäbe es nirgends in der Welt ein herrlicheres Klima; dieß wird aber durch das Zeugniß der meteorologischen Register, sowie die Erfahrungen derer, die darüber geschrieben haben, nicht ganz bestätigt. Es hat viele Eigenthümlichkeiten, und für seine Breite kann man es ein kaltes Klima nennen. Die mittlere Temperatur des Jahres ist $67\frac{1}{2}^0$, und es steigt und fällt etwa $10^0$ über diesen Durchschnitt. Die Einwohner nennen es ein warmes, gleichmäßiges Klima, nichtsdestoweniger aber ist es in vielen Lagen außerordentlich wandelbar: der Thermometer fällt manchmal um $10^0$ in eben so vielen Minuten, und erzeugt eine unangenehme Empfindung von Kälte. Dieß ist eine Folge der kalten Winde, die in Stößen vom Tafelberge herabwehen, um die Dichtigkeit der durch die Berührung mit dem erhitzten Boden verdünnten Atmosphäre auszugleichen. In freien und offenen Lagen bemerkt man zwischen der Tempe-

ratur des Sonnenscheins und Schattens wenig Unterschied. Den Wechsel des Klima's schreibt man den Winden zu: die Südostwinde herrschen den größten Theil des Jahres hindurch und sind warm; diesen folgen die kalten winterlichen Winde, welche unwandelbar Nebel und feuchtes Wetter bringen. Erwägt man die Lage des Caps in Bezug auf die großen Wassermassen, die es umgeben, so scheint mehr Grund vorhanden, den Wechsel des Klima's den kalten Polar- und den warmen tropischen Wasserströmungen zuzuschreiben, denn zieht man die Winde allein in Betracht, so sollte der Südostwind in der südlichen Hemisphäre Kälte erzeugen, West- und Nordwestwinde sollten aber warm seyn. Die obenerwähnten plötzlichen Temperaturwechsel sind rein local und oft auf sehr enge Gränzen beschränkt.

Ehe ich meine Bemerkungen über das Klima vom Cap schließe, muß ich noch der oft erwähnten merkwürdigen Wirkungen der Refraction erwähnen. Man sieht häufig eine seltsame Verdrehung der Gegenstände, und selbst in kurzer Entfernung von der Robbeninsel scheint die Brandung oft zu hohen Schaumströmen emporgeworfen, oder eine Welle ist so verdreht, daß sie hoch genug daherzurollen scheint, um die ganze Insel zu überschwemmen. Diese Verdrehungen kommen nicht nur auf der See, sondern auch bei Landansichten vor, wie es scheint aber aus entgegengesetzten Ursachen. Zur See haben wir Refractionen beobachtet, so oft der Thermometer an der Mastspitze eine höhere Temperatur zeigte als der an der Wasserfläche, *) am Cap aber muß die mit dem erhitzten Sandboden in Berührung kommende Luftströmung eine höhere Temperatur haben, als die unmittelbar darüber befindliche, und so die Verdrehung entfernter Gegenstände bewirkt werden; oder die Sache läßt sich erklären durch die Annahme jener parallelen Luftströmungen von verschiedenen Temperaturen, die in entgegengesetzter Richtung sich bewegen und außer dem unmittelbaren Einfluß der Erde sind. Ich kenne keinen Ort, der zur Beobachtung dieser Art von atmosphärischen Phänomenen so günstig ist wie das Cap und seine Nachbarschaft.

*) Kurz nach unserer Abfahrt hatte der Thermometer an der Mastspitze 73°, der auf dem Verdeck nur 59°; ein Schiff, das etwa 3 Meilen entfernt war, erschien dabei horizontal und vertical zugleich refrangirt.

Nachdem wir unsere Geschäfte beendigt, fuhren wir am 17. bei leichtem, ziemlich niedrigem Winde ab, und steuerten nach St. Helena, das wir in der gewöhnlichen Fahrzeit, nämlich in 13 Tagen, erreichten; der Porpoise und Oregon waren kurz zuvor abgegangen. Wir fanden auf der Rhede neun amerikanische Schiffe, sowie mehrere gecaperte Sklavenschiffe. Ein Besuch bei unserm Consul führte uns ins Innere der Insel, das nicht nur unschön ist, sondern auch, mit Ausnahme der Erinnerung an Napoleons Exil, durchaus nichts Interessantes darbietet. Prellerei wird hier aufs Aeußerste getrieben, namentlich wenn man neugierig genug ist, Longwood und Napoleons Grab zu besuchen, denn das Haus ist von der Regierung an einen Capt. Mason verpachtet für 150 Pfd., und dieser verlangt für den Eintritt ins Haus von jedem 2 Schill., die auch wir bezahlten. Die Thüre, durch welche man eintritt, ist mit einer kleinen vergitterten Verandah gedeckt, und führt in das sogenannte Billardzimmer, obwohl es viel zu klein scheint, um je zu diesem Zweck gedient zu haben, seine Wände sind mit allerlei Schreibereien bedeckt, und es sieht im Allgemeinen schmutzig und vernachlässigt aus. Das nächste Zimmer ist etwa 17′ lang und 14′ breit, soll als Speisezimmer gedient haben und ist Napoleons Sterbezimmer; jetzt steht eine Dreschmaschine darin, und es ist mit Spreu und Stroh bedeckt. Das nächste Zimmer diente als Bibliothek, sein gegenwärtiger Zustand aber ist ekelerregend, und es scheint zur Hühnerzucht zu dienen. Das Bad-, Bett- und Ankleidezimmer, die er beim Beginn seiner Krankheit bewohnte, werden jetzt zum Theil als Stall benützt. Der Platz, wo seine Leiche auf dem Paradebett lag, enthält acht Stellen, von denen fünf durch Pferde und Rindvieh besetzt sind. Wenn es die Absicht war, die Wohnung des gefallenen Kaisers möglichst herunterzuwürdigen, so konnte man den Zweck in der That nicht wirksamer bezeichnen; was aber auch immer der Beweggrund gewesen, mag eine Absicht oder nicht vorgewaltet haben, die Sache gereicht der brittischen Nation wenig zur Ehre. Der elende Zustand von Longwood zur Zeit unseres Besuches war ein Gegenstand des allgemeinen Tadels. Der Miethzins des Hauses fällt in den Schatz der Königin, und nichts von dieser elenden Summe wird zurückgelegt, um das Gebäude in Stand zu halten; ebenso wenig wird der Miethsmann

durch irgendwelche Bedingungen dazu verpflichtet. Mit Bedauern muß ich sagen, daß dieser Miethsmann ein Officier der brittischen Armee ist.

Bei unserer Rückkehr nach Jamestown machten wir dem Gouverneur Oberst Trelawney unsere Aufwartung; er genießt die Achtung und Zuneigung seiner Untergebenen, die er sich durch sein freundliches, vorsorgliches Benehmen verdient hat. In den Engthälern ostwärts und westwärts von Jamestown wohnen einige Hunderte befreiter Sklaven, welche von der Regierung unterhalten werden. Die Gesammtbevölkerung der Insel beträgt etwa 4000 Seelen, von denen die Weißen, wenn man die Garnison abzieht, den geringsten Theil ausmachen; die übrige Einwohnerschaft besteht aus Negern und ihren Abkömmlingen von gemischtem Blut, sowie aus einigen Chinesen.

Am 3. Mai gingen wir wieder unter Segel und steuerten bei günstigem Winde gegen Norden. Als wir innerhalb der Tropen kamen, hatten wir Morgens und Abends manche Gelegenheit das Zodiacallicht zu beobachten. Im Allgemeinen glich dasselbe einem deutlich gezeichneten Kegel, dessen Spitze nach den Sternen fast fortwährend auf $40^0$, die Basis auf $15^0$ stand; gleich nach Sonnenuntergang sah es wie ein breiter halbrunder Lichtstreif aus, dessen Glanz mit dem fortschreitenden Abend wuchs, wo er dann endlich die Kegelgestalt annahm. Die Lichtstärke wechselte von der eines glänzenden Nordlichts zu der eines Cometen, und die Mitte des Kegels war oft der am wenigsten glänzende Theil; während eines theilweise wolkigen Abends wurde es manchmal so glänzend, daß es die Sterne zweiter Größe verdunkelte. Seine Gestalt war am Morgen schärfer gezeichnet als am Abend, und sein Licht war mehr von blauer als gelber Färbung; die Höhe des Kegels war größer, die Basis aber minder breit. Mit dem Wechsel der Breite blieb die Stellung der Spitze des Kegels unverändert, aber die Neigung wechselte.

Am 9. Mai kreuzten wir den magnetischen Aequator unter $9^0$ 20′ S. und $16^0$ 40′ Wl. Ich hatte bei der Annäherung an den Aequator erwartet starke Strömungen gegen N. und W. zu finden, aber die Strömung war schwach und ging gegen S. und W. Am 10. Mai wurden wir 45 Meilen N. $85^0$ W. getrieben; die Verschiedenheit der Temperatur zwischen der Oberfläche des

Wassers und in 100 Faden Tiefe betrug 15°. Vom 11. bis 13. trafen wir auf keine Strömungen, am 14. aber trieb sie uns 32 M. S. 72° W. und als wir den Tiefseethermometer beobachteten, glaubte ich, es müsse ein Irrthum vorgegangen seyn, da er seit der letzten Beobachtung um 8° gefallen war; ein zweiter Versuch ward gemacht, das Resultat war aber dasselbe, so daß der Unterschied der Temperatur an der Oberfläche und in 100 Faden Tiefe fast 24° betrug. Am 15. Mai kamen wir in den NO. Passat, und am 16. durchschnitten wir den Aequator in 30° 30′ W. Um 6 Uhr Morgens an diesem Tag stieg der Thermometer in 100 Faden Tiefe auf 68,5°, dieselbe Temperatur, wie wir sie vor dem 14. hatten, wo wir den kalten untermeerischen Strom trafen. Wir hatten denselben fast im rechten Winkel gekreuzt, und ich schätzte seine Breite auf 200 Meilen. Am 17. ging die Strömung noch immer gegen Süden, und die Verschiedenheit zwischen der Temperatur der tiefen See und der Oberfläche war abermals 24°; dieser zweite unterseeische Strom mochte etwa 80 Meilen breit seyn. Vielleicht fließen die unterseeischen Ströme hier gegen Süden, und erzeugen die südliche Strömung, die wir erfuhren. Aus den zahlreichen langen, durch das Anplätschern auffallenden Wasserlinien, ergibt sich sehr deutlich, daß hier sehr starke, nicht an die Oberfläche gehende Strömungen bestehen, die von NNW. nach SSO. laufen.

In den folgenden Tagen näherten wir uns rasch der Heimath, am 28. trafen wir auf große Massen Seetang von dunkelbrauner Farbe und augenscheinlich im Zustande der Auflösung. Deutlich bemerkte man die Eigenthümlichkeiten dieses Tangs sich nach der Richtung des Windes in langen Streifen zu ordnen; einige derselben waren über eine Meile lang, während wir zu andern Zeiten ganze Felder von mehreren Acres in der Ausdehnung sahen. Am 2. Juni erreichten wir 29° N. und 68° WL., und der Wind wurde allmählich ungünstiger bis zum 8., wo wir in die Nähe des Golfstromes kamen, und das demselben eigenthümliche Wetter erfuhren. Die Blitze waren sehr lebhaft, und der Regen fiel in Strömen; seine Temperatur war 63°. Am Abend dieses Tages begann ein Sturm aus Osten, was ich sehr bedauerte, da ich gerne über die Temperatur in der Tiefe und die Geschwindigkeit des Stromes Untersuchungen angestellt

hätte. Die ungestüme See und der heftige Wind verhinderten es, und die bei der Nähe des Hafens wachsende Ungeduld Aller, bald ans Land zu kommen, verbot alle unnöthigen Zögerungen. Der Unterschied der Temperatur an der Oberfläche und in hundert Faden Tiefe betrug nur 3°; wir brauchten 7 Stunden, um quer durch den Golfstrom zu kommen, und fanden, wie bei unserer ersten Durchfahrt, daß der innere Rand der wärmste war, nämlich 79°; eine halbe Stunde nachdem wir den Golfstrom hinter uns hatten, fiel die Temperatur der Oberfläche um 12°. Der Morgen des 9. war nebelig und setzte unsere Geduld auf die Probe, aber durch die Abfeuerung von Kanonen zogen wir die Aufmerksamkeit der Lootsenboote auf uns, und als der Nebel sich zerstreute, war eines derselben nahe bei uns. Der eine Lootse kam an Bord, und am 10. Juni 1842 um Mittag ankerten wir vor Sandy Hook, wo bald darauf ein Dampfboot eintraf und uns ans Schlepptau nahm.

Ehe ich den Vincennes verließ, wurde die Mannschaft zusammengerufen, ich drückte ihr meinen Dank aus für die Art wie sie sich während der Kreuzfahrt gehalten, und sprach die Hoffnung aus, daß die Regierung ihnen die Belohnung angedeihen lassen würde, zu der sie ihr langer und gefahrvoller Dienst berechtige. Hierauf wurden zum Gruße Kanonenschüsse abgefeuert, meine Flagge abgenommen, und das Commando dem Capt. Hudson übergeben, der das Schiff in den Marinehafen führte. Sobald es hier sicher vor Anker lag, erhielt die ganze Mannschaft, die man entbehren konnte, Erlaubniß, mit ihrem Gepäck ans Land sich zu begeben. Eine lustigere Gesellschaft ließ sich nicht wohl finden, denn sie war auf einmal frei von der langen Einschränkung auf den Raum des Schiffs und der strengen Disciplin eines Kriegsfahrzeuges. Der Porpoise und Oregon waren inmittelst nach Rio Janeiro gegangen, wo sie ihre Instructionen vollzogen und nach eingenommenen Vorräthen ihre Fahrt nach den Vereinigten Staaten fortsetzten. Ihr Weg wich, nachdem sie die Linie passirt, nur wenig von denen ab die der Vincennes eingeschlagen hatte. In ihren Tiefseesondirungen fanden sie dieselbe niedrige Temperatur, die wir bemerkt hatten. Beide Schiffe kamen wenige Tage nach einander zu Neu-York an, und ihre Mannschaften wurden in derselben Weise wie die des Vincennes entlassen.

## Sechzehntes Capitel.

### Strömungen und Wallfischfang.

Es mag auf den ersten Anblick seltsam scheinen, daß zwei anscheinend so verschiedene Dinge, wie Strömungen und Wallfischfang, den Gegenstand Eines Capitels bilden sollen; wir werden indessen überzeugend nachweisen, daß die großen Strömungen des Oceans, welche die Nahrung für die Walthiere mit sich fortreißen, nicht bloß die Orte bestimmen, wohin sie sich gewöhnlich begeben, sondern auch die Jahreszeiten, in denen sie sich daselbst einfinden. In den Kreuz- und Querzügen unserer Expedition hatte man vielleicht mehr und umfassendere Gelegenheit, als je zuvor ein anderes Fahrzeug oder Geschwader, den Lauf und die Richtung der Strömungen zu untersuchen. Das also eröffnete Feld der Forschung erwies sich als so ungeheuer, daß ich bedauern muß, nicht noch mehr Gelegenheit gehabt zu haben, die Forschung weiter fortzusetzen. Gleichzeitige Beobachtungen in verschiedenen Theilen des Oceans und ihre Fortsetzung Monate, vielleicht das ganze Jahr lang, wären nöthig, um die Resultate, die ich gewonnen zu haben glaube, noch klarer und einleuchtender zu machen. Indeß ist, wie ich hoffe, genug geschehen, um die Neugier zu erwecken, und die Aufmerksamkeit künftiger Seefahrer anzuspornen, durch deren Arbeiten eine hinreichende Masse von Thatsachen sich sammeln ließe, auf welche eine keinen Zweifel mehr zulassende Theorie gegründet werden kann.

Ich war im ganzen Laufe unserer Fahrt bemüht, die größtmögliche Zahl von Versuchen mit der laufenden Logleine zu machen, obgleich ich wohl weiß, welche Einwürfe sich gegen dieß Instrument machen lassen, und daß namentlich, wenn die Strömung unter dem Meere ist, sich gar kein Resultat gewinnen läßt. Ist das Instrument aber auch nicht vollkommen, so gibt es doch nützliche Andeutungen, und sein regelmäßiger Gebrauch, der immer stattfinden mußte, wenn das Wetter es irgend gestattete, diente dazu, die Frage über die Strömungen uns stets vor Augen zu halten; das Interesse an den fast täglich fortgesetzten Versuchen dehnte sich allmählich von den Officieren selbst

über die Mannschaft aus. *) Um keine Verwirrungen zu veranlassen, habe ich zwischen Strömen (streams) und Strömungen (currents) unterschieden, **) und den ersten Ausdruck gebraucht, um die Bewegungen des Wassers zu bezeichnen, wodurch die Circulation der großen Masse des Oceans unterhalten wird, und den letzten auf die in ihrem Einfluß minder bedeutenden oder in ihren Wirkungen localen beschränkt, und die Richtungen, von denen die großen Ströme ausgehen, als polarisch und äquatorisch bezeichnet.

Gleich nach unserer Abfahrt von den Vorgebirgen Virginiens fühlten wir den Einfluß eines Stroms, der gegen Süden und parallel der Küste ging. Es ist zwar schon lange den Seemännern bekannt, daß eine Gegenströmung hart an dem Rande des Golfstroms hingeht, sie wurde aber von ihnen als eine Neer (eddy) desselben betrachtet; daß sie jedoch nicht als eine Neer dieser erhitzten Wassermasse betrachtet werden darf, geht aus dem großen Unterschied in der Temperatur hervor, denn diese fällt, wenn man aus dem Golfstrom in denjenigen, der in entgegengesetzter Richtung fließt, hinüberkommt, um 15⁰ bis 20⁰. Der letztere ist also um 5⁰ bis 10⁰, und selbst 15⁰, je nach der Jahreszeit, kälter, als die Wasser unserer Bayen oder Flüsse. Der innere Strom, der gegen SW. fließt, besteht, wie man jetzt sehr wohl weiß, längs unserer ganzen Ostküste, sowie der von Neu-

*) Auf der Karte, welche die Fahrten sowohl des gesammten Geschwaders als der einzelnen Schiffe angibt, sind die Richtungen und die Gewalt der obern Strömungen angezeigt, ebenso die Richtungen der Winde und die Isothermallinien für je fünf Grade des Thermometers von 30⁰ bis 95⁰. Die Zonen zwischen diesen Linien sind in Tinten colorirt, die von Kalt zum Warm wechseln, so daß man mit einem Blick die Curven überschauen kann. Auf Einen Blick erkennt man die wahre Verbindung zwischen der Lage dieser Linien und der Gestalt der Zonen, die sie einschließen, einer- und dem Fließen der Strömungen andererseits. Man wird daraus zum mindesten sogleich erkennen, daß die Vertheilung der Temperatur über die Oberfläche des Oceans durch Ursachen bedingt wird, welche von den gewöhnlich als die einzigen angenommenen bedeutend abweichen.

**) Dieser Unterschied ist indeß nicht genau eingehalten, und konnte wohl auch nicht eingehalten werden.

schottland, und die Capitäne unserer Paketboote haben durch Erfahrung den Werth, den er für sie auf der Heimfahrt haben kann, entdeckt, sie halten sich deßhalb bis vor Cap Sable nordwärts von 42⁰. Verfolgt man diesen Strom bis zum entlegensten Theil von Neuschottland, so ergibt sich, daß er nur ein Theil dessen ist, der längs der Küste von Labrador südwärts fließt. Der Labradorstrom kommt also aus der Davisstraße längs der Küste des neuen Continents herab bis mindestens zum Cap Hatteras; er gehört somit zu denen, welche man allgemein als die Polarströme bezeichnet.

Eine der stärksten Thatsachen, welche die Ausdehnung dieses Stroms bis in den fernsten Norden beweisen, liegt in der Fortschaffung ungeheurer Eismassen gegen Süden längs der Küste von Labrador; man trifft dieselben jährlich im Mai, Juni und Juli an den Bänken von Neufundland; sie wirken auf eine sehr merkliche Weise auf das Klima von Neufundland und Neuschottland ein, und machen, daß die Häfen selbst des letztern Landes bis zu einer späten Zeit des Jahres vom Eis geschlossen sind. Auch glaubt man, daß sie auf das Klima unserer östlichen oder das der Seeküste unserer nördlichen Staaten von nicht geringem Einfluß sind. Die Erscheinung der Eisberge entwickelt noch eine andere Thatsache in Beziehung auf diesen Strom, nämlich daß da, wo der Einfluß desselben nicht mehr auf der Oberfläche bemerkt wird, seine Wassermasse ihren Weg südwärts unter dem Golfstrom fortsetzt, der darüber gerade so hinfließt, wie das süße Wasser der großen Ströme der neuen Welt meilenweit über das dichtere Salzwasser hinströmt. Daß dem so ist, ersieht man aus dem Umstand, daß die Eisberge in der Nähe der großen Bänke da rasch süd- und westwärts sich fortbewegen, wo Schiffe von einer nördlichen und östlichen Strömung getragen werden. Die Eisberge, welche nach den Gesetzen der specifischen Schwere schwimmen, und nur ein Zehntheil ihrer Masse über der Oberfläche haben, werden augenscheinlich durch einen Strom fortgeführt, der in der frühern Richtung fließt, und gegen dessen Gewalt die Wirkung der oberflächlichen Strömung auf einen Theil ihrer Oberfläche nichts ausrichtet, während Schiffe nur in der letztern schwimmen und ihrem Einfluß gehorchen. Hier

haben wir also ein Beispiel zweier Strömungen übereinander in fast entgegengesetzten Richtungen.

Der Labradorstrom wird aber nicht bloß von den Wassern des Golfstroms überdeckt, sondern der Theil, welcher an der Oberfläche bleibt, wird auch ohne Zweifel von seiner südlichen Richtung abgelenkt und an die Ostküste gedrängt, bis er in der Nähe der Georgs-Bank sehr wesentlich gehemmt wird. Die Lage und die angeblichen Gefahren dieser Bänke, so wie die Schmalheit des Labradorstroms in ihrer Nähe hat die Seefahrer verhindert, von demselben den gehörigen Nutzen zu ziehen. Ich war im J. 1837 mit der Aufnahme der Untiefe an der Georgsbank beschäftigt, und sprach während dieser Arbeit mit vielen Küstenfahrern, die mir alle das Daseyn eines Stroms von kaltem Wasser zwischen dem Golfstrom und den Bänken bestätigten. In diesem kalten, für heimwärtsfahrende Schiffe günstigen Strom können diese sich halten, wenn sie nur auf den Thermometer und das Bleiloth achten: ersterer zeigt ihnen, wann sie in den Gegenstrom des Golfs eintreten; letzteres, wann sie sich den wechselnden Strömungen des Ufers und dessen Gefahren nähern. Alle, welche eine rasche Fahrt von Europa herüber zu machen wünschen, müssen aufmerksam sich innerhalb dieses Stromes halten.

Die Umstände begünstigten mich sehr, um Beobachtungen am Golfstrom zu machen. Wir kamen in denselben bei leichtem Wind, der unsern Fortschritt so langsam machte, daß wir 48 Stunden brauchten um ihn zu durchschiffen. Der Thermometer zeigte sogleich an, daß wir in denselben eingetreten. Die erste Sondirung ergab 77°, diese Temperatur stieg schnell auf 83° und nahm dann allmählich wieder auf 77° ab, so daß der innere oder nordwestliche Rand etwas wärmer ist als der äußere oder südöstliche. Nach den Berechnungen des Schiffslaufs ist der Strom an der Stelle, wo wir ihn durchschnitten, nämlich unter 34° 30′ N., 35 Meilen breit und seine Schnelligkeit beträgt etwa zwei Meilen in der Stunde; alle Seefahrer kennen aber die Thatsache, daß Breite und Geschwindigkeit des Golfstroms stark wechseln, und daß er manchmal der Küste viel näher kommt als zu andern Zeiten. Man hat die Annäherung des Golfstroms an unsere Ufer den nordöstlichen Winden zugeschrieben; diese wirken bekanntlich auf die Fluth in unsern Bayen und

Häfen ein; ich möchte aber doch kaum annehmen, daß sie eine hinreichend mächtige Kraft seyen, um die Lage und Schnelligkeit einer so großen Wassermasse zu ändern. Dagegen ist es sicher, daß der Golf und der Labradorstrom ihr Daseyn der ungleichen Vertheilung der Temperatur über die Erdoberfläche danken; in der Mächtigkeit der Ursachen, welche diese Wirkungen in den verschiedenen Jahreszeiten erzeugen, muß eine große Verschiedenheit seyn, und man kann daraus schließen, daß der Wechsel der Jahreszeiten ungleich auf beide Ströme wirkt. Die Gewalt desjenigen Theils der Labradorströmung, welcher der Küste der Vereinigten Staaten folgt, wird, wenn sie auf ihrer Höhe ist, den Golfstrom auswärts drängen, und wenn diese Kraft sich mindert, wird der Golfstrom näher an die Küste heranrücken, und zwar am nächsten, wenn seine relative Stärke am größten ist. Was auch die letzten Ursachen dieser Ströme seyn mögen, so möchten wohl die näher liegenden Ursachen unter dem Einfluß der Temperatur stehen, indem der Golfstrom an Masse und Schnelligkeit wächst, wenn die Temperatur am höchsten, und der Labrador-Strom, wenn sie am niedrigsten ist; man nimmt deßhalb ziemlich allgemein an, daß der erstere im Sommer unseres Klima's breiter und reißender ist als im Winter. Meine eigenen Beobachtungen erlauben mir indeß nicht, ein solches Wachsthum des Golfstroms im Sommer nachzuweisen.

Nachdem die Escadre über den Golfstrom hinaus war, bemerkten wir bis nach Madeira hin wenig von Strömungen, denn der ganze Unterschied zwischen dem gegißten Weg und der wirklichen Stellung des Schiffes betrug in 26 Tagen nur 175 Meilen. Ehe ich diesen Gegenstand verlasse, muß ich noch einige ziemlich bekannte Umstände erwähnen, die aber nicht innerhalb des Bereichs unserer Beobachtungen kamen. Der Strom, den man an unserer Küste unter dem Namen Golfstrom kennt, läßt sich oft auf der Oberfläche, aber mit verminderter Schnelligkeit quer durch den atlantischen Ocean hindurch verfolgen, da er manchmal Samen und Treibholz tropischer Klimate an die britischen Inseln wirft, selbst bis nach den Shetlands hinauf. Zu andern Zeiten, wenn der Golfstrom zu fließen aufhört oder durch die große Polarströmung überwältigt wird, werden sie von der letztern südostwärts getrieben nach den Küsten von Spanien und

Portugal, welche Strömung durch die Zahl der am Cap Finisterre gescheiterten Schiffe so verderblich geworden ist; wo er sich theilt, geht ein Arm davon, jetzt die Rennelströmung genannt, um die Ufer der Bay von Biscaya herum längs der Westküste Frankreichs und von da durch den englischen Canal, während der Hauptpolarstrom südwärts längs der portugiesischen Küste gegen Madeira hin mit verminderter Schnelligkeit als eine oberflächliche Strömung fließt. Bei Madeira und den canarischen Inseln scheint derselbe aufgehört zu haben, nach unsern Beobachtungen mit dem Tiefseethermometer aber ist immer noch ein unterseeischer Strom vorhanden. Statt des erstern haben wir die gewöhnlich als die afrikanische bezeichnete Strömung, welche so viele Schiffbrüche an dieser Küste verursacht, in Folge deren oft Schiffsmannschaften gefangen und in grausame Sklaverei geschleppt wurden.

Von Madeira nach den capverdischen Inseln fand man wenig oberflächliche Strömung, aber der unterseeische Strom dauerte fort, wie die niedrige Temperatur der Tiefseesondirungen ergab. An und in der Nähe der letztern Inseln, so wie zwischen ihnen und dem Cap Verde an der afrikanischen Küste selbst bemerkt man eine starke Strömung an der Oberfläche. Was den merkwürdigen Umstand der Entstehung einer Strömung und ihre vermehrte Schnelligkeit betrifft, welche jeder Seefahrer in der Nähe vieler Inseln bemerkt haben muß, und deren Wirkungen wir selbst auf unserer Reise oft erfuhren, so will ich jetzt die Ursache angeben, welche ich für völlig ausreichend halte, um die Wirkung zu erzeugen: dieß ist die Anhäufung von Wasser durch das Hemmniß, was die Inseln dem Fortfließen der untermeerischen Ströme entgegensetzen; das Niveau des Oceans wird dadurch in ihrer Nähe gehoben, somit eine Tendenz zum Ablaufen geschaffen, und dadurch eine Strömung erzeugt oder eine vorhandene Strömung verstärkt. Aus dieser Ursache sind, glaube ich, die Strömungen an den capverdischen Inseln so wie andere in der Nähe von Inseln und Bänken hervorgegangen, was durch den Umstand bestätigt wird, daß, wo kein unterseeischer Polarstrom vorhanden ist, auch keine dauernden Strömungen sich finden, wie später zur Genüge gezeigt werden wird.

Die bemerkenswerthe Strömung längs der Guineaküste am

Cap Palmas vorüber und in die Bay von Benin hinein schreibe ich derselben Ursache zu. Diese Strömung ist in der unmittelbaren Nähe des Aequatorialstromes, läuft aber in entgegengesetzter Richtung eine lange Strecke weit mit demselben parallel. Oberst Sabine, der diese Strömung im J. 1822 auf dem brittischen Schooner Pheasant beobachtete, macht darüber folgende Bemerkungen: „Auf dem Weg zwischen Cap Mount und Cap Three Points im April und Mai 1822 hat die sogenannte Guineaströmung die Fahrt des Pheasant 180 M. beschleunigt; in der Jahreszeit, wo die Südwestwinde an diesem Theile der Küste vorherrschen, läuft sie in bedeutender Schnelligkeit am Cap Palmas in der Richtung des Landes nach dem östlichen Theil des Golfs von Guinea. Die Breite dieser Strömung am Cap Palmas wechselt mit der Jahreszeit, und man fand sie bis zu 180 M. breit, weiter gegen Osten erweitert sie sich beinahe auf 300 M., und nimmt den ganzen Raum zwischen dem Land auf der einen Seite, und der in entgegengesetzter Richtung fließenden Aequatorialströmung ein. Die Schnelligkeit am Cap Palmas und Cap Three Points, so wie in der Nähe des Landes, war im Monat Mai etwa zwei Meilen in der Stunde, und weiter gegen Osten, wo der Pheasant sie der Quere nach durchschnitt und ihre Schnelligkeit durch die Ausbreitung des Wassers stark vermindert ist, betrug diese immer noch etwa eine Meile in der Stunde. Die allgemeine Temperatur des Stroms in der Mitte, im Golf von Guinea, betrug im April und Mai über 84°, verminderte sich an der Südgränze, wo sie mit dem kältern Wasser der Aequatorialströmung in Berührung kam, auf 83° und 82°, und an der Nordgränze in der Nähe des Landes hie und da auf 79° und 81½°. Auf der Fahrt zwischen dem Fluß Gabon und Ascension, eine Strecke von 1400 Meilen, förderte die Strömung den Lauf des Pheasant um mehr als 300 M. Bedeutender und für die Schifffahrt sehr nützlich ist der Unterschied zwischen der Aequatorial- und Guineaströmung. Diese zeigen das merkwürdige Phänomen paralleler, einander berührender, mit großer Schnelligkeit in entgegengesetzten Richtungen fließender Ströme, deren Temperatur 10° bis 12° von einander abweicht. Ihr Lauf geht dem Lande parallel über 1000 Meilen neben einander, und je nachdem ein Schiff in einer oder der andern Richtung längs der Küste hinfahren will, geht es in die eine oder andere Strömung

über, und seine Fahrt wird um 40 bis 50 Meilen des Tages gefördert oder aufgehalten.“ Diese Guineaströmung verliert sich in der Bay von Benin nahe an der Prince-Insel, welche in 7⁰ O. unter dem Aequator liegt, sie wird beschränkt und gehemmt durch einen südlichen Polarstrom, ziemlich in derselben Weise wie der Labradorstrom an der Küste der Vereinigten Staaten von dem Golfstrom beschränkt wird und, wie man glaubt, in der Nähe des Cap Hatteras sich verliert. Jenseits der capverdischen Inseln bemerkt man an der Oberfläche ein Ueberströmen der Wellen gegen einander, ein gegenseitiges Anspülen und eine fortdauernde Neigung zum Wechsel, als träfen zwei große unterseeische Strömungen in einiger Tiefe auf einander.

Auf unserm Wege von Porto Praya nach Rio Janeiro dauerten dieselben Anzeigen fort, wir trafen aber den Aequatorialstrom erst jenseits des Aequators unter 3⁰ S. B. und 25⁰ W. L.; er setzt seinen Lauf nach der Küste von Brasilien fort, von wo er zwischen den Inseln über dem Wind durchgeht, und schließlich den Golf von Mexico betritt. Dieser Theil unserer Fahrt ergab viele interessante Beobachtungen, weitgedehnte Anspülungslinien und das oben schon erwähnte Aufbrausen, was mit glatten Stellen und veränderlichen Strömungen, welche eine kurze Zeit in der einen und unmittelbar darauf in der andern Richtung laufen, abwechselte. Alles zeugte von entgegengesetzten Strömungen und einer gewaltsamen Mischung der Gewässer unter der Oberfläche. Von Porto Praya bis Rio betrug der Einfluß der Strömungen auf unsere Fahrt 280 M. in der Richtung N 41⁰ W. Um die Fortsetzung der Aequatorialströmung gegen Westen zu beweisen, will ich mich abermals auf eine fremde Autorität berufen, obwohl wir die Strömung auf unserer Heimreise selbst beobachteten. In der Fortsetzung der Reise des Pheasant sagt Sabine: „Auf der brasilianischen Seite von Pernambuco bis Cap San Roque nahm die nördliche Strömung schnell an Raschheit zu, bis am Cap selbst der Pheasant in den vollen Zug jenes Arms der Aequatorialströmung eingetreten war, welcher seinen Lauf längs der Nordküste von Brasilien und Guiana nach Westindien verfolgt. Vom Mittag des 16. bis zum Mittag des 17. Junius legte er $43\frac{1}{2}$ M. gegen Norden und $42\frac{1}{2}$ gegen Westen zurück, also in 24 Stunden in der Richtung N. 44⁰ W.

etwa 62 M. Der Pheasant stieß, den Tag nachdem er Maranham verlassen, auf die Strömung, welche mit der erstaunlichen Schnelligkeit von 99 Meilen in 24 Stunden dahinfloß. Am 10. Sept. Morgens 10 Uhr, während der Pheasant in der vollen Stärke der Strömung vier Knoten in der Stunde dahin fuhr, kündigte man plötzlich vom Mastkorb aus eine große Entfärbung des Meeres an: das Schiff befand sich in 5⁰ 8′ N. und 50⁰ 28′ W., das entfärbte Wasser konnte also kein anderes seyn, als der Strom des Marañon, der seinen ursprünglichen Lauf nicht weniger als 300 M. weit vor seine Mündung hinaus verfolgte, ohne daß sein Wasser sich mit dem blauen specifisch schwereren des Oceans vermischte, auf dessen Oberfläche es hinfloß. Es legte etwa 68 Meilen in 24 Stunden zurück."

Gegen Osten hat man nie eine Strömung von dieser Geschwindigkeit bemerkt, welchem Umstand ist nun das plötzliche Anwachsen der Strömung zuzuschreiben? oder welcher andern Ursache kann es zugeschrieben werden, als einer unterseeischen Strömung, welche direct gegen die flach auslaufende brasilianische Küste fließt, das Niveau des Oceans an diesen Ufern hebt, und dasselbe fortdauernd wieder herzustellen strebt, indem sie rasch nach der entgegengesetzten Richtung abfließt?

Ehe ich zu dem südatlantischen Ocean übergehe, will ich unsere Resultate im nördlichen recapituliren. Beginnen wir beim Aequator, so finden wir einen großen Oberflächestrom, der westwärts durch den Ocean fließt, längs der Küste von Brasilien hingeht, dann durch die Passagen der Inseln über dem Wind das karaibische Meer betritt und von da in den Golf von Mexico gelangt, von wo das Wasser in dem anfangs schmalen aber bald sich ausbreitenden Golfstrom das atlantische Meer durchzieht, und seine Kraft in der Mitte des Oceans erschöpft, manchmal aber auch bis an die brittischen Inseln reicht. Dieser große, auf dem offenen Ocean unter dem Aequator mäßig warme Strom wird an der Küste Brasiliens mehr erhitzt, und behält der Küste der Vereinigten Staaten gegenüber im Winter wie im Sommer eine Temperatur, die nahe an 80⁰ steigt und oft diese Stufe noch überschreitet. Inzwischen geht ein anderer großer Strom von den Küsten von Labrador und Neufundland herunter südwärts, theilt sich an diesen Bänken, und ein Arm davon folgt

der Linie der Sondirungen ab Neuschottland und den Vereinigten Staaten, während der andere unter dem Wasser des Golfstroms durch gegen Süden geht, und wo er mit Inseln und Bänken in Berührung kommt, auf die Temperatur der Oberfläche einwirkt. Der ununterbrochene Fluß dieses mächtigen Polarstroms geht längs der Küste von Portugal und Spanien hin, und weil er auf Cap Finisterre stößt, strömt ein kleiner Theil davon in die Bay von Biscaya und bildet die sogenannte Rennelströmung; ein anderer Theil fließt ins Mittelmeer, weil der Strom im Vergleich zu den Gewässern des letztern ein höheres Niveau hat. Der Hauptarm verfolgt seinen Weg auf der Oberfläche des Meeres bis Madeira und den Canarien, jenseits deren er nicht länger bemerkbar ist. Aber, wie die niedrige Temperatur der Tiefseesondirungen zeigt, verfolgt ein unterseeischer Strom seinen Weg bis zum Aequator, wo die Gewässer wieder denselben Rundweg beginnen wie zuvor.

Im südlichen Theil des oben bezeichneten Raums ist eine Wasserfläche, welche merkwürdige Erscheinungen zeigt. Diese nennt man das Sargasso-Meer, wegen der Menge von Tang (port. Sargasso), die sich darin findet. Die allgemeine Ansicht scheint zu seyn, daß dieser Raum durch eine Art von Rückströmung eingenommen ist, in welcher sich alle die von den verschiedenen Strömungen des Oceans fortgerissenen Stoffe sammeln, und daß dieser Ursache die Anhäufung von Tang zuzuschreiben sey. Diese Ansicht kann indeß nicht wohl die richtige seyn, denn fürs erste erscheint hier der Tang frischer als wie er auf dem Golfstrom und andern Strömungen treibt, und ist also dem Ort seines Wachsthums näher; zweitens weiß man nicht, daß irgend Treibholz oder andere Producte des festen Landes im Sargassomeer sich fänden, und drittens scheinen die bereits erwähnten Strömungen eher von hier wegzugehen, und dadurch anzudeuten, daß hier ein höheres Niveau als an andern Theilen des Oceans ist. Daß eine solche Verschiedenheit des Niveau's eine physische Ursache hat, unterliegt keinem vernünftigen Zweifel.

Um den vorigen Theil unseres Gegenstandes mit den Strömungen des südlichen atlantischen Oceans in Verbindung zu bringen, kehren wir zum Aequatorialstrom zurück, welchen wir, wie oben bemerkt, unter 8° S. B. trafen. Um den Schwierigkeiten,

welche dieser Strom verursachen mag, auszuweichen, sollten Schiffe, welche von den Vereinigten Staaten ausfahren, es vermeiden ihn zu früh zu treffen, sonst werden sie von demselben hinter oder westwärts vom Cap San Roque geführt. Darum ist es auch, je weiter westlich man bei der Rückreise den Aequator durchschneidet, desto besser. Man hat den Grund dieser Vorschriften manchmal ganz in den Winden gesucht, die man als schwach und ungünstig an andern Orten als denen wo die Strömung das Durchkreuzen der Linie erleichtert, dargestellt hat; das mag bis zu einem gewissen Grade wahr seyn, denn die Winde in diesen Gegenden des Oceans sind immer schwach, und mögen auch unter dem Einfluß eines so reißenden Stroms stehen. Der polarische Ursprung des Aequatorialstroms wird noch wahrscheinlicher durch die relative Temperatur derjenigen Theile des Oceans wo er fließt, und wo keine Strömung herrscht.

An der Südküste von Brasilien findet sich eine Strömung die anfangs gegen Südwesten geht, und dann sich allmählich gegen Süden wendet, bis man sie an der Mündung das Laplata nicht mehr bemerkt, sie scheint aber dann gegen Osten sich zu wenden und über den südatlantischen Ocean zu verbreiten. Dieß ist eine Erscheinung, deren Analogie mit unserm Golfstrom sich von selbst aufdrängt, und die Aehnlichkeit wird um so stärker, wenn man sieht daß sie vor der Mündung des Laplata mit der patagonischen Strömung, einem Arm des großen Südpolarstroms, zusammentrifft, der um das Cap Horn herumkommt, und längs der Küste des Landes, von dem er den Namen hat, hinfließt. Dieser Strom scheint, wie der von Labrador, einen Arm, den man für eine Rückströmung angenommen hat, zwischen der Südwestströmung und der Küste auszusenden. Die Ausdehnung, in welcher er namentlich nordwärts von dem Cap Frio vorherrscht, scheint sehr für diese Annahme zu sprechen.

Man trifft die Hauptmasse dieses oder vielleicht eines andern Südpolarstroms, der ins atlantische Meer eintritt, häufig auf der Oberfläche nordwärts und ostwärts von den Falklandsinseln; manchmal werden Eisberge längs demselben gegen Nordosten geführt, und in der Nähe dieser Inseln ist das ganze Meer zuweilen wie mit Eis bedeckt. Diesen Umstand bemerkte Commodore Wadsworth, der auf einer frühern Kreuzfahrt den Vincennes

commandirte, und wie ich von ihm erfuhr, hätte ein französisches Kriegsschiff um dieselbe Zeit weit ostwärts von den Falklands-Inseln gehen müssen um dem Eis auszuweichen, wenn es nicht dieser Nothwendigkeit dadurch entgangen wäre daß es sich hart an die patagonische Küste hielt, was in solchen Zeiten der sicherste Weg ist. Daß Eis auf diese Weise weit nordwärts in das atlantische Meer geführt wird, davon hatten wir auf unserer Reise einen überzeugenden Beweis, denn in einer Länge von 54° 30′ W. und in einer Breite von nicht mehr als 39° S. zeigte alles an, daß wir uns dem Eise näherten.

Der große Raum in der Mitte des südatlantischen Meeres hat nur temporäre und partielle Strömungen, und namentlich in der Nähe von St. Helena bemerkt man wenig oder gar keine Strömung. Dieß ergibt sich aus dem Umstand, daß Schiffe, die auf der Fahrt dahin leewärts gerathen sind, unschwer wieder umkehren. Die Tiefseetemperatur in der Nähe von St. Helena beweist, daß sich hier auch keine unterseeische Polarströmung findet. Es ergibt sich hieraus, daß der südatlantische Ocean der Sitz eines ähnlichen aber einfachern Systems von Strömungen ist, als der nordatlantische.

Am Cap Horn trafen wir auf den großen Südpolarstrom, dessen Kraft auf den Fortgang der Schiffe so großen Einfluß hat, und die Ursache so vieler Unfälle für die ältern Seefahrer war. Dieser Strom verbreitet sich weit gegen Osten, und Cap Horn theilt ihn in zwei Arme, von denen der eine längs der Westküste Amerika's weit gegen Norden hinauf geht. Der Hauptstrom geht ins atlantische Meer, und ist in der Nähe des Cap Horn fast so gut bekannt als der Golfstrom an unserer eigenen Küste. Er scheint in den Monaten August, September und October, die dem Frühling dieser Halbkugel entsprechen, am stärksten, im April und Mai, d. h. dem Herbst, am schwächsten. Er setzt seinen Lauf nordostwärts fort, bis er im südatlantischen Meer sich zu verlieren scheint, wahrscheinlich aber unter das wärmere Wasser, das längs der Küste von Brasilien daher fließt, hinabsinkt. Nach unsern Beobachtungen ist seine größte Geschwindigkeit 72 Meilen in 24 Stunden, in der Richtung ONO., seine gewöhnliche Schnelligkeit ist aber nur etwa 30 Meilen. Ein bemerkenswerther Umstand hinsichtlich des Wassers in der Nähe von Cap Horn ist seine

sehr niedrige Temperatur in großer Tiefe: wir fanden es in einer Tiefe von 400 Faden nur 28°, und obwohl dieß starke Sinken der Temperatur durch andere Beobachtungen nicht genau bestätigt wurde, so sind doch die in der Nähe angestellten hinreichend niedrig, um diese bemerkenswerthe Thatsache wahrscheinlich zu machen. Daß die Richtung einer großen Wassermasse gegen Nord und Ost sich nicht auf das Cap Horn beschränkt, davon haben wir einen Beweis darin, daß Eisberge selbst über die Linie hinausgetrieben werden, wo eine Strömung sich auf der Oberfläche bemerken läßt, wonach sie also durch unterseeische Ströme fortgeführt werden, und einen zweiten in den Beobachtungen der französischen Expedition unter d'Urville, welche längs der Eisschranke südlich von der Powellgruppe eine Strömung gegen ONO. bemerkte.

Es wurde oben angegeben, daß der nordöstlich gehende Polarstrom sich am Cap Horn in zwei Arme spaltet; der Chili-Arm behält anfangs die nordöstliche Richtung, und dringt gegen die Küste dieses Landes heran, wie er aber vorrückt, wird seine Richtung mehr nördlich: der Wechsel in der Richtung von NO. gegen Nord tritt unter 37° S. B. in der Nähe der Insel Mocha ein. Dieser Strom ist nicht bloß oberflächlich, sondern herrscht bis in einer großen Tiefe, was sich zuverlässig aus den Beobachtungen Dupetit Thouars in der französischen Fregatte Venus im Jahr 1837 ergibt: als er während einer Windstille tiefe Sondirungen in diesem Strom anstellte, hing die Leine während drei voller Stunden, welche die Beobachtung dauerte, vertical hinab, was er mit Recht der gleichmäßig schnellen Bewegung der ganzen Wassermasse gegen Norden zuschreibt. Das Andringen an die Küste in dem südlichen Theile des Stroms ergibt sich aus den zahlreichen Schiffbrüchen an der chilenischen Küste, und der Schwierigkeit für Schiffe, die von Valparaiso um das Cap Horn herum wollen, hinreichend weit auf die offene See hinaus zu kommen. Dieser Strom wie die andern oben besprochenen, wechselt je nach den Jahreszeiten in Breite und Kraft.

Auf unserer Fahrt von Valparaiso nach Callao fanden wir das Wasser von sehr niedriger Temperatur, aber die allgemeine Richtung der Strömung, welche 171 Meilen betrug, war fast gerade westlich; der Polarstrom an der Oberfläche scheint durch

die Bucht, welche die Küste von Peru und Chili bildet, abgelenkt zu seyn, weiter hin aber erhält der Strom seine Richtung gegen Norden wieder. Vor Callao ist er auf enge Gränzen beschränkt, aber durch seine niedrige Temperatur und das Treiben des Schiffs gegen Nordwesten ist er immer noch bemerklich; seine Breite wird auf 100 M. geschätzt. Die Galapagos-Inseln setzen ihm ein Hinderniß entgegen, und in ihrer Nähe, namentlich an den südlichern, kommen Strömungen vor, welche augenscheinlich dieser Ursache zuzuschreiben sind. Durch diese Inseln wird der Strom auch in zwei Arme getheilt, von denen der eine bis Panama fühlbar ist, der andere wird westwärts gedrängt und geht in den Aequatorialstrom des stillen Meeres über. Die Temperatur des Wassers um diese Inseln her ist niedrig, wie sich erwarten läßt, da der Polarstrom sie erreicht; daraus mag man sich auch die bemerkenswerthe Thatsache erklären lassen, daß an diesen Inseln, obwohl sie unter dem Aequator liegen, keine Korallen sich finden, da das Wasser eine niedrigere Temperatur hat als in welcher nach Dana die Thiere, welche die Korallenriffe bilden, leben oder mindestens zahlreich werden können; dieß gilt überhaupt von allen Küsten welche durch Polarströmungen bespült werden.

Zwischen Callao und Taheiti bemerkt man nach der Durchfahrt durch den Polarstrom wenig Strömung, zwischen den Inseln der Paumotu-Gruppe wurde gar keine beobachtet, und im ganzen wurden wir nicht weiter als 17 Meilen in einer Richtung N. 57° O. getrieben. Als wir uns diesen Inseln näherten, war die Temperaturveränderung derselben Art, wie wir sie später in andern Fällen erfuhren, nämlich ein Steigen. Dieß beweist daß die allgemein angenommene Meinung, wenn man in minder tiefes Meer oder in die Nähe von Inseln komme, so falle stets die Temperatur, nicht richtig ist. Meiner Ansicht nach findet dieser Fall nur statt wo Polarströme vorherrschen, namentlich unterseeische. Das Hemmniß treibt das Wasser von unten nach oben, das kalte Wasser der Polarströme mischt sich mit dem an der Oberfläche, und erzeugt die niedrigere Temperatur. Man könnte deßhalb fast den Satz aufstellen, daß ein Fall der Temperatur bei minder tiefer See auf das Vorhandenseyn von Polarströmen deute.

Zwischen den Gesellschaftsinseln und der Samoagruppe gibt es so zu sagen gar keine Strömungen. Die Entfernung ist etwa

2000 Meilen, unsere Fahrt dauerte 14 Tage, und in dieser ganzen Zeit wurden wir etwa 43 Meilen in einer Richtung N. 9° W. fortgetrieben. Als wir uns der Samoagruppe näherten, stieg die Temperatur des Wassers um einige Grade, dem Obengesagten zufolge eine Andeutung daß hier keine unterseeische kalte Strömung vorhanden ist. Rund um die Samoagruppe scheint eine Strömung den Kreislauf zu machen, denn an der Südseite geht sie fortwährend ostwärts, während sie an der Nordseite westwärts geht. Diese Strömung ist am schwächsten in der Nähe des Ufers, und erst in einiger Entfernung von den Inseln vollständig entwickelt. Diese Erscheinung steht kaum in Verbindung mit der Ebbe und Fluth, und scheint auch außer Verband mit dem allgemeinen System zu seyn, zum mindesten konnte ich sie aus allgemeinen Grundsätzen nicht erklären; ihre Kenntniß ist indeß für den Seefahrer von Bedeutung, da er die östliche Richtung auf der Südseite der Inseln benützen kann.

Als wir die Samoa-Inseln verließen, um gegen Sydney zu steuern, und westwärts an der Fidschigruppe vorüberkamen, fanden wir bis über letztere Insel hinaus eine Strömung gegen Südwesten. Als wir uns Lord Howe's-Insel und Bells Pyramide näherten, trafen wir auf eine Strömung gegen Norden, welche auf der Fahrt nach Sydney uns 120 Meilen weit trieb. In der Nähe der erstgenannten Insel fiel die Temperatur des Wassers auf 66°, stieg aber, noch ehe wir die Küste von Neusüdwales erreichten, auf 73°, und wir empfanden die Wirkungen eines Stroms, welcher parallel mit der Küste von Neuholland gegen Süden geht. Dieser Strom ist, gleich dem Golfstrom, wandelbar in Breite und Stärke, und fließt in manchen Jahreszeiten mit großer Raschheit. Er macht es rathsam daß nach Sydney bestimmte Schiffe nordwärts vom Hafen sich dem Lande nähern. Es ist nicht schwer, die Verbindung dieses Stroms mit demjenigen nachzuweisen, der, wie oben erwähnt, in der Nähe der Fidschigruppe gegen SW. geht, von dem ihn schräg treffenden Südpolarstrom gegen die Küste von Neusüdwales geworfen wird, und eine vermehrte Stärke durch die Gewässer erlangt, die auf der Westseite von Neuguinea gegen SW. strömen; ein starker Beweis der Existenz einer solchen Strömung findet sich in der Schwierigkeit ostwärts um die Barrier-Riffs herumzukommen. Dieser

Strom entspricht unserm Golfstrom, ist aber minder bedeutend; zu Zeiten erstreckt er sich bis zum Südende von Vandiemensland, da die Entfernung, auf welcher er herrscht, von der Stärke der ihm entgegenkommenden Polarströmung abhängt. Die französische Fregatte Venus traf auf diesen Strom süd- und ostwärts von Vandiemensland im Januar 1839, und brauchte 36 Stunden um ihn zu durchkreuzen; häufiger wendet er sich in die Baß-Straße, und verliert sich dann im Meere westlich von Vandiemensland, oder vermengt sich mit dem Polarstrom.

Wir erfuhren die Wirkungen des obigen Stroms bei unserer Fahrt nach und von Sydney, aber unser Lauf führte uns bald über seinen Einfluß hinaus. Die Strömung, welche wir später auf unserm Weg gegen Süden trafen, ging gegen Norden und Osten, und war am stärksten in der Nähe von Macquaries-Land, wo er 30 Meilen in 24 Stunden zurücklegte. Als wir uns dem antarktischen Continent näherten, nahm seine Stärke mehr und mehr ab, bis wir längs der Eisschranke wenig oder gar keine Strömung bemerkten. Freilich fehlten uns auch damals theilweise die Mittel der Beobachtung; aus einer Vergleichung der Lage der Eisschranke, wie wir sie sahen, mit der wie sie Cap. Roß ein Jahr später aufnahm, ergibt sich vielleicht daß ein schwaches Treiben gegen Nordwesten stattfindet, in welcher Richtung die Eisschranke in der Zwischenzeit vorgerückt zu seyn scheint. Bei der Rückkehr des Vincennes gegen Norden trafen wir abermals auf die nordöstliche Strömung, namentlich zwischen 50° und 60° S. B.; der Porpoise, dessen Weg weiter gegen Osten führte, fand auch die Richtung der Strömung östlicher, als wir aber in niedrigere Breiten kamen, wandte sie sich mehr und mehr gegen Norden, bis sie endlich ganz nördlich wurde. In der letzten Richtung trifft sie den südlichen Theil von Neuseeland, und bildet Strömungen auf beiden Seiten dieser Inseln, welche indeß nicht constant sind. Der Arm auf der Westseite scheint der stärkste, und man bemerkt ihn nördlich bis zur Cooksstraße. Die Strömung auf der Ostseite bildet gegen den Norden der Inseln einen Wirbel.

Wir müssen hier, obwohl wir keine eigene Erfahrung darüber haben, den Polarstrom hervorheben, der gegen Cap Leeuwin, das südwestliche Vorgebirge von Neuholland, geht. Nach Cap. Flinders, dessen Angaben durch französische Gewährsmänner be-

stätigt werden, theilt sich derselbe am Cap, und beide Arme strömen mit großer Geschwindigkeit eine Strecke weit gegen Norden und Osten. Der Arm, welcher östlich längs der Südküste von Neuholland geht, hat anfangs eine Geschwindigkeit von 27 Meilen in 24 Stunden, der andere eine Geschwindigkeit von 20 bis 30 Meilen. Alle Angaben stimmen überein, daß diese Geschwindigkeit bei beiden rasch abnimmt, und der östliche Arm jenseits der Baß-Straße nur schwach gefühlt wird. Der nördliche Arm folgt einer der Küste parallelen Linie, wird, wenn er die Nordküste Neuhollands erreicht, abermals abgebogen und strömt gegen Norden und Westen.

Als wir von unserer antarktischen Kreuzfahrt nach Sydney zurückkehrten, trafen wir abermals den warmen Strom, und da ich nun seine Existenz kannte, so richtete ich den Lauf des Schiffes in der Art, daß wir ihn wiederholt berührten; die Temperatur seines Wassers war 75°. Als wir von Sydney nach Neuseeland fuhren, erkannten wir aus der Temperatur und dem Treiben des Schiffes, daß derselbe Strom in geringer Entfernung vom Lande sich finde, und wir kamen auch über den von den Wallfischfängern sogenannten Mittelgrund, wo wir keine Strömung fanden, ein Umstand, den ich später noch erwähnen werde.

Zwischen Neuseeland und Tonga sind die Strömungen wechselnd, und ihre allgemeine Wirkung war ein Abtreiben des Schiffes um 108 M. in der Richtung S. 88° W. Auf diesem Wege kamen wir an den Kermadec-Inseln vorüber, und durch die Breiten wo die Südpolarströme sich zu verlieren scheinen. Bei der Abfahrt von Tonga trafen wir bald auf eine zwischen den Fidschi-Inseln bestehende Strömung, die durch den östlichen Theil dieser Inseln gegen Nordosten geht, wie der Umstand beweist, daß die Fässer eines Wallfischfängers, der an der Schildkröteninsel scheiterte, von der Strömung nach Fulanga geführt wurden, wo man sie auffing; wir selbst erfuhren gleichfalls diese Strömung in der ersten Nacht nach unserer Ankunft an diesen Inseln. Eine starke Strömung gegen Osten bemerkt man auch an der Südseite dieser Gruppe. Ich habe hier den Verlust unseres Apparats zu tiefen Sondirungen zu beklagen, dessen Wichtigkeit zu Entdeckung kalter unterseeischer Ströme hinlängliche Erfahrungen mich gelehrt hatten; ich bin jedoch überzeugt, daß in solchen die Ursache der Strö-

mungen an den Fidschi-Inseln liegt, und meine Ansichten wurden durch den Umstand bestätigt, daß der Peacock auf seiner Fahrt von Sydney nach Tongatabu nördliche Strömungen getroffen hatte.

Ich habe im Laufe der Reise Fälle erwähnt, wo die Inseln Polynesiens manchmal durch plötzliches Andringen des Wassers zum Theil überschwemmt werden. Ich bin geneigt, diese Erscheinung einem Polarstrom zuzuschreiben, der an den verschiedenen Gruppen aufgehalten wird, wenigstens kenne ich keine andere Ursache, die leicht solche Folgen erzeugen könnte, und man wird bemerkt haben, daß die Seiten der Inseln, welche am meisten litten, diejenigen waren welche dem Andringen eines aus einer hohen in eine niedrigere Breite gehenden Stroms am meisten ausgesetzt sind, während die Einwirkung auf der entgegengesetzten Seite stark vermindert oder ganz unmerklich ist.

Nachdem wir die Fidschi-Gruppe verlassen, trafen wir keine Strömung bis wir in 8⁰ S.B. gelangten, und auch hier nur in einzelnen Stößen. Dann kamen wir in Strömungen, die 3 bis 4 Tage anhielten, und gegen S.W. gingen, ihre vereinte Wirkung trieb uns aber nicht mehr als 20 oder 30 M. weit. Bei der Phönixgruppe fanden wir wechselnde Strömung, und sie scheint in der Jahreszeit, wo wir hinkamen, besonders schwach, im folgenden Januar aber, als der Peacock an jener Gruppe sich befand, traf er eine westliche Strömung, die einen oder zwei Grade weiter gegen Süden wieder aufhörte. Auf dieser Fahrt durchfuhr der Peacock einen Raum im Ocean, der sich durch die hohe Temperatur von 89⁰ auszeichnete. Die Gewässer dieses Raumes kommen also nicht in die allgemeine Circulation, und man kann denselben mit den ähnlichen Knotenpunkten im nordatlantischen Meer und nahe an den capverdischen Inseln vergleichen.

Auf unserer Fahrt gegen Norden durchfuhren wir einen westwärts gehenden Strom, der sich von 2⁰ S. bis 3⁰ N. und bis zu der Kingsmillgruppe im Westen ausdehnte, darauf einen zweiten, der mit gleicher Geschwindigkeit zwischen 4 und 9⁰ N.B. gegen Osten ging. Diese letzte tropische Gegenströmung verfolgten wir zwischen denselben Parallelen fast quer durch das stille Meer von 170⁰ O bis 138⁰ W. Wir hatten keine Gelegenheit uns zu vergewissern, ob sie auch westlich von den Mulgrave-Inseln existire, aber Horsburgh und mehrere andere Gewährsmänner erwähnen

das Vorkommen einer östlichen Strömung bis ans Meer von Celebes hin, namentlich unter 4° N. Nachdem wir über 10° N. hinaus waren, bemerkten wir die Wirkungen einer Strömung, die man dem Einfluß der Passatwinde zuschreibt, und dieß dauerte ohne sonderliche Verminderung der Stärke fort, bis wir unter 19° N. die Passatwinde verloren. Die Abtrift durch diese Strömung betrug 271 M. in der Richtung S. 71° W.

An den Sandwichinseln herrscht, nach den Beobachtungen die ich zu machen Gelegenheit hatte, keine regelmäßige Strömung, und ihre Stellung gleicht somit der von St. Helena; auch ist die Temperatur des Wassers um die Inseln her ziemlich der des benachbarten Oceans gleich, ein Umstand, den ich, wie oben schon angeführt, für einen Beweis halte, daß keine Polarströmung sie erreicht.

Unsere Fahrt von den Sandwich-Inseln nach der Nordwestküste Amerika's ergab in Bezug auf Strömungen interessante Resultate: sie waren unregelmäßig, bis wir 37° N. erreichten, dann aber trafen wir eine Südostströmung, die 50 Meilen in 24 Stunden lief, und deren Einfluß fortdauerte, bis wir die Küste von Oregon erreichten. Als der Peacock 90 Tage später denselben Raum durchschiffte, hatte nicht nur die Geschwindigkeit abgenommen, sondern die vorhandene Strömung lief fast in entgegengesetzter Richtung. Was die Ausdehnung dieser südöstlichen Strömung in den Monaten März und April betrifft, so habe ich darüber keine genaue Nachricht, und kann sie auch nicht nach andern Gewährsmännern liefern, da diejenigen, welche früher diesen Theil des Oceans besuchten, dem Gegenstand keine hinreichende Aufmerksamkeit geschenkt haben; alle stimmen jedoch überein, daß sie eine südöstliche Strömung fanden, sobald sie 130° W.L. und 31° N.B. erreicht hatten. In dem Raume, der zwischen den Meridianen 145° und 160° W.L. und den Parallelen 28° bis 35° N.B. liegt, scheinen die Strömungen sich zu verlieren, und dieß ist deßhalb als ein Knotenpunkt zu betrachten. Die obengenannte südöstliche Strömung kann ein Rücklauf einer Aequatorialströmung oder ein directer Polarstrom seyn, seine Temperatur aber würde eher für das letztere zeugen; indeß besteht ein gegen Nordosten fließender Aequatorialstrom an dem entgegengesetzten Ufer des stillen Meeres. Daß dieser an der Küste von

Japan sich findet, bis zu den Aleuten sich ausdehnt, und längs der Küste von Kamtschatka hingeht, ist wohl bekannt. Von seiner Existenz in der Nähe des letztern Landes haben wir überzeugende Beweise, namentlich die des Cap. Beechey über die Temperatur des Meeres in 67° N.B. nahe am Eiscap. Letztere Thatsache läßt keinen Zweifel darüber, daß der Einfluß einer aus einem tropischen Klima kommenden Strömung so weit sich ausdehnen muß, denn dieß ist der entlegenste Punkt von dem man bestimmt weiß, daß ein solcher Strom existirt. Er mag jedoch in Verbindung stehen mit der starken östlichen Strömung, die den Nachrichten aller Seefahrer zufolge, welche die nordwestliche Durchfahrt suchten, fortwährend durch das Eismeer geht. An den Aleuten scheint sich der Strom zu theilen, und ein Arm geht anfangs in nordöstlicher Richtung fort, ändert aber allmählich seinen Lauf, zieht längs der Küstenlinie von Amerika hin, und geht in den obenerwähnten Nordoststrom über. Dieser Strom, welcher durch die Aleuten geht, ist zweifelsohne ein äquatorischer, und seine niedrige Temperatur mag sich aus dem Umstand erklären, daß er sich mit dem durch eine Unterströmung aus der Polargegend durch die Behringsstraße kommenden Wasser vermischt, indem die aleutischen Inseln diese Unterströmung aufhalten, und so eine Mischung mit dem Wasser an der Oberfläche verursachen. Bei dem engen Raum der Behringsstraße kann natürlich keine große Wassermasse als unterseeischer Strom aus dem arktischen Ocean kommen, und seine Wirkung also in einiger Entfernung nicht bedeutend seyn.

Als wir auf unserer Rückkehr von den Sandwich-Inseln nach den Marianen fuhren, bemerkten wir eine leichte Strömung gegen Westen, welche man den Passatwinden zuschreiben kann. Jenseits der Marianen fanden wir eine Strömung gegen Norden, die aller Wahrscheinlichkeit mit dem Strom, der längs der japanischen Küste fließt, in Verbindung steht; diese Richtung herrschte vor, bis wir die Meerenge erreichten, durch die wir das chinesische Meer betraten. Von den Strömungen des letztern brauche ich nicht zu reden, da sie bekanntlich unter dem Einfluß der Monsuns stehen, und somit keineswegs constant sind. Da der Südwestmonsun eine Tendenz hat, den Aequatorialstrom zu verstärken, und den Gewässern eine Richtung gegen Nordosten zu geben,

so können wir in dieser entlegenen Gegend die Ursache finden, wodurch die Schnelligkeit der südöstlichen Strömung an der Nordwestküste Amerika's gerade in der Jahreszeit beschleunigt wird, in der man erwarten kann daß ein solcher Einfluß diese Ufer erreicht.

Auf unserer Fahrt aus dem chinesischen Meer nach dem Cap der guten Hoffnung trafen wir bis an die Ostküste von Afrika nur auf schwache Strömungen. Wir konnten auf diesem Theil unserer Fahrt die Tiefseetemperatur täglich untersuchen, da wir inzwischen mehrere selbstregistrirende Thermometer empfangen hatten. Diese Beobachtungen bestätigten die Ansicht, daß dieser Theil des Oceans unterseeischen Strömen wenig unterworfen ist. Als wir uns der Ostküste von Afrika näherten, empfanden wir zuerst den Einfluß des Polarstroms, dann, als wir noch näher kamen, den des Aequatorialstroms, der durch den Mozambiquecanal hinabgeht. Dieser Strom ist gewöhnlich auf enge Gränzen beschränkt, wird aber in gewissen Jahreszeiten stark genug, um seine Gewässer in südwestlicher Richtung bis jenseits der Aguillas-Bank zu werfen. Es ist kaum zu zweifeln, daß dieser äquatorische Strom nur an der Oberfläche ist und den Südpolarstrom überlagert; ein Theil dieses letztern stößt an die Aguillas-Bank an, und seine Gewässer werden dadurch an die Oberfläche gedrängt; dieß ergibt sich deutlich aus dem Umstand, daß er die Temperatur des Wassers in der Nähe des Caps auf 62$^0$ herunterbringt. Dieser Polarstrom wird durch das Cap getheilt: der östliche Theil geht an der Ostküste von Afrika als unterseeischer Strom hinauf und zwar durch den Mozambique-Canal; der andere und größere Theil wird abgebogen, geht an der Westküste Afrika's gegen Norden und bildet endlich den großen Aequatorialstrom des südatlantischen Meeres.

Wir haben gesehen, daß ein großer westwärts fließender Aequatorialstrom im atlantischen und stillen Ocean sich findet. Nach Horsburgh findet sich auch einer im indischen Ocean unter 3$^0$ N.B.; diesen kann man zurückführen auf den Polarstrom, der an der Westküste Neuhollands heraufgeht und nothwendig die Küsten von Java und Sumatra treffen muß; nach Beobachtungen im indischen Ocean fließt er 56 Meilen in 24 Stunden. Nach

demselben Gewährsmann scheint es, daß an der malabarischen Küste eine Strömung fortwährend gegen Süden geht.

An dem Chagos-Archipel sind die Strömungen periodisch, gehen während des Südostmonsuns westlich und nordwestlich, und in den Monaten December und Januar, wenn der Wind aus N.W. bläst, südöstlich. Um die Comorn-Inseln dagegen ist die vorherrschende Strömung von Westen her, und ober dem Nordende von Madagascar herrscht gleichfalls eine westliche Strömung das ganze Jahr hindurch. Aus diesem Grunde sind die Häfen der Insel schwer zu erreichen, und man muß sich ihnen von luvwärts nähern, da es schwer wäre, ihnen gegen die Strömung nahe zu kommen.

Im Mozambique-Canal ist eine Strömung nordwärts längs der Westküste von Madagascar, während an der entgegengesetzten Küste von Afrika das Wasser fast unaufhörlich gegen Süden geht. An derselben Küste aber findet sich nordwärts von der Linie eine schwache Strömung, die nach dem persischen Golf geht, und so die Strömung veranlaßt, welche an der malabarischen Küste südwärts hinabläuft.

Die äquatorische Strömung des südatlantischen Oceans kann man als ein gutes Beispiel der Wirkung anführen, welche Strömungen auf das Klima haben können. Die Insel Annobon liegt stets unter ihrem Einfluß; St. Thomas, in $6\frac{1}{2}^0$ O. L. und unmittelbar unter der Linie, wird zu Zeiten, die Prinzen-Insel aber nie von ihr erreicht. Oberst Sabine beschreibt die Art, wie dieser Umstand auf das Klima einwirkt, in folgender Weise: „Das zuweilen erfolgende Vorrücken des kalten Wassers der Aequatorialströmung bis zur Insel St. Thomas mag zum Theil eine anscheinende Eigenthümlichkeit im Klima dieser Insel erklären, wenn man es mit dem Klima der Küste von Westafrika überhaupt vergleicht. An allen brittischen Besitzungen vom Gambia unter $13^0$ N. B. bis zu den Forts an der Goldküste gelten die Monate Junius, Julius und August als ungesund, während sie dagegen auf St. Thomas die gesündesten im ganzen Jahre sind, wenigstens für die Europäer, nicht aber für die Neger, welche während ihrer Dauer sehr durch Schnupfen und Rheumatismen leiden. Es ist bekannt, daß das Wasser des Aequatorialstroms um $10^0$ bis $12^0$ kälter ist als das im Golf von Guinea, und daß seine Nord-

gränze, die zu andern Jahreszeiten 120 bis 180 M. südlich von dem Südende dieser Insel ist, im Junius die Insel selbst oder nahezu berührt, und es ist bei einer Erwägung der Ursachen, welche sein Vorrücken gegen den Aequator, wenn die Sonne in den nördlichen Zeichen steht, veranlassen, nicht unwahrscheinlich, daß er im Julius die ganze Insel St. Thomas umschließen mag. Die Temperatur der Luft hängt bekanntlich von der Oberfläche des Meeres unmittelbar ab; durchschifft man die Bucht von Biafra von Cap Formosa bis nach St. Thomas und beobachtet man die Temperatur der Luft über der Oberfläche der Guineaströmung im Schatten und luvwärts, um Sonnenaufgang, Mittag und Sonnenuntergang, so findet man sie mindestens 79°, höchstens 83½° und durchschnittlich 81½°, während in der Fahrt von dem Flusse Gabon nach Ascension über der Aequatorialströmung die Luft durchschnittlich eine Wärme von nur 74° mit sehr schwachen Abweichungen hat, obwohl ein Theil der Fahrt ganz am Rande der beiden Strömungen im Angesicht der Insel St. Thomas hingeht. Die Nähe der Aequatorialströmung also, wenn die Sonne in den nördlichen Zeichen steht, muß einen wesentlichen Einfluß auf die Temperatur der Insel, namentlich da der Wind stets südlich ist, und also auch auf das Klima üben. Die Insel St. Thomas hat, da sie unter dem Aequator liegt, natürlich zwei kalte Jahreszeiten oder Winter, da die Sonne im Junius und im December gleichweit entfernt ist, aber im Junius, Julius und August kommt auch noch der Einfluß des Wassers der Oberfläche hinzu, das um mehrere Grade kälter ist als im November, December und Januar; dadurch werden die Monate Junius, Julius und August vorzugsweise zum Winter von St. Thomas, wo die Eingebornen über Schnupfen und Rheumatismen sich beklagen, die Gesundheit der Europäer aber weniger afficirt wird als in andern Jahreszeiten, da das Klima dann dem ihrigen minder unähnlich ist als gewöhnlich. Die Ungesundheit des Klima's der Prinzen-Insel im Vergleich zu dem von St. Thomas, und beider zu dem von Annobon, was den Aufenthalt von Europäern betrifft, ist von portugiesischen Gewährsmännern häufig und speciell hervorgehoben worden, und ist auch auf der Prinzen-Insel und St. Thomas allgemein anerkannt. Das mag sich zur Genüge aus der Bemerkung erklären, daß Annobon stets von der Aequatorialströmung,

die Prinzen-Insel stets von der Guineaströmung umgeben ist, daß aber St. Thomas in der Mitte liegt, und gelegentlich beide auf sein Klima einwirken. In tropischen Klimaten machen wenige Grade der Temperatur einen wesentlichen Unterschied in der Empfindung der Eingebornen und in der Gesundheit der Europäer."

Faßt man die angeführten Thatsachen im allgemeinen zusammen, so geht daraus hervor, daß an den Westseiten des nord- und südatlantischen Meeres, des nördlichen und südlichen stillen Meeres und der indischen Meere Ströme von erwärmtem Wasser vorherrschen, die aus niederern nach höhern Breiten gehen. Diese wenden in den zwei nördlichen Meeren östlich, strömen gegen die entgegengesetzten Continente, und veranlassen ohne allen Zweifel die vergleichsweise gleichmäßige und hohe Temperatur an den Westküsten, wodurch das Klima der brittischen Inseln so besonders ausgezeichnet ist. Um das Gleichgewicht des Meeres zu erhalten, muß die solchergestalt von dem Aequator nach den Polen geworfene Wassermasse, nachdem sie in den höhern Breiten abgekühlt und dichter geworden ist, nach dem Aequator zurückkehren, und dieß wäre vorerst durch ganz unterseeische Strömungen zu erwarten. Aber der Einfluß des rückkehrenden Wassers wird auch an der Oberfläche gefühlt, und bildet die oben erwähnten oberflächlichen Polarströme. Die, welche von der großen Masse des Oceans in der südlichen Halbkugel kommen, gehen in der Richtung der vorspringenden Spitzen der Continente und großen Inseln, Cap Horn, Cap der guten Hoffnung, Cap Leeuwin u. s. w., wo sie gewöhnlich in zwei Arme getheilt werden. Die westlicheren treffen die Aequatorialströme, verändern deren Richtung, mäßigen oder hindern ihren Fortgang nach den Polen, und bilden die Knotenpunkte. Im nordatlantischen Meer haben wir gesehen, daß mindestens ein Theil des Nordpolarstroms sich am Cap Finisterre spaltet, unter dem Namen Rennelströmung, nach der Bay von Biscaya geht, die Form einer oberflächlichen Strömung verbunden mit einer Neer annimmt, während der Hauptarm seinen südlichen Lauf längs der Küste von Portugal verfolgt, und endlich ganz unterseeisch wird. Auf der Westseite des nordatlantischen Meeres in den höhern Breiten fließt der Labradorstrom, eine so mächtige Strömung daß wir kaum ihren Ursprung der Rückkehr der tropischen Wasser des atlantischen

Meeres allein zuschreiben können; man glaubt, dieß sey ein Theil des Aequatorialstroms der Südsee, der durch die Behringsstraße in das Eismeer dringt, die östlich gehende Strömung an den Nordufern Amerika's bildet, durch die vielen Durchfahrten zwischen dem Insel- und Eisberglabyrinth ins atlantische Meer eintritt, und endlich zurückkehrt, um wieder in den tropischen Klimaten des atlantischen Meeres erwärmt zu werden.

Unzweifelhaft liegt eine größere Masse kalten Wassers in den Tiefen der Aequatorialgegenden des atlantischen Meeres, als sich auf irgendeine andere Weise denn durch unterseeische Strömungen erklären läßt. Abgesonderte Beobachtungen, welche von den verschiedenen Schiffen unseres Geschwaders auf der Rückreise an verschiedenen Stellen gemacht wurden, zeigten dieselbe niedrige Temperatur in einer Tiefe von etwa 100 Faden innerhalb einer Zone zwischen 3° S. und 3° N. Die Beobachtungen der verschiedenen Schiffe differirten nur einen Grad von einander, und kamen in der Breite der ersten Zone nahezu überein. Ich bin überzeugt, daß die erste die wir trafen, mit dem kalten unterseeischen Strom, den unsere Tiefseebeobachtungen auf der Abreise in der Nähe der capverdischen Inseln zeigten, zusammenhängt. Da wir das südatlantische Meer durchfuhren, ohne irgendein Phänomen dieser Art zu beobachten, so kann man zuversichtlich behaupten, daß diese Masse von kaltem Wasser aus dem Norden kommt.

Doch wir kehren zu den westlichen Armen der Polarströme, welche gegen die zwei großen Vorgebirge der alten und neuen Continente andringen, zurück; diese werden durch das Land abgebogen, fließen in ihrer neuen Richtung gegen den Aequator und gehen in die westlichen Aequatorialströme über, welche gegen die Ostküsten der entgegengesetzten Continente gerichtet, durch die Sonne erwärmt und dadurch zu den warmen Strömen werden, mit denen unsere Recapitulation begann.

Die Zahl der bekannt gewordenen Thatsachen ist jetzt noch zu gering, um als Unterlage zu irgendeiner Theorie dienen zu können, indeß kann wohl kein Zweifel seyn, daß die große und genügende Ursache die ungleiche Vertheilung von Hitze über die Erdoberfläche ist. Wie Ströme, Strömungen und Gegenströmungen durch die Continente afficirt werden, das läßt sich unter-

suchen, welchen Einfluß aber Art und Form des Meeresbetts darauf ausübt, scheint gegenwärtig noch außer dem Bereich möglicher Untersuchung zu liegen. Möglichst vollständige Nachrichten über die Strömungen sind für den Seefahrer von großer Wichtigkeit, sie nehmen zunächst nach den Winden seine Aufmerksamkeit in Anspruch, und die Winde ihrerseits üben einen bedeutenden Einfluß auf die Strömungen. Die großen und manchmal sehr schwer zu erklärenden Wechsel der Strömungen wurden von allen Seefahrern bemerkt, man kann sie den bekannten anomalen und periodischen Veränderungen, die zuweilen vorkommen, zuschreiben.

Die Passatwinde, Monsuns und andere constante und periodische Winde, sowie die wechselnden Winde der gemäßigten Zonen sind durch die Art, wie die Temperatur durch die Polar- und Aequatorialströme über den Ocean verbreitet ist, entweder veranlaßt oder stark afficirt. Es ist deßhalb wegen der innigen Verbindung mit diesem Gegenstand nothwendig, die Räume zu erwähnen welche zwischen den Zonen der Passat- und der westlichen Winde liegen, und gewöhnlich der Sitz leichter westlicher Winde und Windstillen sind. Die Existenz einer solchen Zone im nordatlantischen Ocean war schon lange bekannt, und wir haben uns von der Existenz ähnlicher, obwohl minder ausgedehnter Zonen in den andern Meeren überzeugt. Sie liegen auf beiden Seiten der Parallelen von 30° in beiden Halbkugeln, und sind etwa 300 Meilen breit. Abgesehen von den Wirkungen der großen Strömungen der Atmosphäre finden wir, daß dieser Raum eine Art Neer ist, wo der Polar- und Aequatorialfluß der Gewässer sich gegenseitig neutralisiren, und somit alle schwimmenden, von beiden herbeigeführten Stoffe sich ansammeln. Ich werde Gelegenheit haben, dieser Zonen in Bezug auf den Wallfischfang besonders zu erwähnen. Wenn die obengegebene Ansicht von dem Strömen der Gewässer des Oceans und dessen Ergebnissen richtig ist, worüber unsere eigenen Beobachtungen und die aufgezählten Nachweise kaum einen Zweifel übrig lassen werden, so vermögen wir die wunderbare Vorsorge der Natur zu erkennen, wodurch der Schöpfer die flüssige Masse des Oceans so eingerichtet hat, daß sie in ihren endlosen Kreisläufen einen Zustand von Gleichgewicht sucht, den sie nie erreicht, und zu

gleicher Zeit und durch dieselben Mittel die übermäßige tropische Hitze über die ganze Oberfläche des Erdkreises verbreitet, und die eisigen Massen, die sich sonst in den kalten Zonen anhäufen würden, nach dem Aequator zu führt.

Setzt man aber die partiellen, oben umständlicher angegebenen Beobachtungen über Richtung und Ausdehnung der großen Ströme und Strömungen des Oceans, mögen sie nun oberflächliche oder unterseeische seyn, ganz bei Seite, so würden schon die Gewohnheiten des Spermaceti-Wallfisches allein den genügenden Beweis liefern, daß solche Strömungen existiren, und daß sie in ihrer Stärke und selbst in ihrer Richtung je nach der Jahreszeit wechseln. Es ist den Wallfischfängern wohl bekannt, daß die hauptsächliche und Lieblingsnahrung des Spermaceti-Wallfisches eine gallertartige Meduse ist, welche bis jetzt von den Naturforschern noch nicht gehörig beachtet wurde. Man kann jedoch als gewiß annehmen, daß diese Molluske am reichlichsten in den höhern Breiten beider Hemisphären vorhanden ist, die also ihre Erzeugungsorte zu seyn scheinen, und wofür sie auch ihren Gewohnheiten zufolge am besten paßt. *) Während unserer Kreuzfahrt in den höhern südlichen Breiten sahen wir ungeheure Massen dieser Medusen um und in der Nähe der Eisberge. Ihre Menge war so groß, daß man den Schluß daraus ziehen muß, ihr Lieblingsaufenthalt sey in Gewässern von solcher Temperatur, wie sie durch die Nähe dieser Eismassen erzeugt wird. Wallfische finden sich hier gleichfalls in Menge, und obwohl namentlich von der Species der Finnfische, fehlen doch auch Spermaceti-Wallfische nicht ganz.

Was die Meduse betrifft, so bewegt sie sich nur schwer, und ihre Bewegungen beschränken sich namentlich darauf nach Belieben sinken und steigen zu können. Wenn Polarströmungen vorhanden sind, so müssen die Medusen durch sie von ihrem Geburtsort fortgeschwemmt werden, und auf ihrem Wege nach niedrigeren Breiten durch ihre Kraft aufzusteigen oder zu sinken die Schichten kalten Wassers aufsuchen, die ihrer Constitution am

*) Unzählbare Thierchen, die angemessene Nahrung der gewöhnlichen Wallfische, finden sich gleichfalls hier, wie unsere eigenen Beobachtungen im Süden und die Scoresby's im Norden gezeigt haben.

besten zusagen. Meine Aufmerksamkeit wurde auf die Gewohnheiten der Wallfische in hohen Breiten gerichtet, besonders in Folge des Umstandes, daß sie hier an der Oberfläche fressen, statt, wie in niedrigern Breiten gewöhnlich geschieht, tiefer zu tauchen; man erblickte sie fortwährend, statt, wie sonst, nur in Zwischenräumen. Man wird leicht zugeben, daß die Meduse gleich andern Thieren ihre besondern Zeiten der Fortpflanzung hat, und es ist wahrscheinlich, daß die Zeit wo wir sie in solcher Anzahl sahen, diejenige war wo sie in größter Menge erzeugt wurden. So gerne sie nun auch in kaltem Wasser leben, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß ihre Vermehrung fortgeht, wenn die Gegenden in denen wir sie trafen, vom Eise gesperrt sind, und das erweckende Licht und die Wärme der Sonne ihnen fehlt. Die Nahrung des Spermaceti-Wallfisches wird also durch die Polarströme in der einen Jahreszeit in größerer Menge nach niedrigeren Breiten geführt als in andern, und diese Jahreszeit entspricht der, in welcher diese Strömungen die größte Gewalt haben; der Spermaceti-Wallfisch muß natürlich die höhern Breiten verlassen, und den Strömungen folgen, welche seine Nahrung fortführen. In Gemäßheit dieser Ansicht finden wir den Spermaceti-Wallfisch wandernd. Die Polarströmungen verschwinden, wie man gesehen, in manchen Fällen von der Oberfläche, hören aber darum nicht auf zu fließen, und selbst wo man sie an der Oberfläche und in der Tiefe beobachtet, wird, wenn man sich niedrigern Breiten nähert, das Wasser höherer Temperatur an der Oberfläche seyn. Die Meduse wird deßhalb in beiden Fällen in größere Tiefe sich senken, und der Wallfisch muß, um seine Nahrung zu suchen, die er in höhern Breiten an der Oberfläche finden kann, in die Tiefe tauchen. Wir haben gesehen, in welch entschiedener Weise die Polarströmungen an den südlichen Vorgebirgen der Continente oberflächlich werden oder bleiben. Eine ähnliche, aber in minder großem Umfang wirkende Ursache hebt sie, wenn sie unterseeisch sind, nämlich Inseln, die ihren Lauf hemmen und kaltes Wasser an die Oberfläche bringen. Hier also wird in der geeigneten Jahreszeit die Nahrung des Wallfisches nicht bloß zugänglicher, sondern auch in einem gegebenen Raume reichlicher seyn, weil die Schnelligkeit des Stroms hier aufgehalten wird. Ebenso finden in der Zone der

Windstillen die von den Polarströmungen herbeigeführten Stoffe aller Wahrscheinlichkeit nach einen Ruheplatz, und hier muß auch in den passenden Jahreszeiten die Nahrung des Wallfisches reichlich seyn. Solche Stellen habe ich oben schon als Knotenpunkte bezeichnet.

So annehmbar indeß diese Theorie auch seyn mag, um die Wandergewohnheit des Spermaceti-Wallfisches zu erklären, so kennen wir doch augenscheinlich die Naturgeschichte seiner Lieblingsnahrung, so wie den Lauf und die Schnelligkeit aller unterseeischen Polarströme viel zu wenig, um mit Gewißheit die Zeitpunkte voraussagen zu können, wo der Wallfisch sich in besondern Theilen des Oceans einfinden wird. Dieß läßt sich nur durch Beobachtung lernen, und lange Erfahrung hat die geschickten Wallfischfänger gelehrt, in welchen Gegenden des Meeres ihre Beute am liebsten sich aufhält, und zu welcher Zeit man sie am wahrscheinlichsten daselbst trifft. Vergleicht man diese Stellen und die Knotenpunkte der Strömungen, so wird das Zusammentreffen jedem Beobachter auffallen, und wenn alle zur Aufhellung des Gegenstandes nothwendigen Thatsachen sicher hergestellt seyn werden, dann mag die Theorie dazu dienen, die jetzt zur Erwerbung der nöthigen Kenntnisse erforderliche Lehrzeit abzukürzen. Der Rest dieses Capitels wird deßhalb dem Wallfischfang bestimmt seyn, um die Resultate unserer eigenen Beobachtungen zugleich mit den von andern erhaltenen Nachrichten darzulegen.

Den Wallfischfang kann man bei der Ausdehnung, mit der ihn unsere Landsleute betreiben, beinahe als ein wesentlich amerikanisches Geschäft ansehen. Unsere Wallfischfänger bedecken gleichsam das stille Meer mit ihren Segeln, und der Ertrag des Fangs gibt vielen Tausenden Unterhalt und Reichthum. Die Verzweigungen des Geschäfts dehnen sich auf alle Theile des Handels aus, verbreiten sich über die ganze Union, und ihr directer oder indirecter Einfluß scheint ihn dem ganz besondern Schutze der Regierung zu empfehlen. Es gehörte zu den ersten Zwecken der Entdeckungsexpedition, den gefährlichen Fahrten unserer unternehmenden Seeleute eine größere Sicherheit zu geben: auf allen unsern Fahrten wurde Winden und Strömungen die größte Aufmerksamkeit gewidmet, und ich hoffe die besten Richtungen bezeichnen zu können, um auf die passenden Jagdplätze

zu gelangen, und diese Localitäten genauer zu bezeichnen als bisher geschehen ist. Unsere Wallfischfängerflotte zählt jetzt 675 Fahrzeuge, meist von 400 Tonnen; 15 bis 16,000 unserer Landsleute sind nöthig um diese Schiffe zu bemannen, die Hälfte davon geht in denselben zum erstenmal aufs Meer und kehrt nach einer Reise voll Anstrengungen und Gefahren, meist im stillen Ocean, als gemachte Matrosen zurück. Der Werth unserer Wallfischfängerflotte wird auf nicht weniger als 25 Mill. Dollars geschätzt, und liefert einen jährlichen Ertrag von nicht weniger als 5 Millionen. Manche glauben, der Wallfischfang sey eine bloße Lotterie, und der Erfolg mehr dem guten Glück als der guten Leitung zuzuschreiben. Das ist aber ein Irrthum, denn es gibt vielleicht keinen Erwerbszweig auf dem Ocean, wo ein gesundes Urtheil nothwendiger, und der Erfolg mehr von Erfahrung, Unternehmungsgeist und Eifer des Befehlshabers abhängt, als der Wallfischfang.

Es sind hauptsächlich zwei Arten von Wallfischen, auf welche unsere Landsleute Jagd machen, der Spermaceti-Wallfisch (macrocephalus) und der eigentliche Wallfisch (mysticetus); beide Thiere weichen in Form und Gewohnheiten wesentlich von einander ab; der erstere hat Zähne, der letztere Barden, sie haben also verschiedene Nahrung: der erstere frißt die großen Medusen, von den Wallfischfängern „squid" genannt, der andere kleine Crustaceen und Fische. Ihre Ernährungsstellen sind also nicht an denselben Orten, denn während der letztere hauptsächlich Küsten und Bayen besucht, findet man den erstern selten anderswo als im tiefen Meer, meist weit weg vom Land. Beide Arten werden von erfahrnen Leuten an der Masse ihres Wasserausspritzens, an der Richtung und Höhe desselben, der mehr oder minder häufigen Wiederholung, der Art wie sie tauchen, der Länge der Zeit während der sie verschwinden, und der Körpermasse die sie außerhalb des Wassers zeigen, leicht schon in der Ferne erkannt. Ich beginne mit dem Fang des Spermaceti-Wallfisches, nicht nur weil er der wichtigere ist, sondern auch weil er mehr von der Geschicklichkeit und den Kenntnissen derer die ihn betreiben, abhängt.

Die vorzüglichsten Stellen, wo dieser Fang stattfindet, sind den Wallfischfängern durch besondere Namen bekannt, der Ufer-

strich (on shore ground), der Strich ab vom Ufer (off shore ground), der Mittelstrich u. s. w. Diese Räume haben weite Gränzen: der Uferstrich z. B. umfaßt die ganze Küste von Chili und Peru von der Insel Juan Fernandez bis zu den Galapagos-Inseln, und der Strich ab vom Ufer umfaßt den Raum zwischen 5° und 10° S. und 90° bis 120° W. Die nachfolgende Liste umfaßt alle die verschiedenen Wallfischstriche, die von unsern Wallfischfängern im stillen Meer besucht werden: 1) der Uferstrich, 2) der Strich ab vom Ufer, 3) in der Nähe der Hawaii-Inseln, 4) an den Gesellschafts-Inseln, 5) an der Samoa-Gruppe, 6) an der Fidschi-Gruppe, 7) an der Kingsmill-Gruppe, 8) längs und südlich vom Aequator von der Küste Südamerika's bis zur Kingsmill Gruppe, 9) quer durch den südlichen stillen Ocean zwischen den Parallelen 21° und 27°, 10) quer durch den nördlichen stillen Ocean zwischen 27° und 35° N. B., 11) in der Nähe der Ostküste von Neuseeland, 12) der Mittelstrich zwischen Neuholland und Neuseeland, 13) die Küste von Japan und der Seestrich bis zu den Bonin-Inseln hin, 14) die Nordwestküste von Amerika, 15) die Küste von Californien. Diese Plätze umfassen also ein mächtiges Feld, und man sollte glauben, es könne einem Schiff kaum fehlen diese Thiere zu finden. Dem ist indeß nicht immer also, und mancher kehrt leer um, wenn er nicht zur rechten Zeit anlangt. Die Erfahrung zeigt, daß Wallfische auf ihren Wanderungen sich zu gewissen Zeiten des Jahres auf den oben genannten Plätzen sammeln, und wer das Gewerbe kennt, bemüht sich bei Zeiten auf dem Platze zu seyn. Ich will jetzt nach den besten Nachrichten die Zeiten angeben, wo die Wallfische sich auf den verschiedenen Plätzen sammeln. Der Bequemlichkeit wegen theile ich diese Plätze in vier verschiedene Sectionen oder Gürtel ein. Diese Gürtel sind von 20 bis 26 Graden der Breite.

Der erste ist der zwischen dem Aequator und dem nördlichen Wendekreis, der zweite zwischen dem Wendekreis und 50° N., der dritte zwischen dem Aequator und dem südlichen Wendekreis, der vierte zwischen dem Wendekreis und 50° S. Zwischen den Tropen findet man fast immer Wallfische, indeß gibt es besondere Plätze innerhalb dieser Zone, an denen sie sich vorzugsweise sammeln. Wallfische finden sich im ersten Gürtel nördlich

vom Aequator im Süden der Sandwichinseln, und von da westlich bis zu den Mulgrave-Inseln den größten Theil des Jahres hindurch, aber die einzige Stelle innerhalb dieses Gürtels, wo sie zu einer bestimmten Jahreszeit bekanntermaßen in größerer Zahl sich finden, ist westlich von den Galapagos-Inseln; sie ziehen auf ihren Wanderungen wiederholt über diesen Raum hin, man findet sie aber gewöhnlich in der Nähe der kleinern Inseln. Im zweiten Gürtel streichen sie von der Küste Japan's nach der Nordwestküste Amerika's und Californiens. Hier finden sie sich vom Mai bis November. Im Monat Julius findet man sie an den Bonin-Inseln, zwischen diesen und der Küste von Japan; sie besuchen den Raum nordwärts von den Sandwich-Inseln zwischen 28° und 35° N. und 145° bis 165° W. vom Junius bis October; nach der Nordwestküste Amerika's begeben sie sich im August und September, nach der Küste von Californien im November und Januar. Der dritte Gürtel umfaßt das Meer von der Küste Südamerika's bis zur Kingsmill-Gruppe, mit Einschluß der Marquesas-, der Gesellschafts-, der Freundschafts-Inseln, der Samoa- und der Fidschi-Gruppe. Hier sind die Räume, welche man als die Striche an und ab vom Ufer kennt. Den letztern besuchen die Wallfischfänger vom November bis Februar, und längs dieses dritten Gürtels finden sich die Wallfische bis zu den Monaten Julius und August, zu welcher Zeit sie nach der Kingsmill- und Fidschi-Gruppe kommen. Nachzügler finden sich aber in diesem Raume zu allen Jahreszeiten. Der vierte Gürtel bietet die günstigste Zeit in den Monaten März, April und Mai ostwärts von Neuseeland, nach dieser Zeit längs und zwischen den Parallelen von 22° und 28° S. B. von der Küste Neuhollands bis zu der von Südamerika.

Untersucht man die besondern Oertlichkeiten, wo Wallfische zu gewissen Jahreszeiten sich am zahlreichsten einfinden, und verbindet diese mit meinen eigenen Beobachtungen über Strömungen, so ergibt sich daß die Sammelplätze derselben, genauer als alles andere was wir bis jetzt kennen, auf die neutralen Punkte hinweisen, d. h. auf die Räume, wo sich keine Strömungen finden. Diese müssen natürlich der Sammelort oder die Nährplätze dieser Thiere werden, und die Bestimmung dieser Punkte wird deßhalb ein neues Licht auf das System der Strömungen im

Ocean werfen. Ich habe selbst mich sehr bemüht über die Ausdehnung dieser Plätze Nachrichten von den Capitänen der Wallfischfänger einzuziehen, aber ihre Angaben waren oft miteinander im Widerspruch, und weichen manchmal hinsichtlich der Gränzen um 5 Grade von einander ab. Die Lage wechselt wohl in verschiedenen Jahren sehr, aber selbst dieß erklärt die Abweichungen der Angaben noch keineswegs. Wenn wir die Jahreszeiten der Erscheinung von Wallfischen an gewissen Inseln untersuchen, so werden sie gewöhnlich zu Anfang und Ende des Sommers in diesem Striche fallen, während welcher Zeit das thierische Leben am fruchtbarsten ist, und die Nahrung des Wallfisches also auch in der Nähe der besondern Gruppe am reichlichsten. Man hat mir häufig gesagt und glaubt allgemein, daß die Wallfische die Wärme lieben, und nur wenig Plätze außerhalb der Tropen aufsuchen. Dieß wäre seltsam genug, wenn es wahr wäre, aber der Hauptgrund, weßhalb sie wärmere Meeresstriche zu gewissen Jahreszeiten besuchen, liegt im Erhaschen ihrer Nahrung, die sich hier in größerer Fülle findet, und es scheint unzweifelhaft daß diese Thiere bei ihren Wanderungen mit den Strömungen ziehen, bis sie ihre Nahrung in reichlicher Menge finden, und dann an einem solchen Orte bleiben, bis sie erschöpft ist.

Nachdem ich die verschiedenen Gürtel im stillen Meere bezeichnet, komme ich an die Localitäten im atlantischen und indischen Ocean, wo der Fang des Spermaceti-Wallfisches am erfolgreichsten ist. Diese entsprechen gleichfalls den Stellen, wo die untermeerischen Strömungen wegen gegen einander wirkender Ursachen sich verlieren oder an Hemmnissen anstoßen. Die Plätze sind 1) von den Azoren ab, 2) an den capverdischen Inseln, 3) nördlich von den Bahama-Bänken, 4) im Golf von Mexico, 5) im karaibischen Meer, 6) östlich von den Inseln über dem Winde, 7) und 8) an der Nord- und Südküste von Brasilien, 9) im Carrolgrund oder einem Raum zwischen St. Helena und Afrika. Im indischen Ocean: 1) und 2) ab vom Nord- und Südende Madagascars und zwischen dieser Insel und der afrikanischen Küste, 3) an der Küste von Arabien, 4) an der Westküste von Java, 5) an der Nordwestküste von Neuholland, und 6) an der Südküste von Neuholland bis Vandiemensland hin. Die Zeit für diese Fischereien fällt mit derjenigen zusammen, wo man

erwarten kann, daß die Nahrung des Wallfisches, wenn die Polarströme sie herbeiführen, am reichlichsten ist.

Die erste Stelle hinsichtlich der Zeit ist die Nähe der Azoren; dieser Strich erstreckt sich über nicht mehr als 200 M. von diesen Inseln, und zwar namentlich im Süden derselben. Hier finden sich Wallfische während der Sommermonate und bis in den October hinein. Es ist zu bemerken, daß diese Inseln auf dem Weg des großen Nordpolarstroms liegen und ihn in seinem Lauf hemmen, folglich wird die Nahrung in ihrem Fortzug aufgehalten und hier angesammelt. Die zweite besuchte Stelle ist ab dem Cap Blanco und dem Cap Verde, und diese wird auch von den ausfahrenden Schiffen der Flotte des stillen Meeres besucht. Die Wallfischfänger des atlantischen Meeres gehen hierauf nach der Nordküste von Brasilien in den Monaten October, November und December, und von da nach der brasilischen Bank und vor die Mündungen des Rio de la Plata, wo sie im Januar und Februar fischen; sodann suchen sie St. Helena und den Carrol-Grund auf, welcher 50 bis 200 Meilen südöstlich von dieser Insel gegen das Cap der guten Hoffnung zu liegt. Auf dem letztern bleiben sie während der Monate März, April und Mai; von da gehen sie westlich längs der südamerikanischen Küste, ostwärts von den Inseln über dem Wind, von da nach den Bahama-Bänken, Cap Hatteras und längs der Küste der Vereinigten Staaten nach Hause. Im indischen Ocean wird der südliche Theil von Madagascar, ab Point Dauphin, im März und April besucht, im Mai, Junius und Julius der Strich ab dem Südwestcap von Madagascar im Mozambique-Canal und auf beiden Seiten desselben. Hierauf bringen sie noch einige Zeit vor dem Cap Corrientes zu und besuchen die Comorn-Inseln. Spermaceti-Wallfische finden sich häufig in großer Anzahl zwischen diesen Inseln, und die Schiffe machen gewöhnlich in ihrer Nähe gute Geschäfte. Die afrikanische Küste von Mozambique bis Zanzibar ist ein vortheilhafter Strich, und der letztere Ort auch ein guter Hafen zur Ausbesserung. Einige Schiffe dehnen ihre Kreuzfahrt während des Nordostmonsuns nach der arabischen Küste aus, aber die afrikanische wird gewöhnlich vorgezogen. Der Chagos-Archipel bietet zu Zeiten einigen Erfolg, aber es ist sehr zweifelhafter Grund und wurde noch nicht oft besucht; die geeignete Zeit ist während

des Südwestmonsuns. Der vortheilhafteste Strich im indischen Ocean ist die westliche und nordwestliche Küste von Neuholland, ostwärts bis zu den Inseln Timor, Lombok und Angier, und westwärts bis zu den Keeling-Inseln mit Einschluß der Küste Java's. Vergleicht man diese Angaben mit den früheren über die Strömungen und die Sammelorte der Wallfische, so wird man erkennen, wie nahe sie mit den Seestrichen zusammenhängen, wo die Polarströmungen durch Land oder Inseln aufgehalten oder in ihrem Laufe gehindert werden. Das Sulumeer ist der einzige Ort, der noch zu bemerken übrig ist; amerikanische Schiffe sind indeß selten dahin gegangen, einige englische aber sollen großen Erfolg gehabt haben.

Man ersieht aus allen diesen Angaben, daß hier Raum für eine ungeheure Flotte ist, ohne daß die Schiffe darum einander in den Weg treten. Seit einigen Jahren hat sich indeß die Ansicht verbreitet, daß die Wallfische an Zahl abnehmen. Diese Vermuthung scheint aber, so viel ich aus zahlreichen Nachforschungen entnehmen konnte, nicht gegründet. Sie sind allerdings wilder, oder, wie einige Wallfischfänger sich ausdrücken, „scheuer" (scary) geworden, und somit schwer zu fangen; erwägen wir aber die Zahl, welche fortdauernd jährlich gefangen wird, so wird man an keine große Abnahme glauben. Durchschnittlich sind 50 Wallfische nöthig, um ein Schiff zu füllen, und es werden somit jährlich, wenn man die gewonnene Masse Wallfischthran berechnet, etwa 5000 gefangen. Dieß scheint aber eine sehr geringe Zahl, wenn man erwägt daß ihre Nahrungsplätze einen Raum von 20 Mill. Quadratmeilen einnehmen.

Die Zahl der gefangenen ächten Wallfische verhält sich zu der der Spermaceti-Wallfische wie zwei zu eins. Erstere finden sich hauptsächlich an den Küsten, in den Buchten und selbst in den Häfen, und sind viel zahlreicher als die Spermaceti-Wallfische. Sie besuchen die Küste von Chili im Sommer vom October bis März, und finden sich an der Nordwestküste Amerika's und Californiens während des Sommers der nördlichen Halbkugel oder vom März bis November. An der Ost- und Westküste von Neuholland, sowie an der von Neuseeland sind sie vom November bis März in großer Zahl in den Bayen, wohin sie gehen um ihre Jungen zu werfen. Dieß können sie aber nicht

länger unbelästigt thun, da die Ufer jetzt mit ausgedehnten Niederlassungen zum Fang der Wallfische besetzt sind. Sobald die aufgestellten Schildwachen das Zeichen geben, werden Boote ins Wasser gelassen, das Wild verfolgt, und wenn getödtet, in die Bay hereingeschleppt und ausgehauen. Man hat aber hier so sehr ohne Unterschied Alt und Jung geschlachtet, daß diese Striche in neueren Zeiten weniger von den Wallfischen besucht sind.

Der ächte Wallfisch findet sich in viel bedeutenderer Größe in hohen Breiten als in niedrigen, und liefert nicht selten, wenn er dort gefangen wird, 180 Fässer Thran; außer dem Thran wirft auch das Fischbein noch einigen Gewinn ab. Wir sahen eine große Anzahl dieser Wallfische in den Buchten um Cap Horn in den Monaten März und April, aber das Wetter ist selten günstig für die Anwenduug der Boote. In minder tiefem Wasser hat man auch Versuche gemacht, eine andere Art, den Buckelwallfisch (Humpback, gibbosa) zu fangen, aber es ist sehr schwer, die Beute zu bekommen, denn kaum ist das Thier getödtet, so sinkt es dreißig oder vierzig Stunden lang in die Tiefe; man muß deßhalb ein Boot in der Nähe ankern oder eine Boye zurücklassen, und auch dann werden sie nicht selten durch Unterströmungen fortgeführt, oder gehen durch schlechtes Wetter verloren. Obwohl die höhern Breiten wegen der Zahl und Größe der Wallfische sehr anlockend sind, so bieten sie doch auch viele Schwierigkeiten dar, welche die Jagd in niedrigern Breiten vorziehen lassen. Das Wetter ist selbst im Sommer oft stürmisch, was das Aussetzen von Booten gefährlich macht, und auch bei schönem Wetter sind die Nebel häufig nicht bloß sehr lästig, sondern machen es unmöglich die Jagd auf irgend eine Entfernung fortzusetzen, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, Boot nnd Mannschaft zu verlieren. Unsere Wallfischfänger finden, daß ihr Gewerbe selbst in den niedrigen und minder stürmischen Breiten Beschwerden und Gefahren in genügendem Maaße darbietet. Trotz dieser Schwierigkeit ist der beliebteste und günstigste Seestrich für den ächten Wallfisch der Raum zwischen 50° und 55° N. B., wo neulich in den Monaten Junius und Julius eine große Anzahl von bedeutender Größe gefangen wurde; obwohl die günstige Zeit kurz ist, so sind doch große Schiffe vor ihrem Schluß mit voller Ladung heimgekehrt.

Der Gewinn des Wallfischfangs ist groß, und zeigt, was Eifer und Ausdauer leisten können, wenn sie gut geleitet sind. Es ist zum Erstaunen, wie gering die Zahl der Unfälle in dieser großen Flotte ist; das gänzliche Verlorengehen, das die Assekuranzcompagnien zu zahlen haben, beträgt selten mehr als ein Procent, die Verluste aus andern Ursachen nicht mehr als ein halbes, weßhalb auch die Assecuranz selten $2\frac{1}{2}$ Procent übersteigt, und dabei machen die Compagnien noch gute Geschäfte. Man rechnet, daß etwa zehn Procent der Schiffe Verlustfahrten machen, theils wegen Unfähigkeit der Capitäne, theils durch Zufall und Unglück. Ich habe oben die Anzahl der jährlich gefangenen Spermaceti-Wallfische auf 5000 angegeben, und dieß mag in manchen Jahren die Wahrheit übersteigen; nach den besten Gewährsmännern kann man jedoch annehmen, daß mindestens 10,000 von beiden Arten jährlich gefangen werden, mit Einschluß derer, die durch Zufall verloren gehen oder wegen ungünstigen Wetters nicht an Bord gebracht werden können; diese Verluste mögen sich auf 8 bis 10 Procent belaufen. Man behauptet, daß Männchen und Weibchen in gleicher Anzahl gefangen werden, gibt indeß zu, daß die letztern viel zahlreicher sind; der Grund, daß gleich viel gefangen werden, mag darin liegen, daß die Männchen größer und mehr gesucht sind. Sie geben durchschnittlich 30 bis 100 Fässer Thran, während die Weibchen selten über 45 Fässer und manchmal nicht mehr als fünf geben. Die Männchen finden sich stets nur in kleiner Zahl, die Weibchen aber in großen Heerden beisammen. Der Fang des ächten Wallfisches findet in beiden Halbkugeln in den höhern Breiten statt, wo die Nährplätze des Thiers sind. Mit dem Eintritt des Winters gehen die Weibchen nach den Bayen, um ihre Jungen zur Welt zu bringen, und bleiben hier bis zum Frühjahr, wo sie wieder nach den Nährplätzen gehen, um mit den Männchen zusammen zu kommen; wohin die letztern während der Zwischenzeit gehen, weiß man nicht, man glaubt aber nach den hohen Breiten, wo sie ihre Nahrung in größerer Menge finden.

Die Disciplin auf den Wallfischfängern ist, namentlich in den Häfen, wo sie landen, oft sehr lax; Capitäne und Mannschaften verklagen einander bei den Consuln, die sich oft nicht zu helfen wissen; nicht selten findet man einzelne Amerikaner auf

Inseln ausgesetzt, und wir sahen uns auf unserer Kreuzfahrt genöthigt mehrere solcher Unglücklichen aufzunehmen. In der Versorgung der Mannschaft und der gehörigen Aufsicht über die Gesundheit derselben, über Luft und Licht in den Schiffen fehlt es ungemein, und vieles ist noch zu verbessern. Namentlich sollte durch Lehre und Beispiel eine strenge Sittlichkeit an Bord herrschen, dann würden die Wallfischfänger in den Häfen mit Vergnügen aufgenommen werden, während man sie jetzt oft genug als einen Fluch für die aufdämmernde Civilisation betrachtet. Namentlich möchte ich zum Schlusse diejenigen, welche die Missionen in der Südsee angebahnt und gefördert haben, aufmuntern ihre Aufmerksamkeit auf die Sittlichkeit der Schiffsmannschaften und die Verbesserung ihrer Lage zu setzen. Die Mannschaften selbst aber sollten nie die Schuld der Dankbarkeit gegen diese Pioniere der Civilisation, die Missionäre, vergessen, denn sie haben schon an vielen Orten durch Beispiel und Lehren manche unserer Landsleute vor grausamer Gefangenschaft und einem schrecklichen Tode gerettet.

Inseln ausgesetzt, und wir sahen uns auf unserer Kreuzfahrt genöthigt mehrere solcher Unglücklichen aufzunehmen. In der Versorgung der Mannschaft und der gehörigen Aufsicht über die Gesundheit derselben, über Luft und Licht in den Schiffen fehlt es ungemein, und vieles ist noch zu verbessern. Namentlich sollte durch Lehre und Beispiel eine strenge Sittlichkeit an Bord herrschen, dann würden die Wallfischfänger in den Häfen mit Vergnügen aufgenommen werden, während man sie jetzt oft genug als einen Fluch für die aufdämmernde Civilisation betrachtet. Namentlich möchte ich zum Schluße diejenigen, welche die Missionen in der Südsee angebahnt und gefördert haben, aufmuntern ihre Aufmerksamkeit auf die Sittlichkeit der Schiffsmannschaften und die Verbesserung ihrer Lage zu lenken. Die Mannschaften selbst aber sollten nie die Schuld der Dankbarkeit gegen diese Pioniere der Civilisation, die Missionäre, vergessen, denn sie haben schon an vielen Orten durch Beispiel und Lehren manche unserer Landsleute vor grausamer Gefangenschaft und einem schrecklichen Tode gerettet.

Wilkes, Charles

Die Entdeckungsexpedition der Vereinigten Staaten in den Jahren 1838 bis 18
42 nach der Originalausgabe abgekürzt übersetzt

Bd.: 2

Stuttgart [u.a.] 1850